Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Geleitet von

Klaus Beitl

und

Franz Grieshofer

Redaktion

Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde)
Herbert Nikitsch (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von
Leopold Kretzenbacher (Lebring/München),
Franz Lipp (Linz), Oskar Moser (Klagenfurt/Graz)

Neue Serie
Band XLVII

Gesamtserie
Band 96

WIEN 1993

IM SEBSTVERLAG DES VEREINS FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche
Schriftleiter: Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitl und Oberrat Dr. Franz Grieshofer
Redaktion: Oberrat Dr. Margot Schindler und Mag. Herbert Nikitsch; alle: A-108(
Wien, Laudongasse 15 – 19. – Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9
Druck: Novographic, A-1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU ISSN 0029-966

Abhandlungen

Gabriela Kiliánová, Volkskunde in der Slowakei. Ein Überblick 1
Alexander Fenton, Institutionengeschichte der Europäischen Ethnologie in Schottland 17
John W. Cole, Robert Paynter und Gerald F. Reid, Gegenwärtige Tendenzen in der amerikanischen Kulturanthropologie 27
Bernhard Tschofen, Nahrungsforschung und Multikultur. Eine Wiener Skizze 125
Bernhard Purin, Dinge ohne Erinnerung. Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Museum 147
Béla Gunda, Wien in ungarischen Sprichwörtern 167

Franz Carl Lipp zum 80. Geburtstag

Oskar Moser, Franz Carl Lipp. Zum 80. Geburtstag am 30. Juli 1993 . . 245
Bibliographie Franz C. Lipp 1978 – 1992. Redigiert von Franz Grieshofer 253
Franz C. Lipp, Ein halbes Jahrhundert erlebte, erforschte und gestaltete Volkskunde 261
Olaf Bockhorn, Wiederzuentdecken: Pater Amand Baumgarten. Ein Beitrag zur Geschichte der oberösterreichischen Volkskunde 277
Franz Grieshofer, Von Jungfrauen, Blasmusikkapellen und Hausierern ... Zur Emblematik der Kastelruther Tracht 289

Oskar Moser zum 80. Geburtstag

Klaus Beitl, Oskar Moser. Zueignung zum 80. Geburtstag am 20. Jänner 1994 379
Oskar Moser, Aus meinem Leben. Versuch zu einem Curriculum Vitae . 381
Claudia Peschel-Wacha, Bunzlauer Keramik in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde 397
Margot Schindler, Kostüm einer Dame bei Hof. Ein Aspekt albanischer Kleiderfolklore 419
Nora Czapka, Bemalte Kästen aus dem Waldviertel 447
Bernhard Tschofen, Bewegliche Bildkugelschreiber. Über eine Sache und die Möglichkeiten, sie anzusehen 457
Nicola Lepp, Ledermythen. Materialien zu einer Ikonographie der schwarzen Lederjacke 471

Mitteilungen

Roland Girtler, Replik zu Johannes Moser, Die Bürde der Würde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVI/95, Heft 3, 369 – 373 45

János Szulovszky, „Maria Steinwurf" und die Rauchfangkehrer. Am Rand einer Kritik 181

Bernhard Tschofen, Alte Sammlungen – Neue Konzepte. Schausammlung zur historischen Volkskultur im Österreichischen Museum für Volkskunde 497

Chronik der Volkskunde

Das Institut für Gegenwartsvolkskunde in Wien und Mattersburg. Schließung und Überleitung (Klaus Beitl) 47

Rede zum 120. Geburtstag der Universität für Bodenkultur im ehemals Graf Schönborn'schen Palais in der Laudongasse am 1. Oktober 1992 (Manfried Welan) 49

Fakultätslehrgang „Museums- und Ausstellungsdidaktik" an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. SS 1991 – WS 1992/93 (Ulrike Vitovec) 52

Die Aufgaben des Österreichischen Bundesinstituts für den Wissenschaftlichen Film (ÖWF) 54

Mitteilung des Sorbischen Instituts e.V./Serbski institut z.t., Serbska centralna biblioteka, Bautzen, Oktober 1992 56

„Mit Glauben und Liebe". Volkstümliche sakrale Statuen aus den Sammlungen des Historischen Museums des Slowakischen Nationalmuseums Bratislava. Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee von April bis August 1993 (Magdalena Mrázová) 183

„Der Mensch im Mittelpunkt des volkskundlichen Films?". 3. Arbeitstagung der Kommission für den volkskundlichen Film der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Bonn (Elisabeth Bockhorn) 185

August Johan Bernet Kempers (1906 – 1992) (Ton Dekker) 187

Otto Koenig (1914 – 1992) (Elfriede G. Lies) 189

„Jubiläum einmal anders". 80 Jahre Abteilung für Volkskunde des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum (Roswitha Orač-Stipperger) . . 311

„Stroh-Intarsia" Kunsthandwerk, Hausgewerbe und Volkskunst in Europa. Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 23. September bis 16. Dezember 1993 (Klaus Beitl) 315

„Ćelem, ćelem lungone dromeja ..." Ich bin einen weiten Weg gegangen ... Aus dem Leben der Roma. Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee von Juni bis Oktober 1993 (Barbara Mersich) . 316

„Freilichtmuseum und Hausforschung". Eine österreichisch-slowenische Fachtagung in Klagenfurt am 24. und 25. Mai 1993 (Oskar Moser) . . . 319
4. Hinterglassymposion vom 10. bis 13. Juni 1993 in Sandl/OÖ (Hermine Aigner) 320
Bericht über die 2. Tagung tschechischer, bayerischer und sächsischer Museumsfachleute vom 23. bis 25. Juni 1993 in Eger (Barbara Mersich) 322
Europäische Ethnologie und kulturelles Erbe. Identität und Zugehörigkeit. Vom Lokalen zum Übernationalen. Europäischer Kongreß, 8. bis 11. Dezember 1993 in Tours/Frankreich 326
Ingeborg Weber-Kellermann † (Martin Scharfe) 328
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1992 (Franz Grieshofer) 503
Zauber der Masken (Judith Frisch-Wurth) 510
Bericht über die Tagung des „ICOM Costume Committee" in Edinburgh vom 12. bis 16. Juli 1993 (Margot Schindler) 512
„Baustelle Volkskultur". Enquête des Instituts für Volkskultur und Kulturentwicklung und Eröffnung des Kulturgast Hauses Bierstindl in Innsbruck (Elisabeth Bockhorn) 516
Bericht vom 26. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung vom 5. bis 9. Oktober 1993 in Soest in Westfalen (Werner Endres) 518
10. Symposion zur Volkserzählung auf der Brunnenburg, 13. bis 17. Oktober 1993 und Bronislaw Malinowski-Gedenkveranstaltung am Ritten, 16. Oktober 1993 (Ingo Schneider) 522
Hohe Österreichische Auszeichnung für Prof. Dr. Bertalan Andrásfalvy . . 526
Gösta Berg † (1903 – 1993) (Oskar Moser) 527
Karl Horak † (1908 – 1992) (Gerlinde Haid) 529
Günther Kapfhammer † (1937 – 1993) (Barbara Wolf) 532

Literatur der Volkskunde

Paul Hugger (Hg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur (Bernhard Tschofen) 58
Boris Groys, Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie (Bernhard Tschofen) 60
Wolfgang Bleier, Vorübergehend Indien. Bruchstücke aus indischen Orten (Bernhard Fuchs) 62
Ricarda Haase, „Das bißchen Haushalt ..."? Zur Geschichte der Technisierung und Rationalisierung der Hausarbeit. (Eva Vobruba) 64
Roland Girtler, Verbannt und vergessen. Eine untergehende deutschsprachige Kultur in Rumänien (Irmgard Sedler) 66

Johannes Moser, Elisabeth Katschnig-Fasch, Blatten. Ein Dorf an der Grenze (Bernhard Tschofen) 72
Wolfgang Kaschuba, Gottfried Korff und Bernd Jürgen Warneken, Arbeiterkultur seit 1945 – Ende oder Veränderung? (Wolfgang Slapansky) . . . 74
Gernot Kiermayr-Egger, Zwischen Kommen und Gehen. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Montafons (Bernhard Tschofen) 77
Vasilis G. Nitsiakos, Παραδοσιακές κοινωνικές δομές *[Traditionelle Gesellschaftsstrukturen]* (Walter Puchner) 78
Ursula Katzenmeier, Das Schachspiel des Mittelalters als Strukturierungsprinzip der Erec-Romane (Robert Nedoma) 83
Wolfgang Schivelbusch, Licht Schein und Wahn. Auftritte der elektrischen Beleuchtung im 20. Jahrhundert (Bernhard Tschofen) 86
Martin Scharfe (Hg.) Brauchforschung (= Wege der Forschung, Bd. 627) (Christian Stadelmann) 87
Dieter Hess (Hg.) Kulturjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis (Herbert Nikitsch) 89
Narodna umjetnost 28 (Walter Puchner) 90
M. M. Papajouannu, Δημοτικό τραγούδι και λαϊκός παλιτισμός *[Volkslied und Volkskultur]* (Walter Puchner) 92
Stefanos D. Imellos, Θρυλούμενα για τμν Ἁλωση και την εθνική αποκαταστασμ *[Sagen über den Fall Konstantinopels und die nationale Wiederherstellung der Griechen]* (Walter Puchner) 97
Arnold Niederer, Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel (Bernhard Tschofen) 193
Hubert Leischner, Menschen im Gebirge; Gianni Bodini, Menschen in den Alpen: Arbeit & Brot (Oskar Moser) 195
Siegfried W. de Rachewiltz, Kastanien im südlichen Tirol (Bernhard Tschofen) 197
Herbert Paulitsch, Das Phänomen „Bukovništvo" in der kärntner-slowenischen Kultur- und Literaturgeschichte (Herta Maurer-Lausegger) 199
Joachim Widera, Möglichkeiten und Grenzen volkskundlicher Interpretation von Hausinschriften (Christoph Dautermann) 205
Heinz Ellenberg, Bauernhaus und Landschaft in ökologischer und historischer Sicht (Oskar Moser) 208
Reinhard Johler, Ludwig Paulmichl, Barbara Plankensteiner (Hg.), Südtirol – Im Auge der Ethnographen (Herbert Nikitsch) 210
Nikolaus Grass, Alm und Wein (Herbert Schempf) 213
Helga Maria Wolf, Das BrauchBuch (Rudolf Pacik) 214
Michael G. Meraklis, Studien zum griechischen Märchen (Felix Karlinger) 216
Maria Jesus Lacarra, Pedro Alfonso (Felix Karlinger) 218

Beate Großegger, Susanne Rolinek, Regina Wonisch (Hg.), Museum. Ausstellung, Didaktik; Licht-Spiele. Neubauer Kinos gestern und heute (Bernhard Tschofen) 219
Renate Banik-Schweitzer u.a. (Hg.), Peter Lachnit (Red.), Wien Wirklich, Der Stadtführer (Maria Present) 220
Hermann Ehmann, affengeil. Ein Lexikon der Jugendsprache (Robert Nedoma) 222
Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ) (Oskar Moser) 225
John Cole, Eric R. Wolf, La Frontiera Nascosta. Ecologia e Etnicità fra Trentino e Sudtirolo (Reinhard Johler) 330
Jean Cuisenier, La maison rustique – Logique sociale et composition architecturale (Oskar Moser) 331
Martin Roth, Manfred Scheske, Hans-Christian Täubrich (Hg.), In aller Munde. Einhundert Jahre Odol (Bernhard Tschofen) 336
Dinzelbacher, Peter (Hg.), Sachwörterbuch der Mediävistik (Ursula Klingenböck) 338
Anna-Dorothee von der Brincken, Fines Terrae. Die Enden der Welt und der vierte Kontinent auf mittelalterlichen Weltkarten (Rudolf Simek) 341
Doris Sauer, Erinnerungen: Karl Haiding und die Forschungsstelle „Spiel und Spruch" (Herbert Nikitsch) 342
Lada Čale Feldman, Ines Prica, Rena Senjković, Fear, Death and Resistance. An Ethnography of War: Croatia 1991 – 1992 (Leopold Kretzenbacher) 344
Paul W. Roth, Soldatenheilige (Elfriede Grabner) 346
Esther Gajek, Irene Götz, „Studentenfutter". Was Studenten einkaufen und wie sie (miteinander) kochen und essen (Elsbeth Wallnöfer-Costazza) . 347
Monika Skowronski, Marina Marinescu, Die „Volksbücher" Bertoldo und Syntipas in Südosteuropa (Felix Karlinger) 348
E. Malkiel Lopez, Mitos y ritos indianos (Felix Karlinger) 349
M[a]. J. Lacarra, F. López Estrada, Origines de la Prosa (Felix Karlinger) . . 350
Bernhard Kathan, Die Geflügelschlachtschere oder die Erfindung der Tierliebe (Bernhard Tschofen) 351
Klaus Beitl (Hg.), Volkskunde-Institutionen in Österreich (Reinhard Johler) 535
Josef Seiter, „Blutigrot und silbrig hell ...". Bild, Symbolik und Agitation der frühen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Österreich (Olaf Bockhorn) . . . 537
Volker Hänsel, Diether Kramer (Hg.), Die Zwerge kommen! (Martina Eberspächer) 538
Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.), Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (Olaf Bockhorn) 541

Hans Ulrich Schlumpf (Hg.), Silvia Conzett (Bearb.), Filmkatalog der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (Herbert Nikitsch) 543
Vilém Flusser, Dinge und Undinge. Phänomenologische Skizzen (Bernhard Tschofen) 545
Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart (Bernhard Tschofen) 547
Alfred Pohler, Vorarlberger Bauernhöfe (Christian Stadelmann) 549
Werner Schiffauer (Hg.), Familie und Alltagskultur. Facetten urbanen Lebens in der Türkei (Gerti Furrer-Petrisch) 550
Jenő Barabás (Red.), Magyar néprajzi atlasz (Atlas der ungarischen Volkskultur) (Béla Gunda) 554
Leopold Kretzenbacher, Leben und Geschichte des Volksschauspiels in der Steiermark. Ausgewählte Aufsätze (Walter Puchner) 556
Stefan Schumacher, Die rätischen Inschriften. Geschichte und heutiger Stand der Forschung (Robert Nedoma) 558

Eingelangte Literatur

Winter 1992/93 (Magdalena Schwenter) 100
Frühjahr 1993 (Magdalena Schwenter) 229
Sommer 1993 (Magdalena Schwenter) 353
Herbst 1993 (Magdalena Schwenter) 561

Articles

Gabriela Kiliánová, Ethnology in Slovakia. A Survey 1
Alexander Fenton, Institutional History of European Ethnology in Scotland 17
John W. Cole, Robert Paynter and Gerald F. Reid, Present-day Tendencies in American Cultural Anthropology 27
Bernhard Tschofen, Food Research and Multi-culture. A Vienna Outline 125
Bernhard Purin, Things without Remembrance. Observations on the complicated Dealings with Jewish Cult- and Ritual Objects between Market an Museum 147
Béla Gunda, Vienna in Hungarian Proverbs 167

Franz Lipp. On His 80th Birthday

Oskar Moser, Franz Carl Lipp. On his 80th Birthday on 30 July 1993 . . 245
Bibliography of Franz C. Lipp 1978 – 1992. Edited by Franz Grieshofer 253
Franz C. Lipp, Half a Century of Experience, Research and Organisation in Ethnology 261
Olaf Bockhorn, To be rediscovered: Father Amand Baumgarten. A Contribution to the History of Upper Austrian Ethnology 277
Franz Grieshofer, Concerning Virgins, Wind-instrument Orchestras and Peddlers ... On the Symbolism of the Kastelruth Costume 289

Oskar Moser. On His 80th Birthday

Klaus Beitl, Oskar Moser. Dedication on his 80th Birthday on 20 January 1994 379
Oskar Moser, From my Life. Attempt at a Curriculum Vitae 381
Claudia Peschel-Wacha, Bunzlau Ceramics in the Collection of the Austrian Ethnological Museum 397
Margot Schindler, Costume of a Lady at Court. An Aspect of Albanian Costume-Folklore 419
Nora Czapka, Painted Chests from the Waldviertel 447
Bernhard Tschofen, Ball-Point Pens with Movable Objects. Concerning an Object and the Possible Ways of Looking at it 457
Nicola Lepp, The Myths of Leather. Evidence Towards an Iconography of the Black Leather Jacket 471

Communications

Roland Girtler, Reply to Johannes Moser, The Burden of Respect. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVI/95, Heft 3, 369 – 373 45

János Szulovszky, "Maria Steinwurf" and the Chimney Sweeps. Approaching a Critique 181
Bernhard Tschofen, Old Collections – New Concepts. Permanent Exhibition on Historical Folk Culture in the Austrian Ethnological Museum 497

Ethnological Chronicle

The Institute for Contemporary Ethnology in Vienna and Mattersburg. Closure and Transitional Arrangements (Klaus Beitl) 47
Speech on the Occasion of the 120th Anniversary of the University of Agriculture, Forestry and Renewable Natural Resources in the Former Palace of Count Schönborn in Laudongasse on 1 October 1992 (Manfried Welan) . . 49
The Faculty Course of Instruction, "Museum and Exhibition Didactics", at the Arts Faculty of the University of Vienna. SS 1991 – WS 1992/93 (Ulrike Vitovec) 52
The Tasks of the Austrian Federal Institute for Scientific Film (ÖWF) . . . 54
Communications of the Sorb Institute Inc./Serbski institut z.t., Serbska centralna biblioteka, Bautzen, October 1992 56
"With Faith and Love". Popular Sacral Statues from the Collections of the Historical Museum of the Slovakian National Museum in Bratislava. Special Exhibition in the Ethnographic Museum at Kittsee Castle from April to August 1993 (Magdalena Mrázová) 183
"The Individual as the Focal Point of Ethnological Film?" 3rd Working Conference of the Commission for Ethnological Film of the German Ethnological Association of Bonn (Elisabeth Bockhorn) 185
August Johan Bernet Kempers (1906 – 1992) (Ton Dekker) 187
Otto Koenig (1914 – 1992) (Elfriede G. Lies) 189
"Anniversary Once of Another Kind". 80 Years of the Ethnological Department of the Styrian Regional Museum Joanneum (Roswitha Orač-Stipperger) . . 311
"Straw-Intarsia" Craftwork, Home Industry and Folk Art in Europe. Special Exhibition in the Austrian Ethnological Museum from 23 September to 16 December 1993 (Klaus Beitl) 315
"Ǵelem, ǵelem lungone dromeja ..." I have travelled a long way. Aspects of the Life of the Romanies. Special Exhibition in the Ethnographic Museum at Kittsee Castle from June to October 1993 (Barbara Mersich) . . . 316
"Open Air Museum and Buildings Research". An Austrian-Slovenian Workshop in Klagenfurt on 24 and 25 May 1993 (Oskar Moser) 319
The fourth Symposium on Behind-glass Painting from 10 to 13 June 1993 in Sandl/Upper Austria (Hermine Aigner) 320
Report on the second Meeting of Czech, Bavarian and Saxon Museum Professionals from 23 to 25 June 1993 in Eger (Barbara Mersich) 322

European Ethnology and Cultural Inheritance. Identity and Belonging. From Local to Supra-national. European Congress, 8 to 11 December in Tours/France 326
Ingeborg Weber-Kellermann † (Martin Scharfe) 328
Association and Museum of Ethnology in Austria 1992 (Franz Grieshofer) . 503
The Magic of Masks (Judith Frisch-Wurth) 510
Report on the Meeting of the "ICOM Costume Committee" in Edinburgh from 12 to 16 July 1993 (Margot Schindler) 512
"Building Site: Folk Culture". Investigation of the Institute for Folk Culture and Cultural Development and the Opening of the House Bierstindl for Visitors with Cultural Interests in Innsbruck (Elisabeth Bockhorn) . . . 516
Report of the 26th International Pottery Symposium of the Working Party for Ceramics Research from 5 to 9 October 1993 in Soest, Westphalia (Werner Endres) 518
10th Symposium on the Folk Tale at the Brunnenburg, 13 – 17 October 1993, and Bronislaw Malinowski-Memorial Meeting in Ritten, 16 October 1993 (Ingo Schneider) 522
Great Austrian Distinction for Prof. Dr. Bertalan Andrásfalvy 526
Gösta Berg † (1903 – 1993) (Oskar Moser) 527
Karl Horak † (1908 – 1992) (Gerlinde Haid) 529
Günther Kapfhammer † (1937 – 1993) (Barbara Wolf) 532

Etudes

Gabriela Kiliánová, Ethnologie en Slovaquie. Un aperçu 1
Alexander Fenton, Histoire des institutions de l'ethnologie européenne en Ecosse 17
John W. Cole, Robert Paynter und Gerald F. Reid, Tendances actuelles de l'anthropologie culturelle aux Etats Unis 27
Bernhard Tschofen, Recherches sur l'alimentation et la multiculture. Une esquisse viennoise 125
Bernhard Purin, Des choses sans mémoire. Remarques sur les rapports difficiles avec les objects de culte ou de rite juif dans les marchés et musées 147
Béla Gunda, Vienne dans les proverbes hongrois 167

Hommages à Franz Carl Lipp

Oskar Moser, Franz Carl Lipp. A l'occasion de son 80ème anniversaire le 30 juillet 1993 245
Bibliographie de Franz C. Lipp 1978 – 1992. Rédigée par Franz Grieshofer 253
Franz C. Lipp, Un demie-siècle d'ethnologie vécue, étudiée et modelée . 261
Olaf Bockhorn, A redécouvrir: Père Amand Baumgartner. Une contribution à l'histoire de l'ethnologie en Haute Autriche 277
Franz Grieshofer, Des demoiselles, des fanfares et des marchands ambulants ... L'emblématique du costume traditionnel de Kastelruth . . 289

Hommages à Oskar Moser

Klaus Beitl, Oskar Moser. Une dédicace à l'occasion de son 80ème anniversaire le 20 janvier 1994 379
Oskar Moser, Sur ma vie. Essai de curriculum vitae 381
Claudia Peschel-Wacha, La céramique de Bunzlau dans les collections du Musée autrichien des arts et traditions populaires 397
Margot Schindler, Le costume d'une dame d'honneur. Un aspect de folklore vestimentaire albanais 419
Nora Czapka, Des armoires peintes de la région du «Waldviertel» 447
Bernhard Tschofen, Les stylos à bille avec image mobile. Sur un objet et les possibilités de le regarder 457
Nicola Lepp, Les mythes du cuir. Matériaux pour une iconographie de la veste en cuir noir 471

Informations

Roland Girtler, Réponse à Johannes Moser, Le fardeau de la dignité. Dans: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVI/95, numéro 3, 369 – 373 45

János Szulovszky, «Maria Steinwurf» et les ramoneurs. Réponse à une critique 181

Bernhard Tschofen, Vieilles collections – nouvelles conceptions. L'exposition permanente au Musée autrichien des arts et traditions populaires «Culture populaire historique» 497

Chroniques

L'institut d'ethnologie contemporaine à Vienne et à Mattersburg. Fermeture et transition (Klaus Beitl) 47

Discours fait à l'occasion du 120ème anniversaire de l'Université d'Agriculture, des Eaux et les Forêts dans l'ancien Palais des comtes de Schoenborn, Laudongasse, le 1er octobre 1992 (Manfried Welan) 49

Cours de formation «Pédagogie dans les musées et les expositions» à la faculté des sciences humaines de l'Université de Vienne. SS 1991 – WS 1992/93 (Ulrike Vitovec) 52

Mission de l'Institut national autrichien pour le film scientifique (OeWF) . 54

Information de l'Institut sorbe e.V./Serbski institut z.t., Serbska centralna biblioteka, Bautzen, Octobre 1992 56

«Avec foi et amour». Sculptures sacrales populaires des collections du Musée historique et du Musée national de la Slovaquie à Bratislava. Exposition au Musée ethnographique Château de Kittsee d'avril à août 1993 (Magdalena Mrázová) 183

«L'homme au centre du film ethnologique?». 3ème réunion de travail à Bonn de la commission du film ethnologique de la Société allemande d'ethnologie (Elisabeth Bockhorn) 185

August Johan Bernet Kempers (1906 – 1992) (Ton Dekker) 187

Otto Koenig (1914 – 1992) (Elfriede G. Lies) 189

«Anniversaire un peu différent». 80 ans de la collection ethnologique du Musée régional de Styrie «Joanneum» (Roswitha Orač-Stipperger) . . . 311

Marqueterie de paille. Artisanat, industrie familiale et art populaire en Europe. Exposition au Musée autrichien des arts et traditions populaires du 23 septembre au 16 décembre 1993 (Klaus Beitl) 315

«Ǵelem, ǵelem lungone dromeja ...» Je suis allé un long chemin ... Scènes de la vie des Roma. Exposition au Musée ethnographique, Château de Kittsee, de juin à octobre 1993 (Barbara Mersich) 316

«Musée de plein air et recherche sur l'architecture rurale». Un congrès austro-slovène à Klagenfurt le 24 et 25 mai 1993 (Oskar Moser) 319

4ème colloque sur la peinture sous verre du 10 au 13 juin 1993 à Sandl/Haute Autriche (Hermine Aigner) 320
Compte rendu de la 2ème conférence des muséologues tchèques, bavarois et saxons du 23 au 25 juin 1993 à Eger (Barbara Mersich) 322
Ethnologie et patrimoine en Europe. Identités et appartenances, du local au supranational. Colloque européen du 8 au 11 décembre 1993 à Tours/France 326
Ingeborg Weber-Kellermann † (Martin Scharfe) 328
L'association et le Musée autrichien des arts et traditions populaires en 1992 (Franz Grieshofer) 503
Le charme des masques (Judith Frisch-Wurth) 510
Compte rendu de la conférence de l'«ICOM Costume Committee» à Edinburgh du 12 au 16 juillet 1993 (Margot Schindler) 512
«Chantier culture populaire». Enquête de l'Institut de la culture populaire et du développement culturel et ouverture de «Kulturgast Haus Biernstindl» à Innsbruck (Elisabeth Bockhorn) 516
Compte rendu du 26ème symposion international sur la poterie du groupe de travail pour la recherche sur la céramique à Soest en Westphalie du 5 au 9 octobre 1993 (Werner Endres) 518
10ème symposion sur le conte populaire du château Brunnenburg du 13 au 17 octobre 1993 et fête commémorative pour Bronislaw Malinowski au Ritten le 16 octobre 1993 (Ingo Schneider) 522
Grande décoration autrichienne pour Prof. Dr. Bertalan Andrásfalvy 526
Gösta Berg † (1903 – 1993) (Oskar Moser) 527
Karl Horak † (1908 – 1992) (Gerlinde Haid) 529
Günther Kapfhammer † (1937 – 1993) (Barbara Wolf) 532

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 1 – 16*

Volkskunde in der Slowakei
Ein Überblick[1]

Von Gabriela Kiliánová

Das Ziel meines Vortrages ist es, Sie mit der Entwicklung der Volkskunde in der Slowakei bekannt zu machen. In einem kurzen Überblick ist es nicht möglich, in Details zu gehen, sodaß ich Ihnen hier die Haupttrends der Entwicklung und ihre Schnittpunkte unterbreiten werde. Gleichzeitig wissen wir alle, daß die Entwicklung jeder wissenschaftlichen Disziplin niemals so geradlinig verläuft, wie wir sie im zeitlichen Abstand dann reproduzieren. Da gibt es Bewegungen auf verschiedenen Seiten, Schritte vorwärts und auch Schritte zurück, Wiederkehr zu älteren Ansichten aus neuen Positionen. Und schließlich verläuft die Entwicklung jeder Wissenschaft nicht im luftleeren Raum, sondern wird sehr durch die gesellschaftliche Situation beeinflußt, in welcher die Wissenschaftler leben und arbeiten. Es ist, einfach ausgedrückt, auch ein Gewirr verschiedener menschlicher Schicksale, die keinesfalls zufällig die momentane Richtung und neue Orientierung in der Forschung bestimmen. Weil Wissenschaft von Menschen betrieben wird, hat sie ganz einfach auch menschliche Dimensionen.

Die Volkskunde in der Slowakei als selbständige wissenschaftliche Disziplin ist Ende des 18. Jahrhunderts allmählich aus der Heimatkunde entstanden. Unter dem Einfluß der philosophischen Ideen Montesquieus entwickelte sich im damaligen Ungarn, wozu in dieser Zeit die Slowakei gehörte, eine aufklärerisch-rationalistische Orientierung auf das Studium des Volkes und seiner Kultur hin. Das Interesse für das Volk hatte vor allem ökonomische Hintergründe, die Inhalt und thematische Richtung dieser neuentwickelten Wissenschaft beeinflußten. Arbeiten aus dieser Epoche, ob es nun Reisebeschreibungen und Monographien über einzelne Komitate waren oder Werke mit ethnographischem Material, konzentrierten sich eindeutig vorwiegend

1 Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten am 23. April 1992 im Verein für Volkskunde in Wien.

auf die Phänomene der materiellen Kultur des Volkes. Der geistigen Kultur und der Folklore wurde viel weniger Aufmerksamkeit gewidmet (Urbancová 1970; 1981).

Die aufklärerisch-rationalistische Epoche in der Volkskunde mündete im Werk von Ján Čaplovič (1780 - 1847) in die ersten wirklich volkskundlichen Monographien in Ungarn wie auch in die erste Definition der Ethnographie als selbständige wissenschaftliche Disziplin. Ján Čaplovič näherte sich am weitesten der Auffassung von Volkskunde, wie sie zu seiner Zeit z.B. Joseph Rohrer in seinem Werk über die Tiroler verstand und wie es später W. H. Riehl formulierte. Ján Čaplovič definierte die Ethnographie als Beschreibung aller Bewohner, ihrer menschlichen und gesellschaftlichen Beziehungen. „Die Ethnographie beschreibt den Menschen in allen Modifikationen seiner menschlichen Natur, die bedingt und ausgeprägt durch seine Koexistenz als Volk sind." (Ideen zur Disposition einer Ethnographie; Urbancová 1970, S. 152f) Ebenso wie Riehl verstand auch Čaplovič die Ethnographie als eine auf die Gegenwart bezogene nationale Disziplin.

Ungefähr ab den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die zweite romantisch-nationale Periode der Volkskunde in der Slowakei. Die Fundamente der Ideen legten Ján Kollár und Pavol Jozef Šafárik in den zwanziger Jahren mit ihren Werken. Kollár ging von der nationalen Ideologie aus, in welcher die Vorstellung einer „slawischen Nation" mit vier Zweigen dominierte. Die Slowaken reihte er in den tschechischen Zweig ein, und als Schriftsprache für die Slowaken propagierte er die Sprache der tschechischen Bibel. Gleichzeitig aber setzte sich unter dem Einfluß der Herderschen Ideen auch in der Slowakei die Vorstellung von einer nationalen Sprache durch, welche das grundlegende Merkmal jeder Nation sei: Die Sprache ist Ausdruck „des nationalen Geistes". Und obwohl Kollár und Šafárik die slawischen und tschechoslawischen Tendenzen festigen wollten, erhoben sie in ihren Werken spezifisch slowakische nationale Äußerungen (z.B. Šafárik in „Písně světské lidu slovenského v Uhřích", I. 1823, II. 1827/„Weltliche Lieder des slowakischen Volkes in Ungarn", J. Kollár in „Narodnie spievanky", 1834/„Volkslieder".) Dadurch ebneten sie den Weg zur romantischen Aufklärungsepoche, die sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entfaltete und in der volkskundlichen Tätigkeit der Matica slovenská („Slowakische Mutter", eine Kulturinstitution) in den Jahren 1863 - 1875 kulminierte und nach deren gewaltsamer Auflösung in der Slowakischen Musea-

len Gesellschaft (1893) eine Fortsetzung erfuhr. Im Geiste des romantischen Verständnisses der Sprache als wichtigstem Merkmal des Volkes hat sich die slowakische Volkskunde auf das Sammeln und Erforschen der Folklore (Lieder, Volksprosa, Volkstheater, Rätsel, Sprichwörter usw.) konzentriert und nur in geringerem Maße auf die geistige und fast überhaupt nicht auf die materielle Kultur. Erst Ende des 19. Jahrhunderts und unter dem Einfluß der ersten volkskundlichen Ausstellungen richtete sich das Interesse neuerlich auf diesen Bereich der Volkskultur wie z.B. Trachten, Stickereien, Volksarchitektur. Die Volkskunde der Mitte und zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde gepflegt von der nationalen, d.h. slowakischen Intelligenz, also Priester, Lehrer usw. Sie beschränkte sich auf das Sammeln des Materials und wurde gleichsam als Nebenbeschäftigung betrieben. In großem Maße diente sie der Unterstützung der nationalen Emanzipationsbewegung der Slowaken, vor allem nach dem Österreichisch-ungarischen Ausgleich, der für die Slowaken verschärfte nationale Unterdrückung brachte. In dieser Periode des Kampfes um die Existenz des Volkes hatte die theoretische und methodische Entfaltung der Volkskunde aus begreiflichen Gründen nicht einmal das Niveau der aufklärerisch-romantischen Epoche erreicht. Andererseits können wir den unglaublichen Fleiß vieler Intellektueller um die Wende zum 20. Jahrhundert gar nicht genug würdigen, leisteten sie doch sämtliche Sammlungs-, Publikations- und Organisationsarbeit unter schwierigen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen (Urbancová 1987).

Nach dem Ersten Weltkrieg, in der neuen tschechoslowakischen Republik, entstand im Jahre 1921 an der Komenský-Universität in Bratislava der erste Lehrstuhl für Volkskunde. Für dieses Fach bestand zwar verhältnismäßig großes Interesse unter den Studenten, doch gab es in der ganzen Slowakei nur drei Arbeitsplätze für Ethnographen und zwar am Lehrstuhl selbst und in der volkskundlichen Sektion der neugegründeten Matica slovenská (Michálek 1969). Die Mehrzahl der Absolventen der Volkskunde konnte sich ihrer Disziplin abermals nur als Nebenbeschäftigung widmen. Die Zwischenkriegszeit ist unter methodischem und theoretischem Aspekt von Anfang an vor allem durch die positivistischen Arbeiten der tschechischen Ethnographen und Folkloristen geprägt, die auch in der Slowakei tätig waren, wie z.B. Karel Chotek, Jiří Polívka, Antonín Václavík und Karel Plicka. Im Unterricht wie auch in der Forschung wurde große

Betonung auf die historische komparative Auslegung der Phänomene gelegt. Aber auch neue Impulse aus den Nachbarländern, wie die biologische Methode von A. van Gennep, die Biologie des Erzählens, schon 1926 von Kurt Ranke formuliert, waren in der Slowakei bekannt. Prof. Frank Wollman, der mit seinen Studenten des Slawischen Seminars der Komenský-Universität die größte Sammelaktion über die Volksüberlieferung in der Zwischenkriegszeit organisierte, steckte die Forschungsziele ziemlich hoch: Er verlangte von den Studenten, die Volksüberlieferungen in ihrer natürlichen Umgebung aufzuzeichnen, um das Erzählen in einen vollständigen kulturellen und sozialen Kontext einordnen zu können (Horváthová 1973; Leščák 1975).

Als bedeutenden Fortschritt der Volkskunde kann man die Entstehung und Entwicklung des funktionalen Strukturalismus in Bratislava in den dreißiger und vierziger Jahren ansehen. Diese Schule ist im Ausland ziemlich wenig bekannt, obwohl sie für die theoretische und methodologische Entwicklung der slowakischen Volkskunde grundlegende Bedeutung hatte. Deshalb möchte ich bei ihr kurz verweilen. Die Gründe für die unzureichenden Informationen über den tschechoslowakischen Strukturalismus wurzeln in der Sprachbarriere, aber auch darin, daß diese Schule nach dem Zweiten Weltkrieg als „antimarxistisch" und „bourgeoise" galt und zum Schweigen verurteilt war (Leščák 1991).

Der funktionale Strukturalismus in der slowakischen Volkskunde verbreitete sich aufgrund der Werke des russischen Wissenschaftlers Pjotr Grigorjevič Bogatyrjov (1893 - 1970) und seiner Schüler Andrej Melicherčík (1917 - 1966), Soňa Kovačevičová, Rudolf Mrljan u.a. In der Tschechoslowakei existierten schon seit den zwanziger Jahren der Prager linguistische Kreis und das Brünner Zentrum, wo sich der Strukturalismus entfaltete. Im Jahr 1937 entstand in Bratislava der Verein für die wissenschaftliche Synthese, in dem sich die junge slowakische künstlerische und wissenschaftliche Avantgarde traf. Das Ziel des Vereins war, gemeinsam über die neuesten künstlerischen Richtungen und die aktuellsten Probleme der modernen Wissenschaft zu diskutieren. In diesem Rahmen konnte man auch die Vorträge von P. Bogatyrjov und A. Melicherčík hören, die neue theoretische Thesen und untraditionelle Ideen hervorbrachten. P. Bogatyrjov ging nach den Prinzipien der synchronen Linguistik des Ferdinand de Saussure an die ethnographischen Phänomene heran.

Mittels der synchronen Analyse versuchte er, kulturelle Phänomene in all ihren Beziehungen zu studieren, wie sie sich in den verschiedenen Zeitabschnitten ergaben. Gleichzeitig und beeinflußt von der funktionellen Schule von K. V. Zelenin und den Ideen von L. Levi-Brühl sowie der soziologischen Schule Schwieterings konzentrierte er sein Interesse auch auf die Psychologie des Trägers, sodaß daraus seine neue Konzeption der volkskundlichen Forschung entstand. Bogatyrjovs Studium galt der Struktur der Formen und Funktionen eines Phänomens. „... die Struktur der Funktionen bildet eine kontradikte Einheit, das Verschwinden oder die Änderung der Intensität jeder beliebigen Funktion oder der Eintritt einer neuen Funktion in die Struktur ruft eine Änderung der ganzen Struktur hervor", sagt Bogatyrjov. (Leščák 1991, S. 357) Am Beispiel der Analyse des Volkstheaters (Lidové divadlo české a slovenské/Das tschechische und slowakische Volkstheater/Prag 1940) zeigte er die Möglichkeit auf, die funktional-strukturelle Methode erfolgreich auf die Darstellung eines kulturellen Phänomens und der wechselseitigen Beziehungen der Funktionen, ästhetischer wie nichtästhetischer, anzuwenden. Durch die Einbeziehung der Gewährsperson stellt er das zu erforschende Phänomen zugleich in seinem sozialen Kontext dar (Leščák-Sirovátka 1982, S. 76 - 77).

In der Slowakei wandte Bogatyrjovs Schüler A. Melicherčík diese Methode in seinen theoretischen Arbeiten der vierziger Jahre an. Vor allem ist sein Werk „Teória národopisu/Theorie der Volkskunde" (Melicherčík 1945) zu erwähnen, in dem er das Fundament der slowakischen Ethnographie und Folkloristik als moderner wissenschaftlicher Disziplin legte. Gegenstand und Umfang, Methoden und Ziele der Wissenschaft wurden hier definiert. Das Ziel sei „... die eigene Volkskultur zu überprüfen und objektiv zu erklären ... und andererseits ... theoretische und methodische Fundamente der allgemeinen Volkskunde zu errichten, um zu allgemein gültigen Ergebnissen über die Volkskultur der kulturellen Nationen Europas und der Nachbargebiete zu gelangen" (Melicherčík 1945, S. 9). Die grundlegenden Thesen über Gegenstand und Bereich der Volkskunde waren folgende:

— Die funktional-strukturalistische Methode ist eine von vielen, neben der historischen, soziologischen, psychologischen und geographischen.

— Die Volkskunde ist die Wissenschaft von kollektiven Phänomenen, Gegenstand ihrer Forschung ist die „Folklore als solche", ihr Ziel ist die Erklärung der „kollektiven Geistigkeit" solcher kollekti-

ver Gesamtheiten, aus denen sich eine Nation zusammensetzt. Das Interesse der Volkskunde richtet sich auf alle gesellschaftlichen Schichten einer Nation.

— Tradition ist eine Entwicklungskategorie (Melicherčík 1945, S. 90f; Leščák 1991, S. 344 - 345).

Mit den letzten, Ende der vierziger Jahre erschienenen Werken Melicherčíks endete die Entfaltung der funktional-strukturalistischen Methode in der Volkskunde. Die slowakische strukturalistische Schule war jedoch auch nach ihrer gewaltsamen Beendigung anregend für die nächste Generation.

Die Nachkriegsjahre sind ein wichtiger Markstein im Aufbau der institutionellen Basis der Volkskunde in der Slowakei. Im Jahr 1946 entstand im Rahmen der Slowakischen Akademie der Wissenschaften und Künste das Institut für Volkskunde. Es hatte zwei Mitarbeiter; zum Direktor wurde 1949 Dr. Ján Mjartan ernannt, ein Schüler von K. Chotek. (Mjartans neunzigster Geburtstag wurde im Mai vergangenen Jahres gefeiert.) In den folgenden Jahren vergrößerte sich das Institut um neue Mitarbeiter, 1950 wurde sogar eine Zweigstelle in Košice in der Ostslowakei errichtet. Aber schon 1951, ein Jahr darauf, traf das Institut ein schwerer Schlag: Das Präsidium der Akademie hielt die Erforschung der ethnischen Merkmale der Volkskultur für einen Ausdruck bourgeoisen Nationalismus, die Hälfte der wissenschaftlichen Mitarbeiter wurde entlassen und die ganze Arbeitsstätte dem Historischen Institut unterstellt. Erst nach der gesetzlichen Institutionalisierung der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 1953 wurde die volkskundliche Sektion wieder ausgegliedert und fungierte als selbständige Arbeitsstätte, bis 1955 das Präsidium der Akademie das Institut für Volkskunde wieder einrichtete, das bis heute existiert. Direktor wurde wieder Dr. Ján Mjartan (Horváthová 1973). Heute hat das Institut für Volkskunde der SAW 34 Mitarbeiter, davon etwa 20 als wissenschaftliche Mitarbeiter, 14 als technische Mitarbeiter und postgraduale Studenten (für das PhDr. Studium).

An der Universität etablierte sich kurz nach dem Krieg das Volkskundliche Seminar an der Philosophischen Fakultät. Dort hielten A. Melicherčík und R. Bednárik als externe Dozenten ihre Vorlesungen. Seit den fünfziger Jahren wurde die Volkskunde am Historischen Lehrstuhl gelehrt. Ein selbständiger Lehrstuhl für Ethnographie und Folkloristik entstand erst 1968. 1969 gründete Dozent Podolák am Lehrstuhl das Ethnologische Kabinett als wissenschaftliche volks-

kundliche Arbeitsstätte an der Universität (Michálek 1969). Zur Zeit sind an der Universität acht wissenschaftliche Mitarbeiter tätig.

Anfangs studierte man Volkskunde in Kombination mit weiteren humanistischen Disziplinen, ab den fünfziger Jahren konnte man Volkskunde als Einzelfach studieren, was nicht der glücklichste Schritt war. Er hing mit der ganzen Umorganisation der Universitätsausbildung jener Zeit in der Tschechoslowakei zusammen, deren Gang so genau vorgeschrieben war, daß es den Studenten nicht möglich war, einzelne Studienfächer zu kombinieren und die Vorlesungen frei auszuwählen.

Die fünfziger Jahre brachten auch den Eintritt der marxistischen Methodologie in die Volkskunde. Gründer dieser neuen Orientierung in der slowakischen Ethnographie und Folkloristik war Andrej Melicherčík (Melicherčík 1950). Er war der erste, der sich bemühte, die neue Richtung theoretisch und methodisch zu formulieren. Vor allem ging es um die Neuorientierung der Disziplin, um neue Themen, um einen neuen Aspekt der Interpretation der Phänomene. Im Sinne der Lenin'schen Thesen der zwei Kulturen begann man auch die Volkskunde vom Klassenaspekt her zu studieren. Am Tagesprogramm standen Fragen der Wandlungen der Volkstraditionen in der neuen Gesellschaft. Man suchte Themen, die bestimmte Thesen, z.B. von der revolutionären Bewegung der Volksschichten, unterstützten. Als ein derartiges Thema galt etwa das Studium der Räubertradition in der Slowakei (Melicherčík 1952). Die volkskundlichen Arbeiten wurden auch durch Forschungen zur Arbeiterkultur erweitert (Mjartan 1956). Diese neue Orientierung war in dem Sinne unbedingt eine Bereicherung, als sie die Forscher zwang, vom traditionellen Umfeld des slowakischen Dorfes abzugehen und über neue Forschungsmethoden nachzudenken, methodologische Probleme zu lösen. Da diese Forschungen gleichsam auf Bestellung durch die Gesellschaft durchgeführt werden mußten, waren den Wissenschaftlern die Hände gebunden, und manche Phänomene wurden aufgrund der starren vorgegebenen Thesen stark überbewertet. In den fünfziger Jahren erweiterte die Volkskunde in der Slowakei, wie auch in der ganzen Tschechoslowakei und den anderen Ländern des Ostblocks, ihre Forschungsthemen, konnte jedoch unter dem Zwang des politischen Systems bestimmten Bereichen, wie vor allem Fragen der Religiosität, Ethik, Moral und anfangs auch ethnischen Problemen keine Aufmerksamkeit schenken.

Ich denke, das größte Problem, das die direktive marxistische Orientierung in die Sozial- und humanistischen Wissenschaften brachte, war nicht die marxistische Methodologie, wenn wir darunter das Studium der menschlichen Gesellschaft als komplizierten Organismus verstehen, dessen Basis durch die ökonomischen Beziehungen unter den Menschen gebildet wird sowie die Geschichte der Menschheit als wechselnde ökonomisch-soziale Formation. Das größte Problem scheint mir zu sein, daß man 1. diese Orientierung als einzig mögliche und richtige ansah und 2. sich in der wissenschaftlichen Praxis oft irgendwelche Dogmen und Lehren durchsetzten, die man nur als marxistische bezeichnete.

Trotz der neuen Themen und Aufgaben in den fünfziger Jahren entstand damals in der Volkskunde auch eine wichtige Rahmen-Konzeption der Forschung, die sich vor allem auf die traditionelle Volkskultur (= Bauern- und Hirtenkultur) der Slowakei hin orientierte. Das Ziel dieser Konzeption war es, ausgewählte Regionen der Mittel-, West- und Ostslowakei monographisch zu bearbeiten. So entstanden zwei regionale Monographien: Horehronie (I. Bratislava 1969, Ed. J. Podolák; II. 1974, Ed. J. Mjartan; III. 1988, Ed. V. Gašparíková) für die Mittelslowakei und über die Südslowakei Hont (Banská Bystrica 1988, Ed. J. Botík). Weitere Forschungsergebnisse liegen in den Archiven des Instituts für Volkskunde der SAW. Ab den siebziger Jahren begann der Lehrstuhl für Volkskunde an der Komenský-Universität mit der Veröffentlichung von Dorf- und Gebietsmonographien (Podolák 1972; Ed. 1989; Michálek 1973; 1983; Ed. 1989).

Stärker oder schwächer - je nach der politischen Lage - zieht sich wie ein roter Faden die Erforschung der slowakischen Enklaven sowie der Volksgruppen in der Slowakei durch die Volkskunde der Nachkriegszeit. Die slowakischen Enklaven wurden vor allem in Jugoslawien und Ungarn, weniger in Rumänien und Bulgarien untersucht (z.B. Bednárik 1964). Das Studium der ungarischen, ukrainischen, ruthenischen, polnischen und deutschen Minderheiten entfaltete sich hauptsächlich in den siebziger und achtziger Jahren, eine Aufgabe, um die sich das Ethnologische Kabinett an der Komenský-Universität seit seiner Gründung 1969 annahm (Horváthová 1980; Paríková 1980; Dillnbergerová 1980). Das Institut für Volkskunde der SAW war die erste wissenschaftliche Institution in der ČSFR, die im Jahre 1951 mit der Forschung der Roma-Zigeuner in der Slowakei begann. Seit dieser Zeit wird diesem Problem ständige Aufmerksam-

keit gewidmet (Horváthová 1964, 1988a; Mann 1988; Dubayová 1988; Marušiaková 1988).

Die teilweise politische Lockerung in der tschechoslowakischen Gesellschaft der ersten sechziger Jahre mündete prompt in einer neuen Diskussion der Sozial- und Humanwissenschaften. Zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Anfang der sechziger Jahre erfuhr die Gesellschaft massive Änderungen: die gewaltsame Kollektivierung der Landwirtschaft, Industrialisierung, Urbanisierung. Die Volkskunde konnte nicht in der Sicherheit der traditionellen Volkskultur auf dem slowakischen Dorf verharren, sondern mußte über neue Themen, Ziele, Methoden nachdenken. Sie reagierte so also auf die gesellschaftlichen Veränderungen der beginnenden sechziger Jahre, nahm aber auch Impulse der europäischen Wissenschaftsentwicklung auf. So gab es Mitte der sechziger Jahre feurige Debatten über die Volkskunde zwischen „Antiquitätenkunde" und kulturanalytischer Wissenschaft der niedrigen Schichten, der Alltagskultur. Konferenzen in der Slowakei behandelten Themen wie „Über die Geschichte der Volkskultur" (1964), „Der Einfluß der Industrialisierung auf die Volkskultur" (1965), in denen Fragen der Tradition und Innovation behandelt wurden. (Melicherčík 1966) Die Methoden der Feldforschung stellten ein besonderes Problem dar. L'. Droppová (Droppová 1966) und M. Leščák (Leščák 1966) untersuchten die Möglichkeiten der quantitativen Methoden, mit denen sie die gegenwärtige Situation der Folklore und anderer Phänomene in ihrer ganzen Breite erfassen wollten. Den Abschluß der damaligen Diskussionen bilden die Überlegungen M. Leščáks über den Gegenstand volkskundlicher Forschung (Leščák 1969). Auf die Frage, was die Volkskunde erforsche, kommt er zu zwei Begriffen: Volk und Volkskultur. Der erste sei das Objekt, der zweite das Subjekt der Volkskunde. Leščák analysiert beide Begriffe und macht auf den theoretischen Widerspruch aufmerksam, daß nämlich der Gegenstand der Forschung nicht durch seinen Träger bestimmt sein könne. Die Volkskultur, die der Gegenstand der Forschung sein soll, muß durch spezifische Merkmale gekennzeichnet sein, die sie von der übrigen Kultur der Menschen differenzieren. Aus diesem Grund schlägt Leščák vor, sich auf das Problem der Tradition als der kardinalen Kategorie der Ethnographie und Folkloristik zu konzentrieren und macht darauf aufmerksam, daß die Entwicklung der Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin vom heimatkundlichen Traditionalismus weg zur all-

gemeinen Auffassung des Menschen als Schöpfer der Kultur gehen müsse. Diese Ansicht Leščáks vom Ende der sechziger Jahre wurde in der slowakischen Volkskunde erst Ende der siebziger Jahre und noch später rezipiert.

Die sechziger Jahre brachten die ersten Früchte der wissenschaftlichen institutionellen Forschung: Es entstanden größere Synthesen wie „Lidová kultura" (Volkskultur, Prag 1968) oder „L'ud" (Volk, Bratislava 1975) in der Edition „Slovensko" (Slowakei), ebenso die deutsche Übersetzung des Werkes „Die slowakische Volkskunde" (Bratislava 1972). In der günstigeren gesellschaftlichen Atmosphäre der späten sechziger Jahre begann man mit einem der größten Projekte der Nachkriegszeit, dem Ethnographischen Atlas der Slowakei. Das Ergebnis zwanzigjähriger Forschungstätigkeit liegt nun vor als „Etnografický atlas Slovenska" (Ethnographischer Atlas der Slowakei, Bratislava 1991).

Die Feldforschungen für den Atlas wurden in 250 Ortschaften der gesamten Slowakei durchgeführt, wobei auch die ethnische Vielfalt Berücksichtigung fand: 189 slowakische Gemeinden, 37 ungarische, 17 ruthenische, 4 goralische, 3 ehemals deutsche. Der Atlas enthält 535 Karten, 42 Diagramme, die durch Texte, Liedbeispiele, schematische Zeichnungen sowie ein Dialekt- und Ortsnamenverzeichnis ergänzt werden.

Der Einmarsch der Sowjettruppen in die Tschechoslowakei im August 1968 und die darauf folgenden Veränderungen in der Regierung riefen neue Repressalien hervor, die vorwiegend die Sozial- und Humanwissenschaften trafen. Manche tschechoslowakische Ethnographen gingen ins Ausland, andere mußten die Universitäten und Akademieinstitute verlassen.

In den siebziger und achtziger Jahren bearbeitete man in der slowakischen Volkskunde vornehmlich die Kategorie der Tradition, wozu grundlegende Studien erschienen (Horváthová 1982; 1986; 1988; Leščák-Pranda 1977). Neue wertvolle Anregungen brachten die Studien von Adam Pranda über die Wertorientierung des slowakischen Dorfes der Gegenwart und die grundlegenden Faktoren der Zivilisationsänderungen in der slowakischen Volkskultur nach dem Zweiten Weltkrieg (Pranda 1965/66; 1970; 1975; 1979; 1982). Diese Trends mündeten Anfang der achtziger Jahre in ein neues Forschungsprojekt der slowakischen Volkskunde (Leščák 1982). Darin versuchte man, die Stellung der Volkstraditionen im gesamten Komplex der

Kultur und Lebensweise in der Slowakei zu erfassen. In den Vordergrund tritt die Untersuchung kleiner sozialer Gruppen als Träger der Volkskultur. Erstmals tauchen Versuche auf, Moral und Ethik zu untersuchen (Kandert 1983; Leščák 1983; Sigmundová 1983; Švecová 1983; Ratica 1983).

Trotz der ungünstigen gesellschaftlichen Situation bemühten sich die slowakischen Volkskundler, aus neuen Positionen wieder zu den theoretischen Begriffen der funktional-strukturalistischen Schule zurückzukehren. Mária Kosová verwendete die strukturale Methode in Anlehnung an die neuesten französischen Arbeiten bei der Analyse der Volksüberlieferung und der Volksbräuche (Kosová 1972; 1977). Milan Leščák knüpfte an die Arbeiten von P. Bogatyrjov und A. Melicherčík an und formulierte Thesen zur Erforschung des gegenwärtigen Standes der Volkskunde (Aufsammeln des Materials des jüngsten Zeitabschnitts, Absonderung diachroner Elemente in der ersten Etappe, Erreichen des rezenten Standes des Systems, Übergang von synchroner Analyse zu diachroner Sicht) (Leščák 1972).

Ein großes Problem bedeuteten in den siebziger und achtziger Jahren die geschlossenen Grenzen in Richtung Westeuropa und der dadurch bedingte mangelnde Informationsaustausch. Nur mit großer Mühe konnten die slowakischen Ethnographen und Folkloristen auf die neuen theoretischen Impulse reagieren. So versuchte man Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre in der Volkskunde die Systemanalyse, die Theorie der Kommunikation und des Modellierens anzuwenden. Die Systemanalyse etwa wurde von Eva Krekovičová für das Studium des gegenwärtigen Liedrepertoires angewandt (Krekovičová 1989).

Seit dem Ende der siebziger Jahre wird systematisch Stadtforschung betrieben. Eine Gruppe von Volkskundlern und Historikern untersuchte Bratislava und veröffentlichte als erstes Ergebnis das populärwissenschaftliche Buch „Taká bola Bratislava" (So war Bratislava, Salner 1991).

Das Jahr 1989 und die großen politischen Veränderungen trafen die Volkskunde in verhältnismäßig guter Personalbesetzung und mit guten Arbeitsergebnissen an, wobei die schwierigen Jahre nach 1968 nicht verharmlost werden sollen. Ich kann und will nun nicht das Kapitel der Volkskunde in der Slowakei in den letzten vierzig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg definitiv abschließen. Dazu müßte man noch vieles untersuchen und abwägen, wozu auch ein größerer zeit-

licher Abstand nötig ist. Die ersten Versuche wurden von den Volkskundlern schon unternommen; in „Slovenský národopis" 39, 1991, Nr. 1 erschien die Diskussion mit dem Titel: Anfang der nützlichen Dialoge?

Zusammenfassend möchte ich jetzt nur sagen, daß die Volkskunde in der Slowakei heute auf einer soliden institutionellen Basis steht und in den Universitäten (Bratislava, Nitra), an der SAW (Bratislava) und an größeren Museen (Bratislava, Martin) vertreten ist. Sie kann sich auf die Ergebnisse der Grundlagenforschung der ersten Nachkriegsgeneration mit ihrer koordinierten Erforschung der Volkskultur stützen. Diese Generation verewigte sich in zahlreichen Publikationen, sogenannten Regional-, Dorf- und Gebietsmonographien und thematischen Monographien (Bednárik 1972; Burlasová 1982/1983; 1987; 1991; Drábiková 1989; Gašparíková 1980; 1984/1985; 1991; Horváthová 1986a; Komorovský 1976; Kovačevičová 1971; 1974; 1975; 1987; 1990; Mjartan 1984; Nosál'ová 1983; Paličková 1981; 1992; Pišútová 1969; 1979; Plicková 1982; Podolák 1982; Urbancová 1970; 1987). Es liegt an den heutigen Ethnographen und Folkloristen, die Arbeiten ihrer Lehrer fortzusetzen und ihre Vorstellungen über den Gegenstand und die Ziele ihrer Forschung neu zu formulieren. Wir müssen uns bewußt sein, daß die Volkskunde eine humanistische Disziplin ist und ihre Hauptaufgabe darin besteht, die Entwicklung der Menschen auf dem Weg in das 21. Jahrhundert zu unterstützen.

Literatur

Rudolf Bednárik: Slováci v Juhoslávii. (Die Slowaken in Jugoslawien.) Bratislava 1964.

Rudolf Bednárik: Cintoríny na Slovensku. (Friedhöfe in der Slowakei.) Bratislava 1972.

Ján Botík (Ed.): Hont. Tradície l'udovej kultúry. (Hont. Traditionen der Volkskultur.) Banská Bystrica 1988.

Soňa Burlasová: V širom poli rokyta. Slovenské l'udové balady. (In weitem Felde eine Weide. Slowakische Volksballaden.) Bratislava I. 1982, II. 1983.

Soňa Burlasová: L'udová pieseň na Horehroní. (Das Volkslied in Horehronie.) Bratislava 1987.

Soňa Burlasová: Vojenské a regrútske piesne. (Soldaten- und Rekrutenlieder.) Bratislava 1991.

Silvia Dillnbergerová: Výskum ukrajinskej národnej menšiny. (Die Erforschung der ukrainischen Minderheit.) In: Národopisné informacie 1980, Nr. 3, S. 143 - 153.

Ema Drábiková: Človek vo vinici. (Der Mensch im Weinberg.) Bratislava 1989.

L'ubica Droppová: K problematike národopisného výskumu súčasnosti. (Zur Problematik der volkskundlichen Forschung in der Gegenwart.) In: Slovenský národopis 14, 1966, Nr. 4, S. 594 - 600.

Mária Dubayová: K teoreticko-metodologickým východiskám výskumu cigánskej rodiny v období výstavby rozvinutého socializmu v Československu. (Zum theoretisch-methodologischen Ausgangspunkt der Erforschung der Zigeunerfamilie in der Etappe des Aufbaus des entwickelten Sozialismus in der Tschechoslowakei.) In: Slovenský národopis 36, 1988, Nr. 1, S. 210 - 219.

Viera Gašparíková: Ostrovtipne príbehy i velike cigánstva a žarty. Humor a satira v rozprávaniach slovenského l'udu. (Scharfsinnige Geschichten, große Lügen und Witze. Humor und Satire in den Erzählungen des slowakischen Volkes.) Bratislava 1980.

Viera Gašparíková: Zlatá podkova, zlaté pero, zlatý vlas. Čarovné rozprávky slovenského l'udu. (Goldenes Hufeisen, goldene Feder, goldenes Haar. Zaubermärchen des slowakischen Volkes.) Bratislava I. 1984, II. 1985.

Viera Gašparíková (Ed.): Horehronie III. Bratislava 1988.

Viera Gašparíková: Catalogue of Slovak Folk Prose. I. Bratislava 1991.

Emília Horváthová: Cigáni na Slovensku. (Die Zigeuner in der Slowakei.) Bratislava 1964.

Emília Horváthová: Hlavné smery a činnosti Národopisného ústavu SAV od založenia Slovenskej akademie vied. (Hauptlinien und Tätigkeiten des Instituts für Volkskunde der SAW seit der Gründung der Slowakischen Akademie der Wissenschaften.) In: Slovenský národopis 21, 1973, Nr. 1, S. 169 - 181.

Emília Horváthová: K výskumu národností na Slovensku. (Zur Erforschung der Volksgruppen in der Slowakei.) In: Národopisné informácie 1980, Nr. 3, S. 1 - 5.

Emília Horváthová: K teoretickým aspektom tradície. (Zu theoretischen Aspekten der Tradition.) In: Slovenský národopis 30, 1982, Nr. 1, S. 49 - 54.

Emília Horváthová: Dynamika tradície v oblasti duchovnej kultúry. (Die Dynamik der Traditionen im Bereich der geistigen Kultur.) In: Slovenský národopis 34, 1986, H. 1 - 2, S. 92 - 104.

Emília Horváthová: Rok vo zvykoch nášho l'udu. (Das Jahr in den Bräuchen unseres Volkes.) Bratislava 1986.

Emília Horváthová: Tradition as a Complex of Theoretico-methodological Problems. In: Ethnologia Slavica 20, 1988, S. 15 - 31.

Emília Horváthová: K etnosociálnej a migračnej dynamike Cigánov. (Zur ethnosozialen und migrationellen Dynamik der Zigeuner.) In: Slovenský národopis 36, 1988, Nr. 1, S. 10 - 21.

Josef Kandert: Morálka v tradičním vesnickem prostředí. (Moral im traditionellen Dorfmilieu.) In: Slovenský národopis 31, 1983, Nr. 1, S. 78 - 84.

Mária Kosová: Historické povesti s tureckou tématikou. K teorii fabuly a sujetu. (Historische Sagen mit türkischer Thematik. Zur Theorie der Fabel und des Sujets.) In: Slovenský národopis 20, 1972, Nr. 3, S. 375 - 387.

Mária Kosová: Nad pojmami tradícia - premeny - súčasnost'. (Über die Begriffe Tradition - Änderungen - Gegenwart.) In: M.Leščák - A. Pranda (Ed.): Premeny l'udových tradícií. (Änderungen der Volkstradition.) I. Bratislava 1977, S. 111 - 125.

Soňa Kovačevičová: L'udové plastiky. (Volksplastiken.) Bratislava 1971.

Soňa Kovačevičová: Lidove výtvarné umění. Slovensko. (Volkstümliche bildende Kunst. Slowakei.) Prag 1974.

Soňa Kovačevičová: Vkus a l'udová kultúra. (Geschmack und Volkskultur.) Bratislava 1975.

Soňa Kovačevičová: Človek - tvorca. (Der Mensch als Schöpfer.) Bratislava 1987.

Soňa Kovačevičová: Z histórie l'udovej kultúry nemeckých sídiel na Slovensku. (Aus der Geschichte der Volkskultur der deutschen Siedlungen in der Slowakei.) Bratislava 1989 (= Národopisné informácie Nr. 2, 1989)

Ján Komorovský: Tradičná svadba u Slovanov. (Die traditionelle Hochzeit bei den Slawen.) Bratislava 1976.

Eva Krekovičová: O živote folklóru v súčasnosti. (Über das Leben der Folklore in der Gegenwart.) Bratislava 1989.

Milan Leščák: Príspevok k metodike výskumu súčasného stavu folklóru. (Ein Beitrag zur Methodik der Forschung des gegenwärtigen Standes der Folklore.) In: Slovenský národopis 14, 1966, Nr. 4, S. 570 - 578.

Milan Leščák: Úvahy o predmete národopisného bádania. (Überlegungen über den Gegenstand volkskundlicher Forschung.) In: Slovenský národopis 17, 1969, Nr. 3, S. 369 - 380.

Milan Leščák: Výskum súčasného stavu folklóru na Slovensku - metódy, problemy, ciele. (Die Forschung über den gegenwärtigen Stand der Folklore in der Slowakei - Probleme, Methoden, Ziele.) In: Slovenský národopis 19, 1972, Nr. 1, S. 185 - 195.

Milan Leščák: Slovenská folkloristika v rokoch 1945 - 1975. (Die slowakische Folkloristik in den Jahren 1945 - 1975.) In: Slovenský národopis 23, 1975, Nr. 4, S. 515 - 545.

Milan Leščák - Adam Pranda (Ed.): Premeny l'udových tradícií. (Änderungen der Volkstraditionen.) I. Bratislava 1977.

Leščák-Pranda detto, II. Bratislava 1978.

Milan Leščák: Včlenovanie pokrokových tradícií l'udovej kultúry do systému socialistickej kultúry a života pracujúcich. (Die Eingliederung der progressiven Traditionen der Volkskultur in das System der sozialistischen Kultur und das Leben der Arbeiter.) In: Slovenský národopis 30, 1982, Nr. 1, S. 6 - 16.

Milan Leščák - Oldřich Sirovátka: Folklór a folkloristika. (Folklore und Folkloristik.) Bratislava 1982.

Milan Leščák: L'udová etika a etiketa z hl'adiska systémového prístupu. (Volkstümliche Ethik und Etikette aus der Sicht der Systemanalyse.) In: Slovenský národopis 31, 1983, Nr. 1, S. 78 - 84.

Milan Leščák: The beginnings of functional structuralism in Slovak ethnology. In: Slovenský národopis 39, 1991, Nr. 3, S. 336 - 347.

Arne B. Mann: Obyčaje pri úmrtí u Cigánov-Romov v troch spišských obciach. (Totenbräuche bei den Roma-Zigeunern in drei Zipser Dörfern.) In: Slovenský národopis 36, 1988, Nr. 1, S. 192 - 202.

Arne B. Mann: Výber manželského partnera u Cigánov-Romov na Spiši. (Die Auswahl des Ehepartners bei den Roma-Zigeunern in der Zips.) In: Slovenský národopis 38, 1990, Nr. 1 - 2, S. 278 - 284.

Jelena Marušiaková: K problematike cigánskej skupiny. (Zur Problematik der Zigeunergruppe.) In: Slovenský národopis 33, 1985, Nr. 4, S. 694 - 708.

Andrej Melicherčík: Teória národopisu. (Theorie der Volkskunde.) Turčiansky Sv. Martin 1945.

Andrej Melicherčík: Československá etnografia a niektoré jej úlohy pri výstavbe socializmu. (Die tschechoslowakische Ethnographie und einige ihrer Aufgaben beim Aufbau des Sozialismus.) In: Národopisný sborník SAVU 9, 1950, S. 25 - 36.

Andrej Melicherčík: Jánošíkovska tradícia na Slovensku. (Die Jánošík-Tradition in der Slowakei.) Bratislava 1952.

Andrej Melicherčík: Tradičné a netradičné v l'udovej kultúre. (Das Traditionelle und Nichttraditionelle in der Volkskultur.) In: Slovenský národopis 14, 1966, S. 563 - 568.

Ján Michálek: Národopis na Univerzite Komenského. (Volkskunde an der Komenský-Universität.) In: Slovenský národopis 17, 1969, S. 185 - 191.

Ján Michálek (Ed.): Liptovská Teplička. Poprad 1973.

Ján Michálek (Ed.): Stará Turá. Bratislava 1983.

Ján Michálek: Ked' je dobrá klobása ... Spomienkové rozprávanie slovenského l'udu. (Wenn die Bratwurst gut ist ... Erinnerungen und Erzählungen des slowakischen Volkes.) Bratislava 1987.

Ján Michálek (Ed.): L'ud hornádskej doliny. (Das Volk aus dem Hornadtal.) Košice 1989.

Ján Michálek: *Zvonové studničky. Povesti slovenského l'udu.* (Die Glockenbrünnlein. Sagen des slowakischen Volkes.) Bratislava 1990.

Ján Michálek: Na krížnych cestách. Poverové rozprávania slovenského l'udu. (Auf Kreuzwegen. Glaubenserzählungen des slowakischen Volkes.) Bratislava 1991.

Ján Mjartan (Ed.): Banícka dedina Žakarovce. (Das Bergbaudorf Žakarovce.) Bratislava 1956.

Ján Mjartan (Ed.): Horehronie. II. Bratislava 1974.

Ján Mjartan: L'udové rybárstvo na Slovensku. (Volksfischerei in der Slowakei.) Bratislava 1984.

Viera Nosál'ová: Slovenský l'udový odev. (Slowakische Volkskleidung.) Martin 1983.

Jarmila Paličková: L'udové kožušníctvo na Slovensku. (Volkstümliche Kürschnerei in der Slowakei.) Bratislava 1981.

Jarmila Paličková: L'udová výroba na Slovensku. (Volkstümliches Handwerk in der Slowakei.) Bratislava 1992.

Magdalena Paríková: K výskumu mad'arskej národnostnej menšiny. (Zur Erforschung der ungarischen Minderheit.) In: Národopisné informácie 1980, Nr. 3, S. 6 - 22.

Irena Pišútová: L'udové mal'by na skle. (Volkstümliche Hinterglasbilder.) I. Martin 1969, II. Martin 1979.

Ester Plicková: Mal'ované salaše. (Bemalte Hirtenhütten.) Bratislava 1982.

Ján Podolák (Ed.): Horehronie. I. Bratislava 1969.

Ján Podolák (Ed.): Zamagurie. Bratislava 1972.

Ján Podolák: Tradičné ovčiarstvo na Slovensku. (Die traditionelle Schafzucht in der Slowakei.) Bratislava 1982.

Ján Podolák: Záhorská Bratislava. Bratislava 1986.

Adam Pranda: Príčiny vzniku a rozvoja doplnkových zamestnaní na Kysuciach. (Ursachen der Entstehung und Entwicklung des Nebenerwerbs in Kysuce.) I. In: Slovenský národopis 13, 1965, Nr. 4, S. 431 - 482.

Adam Pranda: detto II. In: Slovenský národopis 14, 1966, S. 3 - 64.

Adam Pranda: Niektoré teoretické otázky štúdia l'udovej kultúry v súčasnosti. (Einige theoretische Fragen über das Studium der Volkskultur in der Gegenwart.) In: Slovenský národopis 18, Nr. 1, S. 39 - 57.

Adam Pranda: K problematike chápania a zamerania národopisného výskumu v súčasnosti. (Zur Problematik des Verstehens und der Orientierung der volkskundlichen Forschung in der Gegenwart.) In: Slovenský národopis 23, 1975, Nr. 4, S. 581 - 599.

Adam Pranda: Formovanie nového systému hodnotových orientácií na súčasnej slovenskej dedine. (Die Formierung der neuen Wertorientierung im slowakischen Dorf der Gegenwart.) In: Slovenský národopis 26, 1978, Nr. 2, S. 235 - 253.

Adam Pranda: The Process of Building up Socialism as Reflected in Value Orientations of Slovak Village. In: Ethnologia Slavica 10 - 11, 1978 - 79, S. 119 - 131.

Adam Pranda: Hodnotové orientácie vidieckeho obyvatel'stva a faktory formovania progresívnych lokálnych a regionálnych tradícií. (Wertorientierungen der Dorfbevölkerung und die Faktoren der Formierung der progressiven Lokal- und Regionaltraditionen.) In: Slovenský národopis 30, 1982, Nr. 3, S. 407 - 419.

Dušan Ratica: K otázke vzt'ahov rodinnej výchovy a morálky v l'udovom prostredí. (Zur Frage der Familienerziehung und Moral im Volksmilieu.) In: Slovenský národopis 31, 1983, Nr. 1, S. 96 - 102.

Peter Salner (Ed.): Taká bola Bratislava. (So war Bratislava.) Bratislava 1991.

Marta Sigmundová: Niektoré spoločenské postoje v robotníckej obci. (Einige soziale Attitüden in einem Arbeiterdorf.) In: Slovenský národopis 31, 1983, Nr. 1, S. 103 - 107.

Soňa Švecová: Morálne pravidlá pri dražbe rol'níckeho majetku v minulosti. (Die Moralregeln bei der Versteigerung eines Bauerngutes in der Vergangenheit.) In: Slovenský národopis 31, 1983, S. 108 - 111.

Viera Urbancová: Počiatky slovenskej etnografie. (Die Anfänge der slowakischen Ethnographie.) Bratislava 1970.

Viera Urbancová: The Beginnings of Ethnography in Slovakia. In: Ethnologia Slavica 12 - 13, 1980 - 1981, S. 93 - 110.

Viera Urbancová: Slovenská etnografia v 19. storočí. (Die slowakische Ethnographie im 19. Jahrhundert.) Bratislava 1987.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 17 – 25*

Institutionengeschichte der Europäischen Ethnologie in Schottland[1]

Von Alexander Fenton

Im Jahre 1967 erschien in der Zeitschrift „Ethnologia Europaea"[2] ein Überblick über die akademische Lage der Europäischen Ethnologie. Man konnte feststellen, daß es zu dieser Zeit mehr als 60 diesbezügliche Lehrstühle oder Institutionen gab - mit der auffallenden Ausnahme von Großbritannien. Es gab zwar den Lehrstuhl für Irische Folklore in Dublin (vielleicht sind die Iren europäischer als ihre britischen Nachbarn), aber erst mit dem 1. Oktober 1990 wurde in Großbritannien der erste Lehrstuhl für Ethnologie begründet, und zwar an der Universität Edinburgh. Dieser Lehrstuhl trägt den Namen „Chair of Scottish Ethnology", und der Professor ist in Personalunion auch der Direktor der „School of Scottish Studies". Wir beginnen also nun in Schottland, unsere europäischen Freunde allmählich einzuholen und warten jetzt auf den Anfang in England.

Obwohl diese spezifische Initiative neu ist, bedeutet das nicht, daß früher keine ethnologische Arbeit in Großbritannien geleistet worden ist. Die Geschichte oder Historiographie des Faches reicht weit zurück, auch wenn man die Wurzeln in anderen Disziplinen und unter anderen Namen suchen muß. In den letzten Jahrzehnten ist dabei „folklife" wahrscheinlich der üblichste Ausdruck gewesen, was den früheren starken skandinavischen Einfluß klar erkennen läßt. Trotzdem war das Fach etwas einseitig und berücksichtigte vor allem das, was auf dem Land geschah, unabhängig davon, ob man sich mit materiellen oder geistigen Aspekten befaßte. Darauf wird später zurückzukommen sein.

1 Der vorliegende Aufsatz beruht auf einem Gastvortrag, der im Dezember 1990 an den Instituten für Volkskunde der Universitäten Graz und Wien gehalten wurde. Der Verfasser, Dr. Alexander Fenton, ist Professor für Schottische Ethnologie an der „School of Scottish Studies" der Universität Edinburgh.

2 Ethnologia Europaea I/4 (1967): S. 243 - 323 (The Academic Position of European Ethnology).

Festzuhalten ist, daß das Fach in unserem Land noch vor einer vielseitigen und theoretischen Entwicklung steht. Ohne diese und ohne weitere Analysen können wir z.B. ein Lehrbuch wie das von Wiegelmann - Zender - Heilfurth, „Volkskunde. Eine Einführung", das 1977 erschien,[3] nicht schreiben. Nichtsdestoweniger haben wir unsere eigenen Gesichtspunkte, die nicht ganz ohne Bedeutung in der Welt der Ethnologie sind.

Wenn wir an Historiographie denken, müssen wir mit der Altertumskunde beginnen. Es gibt eine umfassende Literatur wie z. B. die Zeitschrift von Francis Grose „The Antiquarian Repertory", 1775 - 84, worin die Meinung vertreten wird, daß Altertümer mit physischen und visuellen Relikten eher Denkmäler der höheren Schichten als solche der kleinen Leute darstellen. 1777 meinte John Brand in seinem Buch „Observations on Popular Antiquities", daß mündliche Tradition, Bräuche und Glaubensvorstellungen den fragmentarischen physischen Überbleibseln ähnlich wären. Die Verfasser waren sozusagen Sammler, die das Kuriose und deshalb Interessante suchten - aber nicht nur das allein. Religion hatte auch eine große Bedeutung für sie. Sie wollten alles, was Gott geschaffen hatte, untersuchen, und dabei fällt auf, daß schon vor dem Ende des 18. Jahrhunderts ein intellektueller Zusammenhang zwischen materiellen und geistigen Elementen hergestellt wurde.

Die Anthropologen diskutieren viel darüber, welche Bedeutung der Benennung zukommt. Wenn ein Fach oder ein Gegenstand oder eine Person keinen Namen hat, kann man nicht viel anfangen. Es war also ganz unumgänglich, daß man für das neue Fach, das man nur teilweise begreifen konnte, eine Bezeichnung finden wollte. Der Erfinder war William John Thoms, und der Name, den er 1846 erstmals verwendete, war „folk-lore". „Folk-lore" war für ihn ein Äquivalent für „popular antiquities", also „volkstümliche Antiquitäten" resp. „populare Altertümer". Aber da seine Wortprägung in der literarischen Zeitschrift „The Athenaeum" (London) erschien, kamen weder Name noch Konzept schnell in Gebrauch. In eben diesem „Athenaeum" entwickelte Thoms eine Art Programm, wie Folklore zu studieren sei. Wer das Benehmen, die Sitten und die Vorschriften früherer Zeiten untersuchte, sollte zwei Schlüsse daraus ziehen, nämlich: erstens, daß sehr viel Kurioses und Interessantes nunmehr ganz verschwunden ist, und zweitens, daß, wenn man sich bemüht, man doch noch sehr viel

3 G. Wiegelmann, M. Zender, G. Heilfurth: Volkskunde. Eine Einführung (1977).

retten kann. Es war notwendig, unzählige Tatsachen, die in Tausenden von menschlichen Gedächtnissen „lagerten", zu sammeln, um diese reiche Ernte analysieren und endlich einbringen zu können. Die in diesem Zusammenhang relevante Publikation war, Thoms' Meinung nach, Grimms „Deutsche Mythologie", wo eine Masse von Details, jedes für sich selbst ohne große Bedeutung, enthalten waren; aber die Zusammenschau, die jetzt als System erschien, erhielt einen Wert, der dem ersten Aufzeichner gar nicht vorstellbar war. Aus diesem Grunde brauchen wir detaillierte Archive. Thoms unterstrich auch die Wichtigkeit vergleichender Studien (wie z.B. zwischen Großbritannien und Deutschland). Damit haben wir die Grundprinzipien, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts für wichtig erachtet wurden. Das Fach hatte einen Namen; es war mehr als das Studium von Altertümern geworden, obwohl es aus dieser Perspektive heraus entwickelt worden war; und die Forscher hatten, zumindest im Prinzip, ein Programm.

Etwas später im 19. Jahrhundert sind auch andere Linien festzustellen. 1895 wurde Sir Edward Burnett Tylor, dessen Buch „Primitive Cultures" 1871 erschien, der erste Professor für Anthropologie in Oxford. Er hatte auch berühmte Schüler (wie z.B. den Schotten Andrew Lang, den Verfasser von „Custom and Myth" [1884]). Diese spielten eine führende Rolle in der Auseinandersetzung mit Friedrich Max Müller und seiner Schule darüber, wie Mythologie und Volkserzählungen zu interpretieren seien. Die Einzelheiten sind im Moment nicht von Bedeutung, aber es steht fest, daß diese intensive Diskussion zur schnelleren Entwicklung des Faches beitrug. Der Mensch als Traditionsträger stand jetzt im Vordergrund. Die mündlich tradierten, unreflektierten Überlieferungen der „einfachen Leute" - Erzählungen, Sprichwörter, Glaubensvorstellungen, - dienten als Basis für das Studium kultureller Entwicklungen. Im späten 19. Jahrhundert erhielt die „Folklore" den Status einer Wissenschaft.

Zur selben Zeit und in Übereinstimmung mit dieser Entwicklung wurde im Jahre 1878 die „English Folklore Society" gegründet. Diese Gründung ist jedoch aus europäischer Perspektive zu betrachten. Sie war bei weitem nicht die erste Gesellschaft ihrer Art. Soweit dem Verfasser bekannt ist, war die erste dieser Institutionen das 1851 gegründete holländische „Koninklijk Instituut voor Taal - Land en Volkenkunde". Es folgten 1859 die „Société d'Ethnographie de Paris" und 1869 die „Berliner Gesellschaft für Anthropologie und Urge-

schichte". Die Verbindung von Urgeschichte mit Anthropologie ist bemerkenswert. Analog wurde 1870 die österreichische „Anthropologische Gesellschaft in Wien" gegründet, in deren Folge in weiterer Spezialisierung einige Jahre später, nämlich im Jahr 1894, der österreichische „Verein für Volkskunde" in Wien ins Leben gerufen wurde. Es gab entsprechende Vereine auch in der Tschechoslowakei, in Polen und in Ungarn.[4] Man kann leicht erkennen, daß es sich nicht um eine bestimmte Bewegung in einem bestimmten Land handelt, sondern um eine internationale geistige Entwicklung, die keine nationalen Grenzen kannte. Man muß es diesen Gesellschaften hoch anrechnen, daß ihre Leiter das Fach „Folklore" weiter entwickelten und verbesserten. Sie führten neue Forschungsmethoden - darunter Terrainforschung und das Heranziehen von gedruckten Quellen - ein. Es kam auch zu Spezialisierungen. Die Archäologen führten eher vergleichende Studien von materiellen Relikten durch, die Folkloristen beschäftigten sich mehr mit den mündlichen Überlieferungen. Fragen wie die Bedeutung von Tradition und Ethnizität wurden diskutiert. Es gab Debatten über die Ausbreitung kultureller Elemente im Gegensatz zum Konzept der spontanen Entstehung. Frühe Dorf- und Stammeseinrichtungen wurden ebenfalls unter die Lupe genommen. Soweit es hier um Institutionengeschichte geht, sind die Fragen hinsichtlich der Verbindung von mittelalterlicher keltischer Literatur und moderner gälischer Folklore am interessantesten. Wie wir sehen werden, liegen hier die Wurzeln einer neuen Entwicklungsphase unseres Faches. Bis zu diesem Zeitpunkt konnten wir ohne weiteres sagen, daß die Forschungsinteressen viel mehr geistig als regional ausgerichtet waren. Es machte gar nichts aus, ob man schottisch oder englisch, holländisch, deutsch oder österreichisch war. Nun aber, im Laufe des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts, treten wir in eine ganz neue Phase ein, die chronologisch mit den politischen und sozialen Veränderungen in vielen europäischen Ländern übereinstimmt.

Das Kennwort heißt „Nationalismus", und zwar nicht nur „nationaler" Nationalismus sondern vielmehr „lokaler" und „regionaler" Nationalismus, der mit dem Konzept von „core and periphery" (Zentrum und Peripherie) eng verknüpft war. Die neue Konzeption, die man in der Tat als Weltanschauung bezeichnen darf, betraf in erster Linie die keltischen Länder, auch wenn man die englischen Provinzen außerhalb Londons nicht vergessen sollte. Es kam zu einer aufwal-

4 L. Kósa: A Magyar Néprajzi Társaság története 1889 - 1989, Budapest 1989, S. 8.

lenden Begeisterung für das Studium der keltischen Folklore. Das treibende Motiv war die Sorge, die besondere Sprache und Literatur, die mündlichen Überlieferungen und die sonstigen Elemente dieser Kultur zu sammeln und auf diese Weise zu bewahren, bevor es zu spät war. Aus diesem Grund haben wir Bücher wie die „Popular Tales of the West Highlands Orally Collected" von John Francis Campbell (2 Bände, 1860) und die Sammlung „Carmina Gadelica" von Alexander Carmichael, welche viel später erschien (6 Bände, 1900). In den „Carmina Gadelica" finden wir einige ausgezeichnete Beispiele von archaischen gälischen Gebeten, die den ungarischen Vergleichsbeispielen, die Zsuzsanna Erdélyi im 20. Jahrhundert sammelte, sehr ähnlich sind, die jedoch in den englischsprachigen Gebieten Großbritanniens überhaupt nicht vorkommen.

In unserem Zusammenhang ist der Fall Südirland das bekannteste Beispiel von Nationalismus. Das irische Parlament sollte von seiner ersten Sitzung im Jänner 1919 an die irische Sprache verwenden. Die Sprache wurde, wie die katholische Religion, als Kennzeichen für die neue Selbständigkeit - im Unterschied zum früheren Status - angesehen. Aber in Schottland, auch wenn man im Westen gälisch und anderswo noch viele schottische Dialekte spricht, war man nicht so extrem.

Von der „English Folklore Society", die 1878 gegründet worden war, wurde bereits gesprochen. Erst im 20. Jahrhundert, und zwar in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, kamen neue Institutionen, Kommissionen und dergl. dazu. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Erste Weltkrieg die Entwicklung etwas behinderte. Neue Institutionen, Museen usw. fügten sich nicht schnell in das kulturelle Bild. 1935 entstand die „Irish Folklore Commission", die jetzt „Department of Irish Folklore" (Universität Dublin) heißt. Der Leiter, ein irisch sprechender Schwede, ist Bo Almqvist. Dies ist der erste und einzige Lehrstuhl für Folklore auf den Inseln. In Wales wurde das „Welsh Folk Museum" 1947 als Bestandteil des „Nationalen Museums von Wales" ins Leben gerufen. Hier wird von allen Mitarbeitern, ohne Rücksicht auf ihren Status, erwartet, daß sie walisisch sprechen, da die Waliser ebenso nationalistisch wie die Iren sind, und eine der Abteilungen im Museum beschäftigt sich nur mit der walisischen Sprache.

Das „Welsh Folk Museum" war das erste seiner Art in Großbritannien; viele kleinere und größere derartige Museen entstanden in den folgenden Jahren. Das größte ist das „Ulster Folk Museum" nahe bei Belfast. In Schottland wurde erst sehr spät ein Anfang gemacht.

Obwohl das „National Museum of Antiquities of Scotland", wo der Verfasser 30 Jahre - auch als Direktor - gearbeitet hat, bereits 1780 gegründet worden war, wurde erst 1959 die sog. „Country Life Section" als neue Sektion errichtet. Der Verfasser hatte das Glück, der erste Leiter dieser Abteilung zu sein, und gibt zu, daß es viel leichter ist, etwas neu aufzubauen als bereits Existierendes neu zu ordnen. Wenn wir auch kein nationales Volkskundemuseum in Schottland besitzen, stellt die genannte Sektion doch ein Äquivalent dar. Die Sammlung von Objekten ist umfangreich. Darüber hinaus stellt das „Scottish Ethnological Archive", das ebenfalls seit 1959 im Aufbau begriffen ist, eine wichtige Unterstützung des Nationalmuseums im allgemeinen und der ethnologischen Abteilung im besonderen dar. Ferner gibt es noch das „Scottish Agricultural Museum", das vom Verfasser als erster Schritt in Richtung eines Freilichtmuseums ins Leben gerufen worden war. Auf diese Weise war es möglich, relativ schnell gute Fortschritte zu erzielen, auch wenn es manchmal sehr langsam zu gehen schien.

Es ist aber wiederum notwendig, zeitlich ein wenig zurückzugehen und noch einen anderen bedeutenden Einfluß zu erwähnen. 1917 wurde ein Lehrstuhl für Geographie und Anthropologie in Aberystwyth in Wales errichtet. Der Lehrstuhlinhaber, Prof. Herbert John Fleure, ist sicherlich als Kryptoethnologe anzusprechen, dem es gelang, seine Studenten zu inspirieren. Viele von diesen spielten später eine führende Rolle in der Entwicklung der „folklife studies" (ethnologische Studien) sowie bei der Gründung von Volkskunde- und Freilichtmuseen. Fleure war ein Spezialist für „historical geography" (historische Geographie) und diese Entwicklungslinie war und ist stark mit dem Konzept der Ethnologie in Großbritannien verknüpft (Schottland eingeschlossen). Zu Fleures Schülern gehörte auch Dr. Iorwerth Peate, der Gründer des „Welsh Folk Museum's". Er war auch Gründer und Herausgeber der frühen ethnologischen Zeitschrift „Gwerin" (1956). Der Name bedeutet „Leute" auf walisisch. An dessen Stelle trat 1963 das neue Publikationsorgan „Folk Life, Journal of the Society for Folk Life Studies". Ab 1973 lautet der Untertitel „A Journal of Ethnological Studies". Hier finden wir endlich erstmals das Wort „Ethnologie" im Titel einer offiziellen Publikation einer ethnologischen Gesellschaft, nämlich der „Society for Folk Life Studies", die ganz Großbritannien und Irland umfaßt.

Es ist noch ein weiterer Schüler von Fleure herauszustellen, nämlich Prof. E. Estyn Evans. Er war Waliser, aber als Professor für

Geographie wirkte er an der Universität von Belfast. Dort befaßte er sich mit allen Aspekten der Ethnologie Nordirlands. Er publizierte darüber eine Reihe wichtiger Bücher und spielte auch eine entscheidende Rolle bei der Gründung des „Ulster Folk Museum's". Es überrascht daher nicht, daß der erste Direktor dieses Museums, George Thompson, ein Schüler von Fleure war. Der jetzige Direktor, Dr. Alan Gailey, ist zwar kein Schüler Fleures, er ist aber Geograph. Der Verfasser ist der Meinung, daß die Zeitschrift dieser Institution, „Ulster Folklife", stark von den Methoden der historischen Geographie geprägt ist. Diese Publikation, die 1955 begonnen wurde, scheint unsere erste ethnologische Zeitschrift zu sein.

Es ist natürlich nicht möglich, Schottland isoliert zu betrachten. Die dortige Fachgeschichte ist selbstverständlich als Teil der breiteren Entwicklung in ganz Großbritannien zu sehen. Von der Gründung der „Country Life Section" am Nationalmuseum und des Landwirtschaftsmuseums war bereits die Rede. Nun ist es aber Zeit, die Universität von Edinburgh zu erwähnen. Um ein Fach abzurunden, genügt es nicht, Sammlungen zu erstellen, Archive zu errichten sowie Artikel und Bücher zu schreiben. Das Fach muß auch gelehrt werden. Gegenwärtig besteht diese Möglichkeit an unserer Universität, und zwar im Rahmen der „School of Scottish Studies", dessen Direktor gleichzeitig Professor für Schottische Ethnologie ist. Die Errichtung des Lehrstuhls war nur aufgrund der Existenz der „School of Scottish Studies" (seit 1951) möglich.

Es ist wichtig zu wissen, welche Einflüsse die Gründung mitbestimmten und aus welcher Richtung sie kamen. Wie bereits erwähnt, war 1935 die „Irish Folklore Commission" ins Leben gerufen worden, deren Leiter der spätere Professor Seamus Delargy war. Dieser unterhielt sehr gute Kontakte zu den skandinavischen Ländern, insbesondere zu Schweden. Gemeinsam mit seinen Mitarbeitern zeichnete er mündliche Überlieferungen nicht nur in Irland, sondern auch in den gälisch sprechenden Regionen Schottlands auf. Dieses Material befindet sich im Archiv in Dublin (mit Kopien in Edinburgh). Die „Irish Folklore Commission" kam finanziell für die Arbeit eines Sammlers auf den Hebriden auf. In den Jahren 1939 und 1948 - dazwischen lag der Krieg - lud man den berühmten schwedischen Ethnologen Prof. Åke Campbell zu Forschungsreisen ein. Campbells Vorfahren waren Schotten, wie man leicht an seinem Namen erkennen kann. Ohne auf Einzelheiten näher einzugehen, muß gesagt werden, daß Campbells

Aufenthalte sehr inspirierend waren.[5] Nach vielen Diskussionen sowie unter dem Druck, den die Iren und die Skandinavier ausübten, beschloß die Universität Edinburgh im Jahr 1951 die Gründung der „School of Scottish Studies". Anfänglich handelte es sich dabei um eine Forschungsinstitution. Ab 1956 wurden Aufsätze über die Sammlungen und die Forschungsarbeit in der Zeitschrift „Scottish Studies" publiziert. Es gibt auch eine kleinere Zeitschrift, „Tocher" genannt. „Tocher" ist ein Mundartwort, das „Mitgift" bedeutet. Hier werden regelmäßig Auszüge aus dem Archiv publiziert. Das Archiv besitzt heute internationale Bedeutung. Im letzten Jahrzehnt ist eine neue Entwicklung festzustellen. Jetzt sind die Mitarbeiter nicht nur Forscher, sondern auch Lehrer. Seit vier Jahren gibt es den Lehrgang „Ethnologie", und seit zwei Jahren kann man einen Universitätsgrad in diesem Fach erlangen. Aus diesem Grund sind wir für die Ethnologie in Großbritannien bahnbrechend.

Bis heute jedoch wird das Hauptgewicht auf mündliche Überlieferungen - Sagen und Märchen, Lieder, Sprichwörter, Volksmusik und Volksmedizin etc. - gelegt. Der Verfasser selbst ist Spezialist für Sachkultur, eine Selbstverständlichkeit, da er etwa 30 Jahre im Museumsbereich tätig war. Daher wird seine Lehrtätigkeit nicht nur die geistige, sondern auch die materielle Kultur umfassen, und sogar mehr als das. Tatsache ist, daß die Lehre in der Vergangenheit zu sehr landesorientiert, d.h. auf Schottland ausgerichtet war. Von nun an sollen breitere europäische Perspektiven angelegt werden. Irland und Skandinavien haben einen großen Einfluß ausgeübt. Das soll nicht heißen, daß die Forschungsmethoden überholt sind, aber es ist dringend notwendig, neuen Tendenzen zu folgen. Auch in Schottland, in diesem Grenzgebiet Europas, wollen wir 1992 bereit sein.

Wie ist das zu schaffen? Zu Beginn dieser Ausführungen war von den weit zurückliegenden Wurzeln unseres Faches die Rede. Am Anfang stand die Altertumskunde. Im späten 19. und verstärkt im frühen 20. Jahrhundert sind nationalistische Bewegungen festzustellen, die zu Kommissionen, Institutionen, Museen, Zeitschriften usw., die mit Ethnologie zu tun hatten, führten. In fast allen Fällen beschäftigten sie sich mit dem Sammeln und der Erforschung der bäuerlichen Kultur - hierorts wie in anderen Ländern auch. Diese Entwicklungs-

5 P. Lysaght: Swedish Ethnological Surveys in the Western Isles of Scotland, 1939, 1948; Some Data from Ireland, in: Review of Scottish Culture, No. 6 (1990), S. 27 - 51.

stufe kann vielleicht am besten als „historical-descriptive" (historisch-beschreibend) charakterisiert werden. Sie war natürlich einseitig. Man hielt es kaum für notwendig, sich mit der Kultur der arbeitenden Klassen in den Städten und Fabriken zu beschäftigen. Das soll jetzt nachgeholt werden. Man muß sich auch neue Grundprinzipien aneignen. Was ist damit gemeint?

Der Verfasser ist der Meinung, daß im Studium der Ethnologie eine dritte Stufe erreicht wurde. Noch einmal ist schwedischer Einfluß zu erwähnen. In diesem Land wurde in den letzten zwei Jahrzehnten das Konzept der „contemporary documentation", der zeitgenössischen Registrierung, entwickelt. Diese Konzeption paßt für unsere moderne Welt, die von einer Masse fabrikserzeugter Objekte, deren Herkunft man nicht mehr lokalisieren kann, erfüllt ist. Arbeiterhäuser und Arbeitsplätze sollen erforscht, fotografiert und registriert werden; erst danach soll man eine Auswahl treffen und diese, wenn man will, in ein Museum einbringen. Man versucht auf diese Weise ein repräsentatives Bild von heute für unsere Nachfolger zu hinterlassen. „Contemporary documentation" ist in der Tat eine Art sozialer Geschichte.

Es gibt noch ein weiteres modernes Phänomen, das die heutige Angst um die Umwelt widerspiegelt. Auf englisch heißt es „interpretation", ein Wort, das ein wenig mehr als „Erklärung" bedeutet. Das Konzept kam in den 60er Jahren aus Amerika zu uns. In den amerikanischen Nationalparks kam es den Leitern zu Bewußtsein, daß es nötig war, den Besuchern alles, was sie zu sehen bekamen, im Zusammenhang zu erklären. Wenn man etwas versteht, gewinnt man eine neue Erkenntnis. Wenn man diese Kenntnisse erlangt hat, wird man im Hinblick auf die Umwelt vorsichtiger. Vielleicht liegt hier eine Rechtfertigung für unser Fach. Durch die Ethnologie, die von Generationen von Forschern entwickelt worden ist, durch die umfangreichen Sammlungen und Archive, die heute existieren, durch erneute Terrainforschung, die sich nicht nur mit der bäuerlichen Kultur, sondern mit der Kultur aller Leute befaßt, werden wir lernen, die menschliche Situation und deren mannigfaltige Zusammenhänge mit der Natur in Vergangenheit und Gegenwart besser zu verstehen.[6]

6 Hinsichtlich weiterer Details und relevanter Publikationen vgl. R. M. Dorson: Peasant Cultures and Savage Myths (2 Vol), Chicago 1968; A. Fenton: Phases of Ethnology on Britain. With Special Reference to Scotland. In: Ethnologia Europaea, XX/2 (1990), S. 177 - 188.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 27 – 43*

Gegenwärtige Tendenzen in der amerikanischen Kulturanthropologie[1]

Von John W. Cole, Robert Paynter und Gerald F. Reid

1. Vorbemerkung

Seit mehr als zwei Jahrzehnten befinden sich die Sozialwissenschaftler[2] in einer Krisenstimmung. Die Gründe dafür sind unterschiedlicher Natur, stets jedoch spielten dabei Uneinigkeiten in der Fachgemeinschaft über Wissenschaftsauffassung, Fragestellungen und methodische Vorgangsweise der jeweiligen Kollegen eine nicht unwesentliche Rolle - mit dem Ergebnis, daß die Diskussion immer mehr im Stil ideologischer Argumentation geführt wurde, angeheizt

1 Zu Entwicklung und Umfang des Begriffs einer „Cultural Anthropology" im anglo-amerikanischen Bereich vgl. die Einleitung des Herausgebers in: Frank Robert Vivelo: Handbuch der Kulturanthropologie. Hg. von Justin Stagl. München 1988, S. 13 - 24. Zu einer anderen Richtung kulturwissenschaftlichen Forschens in den USA siehe James R. Dow: Zur amerikanischen Volkskunde. Standortbestimmung der heutigen Theorie und Praxis. Mit einem Beispiel aus der Feldforschung bei deutsch-sprechenden Amerikanern (Amische Alter Ordnung). In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 92/43 (1989), S. 1 - 23. (Anm. d. Ü.)

2 Die „Social Sciences" werden hier nach dem (auch im deutschsprachigen Raum gängigen) Einteilungskriterium begriffen, das auch eine „Ethnologie" impliziert. Zu den innnerhalb der anglo-amerikanischen Wissenschaftstradition bestehenden Unterschieden hinsichtlich des Verhältnisses von Soziologie und Anthropo- bzw. Ethnologie siehe Stagl a.a.O., S. 17 und A. Kuper: Anthropologists and Anthropology: The British School 1922 - 1972. Harmondsworth 1975. Im deutschen Sprachraum sind die Trennlinien zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt recht unklar (institutionell ist etwa die Völkerkunde in Wien in der „grund- und integrativwissenschaftlichen Fakultät" verankert); siehe zu Deutschland: Günther Schlee: Das Fach Sozialanthropologie/Ethnologie seit dem Zweiten Weltkrieg. In: Wolfgang Prinz, Peter Weingart (Hg.): Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten. Frankfurt am Main 1990, S. 306 - 312. Siehe auch: Peter Weingart u.a. (Hg.): Die sog. Geisteswissenschaften. Außenansichten. Frankfurt am Main 1991. (Anm. d. Ü.)

von Vorwürfen und Gegenanklagen wie Essentialismus, Positivismus, Historizismus oder Irrationalismus. Heute ist eine allgemeine akademische Krise, insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften, unübersehbar geworden. Planstellen für Akademiker werden rar, Geldquellen für wissenschaftliches Arbeiten versiegen, der gesellschaftliche Nutzen unserer Arbeit wird von den politischen Entscheidungsträgern in Frage gestellt und die Öffentlichkeit interessiert immer weniger, was wir zu sagen haben. Das alles hat den intellektuellen Diskurs aufs äußerste verschärft, schließlich handelt es sich nicht mehr nur um geistige, sondern um materielle Konkurrenz. Dieser Kampf ums Dasein und um die Mittel für die eigene wissenschaftliche Existenz hat das akademische Leben recht kalt und hart gemacht.

Im folgenden wollen wir einige wissenschaftliche Standpunkte aufzeigen, wie sie im Rahmen der angedeuteten Situation und in Abhängigkeit von gewissen Tendenzen in der gegenwärtigen US-amerikanischen Gesellschaft eingenommen werden. Wir behandeln Themen, die an allen Fakultäten diskutiert werden, konzentrieren uns aber besonders auf in der Anthropologie relevante Fragen. Dabei beschäftigt uns hier vor allem die Beziehung zwischen intellektueller Tätigkeit und der Gesellschaftsform, in der sie stattfindet, der Einfluß neuer wirtschaftlicher, sozialer, politischer und ideologischer Entwicklungen auf den Wissenschaftsbetrieb. Wir sehen Wissenschaft als Teil ihres soziokulturellen Umfeldes, und uns interessiert, wie die Gesellschaft auf die Anthropologie einwirkt, wie der anthropologische Diskurs von seinen gesellschaftlichen Voraussetzungen geprägt wird. So wollen wir in einer Art „Anthropologie der Anthropologie" die zentralen Punkte und Debatten unserer Disziplin erläutern, sie in der vielschichtigen Krise des Spätkapitalismus, in der wir uns derzeit befinden, lokalisieren und versuchen, die politischen Konsequenzen dieser anthropologischen Strömungen und ihr Verhältnis zu den verschiedenen Interessen in der amerikanischen Gesellschaft zu verstehen.

2. *Reflexive Anthropologie*

Einer der eindruckvollsten Richtungen der Anthropologie in den Vereinigten Staaten ist zweifellos die sog. reflexive Anthropologie, die, begründet in den 60er und 70er Jahren, im letzten Jahrzehnt mit viel Enthusiasmus vertreten wurde und heute im Publikationswesen,

auf Tagungen und im Lehrbetrieb des Faches beachtlichen Raum beansprucht. In studentischen Kreisen begeistert aufgenommen, wird sie von ihren Vertretern, in radikaler Abkehr von allen anderen Fachrichtungen, als die Anthropologie der Zukunft schlechthin gesehen. Entscheidend für diese Richtung waren die von Clifford Geertz in seinem Buch „The Interpretation of Cultures"[3] vertretenen Argumente und - in letzter Zeit - das Werk von George Markus und Michael Fischer „Anthropology as Cultural Critique"[4] sowie das von James Clifford und George Markus herausgegebene Buch „Writing Culture: the Poetics and Politics of Ethnography".[5] Das zentrale Anliegen dieser Autoren ist es, die Erfahrung und das Verständnis des „Anderen" einer nicht-westlichen Kultur für ein westliches Publikum zu interpretieren.[6] Das hat, wie in anderen Wissenschaftszweigen auch, eine „linguistische Wende"[7] genommen, in deren Folge eine große Zahl von Publikationen linguistischen, semiotischen und - in jüngster Zeit - literaturkritischen Inhalts erschien.[8]

In der reflexiven Anthropologie konzentriert sich die Forschung auf die Kommunikation mit dem „Subjekt" als dem Mitglied einer anderen Kultur. Dieser Prozeß der Kommunikation setzt voraus, daß sich der Forscher seiner eigenen Rolle im Feld und der Abhängigkeit seiner Beobachtungen von den Erfahrungen seiner westlichen Herkunftskultur bewußt wird. In dem Bemühen, den „Sinn" der Kultur des Subjekts zu verstehen, werden dessen Aktivitäten, ob als gespro-

3 Clifford Geertz: The Interpretation of Cultures. Selected Essays. New York 1973. (In deutscher Übersetzung liegen aus dieser Aufsatzsammlung vor: Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main 1983, S. 7 - 43, Anm. d. Ü.)

4 George E. Markus, Michael M. J. Fischer: Anthropology as Cultural Critique. An Experimental Moment in the Human Sciences. Chicago-London 1986.

5 James Clifford, George E. Markus (Hg.): Writing Cultures: The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley-Los Angeles-London 1986.

6 Das traditionelle Objekt der Kulturanthropologie waren die sog. „primitiven Kulturen", also jene Gesellschaften, die der westlichen Zivilisation, aus der die Anthropologen kamen, am unvertrautesten waren. Und wenn sich diese einmal in der eigenen westlichen Gesellschaft umgeschaut haben, wurden sie im allgemeinen immer von den sozialen Gruppen fasziniert, die ihrem Herkunftsmilieu am wenigsten ähnelten - Bauern z.B. oder städtische Randschichten.

7 Richard Rorty (Hg.): The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method. Chicago 1969.

8 Markus und Fischer 1986, S. 5.

chenes oder geschriebenes Wort oder nonverbale Handlung realisiert, als „Texte" genommen, mit dem Ziel, die Sprache dieser Texte zu erlernen, das heißt zu verstehen, was mit ihnen vom Subjekt gemeint ist. Darüber hinaus geht es den reflexiven Anthropologen auch darum, diese Texte einem westlichen Publikum verständlich zu präsentieren. Unbefriedigt von der herkömmlichen ethnographischen Beschreibungstechnik, treten sie für neue Arten der ethnographischen Darstellung ein - bis hin zum Einsatz belletristischer Formen als völlig neuem Instrumentarium in der anthropologischen Werkstatt.

Damit ist für die reflexiven Anthropologen die Disziplin in eine innovative Phase des Experimentierens ein- und gegen jenes starre Reglement angetreten, das die alte Anthropologie der 50er und 60er Jahre beherrschte. Diese hatte ihrer Meinung nach das Paradigma der Naturwissenschaften, insbesondere der Physik, mit ihrem Anspruch auf positivistische Objektivität sich zum Vorbild gemacht und in ihrer Methodik von Forschung und Vermittlung ebenso kopiert wie in der Zielvorstellung, möglichst weitreichende Theorien über Sozialstrukturen zu konstruieren. Reflexive Anthropologie sah sich dagegen in einem „post-paradigmatischen" Stadium, in dem die Kreativität des Forschers mehr gefragt ist als seine Fähigkeit, vorgeschriebener Programmatik zu genügen. Detailliert-anschauliche Beschreibung statt umfassender Theorien, lautete die Devise.

Der Grund für das Ausrangieren herkömmlicher anthropologischer Vorstellungen liegt zum einen in der konsequenten Anwendung eines auf sich selbst reflektierenden und hermeneutisch vorgehenden Wissenschaftverständnisses, für das die positivistische Forderung nach Objektivität im Grunde nur Ausdruck der spezifisch westlichen Art zu denken ist, einer kulturell geprägten Denkart, die Sinn und Gehalt anderer Kulturen nur verzerrt begreifen kann. Zum anderen ist für die reflexive Richtung das physikalische Modell auch von seinem auf Instrumentalität festgelegten Forschungsziel her suspekt, das in einer Anwendung, also in der Manipulation von Objekten - und das sind diesfalls „kulturelle Objekte" - besteht. Unter diesem Aspekt läuft die Anthropologie Gefahr, ihre Forschungs"objekte" im Interesse eines „Fortschritts" zu sehen und zu behandeln, der auf das engste mit den Interessen westlicher Industriestaaten verknüpft ist und für andere Kulturen in der Regel verheerende Folgen hat.

Auf philosophischem Niveau bedeutet das alles freilich auch eine Absage an die Aufklärung. Der Glaube an Entwicklung und Verbes-

serung der menschlichen Lebensumstände wird in einem grundsätzlichen Konnex mit westlicher Expansion und Hegemonie gesehen, unter welchem Titel auch immer diese firmieren. Unter dieser Prämisse sind Kontroversen innerhalb der Anthropologie, etwa zwischen Strukturalisten oder Marxisten, von geringer Bedeutung und nichts mehr als simple Meinungsverschiedenheiten weil Varianten ein und desselben Paradigmas. Die reflexive Anthropologie desavouiert jede fachliche Richtung, die sich den Überzeugungen der Aufklärung verpflichtet fühlt, als „modern", d.h. an die Identität von Fortschritt und Verbesserung glaubend, und tritt solcherart als „postmodern" und „post-paradigmatisch" auf; so kann sie die Debatten der modernen Anthropologie umgehen, indem sie sich über diese erhebt. Statt der objektiven Wissenschaft der Moderne spricht sie dem intersubjektiven Verständnis anderer Kulturen das Wort, statt Fortschritt einem „neuen" Kulturrelativismus. Als lediglich „nach-moderne" Richtung proklamiert sie keinerlei neue Lösungen, sondern schlicht das Ende der Lösungsversprechen der Moderne. Und mit der Ablehnung des Programms der Aufklärung schwindet notwendig auch das Interesse am Studium der sozialen Institutionen, der Machtverteilungen und der materiellen Bedingungen menschlicher Existenz. Stattdessen konzentriert man sich im Verein mit symbolischer Anthropologie auf die Entstehung von und den Umgang mit Symbolen. Und wenn auch manche ihrer Vertreter eine Annäherung an die Politische Ökonomie herbeiwünschen[9], widmet sich reflexive Anthropologie doch vorwiegend dem Studium symbolischer Formen und des geistigen Überbaus.

Der Erkenntnis, daß die inhaltlichen und methodischen Sujets, die wir hier in Vorstellung der reflexiven Anthropologie skizziert haben, bereits früher immer wieder Themen des anthropologischen Diskurses gewesen sind, können sich auch deren heutige Vertreter nicht verschließen. Sie bestehen allerdings darauf, daß diese Probleme erst im Schlaglicht reflexiver Anthropologie klar und in all ihrer Dringlichkeit gesehen wurden, und erheben so alleinigen Anspruch auf eine kritische Perspektive im Fach. Wir glauben freilich, daß diese Auffassung entweder auf bemerkenswerter Ignoranz oder absichtlicher Fehlinterpretation beruht.

9 Markus und Fischer 1986.

3. Kritische Anthropologie

Wir wollen zeigen, daß die genannten Punkte schon seit langem Anliegen einer Richtung der Anthropologie gewesen sind, die gewöhnlich als „kritische Anthropologie" bezeichnet wird. Während allerdings der „reflexive" Weg zu einer „postmodernen" Variante des Kulturrelativismus' führte, haben sich die kritischen Anthropologen stets allen relativistischen Tendenzen verweigert. Diesen attestieren sie zwar durchaus politisch-gesellschaftliche Virulenz, werfen ihnen jedoch vor, dieses Potential nicht genutzt zu haben und im großen und ganzen ihrerseits einem starren Paradigma im Sinne Thomas Kuhns[10] verhaftet geblieben zu sein. Wir stimmen dem nicht ganz zu, wollen diesen Punkt jedoch nicht näher behandeln. Wichtig ist uns, daß viele Vertreter der US-amerikanischen Anthropologie - die Archäologie und die physische Anthropologie eingeschlossen - sich von den Prämissen materialistischer Kulturtheorie leiten ließen, auch wenn sie sich zu dieser nicht immer ausdrücklich bekannten.

Auf eine dieser Prämissen läßt sich das grundlegende Interesse der amerikanischen Anthropologie an biologischen Faktoren der kulturellen und sozialen Organisationsformen des Menschen zurückführen: Während rassische Theorien als wenig zielführend und überdies gefährlich aus der wissenschaftlichen Diskussion heute ausgeblendet sind, steht die Frage nach dem Wechselverhältnis von Biologie und Kultur nach wie vor im Mittelpunkt; so wird etwa der Einfluß der ökonomischen, politischen und ideologischen Praxis einzelner Bevölkerungsgruppen auf deren (auch physisches) Wohlbefinden thematisiert und beispielsweise der Frage nachgegangen, wieweit unterschiedliche Produktions- und Distributionsformen der Subsistenzmittel die durchschnittliche Mortalität, Krankheitshäufigkeit und Lebenserwartung beeinflussen - kurz, der „kritische" Zugang sucht die materiellen Lebensumstände in ursächliche Beziehung zu ihrem kulturellen und sozialen Umfeld zu setzen. Zum zweiten geht kritische Anthropologie von der Auffassung aus, daß die Beschäftigung mit den physischen Lebensbedingungen nicht bloß das akademische In-

10 Thomas S. Kuhn: Die Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen. Frankfurt am Main ^{2}1976. Kuhn bestimmte den Begriff des „Paradigmas" als jene im Rahmen einer etablierten Disziplin von deren Vertretern anerkannten wissenschaftlichen Leistungen, die für eine gewisse Zeit als Modell für alle weiteren Lösungsversuche im Fach dienen.

teresse westlicher Intellektueller, sondern ein allgemein menschliches Bedürfnis spiegelt. Denn während, um mit B. Moore zu sprechen,[11] „gute" Lebensqualität in den verschiedenen Kulturen verschieden definiert ist, erleben die Menschen materielle Not und Elend in interkultureller Einigkeit. Und schließlich vertritt die kritische Ausrichtung der Anthropologie die Überzeugung, daß die Dinge anders sein können, als sie sind, daß die menschliches Leid heraufbeschwörenden sozialen, kulturellen und demographischen Gegebenheiten veränderbar sind und verändert werden sollen.

Methodisch ging die Entwicklung der kritischen Anthropologie mit einer zunehmend ablehnenden Haltung gegenüber „objektiven" Untersuchungen kleiner, raum-zeitlich isoliert gesehener Gemeinschaften einher. Schon in den fünfziger Jahren hatten die Anthropologen begonnen, nicht nur die ökologischen, sondern auch die kulturellen Zusammenhänge und den historischen Verlauf von lokalen Kulturen zu studieren. Das wurde im folgenden Jahrzehnt zur wissenschaftlichen Norm, eine Entwicklung, die fachinterne, aber auch gesellschaftspolitische Gründe hatte.

Fachintern wurde der Gegensatz von der Realität der Forschungsobjekte und ihrer Beschreibung durch die Anthropologen unübersehbar: Obwohl unzweifelhaft ein Teil der modernen Welt, lokalisiert im „Reservat" einer europäischen Kolonie oder in einem der seit kurzem in die Unabhängigkeit entlassenen, um wirtschaftliche und politische Integration ringenden Staaten, wurden die untersuchten Kulturen als geschlossene Systeme von unberührter Ursprünglichkeit im ethnographischen Präsens geschildert. Das heißt, die Ethnographen beschrieben nicht, was sie im aktuellen Feld sahen, sondern das, wovon sie glaubten, daß sie es gesehen hätten, wären sie nur früher dort gewesen - eine Perspektive, die angesichts des rapiden kulturellen Wandels in den untersuchten Gemeinschaften freilich immer unplausibler und schwieriger zu rechtfertigen war. Konsequent wurde diese ahistorische Einstellung, wie sie besonders von struktur-funktionalistischer Theorie vertreten wurde,[12] seit den fünfziger Jahren in einer

11 Barrington Moore, Jr.: Reflections on the causes of human misery und upon certain proposals to eliminate them. Boston 1973.

12 Zum Beispiel Robert M. Netting: Balancing on the Alp: Ecological Change and Continuity in a Swiss Mountain Community. Cambridge-New York 1981; Pier Paolo Viazzo: Upland Communities: Environment, Population and Social Structure in the Alps Since the Sixteenth Century. Cambridge 1989. An dieser Stelle soll als für den „kritischen" Zugang repräsentativ genannt sein: William Rose-

Reihe von Studien abgelehnt, die dem ethnohistorischen Paradigma verpflichtet waren. In ihnen wurden lokale Gesellschaften nicht mehr unter dem Aspekt von „Ursprünglichkeit" oder „Tradition" gesehen, sondern als Produkte und in Abhängigkeit von der sie beeinflussenden bzw. beherrschenden europäischen Kultur; in ihnen wurde erstmals die Annahme einer „ursprünglichen Natur" bestimmter Kulturen und die, Kulturkontakte und historische Dimension ignorierende Art ihrer Erforschung und Beschreibung in Frage gestellt,[13] was dann in den 60er Jahren zu Projekten etwa an der Columbia University oder an der University of Michigan führte, in denen die Analyse des historischen Kontextes und des Einflusses nationaler bzw. internationaler Beziehungen auf lokale Gesellschaften selbstverständlicher Teil des Forschungsprogramms war.

In gesellschaftspolitischer Dimension hat das Engagement für die Menschen der Dritten Welt und für benachteiligte Randgruppen in den Vereinigten Staaten Auswirkungen auf die Anthropologie gehabt. Der Dekolonisationsprozeß nach dem Zweiten Weltkrieg war anfänglich von großem Optimismus begleitet: Man hielt die politische Unabhängigkeit nicht nur für den Garant eines wirtschaftlichen Aufschwungs in den sog. Entwicklungsländern, sondern glaubte auch, diese könnten mit zunehmender Prosperität eine Mittlerrolle zwischen der kapitalistischen Ersten und der realsozialistischen Zweiten Welt spielen.[14] Es dauerte freilich nicht lang, bis dieser Optimismus einer nüchterneren Einschätzung über die Verhältnisse in den sog. unterentwickelten Ländern weichen mußte: „Unterentwicklung" wurde nicht mehr mit einem im Überdauern traditioneller Verhaltensmuster gründenden „cultural lag" verwechselt, sondern als das in den internationalen Beziehungen weiterwirkende Erbe des Kolonialismus verstanden. Von afrikanischer Seite wurde der Begriff des „Neokolonialismus" geprägt,[15] in Lateinamerika und der Karibik der Diskurs

berry: Anthropologies and Histories: Essays in Culture, History and Political Economy. New Brunswick 1989.

13 Morton H. Fried: The Notion of Tribe. Menlo Park 1975; Elman R. Service: Cultural Evolutism: Theory in Practice. New York 1971; Eric R. Wolf: Europe and the People without History. Berkeley-Los Angeles-London 1982 (deutsch: Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400. Frankfurt - New York 1986).

14 Peter Worsley: The Third World: A Vital New Force in International Affairs. Chicago 1964.

15 Kwame Nkrumah: Neo-colonialismus, the Last Stage of Imperialism. New York 1966.

über neue Abhängigkeitsverhältnisse[16] und in Asien über den Imperialismus[17] initiiert. In diesen Studien wurden nicht nur die ökonomischen und politischen Kräfte als „unpersönliche" Faktoren analysiert, sondern zugleich deren zerstörerische Wirkung auf die Psyche des Individuums und seine soziale Praxis in den angestammten lokalen Kulturen.[18]

Die Bereitschaft, solche Problematik wahrzunehmen, wuchs während der 60er und 70er Jahre in den Vereinigten Staaten nicht nur in breiten Bevölkerungskreisen, sondern auch unter den Wissenschaftlern: Man stand unter dem Eindruck des US-amerikanischen Engagements im Vietnamkrieg, und in den Staaten selbst hatten die Bürgerrechts- und andere soziale Bewegungen ihre Spuren in der amerikanischen Gesellschaft hinterlassen. Doch, und das ist der springende Punkt, erstmals ausdrücklich vertreten wurden jene alternativen Perspektiven auf Gesellschaft und Kultur von Wissenschaftlern, die von ihrer Herkunft her die Welt von vornherein anders erfahren hatten und sahen als die Intellektuellen in den USA und anderen westlichen Ländern. Sie forderten die hiesigen Sozialwissenschaften auf allen Ebenen heraus, und insbesondere übten sie Kritik an einer Anthropologie, die ihre Herkunftskulturen als „ursprünglich" oder „traditionell" romantisierten. Für derartige Konstrukte konnten diese Leute aus der Dritten Welt durchaus kein Verständnis aufbringen: sie insistierten auf ihren Platz und auf ihre Rolle in einer modernen Welt, sie forderten Aufmerksamkeit für das Elend in ihrer Heimat und für seine Gründe, und sie wiesen die herrschenden Theorien über kulturelle „Entwicklung" als falsch im doppelten Sinn des Wortes zurück - als nicht gerechtfertigten Optimismus über das Ende von kultureller Herrschaft und Ausbeutung und als wissenschaftlich getarnten Versuch, dieses zu verhindern. Es soll hier nicht behauptet werden, daß

16 Ronald H. Chilcote: Theories of Development and Underdevelopment. Boulder & London 1984; Eric Williams: Capitalism and Slavery. New York 1967.

17 Ramkrishna Mukerjee: The Rise and Fall of the East India Company: a Sociological Appraisal. New York - London 1974; Kavalam Panikkar: Asien und die Herrschaft des Westens. Zürich 1955.

18 Franz Fanon: The Wretched of the Earth. New York 1968.
Fanon stammt von der karibischen Insel Martinique, studierte Psychiatrie in Frankreich und arbeitete später als Armeepsychiater während der Revolution in Algerien. Aus seinen Erfahrungen entwickelte er seine Theorie von der „kolonisierten Persönlichkeit", vgl. auch Peter Geismar: Fanon: A Biography. New York 1971.

die Forderung nach einer Forschungspraxis, die tatsächlich im Sinne und zum Vorteil der untersuchten Kulturen vorgeht, von den Kulturwissenschaftlern aus der Dritten Welt in einheitlicher Argumentation vorgebracht wurde; doch wie immer uneins man sich in bestimmten Punkten auch war – die so angeregte Diskussion gab den amerikanischen Wissenschaftlern jedenfalls viel zu denken und zu lernen.

Der Diskurs über ethnographische Theorie und Praxis war, wie dargelegt, aus Uneinigkeiten innerhalb der akademischen Gemeinschaft entstanden. Diese Spannungen manifestierten sich schließlich in Anklagen, wie sie in den 60er und 70er Jahren im In- und Ausland gegenüber der amerikanischen Scientific Community erhoben wurden. Verschiedene Ereignisse führten damals zu einer verstärkten öffentlichen Kritik an den herrschenden Praktiken in der amerikanischen Wirtschaft und Politik – und an jenen, die diese Praktiken unterstützten und rechtfertigten.[19] Während so das Mißtrauen gegenüber verschiedenen Institutionen der USA sich auch auf die politische Rolle des akademischen Stabes erstreckte, unterstützten auf der anderen Seite viele amerikanische Intellektuelle diese Kritik und beteiligten sich ihrerseits an politischen Bewegungen, die diese Kritik artikulierten. Das führte zu einer Spaltung im akademischen Bereich – ob Student, Professor oder Verwaltungsbeamter, man nahm Stellung und ergriff Partei, in vorerst unversöhnlichem Pro und Kontra.[20]

4. Jürgen Habermas und die Frankfurter Schule

Die politisch motivierten Gegensätze dieser Zeit nährten bei den amerikanischen Intellektuellen kritische, reflexive und hermeneutische Ansätze. Zudem verstärkten die von der Dritten Welt ausgehenden Einflüsse (s.o.) diesen Trend und führten zum Anwachsen einer internationalen Wissenschaftlergemeinschaft, die sich sowohl hermeneutisch als auch kritisch verstand.[21]

19 Erinnert sei als an eines der markantesten Beispiele an die Affäre um das legendäre, von der US-Army und dem „Department of Defence" unterstützte sozialwissenschaftliche Projekt „Camelot", das seinerzeit die politische Abhängigkeit und moralische Anfälligkeit von Wissenschaft einer breiteren Öffentlichkeit bewußt gemacht hat; Irving Horowitz: The Rise and Fall of Project Camelot. Studies in the Relationship between Social Science and Practical Politics. London 1967. (Anm. d. Ü.)

20 Everett C. Ladd, Jr., Seymour M. Lipsett: The Divided Academy: Professors and Politics. New York 1975.

Parallel dazu gab es in Europa bereits seit langem eine Forschungsrichtung, die sich mit derselben Problematik, wenn auch nicht unter ethno-, sondern historiographischem Aspekt beschäftigte. Sie war allerdings im wesentlichen an der Klärung von Ursprung und Entwicklung des Kapitalismus in Europa interessiert und legte auf dessen Einfluß in anderen Teilen der Welt nur wenig Gewicht. Ab den siebziger Jahren wurde diese Richtung - begründet durch die Herausgabe der Zeitschrift „New German Critique", durch die Übersetzung der wichtigsten Werke französischer und deutscher Intellektueller und durch die Abfassung von Einführungen - auch von amerikanischen Wissenschaftlern verstärkt rezipiert, die somit, binnen kurzer Zeit, am europäischen Diskurs teilhaben konnten.

Im Mittelpunkt des Interesses stand dabei für die amerikanischen Intellektuellen die Frankfurter Schule und insbesondere die Arbeiten von Jürgen Habermas. Der zentrale Diskussionspunkt war dabei die Dichotomie von Basis und Überbau wie sie von der Kritischen Theorie gesehen wurde: Während für den orthodox-marxistischen, einem mechanischen Gesellschaftverständnis verpflichteten Standpunkt die Produktionsverhältnisse alle sozialen, politischen und ideologischen Beziehungen determinierten, fand die Kritische Theorie komplexere Antworten und beschrieb das Verhältnis von Basis und Überbau, im Anschluß an Georg Lukacs und Antonio Gramsci,[22] mit reziproker Kausalität. Lukacs und Gramsci hatten in den 20er und 30er Jahren

21 Die Hermeneutik wurde als Methode zur Untersuchung von historisch weit zurückliegenden Texten entwickelt. Damit vergleichbar sind die Anstrengungen von Anthropologen, die kulturellen Praktiken von nicht-westlichen Gesellschaften verstehen zu können. Zur Bedeutung der Hermeneutik für die Anthropologie vgl. Robert C. Ulin: Understanding Cultures: Perspectives in Anthropology and Social Theory. Austin 1984.

22 Antonio Gramsci: Selections from the Prison Notebooks. New York 1971; Selections form Political Writings 1921 - 1926 with additional texts by other Italian Communist leaders. New York 1978; Selections from Cultural Writings. Cambridge 1985. Vgl. auch Anne S. Sassoon (Hg.): Approaches to Gramsci. London 1982; Carole Counihan: Antonio Gramsci and Social Sciences. In: Dialectical Anthropology, 11, 1986, S. 3 - 10. Unser Verständnis der Frankfurter Schule orientiert sich vorrangig an den Veröffentlichungen von Martin Jay: The Dialectical Imagination: A History of the Frankfurt School and Institute of Social Research 1923 - 1950. Boston-Toronto 1973 (deutsch: Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung. Frankfurt a. Main 1976); Marxism and Totality: The Adventures of a Concept from Lukacs to Habermas. Los Angeles-Berkeley 1984.

das holistische Konzept einer „sozialen Totalität" entwickelt, das die Basis-Überbau-Dichotomie entschärfte und die Beziehung von Gesellschaft und Bewußtsein zum eigentlichen Thema machte. Beide beschäftigten sich mit der Entstehung und Verbreitung von jenem „hegemonialen" Wissen, das die kapitalistischen Verhältnisse stützte und als „organisch" positionierte.[23] Ihre Schriften thematisierten weiters zwei Probleme, die in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse sind: Es ging ihnen um die Natur des kulturellen Verstehens sowie um die Verantwortung des Intellektuellen in kapitalistischen Gesellschaften.

Die Frankfurter Schule nahm diese Ideen zum Ausgangspunkt für die Entwicklung eines „kritischen Marxismus". Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als die revolutionären Bewegungen in Europa bereits niedergeschlagen waren und der Marxismus in der Sowjetunion zur Legitimation für einen zunehmend repressiver werdenden Staat rückentwickelt wurde. Gleichzeitig wuchsen faschistische Strömungen in Europa und triumphierten schlußendlich in mehreren Ländern. Aber im Gegensatz zu Lukacs und insbesondere Gramsci, die sich in erster Linie als politische Akteure sahen, waren die Mitglieder der Frankfurter Schule Theoretiker, die mit der nationalsozialistischen Machtergreifung isoliert und von politischen Handlungen ausgeschlossen worden waren.[24]

Unter diesen Voraussetzungen mußte es ihnen als unmöglich erscheinen, daß die Gesellschaft allein aufgrund der inneren Widersprüche des Kapitalismus transformiert werden könne. Zwar mochten diese die objektiven Bedingungen für den Niedergang des Kapitalismus schaffen, die subjektiven hingegen waren davon nicht berührt. Um trotzdem eine Veränderung der bestehenden Verhältnisse zu erreichen, schien es daher notwendig, ein kritisches Bewußtsein zu entwickeln, das inhaltlich durch die Kontrastierung von Ideal und Wirklichkeit des Kapitalismus formuliert und in methodischer Praxis durch die Kombination sozialwissenschaftlicher Forschungsstrategie mit der Tradition philosophischer Kritik exerziert werden sollte.[25] Für

23 Georg Lukacs: Marxism and Human Liberation. New York 1973; Agnes Heller (Hg.): Lukacs Reappraised. New York 1973.

24 Perry Anderson: Considerations on Western Marxism. London 1979.

25 Zur Diskussion über die Verwertung historisch-materialistischer Ansätze in der Anthropologie siehe: Eberhard Rüddenklau: Überlegungen zum historischen Materialismus. In: Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Justin Stagl (Hg.): Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion. Berlin

die Mitglieder der Frankfurter Schule stand zudem fest, daß dieses Ziel nicht durch die Etablierung einer Elite erreicht werden konnte, die „wußte, worum es ging" und die die Massen zum Verstehen und damit zur Beseitigung des Kapitalismus anleitete, sondern daß kritisches Bewußtsein in Kooperation von Arbeitern und Intellektuellen gemeinsam entwickelt werden mußte. Dies schloß die subjektive Verankerung in Geschichte und Gesellschaft zwar ein, betonte aber gleichzeitig auch die Möglichkeit der Überwindung dieser Schranken.

Die Vertreter der Frankfurter Schule glaubten bis in die 30er Jahre an die Möglichkeit einer radikalen Veränderung der Gesellschaft. Aber das folgende Jahrzehnt machte diese Hoffnungen weitestgehend zunichte. Konsequent sah Theodor W. Adorno in seinem Entwurf einer „immanenten Kritik" Gesellschaft und Bewußtsein durch Kapitalismus bzw. Staatskommunismus derart durchdrungen und wirksam beherrscht - gefördert durch eine auf Wissenschaft und Technologie gestützte Bürokratie -, daß eine soziale Umwälzung sehr unwahrscheinlich erschien. Und mit dem Höhepunkt der nationalsozialistischen Herrschaft zweifelte er grundsätzlich daran, daß sich jemals aus irgendeiner Form des westlichen Denkens ein befreites Bewußtsein entwickeln ließe.

Nach der Beseitigung des Faschismus in Europa interessierten sich Intellektuelle verschiedener Disziplinen in Frankreich, Deutschland, Ungarn und anderen Ländern für die Frankfurter Schule, ohne allerdings deren Pessimismus der letzten Jahre zu teilen. Zum bedeutendsten Nachfolger dieser Richtung wurde unzweifelhaft Jürgen Habermas mit seinem Begriff der „Kooperation".[26] Zentral war dabei die Untersuchung der Dichotomie von „Deutung" und „Bedeutung" als Formen des „Verstehens". Bedeutet „Verstehen" bloß das tief in die kulturellen Prozesse eingebettete Mittel zur Manipulation, oder ist es mit einem kritischen Bewußtsein möglich, diesen Zirkel zu sprengen?

Daraus folgt, daß reflexiv-hermeneutische Fragen zentral für die Entwicklung der kritischen Theorie waren, ohne allerdings - wie bei den reflexiven Anthropologen - zu einer kategorischen Ablehnung der bestehenden Sozialwissenschaften zu führen, obwohl auch sie

1981, S. 291 - 321. (Anm. d. Ü.)

26 Raymond Geuss: The Idea of Critical Theory: Habermas & the Frankfurt School. Cambridge 1981; Rick Roderick: Habermas and the Foundations of Critical Theory. Houdmills 1986.

bestimmte Einseitigkeiten kritisiert hatten.[27] Zudem stand Habermas einer relativistischen Herangehensweise an ein historisches und soziales Verständnis ausgesprochen kritisch gegenüber. R. Roderick stützt sich in seiner Aussage auf Habermas:

„Der Historizismus, geblendet von der Vielfalt von Weltsichten und kulturellen Objekten, reduziert deren Bedeutungen auf jene, die von den untersuchten Subjekten gegeben werden. Der Historizismus kann daher nichts über den Wahrheitsgehalt oder über möglicherweise verzerrte Sichtweisen der Subjekte aussagen. Die Diskussion konzentriert sich auf eine Beschreibung, auf eine logische Folgerichtigkeit und auf die Probleme der Interpretation. Um sich aber über die Grenzen von Positivismus und Historizismus hinwegsetzen zu können, bedarf es einer kritischen Wissenschaft - der kritischen Theorie von der Gesellschaft."[28]

Die reflexive Anthropologie gewichtet die von ihr proklamierte Intersubjektivität höchst einseitig, indem sie ausschließlich die Perspektive ihrer Untersuchungsobjekte einzunehmen trachtet. Um diesen „Ethnologismus" zu begrenzen, bedarf es unseres Erachtens einer kritischen Anthropologie. Diese hat, im Versuch, die Lebensbedingungen an der Peripherie des Weltkapitalismus zu verstehen, bedeutende Anstrengungen zu dessen Analyse unternommen. Gerade dieses Anliegen akzeptieren etwa auch Markus und Fischer,[29] die es (wenn auch eingeschränkt) ihren Kollegen von der reflexiven Anthropologie empfehlen. Freilich hat ihre Argumentation gegenüber der kritischen Anthropologie zwei zentrale Schwachstellen. Zum einen sehen sie nicht die hermeneutische und kritische Entwicklung innerhalb der materialistischen, in der europäischen Tradition stehenden Anthropologie, wie sie sich in zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen (etwa in „Theory and Society"), Büchern, aber auch in zwei Neuherausgaben („Dialectical Anthropology", „Critique of Anthropology") mehrfach ausdrückt. Zum zweiten mißverstehen sie eines der zentralen Anliegen der politischen Ökonomie: Markus und Fischer machen deutlich, daß sie im Weltkapitalismus zwar eine homogenisierende Kraft sehen, die aber trotzdem die Vielfalt der Kulturen nicht zerstören konnte; die reflexive Anthropologie deutet derart die Unterschiede der Kulturen, während die politische Ökonomie ihre Konvergenz

27 Richard J. Bernstein (Hg.): Habermas and Modernity. Cambridge 1985.
28 Roderick 1986, S. 55.
29 Markus und Fischer 1986, S. 77 - 110.

erklärt. Das Buch von Eric R. Wolf „Europe and the People without History" beispielsweise,[30] von Markus und Fischer als Kronzeuge für die politische Ökonomie herangezogen, behandelt die Verschiedenheiten der Kulturen als das Ergebnis der Weltgeschichte: So ist kritische, materialistisch orientierte Anthropologie darauf konzentriert, die Formation, die Reproduktion und die Transformation von Kultur zu erklären und die Rolle von verschiedenen Verständnisformen in diesen Prozessen zu untersuchen.

5. Anthropologie und Gesellschaft

Im abschließenden Teil dieses Aufsatzes setzen wir die reflexive und die kritische Anthropologie in Bezug zum politischen und ideologischen Umfeld der Vereinigten Staaten. Dabei sollen zunächst die beiden Richtungen auf ihr politisches Selbstverständnis befragt werden.

Wie bereits erwähnt, beansprucht die reflexive Anthropologie einen post-paradigmatischen und postmodernen Standpunkt; sie stellt ihre (intersubjektive) hermeneutische und relativistische Position in einen bewußten Gegensatz zu anderen im Fach vertretenen Richtungen und sieht sich solcherart losgelöst vom ideologischen Spektrum.[31] Dies drückt sich etwa an ihrem geringen Interesse für materielle Lebensbedingungen aus (die als westliche Besonderheit mit geringer Bedeutung für andere Kulturen verstanden werden), womit sie sich zugleich von Fortschrittskonzepten distanziert, die sie lediglich als ideologischen Deckmantel für westliche Dominanz begreift. Stattdessen beschäftigt sie sich mit der „Bedeutung" anderer Kulturen und mit deren Vermittlung für westliche Gesellschaften.

Ganz im Gegensatz dazu orientiert sich die kritische Anthropologie entschieden an der aufklärerischen Moderne. Sie ist geprägt von dem Bemühen, die inhärenten Widersprüche bei der (auch politischen) Interaktion mit den Forschungsobjekten aufzulösen. Dies hat zwar zu einer Ablehnung von westlichen Entwicklungsprogrammen geführt, nicht aufgegeben hingegen wurden die Ziele eines politischen und wirtschaftlichen Fortschritts. Ja gerade diesbezüglich alternative Vorstellungen bilden die Grundlage für eine Kritik von westlichen Modellen. Sie begreift sich selbst als Teil einer Ideologie, die für wirtschaftlich und politisch benachteiligte Menschen im In- und Ausland

30 Wolf 1982.

31 Markus und Fischer, S. XI.

Stellung bezieht. Dabei geht es ihr vorrangig um das Verhältnis von Wissen und Bedeutung zu den materiellen Lebensbedingungen und damit auch um eine Kritik an einer hegemonialen Ideologie. Schlußendlich will sie mit einem hermeneutisch entwickelten Verständnis zu einer Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen beitragen.

Die akademische Krise, wie wir sie eingangs kursorisch angedeutet haben, wird in den Vereinigten Staaten nicht zuletzt durch die Angriffe politisch rechts orientierter Kräfte geschürt, die ihre in den 60er und 70er Jahren verlorenen Positionen zurückzuerobern suchen. Diese Bewegung ist hierzulande als „American Revitalization Movement" (ARM) notorisch, und in ihr sieht und bekämpft die kritische Anthropologie nicht nur einen Gegner ihrer wissenschaftlichen Anliegen, sondern auch jener benachteiligten Menschen, mit denen sie ihre politischen Ziele teilt.

Obwohl auch reflexive Anthropologen einen gewissen Zusammenhang zwischen der Krise der Anthropologie und den politischen und ökonomischen Absichten der ARM diagnostizieren, reagieren sie doch entschieden anders: Sie sehen die Krise als immanentes Problem der Intellektuellen, mit anderen Worten als eine Phase in einem sich selbstregulierenden, zyklischen Prozeß, der dem akademischen Leben inhärent ist.

Der politische Angriff des „American Revitalization Movement" auf die Universitäten macht die der reflexiven Position immanente Inkonsequenz nur zu deutlich. Denn die von der ARM vertretene ethische und moralische Überlegenheit der Traditionen und Werte des demokratischen Kapitalismus' und der westlichen, insbesondere der amerikanischen Zivilisation steht in offenkundigem Widerspruch zu jeder Art kulturrelativistischen Ansatzes. Einen solchen zu vertreten, würde daher notwendigerweise bedeuten, eine ideologische Position gegenüber der ARM zu besetzen.

Es ist freilich zweifelhaft, ob die reflexive Anthropologie zu einem Verständnis der Krise beitragen kann bzw. ob es ihr gelingen wird, eine brauchbare Antwort zu entwickeln. Denn selbst Markus und Fischer stellen eine gravierende Demoralisierung und einen auffallenden Zynismus unter gegenwärtigen Akademikern fest. Sie plädieren für individuelle Strategien, „zu tun, was notwendig ist", um eine Finanzierung der Forschungsprogramme zu erreichen.[32] Aber bedeutet nicht „zu tun, was notwendig ist", die relativistische Haltung

32 Ebda.

aufzugeben? Auch die postmodernen Ästheten laufen - ähnlich jenen Sammlern, die die „primitive Kunst" bewunderten und damit die Museen füllten, ohne die koloniale Ideologie zu gefährden - Gefahr, die Vermarktung von ethnographischen Texten zu fördern; und eine reflexive Anthropologie, die sich bloß der Produktion von Sammelbarem widmet, ist zumindest vorstellbar.

Der gegenwärtigen reflexiven Anthropologie bleibt in ihrer Situation nichts übrig, als alle „modernen" Positionen als interessengeleitet zu verwerfen und ihre eigene Ideologie des Relativismus' als schlichte „Notwendigkeit" zu behaupten. In ihrer Unfähigkeit, der gegenwärtigen Krise zu begegnen, folgt sie jedoch jenem intellektuellen Pessimismus, der sich von den späten Jahren der Frankfurter Schule bis zum unentrinnbaren „eisernen Käfig" der Bürokratie, von dem Max Weber gesprochen hat, zieht. Denn eine intellektuelle Position, die in einer unakzeptablen Gegenwart keinen Weg in eine bessere Zukunft zeigen kann, ist Ausdruck eines intellektuellen Pessimismus.

Im Gegensatz dazu sieht die kritische Anthropologie, trotz ihrer Kritik am Universitätsbetrieb, theoretische und politisch-praktische Möglichkeiten zur Verteidigung von Wissenschaft. Sie hat Lösungsmodelle entwickelt, die auch die Interessen jener berücksichtigt, die heutzutage von der Wissenschaft vernachlässigt werden. Ein Erfolg des „American Revitalization Movement" würde allerdings nicht nur für die Anthropologie, sondern für jede Form freier wissenschaftlicher Betätigung einen Rückfall in die finstere Zeiten politischer Gängelei bedeuten.

Übersetzung: Reinhard Johler und Herbert Nikitsch

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 45 – 46*

Mitteilungen

Replik zu Johannes Moser: Die Bürde der Würde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVI/95, Heft 3, 369 – 373

Von Roland Girtler

Meine erste Reaktion auf den wenig freundlichen Aufsatz des Herrn J. Moser zu meinen Ausführungen über die „Würde des Radfahrens ..." in Ihrer werten Zeitschrift war Verärgerung, nicht wegen der Überlegungen zu meiner Beziehung zum Fahrrad oder zu meinen wissenschaftlichen Ambitionen. Sondern weil der Autor mehr oder weniger kühn glaubt, die Volkskundler vor mir warnen zu müssen. Dies kränkt mich, da ich mich sehr Ihrem Fach und den in ihm werkenden und lehrenden Menschen verbunden fühle.

Gestatten Sie mir dennoch ein paar Gedanken zu meiner wissenschaftlichen bzw. methodischen Ausrichtung, um eventuellen Mißverständnissen zu meiner Person als Forscher zu begegnen. Ich sehe mich in der deutschen geisteswissenschaftlichen Tradition von Dilthey, Windelband, Max Weber und vor allem von Georg Simmel, einer Tradition, die schließlich für die Chicagoer Schule der Soziologie bestimmend wurde. Leute wie Robert Ezra Park, dessen Stadtstudien für mich vorbildhaft sind, reisten vor 1900 nach Deutschland, um hier bei Simmel u.a. zu hören. Georg Simmel, der hoch in den USA geachtet ist, schrieb seine Gedanken in wissenschaftlichen Essays nieder. Ein gutes kulturwissenschaftliches Essay hat, so glaube ich, einigen Wert. In diesem Sinne verstehe ich meinen in Ihrer Zeitschrift erschienenen Aufsatz.

Und Robert Ezra Park riet seinen Studenten, die Stadt zu erwandern, um die in ihr lebenden Kulturen kennenzulernen und sie zu beschreiben. Dieser große amerikanische Soziologe und Kulturwissenschaftler wußte, warum er zum Fußmarsch aufrief.

Wenn ich das Radfahren verkläre, so eigentlich durchaus im Sinne von Park, da man als Radfahrer eine tiefe Beziehung – so ergeht es mir zumindest – zum Menschen und seiner kulturellen Umwelt sich „erfahren" kann, etwas, das dem Automobilisten kaum möglich ist. Park und somit auch ich knüpfen daher an Gedanken an, wie sie bereits der frühe Volkskundler W. H. Riehl geäußert hat, überhaupt wenn dieser meint, man müsse das Dorf oder die Gegend, die man studiert, sich erwandern und sie von oben sehen,

am besten von einem Kirchturm. Ich stimme Riehl hierin zu. Stets, wenn ich in eine Stadt oder ein Dorf komme, die oder das mich besonders interessiert, so steige ich auf einen Kirchturm o.ä., um mir ein Bild über die Gliederung, die immer auch eine kulturelle ist, der Ortschaft auszumalen.

Übrigens finde ich es für nicht unproblematisch, wenn moderne Volkskundler darangehen, Leute wie W. H. Riehl und auch J. Grimm als mehr oder weniger gefährliche Deutschnationale und als Vorläufer eines üblen Chauvinismus zu brandmarken. Tatsächlich waren diese Herren in ihrer Zeit fortschrittliche Geister, die das „Volk" einer elenden Aristokratie gegenüberstellten. „Volk" war also ein emanzipatorischer Begriff, durchaus im Sinne der Französischen Revolution. Nicht von ungefähr wurde daher J. Grimm in Frankreich verehrt und zum Ritter der Französischen Ehrenlegion (!!) geschlagen.

Sicherlich habe ich versucht, meinem Aufsatz eine etwas poetische Linie zu verleihen (vielleicht habe ich dabei etwas übertrieben), aber ich glaube fest, daß gute kulturwissenschaftliche Arbeiten Poesie beinhalten müssen, um den Menschen in seiner Buntheit überhaupt erfassen zu können. Bloß vom Staub des Schreibtisches aus ist dies nicht möglich. Als echter Forscher muß man den Staub der Landstraßen, der verwinkelten Plätze und der nach Alkohol riechenden Kneipen auf sich nehmen.

Und ich glaube eben, daß das Fahrrad dabei gute Dienste leistet. Durchaus im Sinne des von mir verehrten George Bernard Shaw, der ein überzeugter Radfahrer war und meinte, das Autofahren würde den Geist trüben. Vor letzterem haben wir als Kulturwissenschaftler uns zu hüten. Als Kulturwissenschaftler müssen wir uns um einen weiten Geist und ein großes Herz bemühen, erst so wird es möglich sein, Humanität zu erreichen, auch in unseren Arbeiten.

Der radfahrende Feldforscher, der an der Vielfalt kulturellen Lebens interessiert ist und sich an diesem begeistert – so glaube ich in aller Bescheidenheit – befindet sich auf dem besten Weg dorthin.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 47 – 57*

Chronik der Volkskunde

Das Institut für Gegenwartsvolkskunde in Wien und Mattersburg

Schließung und Überleitung

Das Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften wurde mit Präsidiumsbeschluß vom 16. Oktober 1992 am 31. Dezember 1992 geschlossen. Zu diesem Zeitpunkt hat es seine bislang zwanzigjährige Tätigkeit, worüber zuletzt in dieser Zeitschrift (ÖZV XLV/94, 1991, S. 400 - 410) berichtet worden ist, offiziell eingestellt.

Diese Entscheidung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften bedeutet zweifellos einen empfindlichen Terrainverlust für das Fach Volkskunde in Österreich. In der Substanz jedoch wird das Institut für Gegenwartsvolkskunde durch die Übernahme seines wissenschaftlichen Instrumentariums, der langfristigen Dokumentations- und Forschungsarbeiten und Teilen des materiellen Inventars durch das Österreichische Museum für Volkskunde bzw. den Verein für Volkskunde als Rechtsträger des Museums erhalten bleiben.

Zu diesem Zweck wurde am 10. Dezember 1992 zwischen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde eine „Treuhand-Vereinbarung" getroffen, die in den wesentlichen Punkten vorsieht, daß das Österreichische Museum für Volkskunde die Arbeitsstelle Mattersburg weiterführen soll und dort anstelle des aufrechten Untermietsverhältnisses in die Rechte und Pflichten des bislang zwischen der Stadtgemeinde Mattersburg und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften bestehenden Hauptmietvertrages eintritt. Weiters gehen, sofern nicht in einzelnen Fällen anders vereinbart, sämtliche Sachgüter und der wissenschaftliche Bestand - das sind insbesondere die gegenwartsvolkskundliche Z(eitungs)-Dokumentation, das Wissenschaftsgeschichtliche und Bio-bibliographische Archiv der deutschsprachigen Volkskunde, die Bibliothek, die Photothek und sonstige Sammlungen –, wie es steht und liegt, in den treuhändischen Besitz des Vereins für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde über.

Das Österreichische Museum für Volkskunde wird dieses - zum Teil ursprünglich vom Museum dem Institut zur Bearbeitung und Weiterentwicklung überlassene - Gut als eigenen Bestand in das hierfür ausgestattete Archiv der österreichischen Volkskunde (siehe: Leopold Schmidt, Das Archiv der österreichischen Volkskunde. In: Estudos e ensaios folclóricos em

homenagem a Renato Almeida. Rio de Janeiro 1960, S. 111 - 138) eingliedern, verwalten und bearbeiten und weiterhin für die Benützung verfügbar halten. Innerhalb des Vereins für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde wird zu diesem Zweck zusätzlich zu der bereits bestehenden Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft eine Wissenschaftsgeschichtliche Arbeitsgemeinschaft/Bio-bibliographisches Lexikon der Volkskunde eingerichtet. Entsprechende Publikationsmöglichkeiten werden gleichfalls vom Verein und vom Museum zur Verfügung gestellt werden.

Bereits abgeschlossene Arbeiten des Instituts für Gegenwartsvolkskunde werden teils vom Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, teils gemeinsam mit demselben und auch selbständig vom Österreichischen Museum für Volkskunde, teils von Dritten veröffentlicht werden. Gegenwärtig im Druck bzw. soeben veröffentlicht sind:

— Vera Mayer, Burgenland. Bau- und Wohnkultur im Wandel. (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 21). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1993. (Im Druck);

— Bio-bibliographisches Lexikon der Volkskunde. Hg. von Klaus Beitl und Wolfgang Brückner. Vorarbeiten:

Folge 5: Volkskunde. Institutionen in Österreich. Mit Beiträgen von Olaf Bockhorn, Franz Grieshofer, Herbert Nikitsch, Margot Schindler und einem Institutionenverzeichnis. Hg. von Klaus Beitl. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XXVI). Wien Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1992. (Auslieferung März 1993);

Folge 6: Volkskundler und Volkskundlerinnen in Schleswig-Holstein und Hamburg heute. Bearbeitet von Astrid Paulsen und Kai Detlev Sievers. Kiel, Selbstverlag des Seminars für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, 1992.

Eine zusammenfassende Darstellung der nunmehr abgeschlossenen Tätigkeit und der Geschichte des Instituts für Gegenwartsvolkskunde folgt in dieser Zeitschrift.

Klaus Beitl

Rede zum 120. Geburtstag der Universität für Bodenkultur im ehemals Graf Schönborn'schen Palais in der Laudongasse am 1. Oktober 1992

Auf verwittertem Marmor ist auf dem Hauptgebäude der Universität für Bodenkultur in der Gregor Mendelstraße 33 in goldenen, aber schon verblaßten Lettern zu lesen: „Gegründet durch das Gesetz vom 30. April 1872 ... eröffnet am 1. Oktober 1872". Deshalb feiern wir heute 120 Jahre BOKU und blicken zurück ins vorige Jahrhundert:

Als Folge des Ausgleichs 1867 ging die Agrarhochschule Ungarisch-Altenburg - heute die Pannon Tudomany Egyetem Mosonmagyarovar - an Ungarn über. Die Österreicher wollten einen Ersatz für die bis dahin beiden Reichshälften gemeinsame Hohe grüne Schule. Der erste österreichische Agrarkongreß 1868 trat für eine eigene österreichische Hochschule für Bodenkultur in Cisleithanien ein.

Politik und Bürokratie unterstützten dies. Daher beschloß das Parlament 1869 die Errichtung einer neuen, Land- und Forstwirtschaft umfassenden wissenschaftlichen Hochschule. Der dafür bewilligte Betrag von 30.000 Gulden war allerdings sehr gering. Immerhin hatte man erkannt, daß eine isolierte Agrar-Akademie irgendwo draußen am Land den großen Herausforderungen der Bodenkultur nicht genügte. Zu sehr wäre dort der Blick durch lokale Verhältnisse beschränkt, zu sehr hätten Regionalinteressen überwogen, zu sehr wäre nach dem unmittelbaren, praktischen Zweck gefragt worden. Die Hochschule wäre eine Fachschule geworden. Sollten Forschung und Lehre der Bodenkultur nicht direkt auf die traditionellen Universitäten oder Technischen Hochschulen verlegt werden, so mußte eine neue Hohe Schule an einem Zentralort der Wissenschaften errichtet werden. Wien war der zweckmäßigste Standort. Denn hier gab es schon die Universität, die Technische Hochschule, die Tierärztliche Hochschule, Akademien. Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien war auch das Zentrum der Wissenschaften und Künste. Nicht zuletzt konnte hier durch Ergänzungen und Kombinationen die kostengünstigste Lösung getroffen werden.

Man suchte nach einer Heimstätte für die neue Hochschule. Zuerst hätte sie im „Fürstenhof" gegenüber der Tierärztlichen Hochschule untergebracht werden sollen. Da aber das ehemals Graf Schönborn'sche Gartenpalais in der Laudongasse im 8. Bezirk zu günstigen Bedingungen von der Stadt Wien gemietet werden konnte, kam die BOKU in die Josefstadt. Deshalb feiern wir heute hier.

Die notwendigen Adaptierungen und Zubauten kosteten rund 100.000 Gulden. Trotzdem war für die Forstwirtschaft bei der Eröffnung im Oktober 1872 noch kein Platz. Sie mußte noch drei Jahre warten: Dann kam es durch eine Art Gnadenakt des Kaisers wieder zu einer kostengünstigen Entscheidung: Durch „Allerhöchste Entschließung" wurde 1875 die Forstakademie

in Maria Brunn bei Wien aufgelassen und der BOKU als zweite Fakultät einverleibt. Sie wurde in der Skodagasse 17 untergebracht und am 12. Oktober 1875 eröffnet.

In seiner Rede beim Gründungsfest der BOKU im Oktober 1872 stellte der Ackerbauminister Johann Ritter von Chlumecky fest: „Die Hochschule für Bodenkultur soll ausschließlich der Pflege der Fachwissenschaft in Lehre und Forschung geweiht sein. Leben und Wissenschaft sind aufeinander verwiesen. Das Studium der Natur hat aufgehört, in geheimnisvoller, geheimnistuerischer Weise nach unerreichbaren Problemen zu jagen. Die Naturkräfte den Bedürfnissen des Lebens dienstbar zu machen, das ist das Ziel."

Der Gründungsrektor Dr. med. Martin Wilckens versprach den Studierenden „wissenschaftliche Bildung" und wandte sich gegen eine nur am praktischen Nutzen ausgerichtete Lehre. Es gehe darum, „den der Jugend eigentümlichen Idealismus durch den wissenschaftlichen Idealismus zu veredeln, zum Denken anzuregen und die Fähigkeit beizubringen, selbständig zu urteilen und selbst eigen zu forschen".

Von Anfang an wurde an der BOKU die Beziehung von Natur und Gesellschaft mit Hirn, Herz und Hand vollzogen. Wesentlich wurden hier die besonderen Verbindungen von Forschung und Lehre und von Theorie und Praxis. Bald wurde für die Hochschule der akademische Name „Alma Mater Viridis" verwendet. Erst später wurde in der Umgangssprache der Studierenden die Kurzbezeichnung BOKU gebräuchlich. Von Anfang an waren an dieser neuen Hochschule eine Vielfalt von Disziplinen vertreten. Vereinfachend kann man aber schon damals die Dreifaltigkeit der BOKU erkennen: biologisch-ökologische, naturwissenschaftlich-technische und sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Disziplinen. Die naturwissenschaftlichen und die technischen Fächer standen und stehen im Vordergrund.

Die BOKU war von Beginn an sehr bescheiden ausgestattet, obwohl gerade in der damaligen Zeit viel investiert wurde. Denken wir an die Kaiser-Franz-Josephs-Bahn, die Ostbahn und die Nordwest-Bahn, an die Donauregulierung, den Bau des Donauuferdammes, der ersten Hochquellenwasserleitung, der Wiener Hofoper, des Künstlerhauses, des Musikvereinsgebäudes, des Museums für Kunst und Industrie, des Stadttheaters, der Allgemeinen Poliklinik. Zu erinnern ist auch an die Wiener Weltausstellung 1873, den Bau der Rotunde, an die Grundsteinlegung des neuen Rathauses und der neuen Universität, an den Nordwestbahnhof und an den Südbahnhof, an die Vorortetramway und die Zahnradbahn auf den Kahlenberg, an den Bau des Ringtheaters und der Akademie der bildenden Künste, an die Errichtung der neuen Börse, der Kronprinz Rudolfs-Brücke, des städtischen Lagerhauses, der Donauuferbahn und des Zentralfriedhofes. Aber die neuartige naturwissenschaftlich-technische Hochschule mußte auf ein eigenes Gebäude noch warten. Einer ihrer Rektoren, Wilhelm Exner, berichtet in seinen Lebenserinnerungen: „Jeder Rektor und jedes Mitglied des Profes-

sorenkollegiums lamentierte über die geradezu beschämende, jegliche Entwicklung hemmende Unterbringung der beiden Fakultäten der Hochschule in der Laudon- und Skodagasse. Man hatte viel Geld für die Adaptierung der alten Gebäude ausgegeben, man könnte sagen hinausgeworfen."

Das Ganze erinnerte an das österreichische „Ich will, aber ich kann nicht". Man hatte sich zwar für die Idee einer Hochschule für Bodenkultur entschieden, aber nicht für die Realisierung. Man hatte Rechtsbedingungen geschaffen, aber nicht die notwendigen Realbedingungen. Es war ein ideales Konzept, aber ohne praktische Konsequenz. Exner brachte den Vorgang auf den Begriff:

„Man begann aber statt dessen, wie fast immer in Österreich, mit einem Provisorium und es war ein schweres Stück Arbeit, die hohe Lebensdauer abzukürzen, die man den Provisorien in Österreich mit Recht zuschreibt." Franz Josef I. hatte durch seine Entscheidungen Wohlwollen zu verstehen gegeben. Er war aber kein Förderer der Hochschule für Bodenkultur. Wir werden uns daher auch niemals Franz Josefs Universität nennen, obwohl dieser Kaiser die BOKU durch seine Sanktion gründete. Ein Förderer der BOKU war Kronprinz Rudolf. Er stellte wertvolle Stücke aus seinen Sammlungen zur Verfügung. Er wäre als Kaiser ein Freund der BOKU gewesen. Aber er starb auch für uns zu früh. 1878 wurde die BOKU dem Ministerium für Kultus und Unterricht unterstellt. Damit gingen ihr manche Möglichkeiten verloren, die sie nie wieder gewonnen hat.

Nicht aufgrund einer Rationalitätskultur, sondern aufgrund der Erfahrungen durch Katastrophen kam es 1883 zur Schaffung einer kulturtechnischen Abteilung, also der heutigen Fächergruppe „Kulturtechnik und Wasserwirtschaft". Damit wurden die Raum-, Personal- und Finanzprobleme immer größer. Nach 20 Jahren des Provisoriums ergab sich aus der Not der Zwang zum Handeln. Man suchte nach einem neuen Standort. Zunächst fand man einen in Rathausnähe. Er war aber zu teuer. Dann fand man ein Grundstück beim Gürtel, in der Nähe der Breitenfelder-Kirche. Auch zu teuer. Dann fand man einen Bauplatz in der Nähe des Rudolfspitals; wieder zu teuer. Manche Professoren waren wegen des ihrer Meinung nach unbegrenzten Areals für den Prater. Eine Prateruniversität wäre in erster Linie eine Au-Universität geworden. Es kam nicht dazu.

Wilhelm Exner meinte in einer Sitzung des Professorenkollegiums im Jahre 1895, daß er einsehe, daß nur der Stephansplatz die Mehrheit der Professoren für sich gewinnen könne. Aber er hatte schon von sich aus mit einem Ministerialrat des Finanzministeriums, nämlich mit August von Engel, „Würgengel" genannt, verhandelt. Für die BOKU wurde dieser „Würgeengel" zum „Schutzengel". Er schlug für den Bau das Gelände vor, das an den seit 1888 bestehenden Türkenschanzpark gegen Norden angrenzte.

1890 waren im Zuge der zweiten Stadterweiterung die Vororte der Reichshaupt- und Residenzstadt einverleibt worden. Engel versprach die

kostenlose Überlassung des ärarischen Baugrundes und verpflichtete sich, die Baukosten im Staatsbudget unterzubringen. Eine knappe Mehrheit der Professoren stimmte dem Vorschlag zu. Schließlich wurden Lageplan und Bauprojekt einstimmig angenommen und vom Ministerium für Cultus und Unterricht 1895 genehmigt. Die Kosten betrugen 665.000 Gulden. Nach 17monatiger Baudauer wurde das Hochschulgebäude im Wintersemester 1896/97 seiner Bestimmung übergeben. So wurde die BOKU durch die Stadterweiterung im Zuge der Verlegung von der Josefstadt nach Gersthof keine niederösterreichische Hochschule, sondern eine der Wiener Universitäten und sie ist es geblieben.

Die Professoren der BOKU freuten sich über das neue Gebäude und Hofrat Prof. Adolf von Guttenberg sagte als ehemaliger Rektor über das neue Gebäude:

„Ein stolzer und prächtiger Bau schaut heute, umgeben von freundlichen Villen und Parkanlagen, umgrenzt vom Wiener Wald, weithinaus ins Land, und über die zu seinen Füßen liegende Residenzstadt. Die Aufschrift, welche diesen Bau als Hochschule für Bodenkultur bezeichnet, bekundet nach außen die erhebende Tatsache, daß hier die höchste Lehrstätte für Land- und Forstwirtschaft nunmehr ein dauerndes und der Bedeutung der Bodenkultur in Österreich würdiges Heim gefunden hat."

Wilhelm Exner sprach von einem Palast. Er sei ein Symbol für den Rang und Wert der wissenschaftlich gepflegten Bodenkultur in unserem Vaterlande. Der benutzbare Gesamtraum stieg von 3.422 m^2 auf 6.816. Heute beträgt die Nutzfläche der BOKU über 60.000 m^2 Aber wir sind dankbar dem alten Haus, in dem wir rund 25 Jahre waren. Und wir danken dem heutigen Hausherrn Hofrat Dr. Beitl, daß wir es als Anlaß dieser Erinnerungsfeier benützen dürfen. Habent sua fata domus. Vielleicht wird einmal eine Tafel daran erinnern, daß die BOKU hier 25 Jahre ihren Sitz hatte.

Manfried Welan

Fakultätslehrgang „Museums- und Ausstellungsdidaktik" an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. SS 1991 - WS 1992/93

Im Frühjahr 1991 wurde - dem wachsenden Interesse an museums- und ausstellungsspezifischen Ausbildungsmöglichkeiten Folge leistend - unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Karl Brunner (Institut für Österreichische Geschichtsforschung) an der Universität Wien ein interdisziplinärer Lehrgang für „Museums- und Ausstellungsdidaktik" eingerichtet. Auf 4 Semester anberaumt, mit durchschnittlich 9 Wochenstunden Lehrveranstaltungen, Projektarbeit in Kleingruppen, Exkursionen im In- und Ausland und

4wöchigem Museumspraktikum (wahlweise auch Ausstellungsmitarbeit oder Realisation eines kleineren Ausstellungsprojektes), sollte der Lehrgang StudentInnen geisteswissenschaftlicher Studienrichtungen intensive Auseinandersetzung mit der Materie „Museum" im weitesten Sinne, speziell museumstheoretischer Grundlagen, der Konzeption und Realisation von Ausstellungen und Vermittlungsprojekten sowie Einblicke in das Museumsmanagement ermöglichen. Die 30 TeilnehmerInnen, die sich nach einem Einführungssemester durch schriftliche Aufnahmearbeiten und ein persönliches Gespräch qualifizierten - darunter auch 4 Studentinnen des Instituts für Volkskunde - schließen den Lehrgang nach einer umfangreichen theoretischen oder praktischen Abschlußarbeit mit einem Zertifikat der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien ab.

Das Lehrangebot dieses (voraussichtlich nur einmalig angebotenen) universitären Pilotprojektes bestritten u.a. Univ.-Lektor Dr. Gottfried Fliedl, Museologe und Mitinitiator des Lehrgangs, die Ausstellungsgestalter Dr. Severin Heinisch und Dr. Ulrike Weber-Felber vom Büro für angewandte Geschichte, die Kunstvermittlerin Mag. Eva Sturm, der Kurator der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums Wien, Dr. Karl Schütz, sowie eine Reihe namhafter AusstellungsmacherInnen und Museumsfachleute, die Einblicke in ihre berufliche Praxis gaben.

Wesentliche Intention des Fakultätslehrgangs für Museums- und Ausstellungsdidaktik war, von der Theorie zur Praxis zu führen, wobei besonderer Wert auf Interdisziplinarität und Teamarbeit gelegt wurde. Entsprechend der beruflichen Realität von AusstellungsmacherInnen, nämlich vorwiegend nach Aufträgen zu arbeiten, sollten die Projektgruppen aus vorhandenen Sammlungen und unter Absprache bzw. Kooperation mit den jeweiligen Institutionsvertretern, zumeist Direktoren und Vereinen von Bezirksmuseen, Ausstellungen gestalten. So entstanden eine industriegeschichtliche Ausstellung über die Schmidt-Stahlwerke (10. Bez.), eine über den Favoritner Bildhauer Leopold Kosig, eine über Kino im Filmbezirk Neubau, ein Museumsdepotprojekt zum Thema „Sammeln" (15. Bez.), eine Jubiläumsausstellung für die Wiener Naturfreunde sowie ein Projekt über Denkmäler im niederösterreichischen Weinviertel. Ein Teil dieser Konzepte konnte auch realisiert werden.

Der zweite große Aufgabenbereich betraf die Arbeit mit dem Museums- bzw. Ausstellungspublikum. Je nach - selbst zu wählender - Zielgruppe und Ausstellungsthematik erarbeiteten die LehrgangsteilnehmerInnen personale Vermittlungsformen, die sie lehrgangsintern verwirklichten, wobei sich der Bogen von klassischer Führung über Gesprächskreise bis zu pädagogischen Aktionen spannte.

Interessante Einblicke hinter die Kulissen von Museumsbetrieben und Großausstellungen, ihre Probleme und kulturpolitischen Rahmenbedingungen, aber auch Auseinandersetzung mit neuen Modellen, wie dem geplanten

Museumsquartier im Messepalast oder dem „Museumslabor" des Niederösterreichischen Landesmuseums in St. Pölten sowie - im Rahmen einer Exkursion - der Vergleich mit der holländischen Museumslandschaft, rundeten das Lehrangebot ab.

Die erhöhten Anforderungen, die heute allgemein an Museen und Ausstellungen gestellt werden, sowohl inhaltlicher und gestalterischer Art wie auch im Hinblick auf die Kommunikation mit den Besuchern, erfordern eine qualifizierte Ausbildung der in diesem Bereich tätigen WissenschaftlerInnen. Eine fachlich fundierte kritische Auseinandersetzung mit theoretischen Ansprüchen und praktischer Realisation im Museums- und Ausstellungswesen versuchte dieser interdisziplinäre Lehrgang zu bieten. (Dazu erschien eine informative Broschüre mit Beiträgen der Initiatoren, Lehrbeauftragten und TeilnehmerInnen: Beate Grossegger, Susi Rolinek, Regina Wonisch (Hg.), Museum. Ausstellung. Didaktik. Wien, Eigenverlag des Fakultätslehrganges, 1993. Erhältlich bei Regina Wonisch, Breitenfurterstraße 286, 1230 Wien.)

Ulrike Vitovec

Die Aufgaben des Österreichischen Bundesinstituts für den Wissenschaftlichen Film (ÖWF)

formuliert im September 1992 vom Direktor und den Mitarbeitern aus gegebenem Anlaß und nachdem das ÖWF seine neue Dienststelle im Augarten erhält.

1. Das Österreichische Bundesinstitut für den Wissenschaftlichen Film (ÖWF) ist die Servicestelle des BMWF für die Wissenschaftler der österreichischen Universitäten und Museen, die es ihnen ermöglicht, wissenschaftliche Filme für Lehre und Forschung zu produzieren und so zu publizieren, daß national wie international ein problemloser Zugriff durch andere Wissenschaftler und wissenschaftliche Institutionen erfolgen kann.

2. Die zu jedem ÖWF-Film gehörende schriftliche Begleitinformation in der Zeitschrift „Wissenschaftlicher Film", die Einstellung in das Verleihharchiv des ÖWF und die Aufnahme in den Filmkatalog sind die Voraussetzung für die Zitierbarkeit der Filme. Seit dem Bestehen des ÖWF wurden ca. 550 Filme produziert und publiziert. In die internationale Sammlung der Encyclopaedia Cinematographica wurden 108 Filme aufgenommen.

3. Im Gegensatz zu Fernsehproduktionen steht bei der Filmproduktion des ÖWF nicht das Streben nach größtmöglicher Publikumswirksamkeit und die Aneinanderreihung schöner Bilder im Vordergrund, sondern Wis-

sensvermittlung und Problemlösung. Der Wissenschaftler kann sich voll dem wissenschaftlichen Inhalt widmen und muß sich nicht kommerziellen Interessen unterordnen.

4. Die im internationalen Vergleich hohe Qualität der in dieser Zusammenarbeit zwischen österreichischen Wissenschaftlern und dem ÖWF entstandenen Werke wird nicht nur durch die am ÖWF vorhandene Filmausrüstung erreicht, sondern vor allem durch die in über 20 Jahren gesammelte Erfahrung und das Know-How der Mitarbeiter, speziell im Bereich des Forschungsfilmes und der wissenschaftlichen Filmdokumentation, wo es entscheidend ist, wissenschaftliche Probleme und die Möglichkeiten der Filmtechnik so aufeinander abzustimmen, daß ideale Voraussetzungen zur Problemlösung erreicht werden.

Das ÖWF erhielt in den letzten 10 Jahren bei 206 internationalen Veranstaltungen in 27 Ländern 33 Auszeichnungen, Diplome und Preise.

5. Die Filmprojekte werden von Fachreferenten (Biologe, Volkskundlerin, Techniker, usw.) betreut, die sowohl die Sprache der Wissenschaftler verstehen, als auch umfassende Kenntnisse im Medienbereich besitzen und damit die idealen Mittler zwischen Wissenschaft und Filmmedium sind. Ihnen steht ein Filmteam (Gestaltung, Kamera, Ton, Schnitt) mit langjähriger Erfahrung bei der Produktion wissenschaftlicher Filme zur Seite. Diese Konstellation bildet die Voraussetzung für die optimale Visualisierung von wissenschaftlichen Inhalten in filmischer Perfektion. Sie bildet auch seit mehr als 30 Jahren die Grundlage für die erfolgreiche Arbeit am Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen.

6. Durch die vom ÖWF nach wie vor verwendete 16-mm-Filmtechnik sind die Produktionen zukunftssicher, d.h. sie sind kompatibel mit jedem zukünftigen Videosystem, und die Originale besitzen eine wesentlich höhere Haltbarkeit. Für die weitere Verbreitung werden die ÖWF-Produktionen auch in den gängigen Videoformaten zur Verfügung gestellt.

7. Zusätzlich zur Filmproduktion erfüllt das ÖWF eine wichtige Funktion durch den Ankauf in- und ausländischer AV-Medien, die dann im Verleiharchiv des ÖWF - vergleichbar einer Zentralbibliothek - allen Universitätsinstituten zur Verfügung stehen.

Ende 1991 standen im Verleiharchiv des ÖWF 4105 Filme zur Verfügung, 2205 Entlehnungen wurden während dieses Jahres verzeichnet.

Ergebnis

Die Filme des ÖWF sind ein wesentliches Hilfsmittel zur Wissenserlangung und Wissensvermittlung im universitären Bereich.

Bei der diesjährigen Tagung der Encyclopaedia Cinematographica in Göttingen (5. - 9. Oktober 1992) werden wieder 30 Filme eingereicht.

Es erscheint daher sinnwidrig, für ÖWF-Filme dieselben Maßstäbe anzulegen, wie sie für die Herstellung von Handelswaren üblich sind, wo das Hauptziel nicht optimale Wissensvermittlung, sondern maximaler finanziel-

ler Gewinn ist. Es sei denn, es gelingt, den Nutzen der ÖWF-Filme für Forscher, Universitätslehrer, Studenten und darüber hinaus die internationale Reputation (siehe Diplome, Preise, Auszeichnungen) in Schillingbeträgen auszudrücken und dementsprechend rechnerisch zu berücksichtigen.

Siegfried Hermann und Mitarbeiter des ÖWF

Mitteilung des Sorbischen Instituts e.V./Serbski institut z.t., Serbska centralna biblioteka, Ernst-Thälmann-Straße 6, DO-8600 Bautzen, Oktober 1992

Auf Empfehlung des Wissenschaftsrates der Bundesrepublik Deutschland, der 1990/91 alle Institute der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR zu bewerten hatte, hat der Freistaat Sachsen gemeinsam mit dem Land Brandenburg zum 1. Januar 1992 das Sorbische Institut/Serbski institut Bautzen in der privatrechtlichen Organisationsform eines eingetragenen Vereins gegründet. Seine Aufbauphase ist nun abgeschlossen. Ab 1993 wird die institutionelle Förderung über die Stiftung für das sorbische Volk erfolgen.

Seine Traditionen hat das Institut in dem 1951 entstandenen und 1952 der damaligen Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zugeordneten Institut für sorbische Volksforschung. Das neue sorabistische Institut besitzt mit seinen Hauptforschungsrichtungen sorbische Sprache, Geschichte, Kulturgeschichte und Volkskunde einen interdisziplinären Zusammenhang, der den Anforderungen an moderne Geisteswissenschaften in hohem Maße entspricht. Die Satzung der Einrichtung nennt als vorrangige Aufgabe die „Erforschung und Pflege der sorbischen Sprache, Geschichte und Kultur sowie die Sammlung und Archivierung der hierfür erforderlichen Materialien". Neu ist die Erweiterung des Themenspektrums durch „vergleichende Forschung zur ethnischen Minderheitenproblematik in Europa". Mitarbeiter des Instituts werden auch künftig an den Universitäten und Hochschulen Sachsens und Brandenburgs Lehraufträge wahrnehmen.

Um die Forschungsprojekte noch stärker miteinander zu verzahnen, sind die Abteilungen modifiziert worden. So wurden Geschichte und Kultur-/Kunstwissenschaften zur Kultur- und Sozialgeschichte zusammengelegt (Abteilungsleiter seit 1. September und zugleich Direktor des Instituts ist Dr. sc. Dietrich Scholze); fortgeführt werden die Abteilungen Sprachwissenschaft (Leiter Dr. Helmut Jentsch) und - ergänzt um den Bereich empirische Kulturforschung - Volkskunde (Leiterin Dr.sc. Elka Tschernokoshewa). Die vierte Bautzener Abteilung umfaßt, als relativ selbständige Einheit, Zentralbibliothek und Kulturarchiv der Sorben, die auch Außennutzern zur

Verfügung stehen (Leiter Dr. Franz Schön). Angesichts der besonderen Gefährdung der Substanz des Niedersorbischen bzw. Niederwendischen ist in Cottbus eine Arbeitsstelle des Sorbischen Instituts gebildet worden, die zunächst die aktuelle Situation von Sprache und Kultur mit soziolinguistischen Methoden erfassen sowie den Wortschatz der Schriftsprache in einer Datenbank registrieren wird (Leiter Dr. Gunter Spieß). Mit der Besetzung der leitenden Positionen hat das Institut seine Erneuerung weitgehend beendet. Es verfügt derzeit über 22 feste Stellen für Wissenschaftler und 14 Stellen für technische und Verwaltungskräfte. Seine Tätigkeit wird durch einen Wissenschaftlichen Beirat unterstützt und von einem Kuratorium beaufsichtigt.

Eine zusätzliche Zielstellung des Instituts besteht darin, auf die kulturelle Praxis im Alltag der Ober- und der Niederlausitz aktiv einzuwirken. Dies wird durch die zentrale geographische Lage in Bautzen bzw. Cottbus erleichtert. Zu den sichtbaren Ergebnissen der Sorabisten zählen seit jeher vielfältige Veröffentlichungen. Seit 1952 wird die Fachzeitschrift „Lětopis" herausgegeben, in der Schriftenreihe „Spisy Instituta za serbski ludospyt" sind insgesamt 58 Bände erschienen. Beide Formen der Publikation wissenschaftlicher Leistungen werden beibehalten, hinzu kommen populärwissenschaftliche Beiträge in sorbischer und deutscher Sprache für Verlage und Medien. Die Möglichkeit dazu erwächst vor allem aus der nach wie vor engen Kooperation zwischen dem Sorbischen Institut und dem Domowina-Verlag Bautzen.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 58 – 99*

Literatur der Volkskunde

Paul HUGGER (Hg.), *Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Leben zwischen Tradition und Moderne. Ein Panorama schweizerischen Alltags.* 3 Bände, Zürich, Offizin Verlag, 1992; zus. 1534 Seiten, zahlr. Abb. (ital. Ausg.: Bellinzona, Edizioni Casagrande, frz. Ausg.: Lausanne, Editions Payot).

Viel spricht bekanntlich für die These, daß die Volkskunde als Wissenschaft ihre intensivsten Phasen stets in Zeiten massiv durchschlagender gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen erlebt. Die Annahme findet jedenfalls gegenwärtig ihre Bestätigung in der Schweiz, wo die Fachgemeinschaft nahezu fünfzig Jahre nach der *Volkskunde der Schweiz* von Richard Weiß vor dem Hintergrund des Wandels, den das Land seither durchgemacht hat und angesichts aktueller helvetischer Neuorientierungsversuche, zu einer Zwischenbilanz ausholte - und damit einen großen Wurf landete.

Die gewichtige, von Paul Hugger, dem Ordinarius für Volkskunde an der Universität Zürich, initiierte und herausgegebene Publikation läßt in ihren drei Bänden nahezu achtzig Autorinnen und Autoren zu Wort kommen, davon drei aus dem Ausland. Darunter finden sich - die Realisation eines derartigen Unternehmens legt es nahe - nicht nur Wissenschafterinnen und Wissenschafter aus dem Fach selbst, sondern Beitragende aus einer breiten Palette an Nachbardisziplinen. Der schweizerischen Situation entsprechend kommen neben den in universitären und außeruniversitären Instituten Verankerten auch jene zu Wort, die als Laien oder praktisch Tätige gerade in den einzelnen Regionen das breite Fundament des Faches sichern. Freilich sind die drei Bände über die inhaltlichen Zielsetzungen hinaus zuallererst dazu angetan, über den Stand volkskundlichen Denkens und Arbeitens in der Schweiz Auskunft zu geben. Der praktische Aspekt des Oeuvres, nämlich eine zusammenfassende Darstellung auch für den alltäglichen Gebrauch über Fachkreise hinaus zu sein, macht jedoch ein Urteil über die sehr unterschiedlich gewichteten Beiträge nicht eben leicht.

Zwischen Tradition und Moderne lautet nicht nur der Untertitel des *Handbuchs*, die Formulierung kennzeichnet auch die Zugangsweisen, wie sie primär am Aufbau der drei Bände abzulesen sind. Nach einführenden *Perspektiven* spannt sich der Bogen von den privaten und öffentlichen *Bereichen des Lebens* - mit umfangreichen Darstellungen zur lokalen, regionalen und gruppengebundenen Kultur - bis zu den unterschiedlichsten

Dimensionen populärer Kultur wie *Arbeitswelt, Begegnung mit dem Fremden* oder *Mentalitäten*. Hinter dieser solchermaßen bescheiden traditionellen Titelgebung verbirgt sich eine Vielzahl aktuellster Aspekte und Überraschungen, wie etwa Beiträge zu den neuen sozialen Bewegungen, zur Bürokultur oder zu den unterschiedlichen Facetten einer schweizerischen Identität.

Die Zusammenstellung schon verrät es, daß hier nicht nur eine kanonhafte Erweiterung der alten Volkslebensforschung vorgenommen wurde, sondern daß Herausgeber und Beitragende sich in der Tat ein - im Untertitel angekündigtes - *Panorama des schweizerischen Alltags* angelegen sein ließen. Dabei kann der Umfang der drei Bände den einen oder anderen nicht gerade ins Herz einer Volkskunde als Kulturwissenschaft zielenden, sprich in weniger kulturwissenschaftlichen Dimensionen gedachten und geschriebenen Beitrag durchaus verkraften. Und wenn da und dort Kapitel mehr oder weniger die Ergebnisse älterer monographischer Arbeiten noch einmal zusammenfassen, dann schmälert das zwar gelegentlich den Genuß der Lektüre, tut aber der Qualität des insgesamt Geleisteten kaum einen Abbruch.

Was die gemeinsame Stoßrichtung anlangt, verdankt das Handbuch viel der umsichtigen Arbeit des Herausgebers, dessen Einleitungen zu einzelnen Abschnitten ebenso integrierend wirken, wie seine programmatischen Beiträge; neben der Standortbestimmung *Zu Geschichte und Gegenwart der Volkskunde in der Schweiz* beeindrucken besonders die Beobachtungen zur *Ritualisierung des Alltags*. Daß Paul Hugger daneben noch längere Artikel zu *Liebe, Partnerschaft, Ehe,* zu *Sterben und Tod* und über *Heimatvereine-*, sowie Einführungen zur Kantons-, Minderheiten-, Büro- und Musikkultur selbst verfaßt hat, macht den entscheidenden Anteil des Herausgebers deutlich.

Die immer wieder bemühte Kontrastfolie für die Schilderungen des gegenwärtigen Alltags bildet die 1946 erschienene *Volkskunde der Schweiz* von Richard Weiß. In kritischer Reflexion versuchen die Autoren, die kulturelle Praxis in der heutigen Schweiz vor dem Hintergrund der Entwicklung der letzten Jahrzehnte in ihrer ganzen Vielfalt zu verorten. Dabei steht häufig die Defiltration des spezifisch Schweizerischen, des spezifisch Regionalen oder Gruppengebundenen im Vordergrund. So wird etwa Studien über das öffentliche Leben in der Gemeinde breite Aufmerksamkeit geschenkt - von Ueli Gyr in einem anregenden Beitrag zum Problemstand schweizerischer Ortsmonographien auch von theoretischer und methodischer Warte beleuchtet -, und durch eine Reihe von Beiträgen zieht sich das Interesse der Autorinnen und Autoren, das Fortwirken von traditionellen Bindungen in der kulturellen Praxis der Gegenwart zu skizzieren. Ob dadurch allerdings nicht wiedereinmal mehr zur Konstruktion neuer Bilder von heutiger Volkskultur als zu deren tatsächlicher Analyse beigetragen wird, sei dahingestellt. Es sticht jedenfalls ins Auge - und sei daher hier aus

der Sicht des Außenstehenden vermerkt –, daß es in der Schweiz bei allem gelegentlichem Kulturpessimismus eine gewissermaßen patriotische Wissenschaft zu geben scheint, die sich nicht scheut, zur kulturellen Bestimmung ihres Landes beizutragen. Interessant, daß ihr Gesamtbefund ähnlich lautet, wie auch ein – zugegebenermaßen aus subjektiver Lektüre resultierendes – Resümee über die Schweizer Volkskunde formuliert sein könnte: radikal modernisiert, aber durch ein Geflecht überlieferter Orientierungen längst nicht so identitätslos wie ein erster Blick glauben machen könnte.

Paul Hugger und sein Stab haben mit der Zusammenstellung und der Detailqualität ihres *Handbuches der schweizerischen Volkskultur* den Maßstab für jede weitere Gesamtdarstellung festgelegt. Sie haben gezeigt, daß es unter den entsprechenden Vorzeichen weder unmöglich, noch entbehrlich oder gar – wie lange geglaubt – suspekt ist, von Zeit zu Zeit die Totale zu wagen. Und sie haben darüber hinaus mit einem durchgängig Respekt erheischenden Niveau und mancher brillanten Einzelleistung gezeigt, daß eine Volkskunde, die sich, gewappnet mit den Erfahrungen aus manchen Stürmen und Experimenten, ihrer angestammten Zuständigkeiten besinnt, weder unengagiert noch reproduzierend oder affirmativ sein muß.

Bernhard Tschofen

Boris GROYS, *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie.* Essay. München, Edition Akzente im Carl Hanser Verlag, 1992; 195 Seiten.

Zu den Kernthemen jeder Kulturwissenschaft zählt die Frage nach der Innovation, nach der Valorisierung des Neuen. Boris Groys, Münsteraner Russischer Geisteshistoriker, hat darüber ein Buch geschrieben. Es relativiert vieles, was in den letzten Jahren *über das Neue* gesagt worden ist: auf eine erfrischend undogmatische Art und mit dem Blick für das Wesentliche.

Groys entwickelt seine Gedanken vor allem an den Mechanismen der künstlerischen Inwertsetzung; dies, weil die Beispiele dafür jedermann präsent sind und der Bezugsrahmen, die Begriffe und Metaphern vergleichsweise vertraut sind. Aber die Theorien des Neuen lassen sich mühelos auf Felder der Alltagskultur übertragen, zumal Groys mit einem erweiterten Verständnis von Kulturökonomie operiert.

Auf die Frage, wie das Gewöhnliche wertvoll, wie Marcel Duchamps Pissoir „Fontäne" etwa zur Kunst wird (Groys bemüht absichtlich herausragendste Beispiele des populären und wissenschaftlichen Diskurses über die Moderne), gab es in der Kunsttheorie bislang zwei konkurrierende Argumentationsweisen: Die eine berief sich auf die künstlerische Urheberschaft, die andere auf die Bereitschaft des Marktes, solches als Kunst zu akzeptieren. Groys hält beiden eine dritte, banal anmutende, dabei aber einer

gewissen Radikalität nicht entbehrende entgegen. Sein Entwurf versucht nicht, das Kunsthafte am Bruch mit der Tradition nachzuweisen, sondern stellt das Neue um des Neuen willen in den Mittelpunkt (und distanziert sich damit klar von der alten moralisierenden Unterscheidung in authentisch Neues und einfach nur Neues).

In drei Abschnitten - *Das Neue im Archiv, Innovationsstrategien* und *Der innovative Tausch* - zeichnet Groys nach, welche Wege das Neue in den kulturellen Hierarchien zurücklegt, sprich: welche Ökonomie der Valorisierung zugrundeliegt. Das Ungewöhnliche - und für Verfechter des Kreativen und Authentischen vielleicht ketzerisch Anmutende - an den dargelegten Gedankengängen ist die Idee des Schöpferischen als ein Akt des Tauschs: „Die Innovation vollzieht sich also hauptsächlich in der kulturökonomischen Form des Tauschs. Dieser Tausch findet zwischen dem profanen Raum und dem valorisierten kulturellen Gedächtnis statt, das aus der Summe der kulturellen Werte, die in Museen, Bibliotheken und anderen Archiven aufbewahrt werden, besteht sowie aus den Gepflogenheiten, Ritualen und Traditionen im Umgang mit diesem Archiv." (S. 119) Zu Ende gedacht, befreit das Insistieren auf dem Tauschakt jedoch aus dem Dilemma der Postmoderne schlechthin: der Auflösung kultureller Hierarchien im konkreten Fall, das Ende jeder Wirklichkeit im Allgemeinen. Groys sieht die Bereiche des Profanen und Valorisierten nicht miteinander verschmolzen, sondern legt dar, daß die bestehende Barriere zwischen den beiden Räumen durch den Tausch überbrückt wird.

In Transformation hat solches Denken naturgemäß Konsequenzen für die Beschreibung und Bewertung kultureller Systeme. Da der *innovative Tausch* mit dem Sozialen und dem Intellektuellen zugleich Gegenstand und Handwerk kulturwissenschaftlicher Arbeit berührt, erscheinen die vorgetragenen Thesen doppelt interessant. Zum einen, weil die Frage nach den kulturellen Grenzen und Beziehungen in der Moderne (Stichworte: Stile, Milieus, Subkulturen) genauso wie die Frage nach den populären Formen des kulturellen Gedächtnisses (der *Sitte*) und nach der Grenze zwischen profaner und kollektiv valorisierter Praxis beschäftigen wird. Zum anderen, und nicht unbedingt *neu,* aber höchst eindringlich vorgetragen, bestätigt die Konsequenz der Groys'schen Kulturökonomie, daß jede wissenschaftliche Annäherung an Kultur, weil selbst dem innovativen Tausch unterliegend, ihren Gegenstand längst nicht mehr im Profanen, sondern im Kulturellen hat. Worüber nachgedacht wird, ist bereits Artefakt und hat *die Grenze* überschritten: Der Kulturökonomie unterliegen - mit ungewissem Ausgang - neben ihren Gegenständen und Mitteln auch die Subjekte einer Kulturwissenschaft selbst.

Der Essay, kühn und doch skeptisch, ohne zivilisationskritische Positionen zu stützen, ist deshalb am besten charakterisiert durch den letzten Satz des Autors, handelnd über den *Autor* - in genere - selbst: „Der Erfolg eines

Autors ist durch kein Können, kein Wissen, keine gesellschaftlichen Privilegien garantiert, aber auch durch keine Authentizität, keine Nähe zum Wirklichen, Profanen, Wahren. Ein Autor ist der kulturökonomischen Logik äußerst hilflos ausgeliefert, deshalb manifestiert gerade die kulturelle Innovation diese Logik am konsequentesten, die in anderen Bereichen des Lebens genauso unerbittlich, aber verdeckt wirkt." (S. 163)

Bernhard Tschofen

Wolfgang BLEIER, *Vorübergehend Indien. Bruchstücke aus indischen Orten.* München, Raben-Verlag, 1992, 143 Seiten.

Um sein Buch besprechen zu können, muß ich an Wolfgang Bleiers eigenen Worten Halt suchen: „Bruchstückhaft. Zusammengeschrieben auf der Straße, im stickigen Hotelzimmer, sonstwo. Zum Verstocken, wie die Sprache immer wieder verstockt. Dazu gedacht." (S. 5f) Und indem ich von meinen Schwierigkeiten, etwas über dieses Buch zu sagen, spreche, bringe ich ein wesentliches Merkmal dieses unbequemen Reiseberichts zum Ausdruck: Er löst Betroffenheit und Schweigen aus. Im unmittelbaren Erleben des unbehaglichen Gefühls, das sich aus der Mischung von Abscheu, Mitleid, Liebe, Zorn, Wut und Ohnmacht ergibt, liegt sein Ursprung. Einfühlsam betrachtet der Autor das Elend der Ärmsten der Armen. Er bemüht sich, die Schuldigen auszumachen, doch ehe er gleichsam als Sprecher der Entrechteten Anklage erhebt, wird er sich seiner Rolle als Tourist aus dem reichen Europa bewußt, richtet einige der Vorwürfe gegen sich selbst und verstummt. Immer wieder bin ich als Leser erschrocken, wenn ich mich auf einmal mit Schuldgefühlen und Selbstverachtung alleingelassen fand. Doch zur Distanznahme blieb keine Zeit, schon war ich wieder hineingezogen ins Chaos des indischen Alltags. Eindringlich schildert Wolfgang Bleier dieses Land, in dem ekelerregende Häßlichkeit und grenzenlose Schönheit untrennbar miteinander verwoben sind. Doch die Wirklichkeit, die mit der sensiblen Beschreibung oft winziger Details mühe- und vor allem kunstvoll aufgebaut wird, zerstören stets von Neuem hervorbrechende Zweifel an eben dieser Wirklichkeit; sie wurzeln in der Erfahrung von Fremdheit. Alptraumartiges Fremdheitsgefühl durchzieht das ganze Werk.

Brechen wir durch die dünne Schicht der Wirklichkeit, so erscheint der Boden, auf dem wir uns gerade noch sicher wähnten, als Illusion. Ist ein Tourist, ein „Vorübergehender" - wie Wolfgang Bleier diesen Typus treffend charakterisiert - überhaupt fähig wahrzunehmen? Oder ist alles bloß das Gegenteil von Wahrnehmen, nämlich „Falschnehmen" (S. 31f)?

„Der Vorübergehende hat keine Wurzeln hier, er weiß es, will auch keine ..., und die, die ihn sehen, wissen es, daß er hier keine Wurzeln hat. ... Keine Frage möglich, keine Antwort, nicht einmal ein Mißverständnis, bestenfalls

Ahnungen." (S. 71) Auch ist sich Bleier wohl bewußt, daß seine Beobachtungen auf bereits vorhandenem Wissen aufbauen. Wie er meint, „ist man zufrieden mit dem neuen Flicken im alten Muster, zufrieden mit dem Bild, das man zumeist schon vorher hatte, und bleibt ein Vorübergehender" (S. 72).

Ein volkskundlicher Leser dieser Buchbesprechung, der vielleicht schon länger überlegt, in welcher Schublade er dieses Werk ablegen sollte, und nun erleichtert nickt: „Aha, Tourismusforschung!", sei gewarnt, dieser Text ist eine Collage, die sich jeder vereinfachenden Kategorisierung entzieht. Der Bogen angesprochener Themen spannt sich von Unruhen im Zusammenhang mit Wahlen, von Müllmenschen und multinationalen Konzernen über ein Kraftwerksprojekt - die Korruption der Auftraggeber und die bestürzende Lage der Arbeiter - bis zur Situation der indischen Frauen, von bezahlten Schlägertruppen und Slumbereinigung mit dem Bulldozer bis zu den erschreckenden Mitgiftmorden. Ein vorrangiges Problem ist jedoch der Kulturkonflikt eines jungen Vorarlbergers - aber nicht bloß auf seiner Indienreise, sondern auch nach seiner Rückkehr nach Österreich. Kulturkonflikt nicht als das Aufeinanderprallen des zivilisierten Europas mit einer exotischen Welt, nein, hier geht es um die Entfremdung gegenüber der eigenen Kultur. Fremdsein in der Heimat, Identitätskonflikt - wer solches leichtfertig überheblich als krankhaft abtun möchte, der ahnt insgeheim, welch labile Konstruktion Identität ist, und ist daher ängstlich bemüht, diese Illusion aufrechtzuerhalten. „Aber für die Satten ist die Hölle ja immer anderswo." (S. 5)

Die „Bruchstücke aus indischen Orten" sind keineswegs Mitbringsel eines Touristen, der als Nachfolger beutenehmender Eroberer und Kolonialherren auftritt, sie sind auch Zeugnis davon, wie sensible Menschen an der Gewalt unserer Welt-"Ordnung" zu zerbrechen drohen.

„Sich zwischen Zorn und Schweigen bewegen. Sich zwischen Zorn und Schweigen bewegen in einem anderen Land; aber auch im eigenen die Barbarei. Es macht in Wirklichkeit keinen großen Unterschied, wohin man reist. Im Steinbruch Welt." (S. 5)

Mir bleibt nur noch, diesem Buch viel Erfolg zu wünschen, und ich will diesen Wunsch hier auch auf den Autor ausdehnen. Mögen seine Worte aufrütteln.

Bernhard Fuchs

Ricarda HAASE, *„Das bißchen Haushalt ... "? Zur Geschichte der Technisierung und Rationalisierung der Hausarbeit.* Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Museums für Volkskunde in Württemberg, Waldenbuch, Stuttgart 1992.

Im Zirkus sind die Tiere gezähmt, und in kulturhistorischen Ausstellungen die Vergangenheit. So komplex oder brisant kann eine Entwicklung gar nicht gewesen sein, als daß sie nicht doch Männchen machte, sobald sie den volkskundlichen Dompteuren in die Hände geraten ist. Und wie die Tiger in ihrer Possierlichkeit eher an die Vorstufen von Bettvorlegern als an wilde Bestien erinnern, machen diese schönen alten Dinge, mit denen Volkskundler sich befassen, es schwer, sie vorzuführen, ohne ihnen gleichzeitig das Rauhe ihrer Herkunft zu nehmen.

Selbst wo sich der volkskundliche Paradigmenwechsel bis ins Museum durchgeschlagen und den „Objekten der industriellen Alltagskultur" zugewandt hat, wie Prof. Himmelein im Vorwort zum Ausstellungskatalog „‚Das bißchen Haushalt ...'?" schreibt, tut sich die „Bettvorleger-Falle" auf. Zugegeben, ich kenne die Ausstellung im Waldenbucher Volkskundemuseum nicht. Es liegt nur Ricarda Haases Katalog vor mir, in dessen Anhang zwei Photos von der Präsentation abgebildet sind, auf denen - wie im Zirkus beim Finale alle Tiger auf ihren Podesten - die Bügeleisen, Herde, Staubsauger und Kühlschränke zur Grande Parade formiert sind.

Ja, auch die Schleuder ist dabei, die wir früher daheim im Keller stehen hatten, von der dieser kaum stillbare Reiz ausging, in die wild rasende Trommel zu greifen. Die Warnungen der Mutter schürten dies Verlangen eher als daß sie es bremsten, weil sie mit so schön schaurigen Bildern von abgerissenen Armen garniert waren. Ich sensationshungriges Kind sah damals auch nur die Wildheit der Maschine und nicht die eigentliche Gefahr, die in den Bedingungen steckt, die sie schafft: Meine Arme habe ich heute beide noch, aber meine Mutter kann mittlerweile nur mehr unter Schmerzen laufen, weil die hausfrauliche Schmutzarbeit immer weitab vom gemütlichen Familienleben in abgesonderten Räumen und grauen, feuchten Kellern stattzufinden hat, sobald Planer und Architekten sich der Gestaltung von Lebensräumen annehmen.

Der Katalog ist dabei überhaupt nicht unkritisch. In den ersten beiden Kapiteln greift die Autorin die wesentlichen Aspekte von Elektrifizierung und Rationalisierung des Haushalts auf und illustriert sie in den letzten beiden Kapiteln anhand der Entwicklung des maschinellen Waschens und Kühlens. Es ist ein schöner kleiner und liebevoll gestalteter Katalog. Ricarda Haase spart auch nicht an Hinweisen auf die ökologischen Folgen und mit Kritik an der nach wie vor mangelnden Mitarbeit von Ehemännern.

Doch ihrem eigenen Anspruch, Leser und Besucher zum Überdenken anscheinender Selbstverständlichkeiten anzuregen, wird sie nicht gerecht.

Die Besucher der Ausstellung sehe ich direkt vor mir: Junge Familien am verregneten Sonntagnachmittag, und im Fernseher läuft gerade auch nichts Gescheites. Die Mütter wiegen zunächst den Kopf ob der Plagen, von denen sie heute befreit sind, dann nicken sie, weil ihr Erwin daheim sich ja wirklich auch kein Bein ausreißt, wenn es ums Staubsaugen und Wäscheaufhängen geht. Erwin selbst bückt sich höchstens im Museum zu einem der Apparate hin, weil ihn ein technisches Detail fasziniert. Und die Kinder ..., ja, wo sind die Kinder?

Was immer sie in der Ausstellung zu tun und zu denken angeregt sein mögen, im Katalog kommen sie schlechtweg nicht vor. Da aber liegt einer der Hunde, die solange begraben bleiben, solange lediglich Einzelaspekte geschildert und nicht als Teile eines Systems erkannt werden. Ohne Reflexion des Ganzen bleibt der Haushalt ein putziges Thema und die Kritik verläßt kaum das Niveau eines gutsituierten Kaffeeklatschs.

Es geht einfach nicht um die Höhe von Geschirr- oder Wäschestapeln allein. Die Begriffe „Hausfrau" und „Mutter", die so geschmeidig vereint über die Lippen gleiten, wie sie die Realität zusammenschweißt, bezeichnen zwei völlig verschiedene Arbeitsprinzipien mit unvereinbaren Handlungs- und Zeitlogiken. Selbst im Zirkus wird von niemandem verlangt, daß er oder sie zur selben Zeit und am selben Ort Eintrittskarten verkauft, die große Tigershow präsentiert, die Manege fegt, Clown spielt, zaubert und die Organisation des Ganzen in der Hand hat. Über das tägliche Jonglieren einer Hausfrau und Mutter mit antagonistischen Vollzügen, die sich gegenseitig behindern, wenn nicht gar torpedieren, muß man doch schreiben, wenn man andere über „die scheinbar so selbstverständliche Arbeit im Haushalt" (S. 8) nachdenken lassen will!

Denn das ist der wesentliche Grund, wieso Maschinen und Rationalisierung das Problem der Hausarbeit nicht lösen. Das liegt am Arbeitsprinzip und nicht nur an der Aufstockung von Ansprüchen und der Verlagerung von mehr manueller Tätigkeit zu mehr „Beziehungsarbeit" (wie es die neue Frauenbewegung etwas unglücklich formuliert hat). Vorbild für alle Reformbestrebungen im Haushalt war die betriebliche Produktion. Die Grundlage betrieblicher Rationalisierung und Zurichtung der Arbeit für ihre maschinelle Erledigung ist Ausdifferenzierung aller inhomogenen, den reibungslosen Ablauf störenden Elemente. Übertragen lassen sich die Prinzipien von Funktionalität und Rationalität nur dann auf den Haushalt, wenn man das private Leben als produzierbares Gut definiert, das erst nach der Erledigung unangenehmer Arbeit beginnen kann und dann laufen soll wie ein fabrikneues Auto.

Ricarda Haase (und mit ihr ein Strang der feministischen Diskussion) trifft den Nagel nur am Rand, wenn sie den Haushalt als gesellschaftliches Problem wertet, mit dem die Frauen alleingelassen worden sind. Solange Reproduktionsarbeit als lästige Pflicht und minderwertige Arbeit angesehen

wird, bei der sich Hausfrauen nach wie vor mit dem Maß der (von Männern geschaffenen!) Berufswelt messen lassen, für die sie die schnell-praktisch-gut-Rationalität der Industrieproduktion abkupfern sollen und gezwungen sind, mit für und von der Industrie genormten Räumen, Möbeln und Gerätschaften individuelle Arbeitsabläufe zu gestalten, um persönliche Bedürfnisse zu befriedigen, solange wird das Problem Haushalt nicht gelöst werden - egal wer sich an dieser Pflichterfüllung alles beteiligen mag.

Gerne einmal würde ich eine Ausstellung (und einen Katalog) sehen, wo die schönen alten Dinge nicht als Mittel dienen, soziale Prozesse zu illustrieren, wobei ihre Faszination dann doch wieder die herbeigerufene Gesellschaftlichkeit des Phänomens mit sanfter Pranke erschlägt. Die Wiederaufnahme der guten alten volkskundlichen Tradition, die Dinge selbst sowie als Vergegenständlichungen menschlichen Handelns in den Vordergrund musealen Nachdenkens zu stellen und - wie Erwin - genau zu untersuchen, um dann zu dokumentieren, was sie eigentlich getan haben und heute noch bewirken, ließe vielleicht die gesamte Familie wirklich „gewitzter" (um Walter Benjamins begnadet formulierten Anspruch wieder einmal anzuführen) die Ausstellung verlassen.

Eva Vobruba

Roland GIRTLER, *Verbannt und vergessen. Eine untergehende deutschsprachige Kultur in Rumänien,* Linz, Veritas Verlag, 1992, 208 Seiten.

Mit der akuten Erfahrung von der Endzeit deutscher Kultur in Siebenbürgen, das als historische Landschaft durch das jahrhundertelange Wirken seiner deutschsprachigen Bewohner geprägt ist, setzt im letzten Jahrzehnt und vor allem nach dem politischen Umsturz 1989 ein auffälliges wissenschaftliches Interesse am genannten Kulturraum ein. Die „siebenbürgisch-sächsischen" Städte und Dörfer mit ihren spezifischen, noch funktionierenden Gemeinschaftsstrukturen dienen Sprachforschern und Volkskundlern, Soziologen und Museumsfachleuten als interessante Dokumentations- und Beobachtungsfelder. Girtlers Buch ist das Ergebnis einer solchen Forschungsreise, die er 1990 und 1991 als Soziologe in einem interdisziplinären Team zu den siebenbürgischen „Landlern" nach Großpold unternommen hat.

Im Text eines Werbeblattes, das der Veröffentlichung vorausging, wird auf das methodologisch Besondere des Buches hingewiesen, auf den „entwissenschaftlichten" Schreibstil des Autors, der unbelastet von bibliographischem Ballast sich der Problematik stellen will, um in „freier Feldforschung" „authentische, einmalige Zeugnisse von einer untergehenden Welt" in der packenden Form eines Erlebnisberichtes zu bringen.

Soweit, so gut. Doch schon beim Durchlesen des Klappentextes wird man belehrt, daß die eigentliche Zielsetzung des Buches eine weit ambitiösere

ist, daß Girtler „diese Zeit des Umbruches zum Anlaß genommen (hat), den Spuren der Landler und Siebenbürger Sachsen in Geschichte und Gegenwart nachzugehen und auf der Basis eingehender Feldforschung eine detaillierte Schilderung der Landlerkultur zu geben".

Nach den ersten einleitenden, atmosphäreschaffenden Seiten, so bei der Schilderung der multikulturell bedingten Sprach- und Verhaltenssituationen auf der Fahrt im Orient-Express, glaubt man einen Vorgeschmack auf die Art und Weise zu erhalten, wie Girtler an die Dinge herangehen will: die Kultur und Lebensweise der Landler, jener Nachfahren der unter Karl VI. und Maria Theresia nach Siebenbürgen verbannten österreichischen Protestanten, in objektiver Darstellung im Miteinander und Nebeneinander aller Völkerschaften dieses Raumes zu erfassen. Es kommen aber bei Girtler, abgesehen von einem sächsischen Lehrer oder Pfarrer, ausschließlich Landler zu Wort, keine Rumänen und schon gar nicht Zigeuner. Ohne genügend fundierte Kenntnisse siebenbürgischer Kultur- und Politikgeschichte gelingt es dem Autor somit selten, auch die encodierten Nachrichten in den oft überlang wiedergegebenen Interviews zu erkennen und entsprechend zu interpretieren. Das widersprüchliche, oft negative und vielfach von tranchanten Werturteilen begleitete Rumänenbild, so wie es sich aus den meisten Landlergesprächen und dem entsprechenden Kapitel des Buches konturiert, muß einen in die allgemein siebenbürgische Problematik uneingeweihten Leser eher verwirren und die Plausibilität des Ausgesagten in Frage stellen. Die in der Gegenwart angesetzten Großpolder Gespräche beleuchten meist Schlüsselgeschehnisse jüngerer oder nicht allzuweit zurückliegender Vergangenheit (Änderung der Staatsgrenzen 1918, Bodenreform und Enteignung, Rußlanddeportation, Kollektivierung), wie sie nicht nur von den Landlern, sondern allgemein von der deutschsprachigen Bevölkerung Siebenbürgens erfahren und bewältigt werden mußten. Bei dieser Geschichte der letzten hundert Jahre hätte der Autor ansetzen müssen, denn die Änderungen und Umschwünge dieser Zeit bilden die Grundlage und Strukturen der komplizierten und widersprüchlichen Lage, in der sich Sachsen und Landler heute befinden, sie bestimmen auch das heutige Bild vom andersnationalen Nachbarn auf dem ehemals autonomen sächsischen Siedlungsgebiet.

Die Erfahrung *rumänisch = politisch,* d.h. *kommunistisch* und somit *ethnisch existenzgefährdend* geht bei Landlern und Sachsen, die ihre politische und kulturelle Autonomie in der Vergangenheit nach dem Grundsatz „Freiheit gegen Loyalität" dem jeweiligen Landesherrn gegenüber wahren konnten, auf die Ereignisse der 45er Jahre zurück, nimmt ihren Anfang aber schon 1918 mit der Angliederung Siebenbürgens an Rumänien. Im Laufe der ersten 30 Jahre danach sollte die politische Identität der Siebenbürger Deutschen gleich viermal geändert werden: vom rumänischen Staatsbürger der 20er Jahre zur doppelstaatlich ausgerichteten Loyalitätsbindung ans

Dritte Reich ab 1940, dann 1944 - 1948 die Ächtung und Stellung der ganzen Ethnie außerhalb des rumänischen Nachkriegsrechtes als Kriegsverbrecher und schließlich 1948 die formelle Rückerstattung der Bürgerrechte und der rumänischen Staatsangehörigkeit. Das kollektive Bewußtsein der grundsätzlichen Zugehörigkeit zur deutschen Kultur und Sprache hat als entscheidender Faktor zur Bewältigung dieser Zeit des Verlustes *politischer und wirtschaftlicher* Autonomie beigetragen und die Bemühungen für den Erhalt einer Autonomie von *Kirche und Schule* als Gewähr dieser kulturellen Identität in den Vordergrund gestellt. Aus dieser Haltung heraus ist es dann verständlich, daß alle Reformen und Maßnahmen der rumänischen Regierungen, auch wenn sie nicht ausschließlich die Deutschen im Lande betrafen, als „kommunistisch-rumänische Aggression", als „gewolltes" Vernichten deutscher Identität empfunden wurden, sobald dadurch die letzten Freiräume deutscher kultureller Autonomie mitangetastet wurden. Schon die Bodenreform 1921 brachte der evangelisch-lutherischen Kirche hohe Verluste an Grundeigentum und indirekt damit der deutschen Konfessionsschule, die vorwiegend aus dieser Quelle finanziert worden war. Die Verstaatlichung der Schulen 1948 und die damit verbundene Kontrolle des kommunistischen Staates über die Bildungsinhalte wurde dann als folgenschwerster Schlag empfunden. Die Rußlanddeportation 1945 und die Enteignung des Hausbesitzes aller Deutschen untermauerten das kollektive Mißtrauen *den Rumänen* gegenüber, und selbst die Industrialisierungsmaßnahmen der 60er und 70er Jahre wurden, obwohl sie den Landlern als tüchtigen Handwerkern die Möglichkeiten eines relativen wirtschaftlichen Wohlstandes sicherten, als ethnisch bedrohend, als „rumänische demographische Manipulation" angesehen, da sie zahlenmäßig Bevölkerungsverschiebungen zu Ungunsten der Deutschen im ehemals bäuerlich-geschlossenen Landlerdorf mit sich brachten. Diese historischen Hintergrundinformationen hätten es dem Autor ermöglicht, die jeweils aus einer subjektiven Erfahrungssituation heraus gemachten Aussagen der Landler über Rumänen und das Mit- und Nebeneinander mit ihnen zu einem verständlichen und übersichtlichen Bild zu ordnen: zu unterscheiden zwischen dem rumänischen Kommunismus als ethnisch bedrohende Macht und dem als Individuum durchaus akzeptierten rumänischen Arbeitskollegen oder Nachbarn, als Bewohner der „Marginime" - jener Hirtendörfer, die als traditionelles arbeitsgebendes Umland für die landlerischen Maurer und Zimmerleute, Möbeltischler und Schreinermaler seit dem 18. Jahrhundert von Bedeutung waren. Zahlreiche Hinweise in den Interviews streifen diese Problematik, doch hat der Autor versäumt, hier nachzuhaken (s. z.B. S. 39).

Auf den ersten Blick verspricht der formale Aufbau des Buches, dem grundsätzlichen Vorhaben des Forschers gerecht zu werden: anhand der Kapitel „Die Siebenbürger Sachsen als Vorläufer", „Der heldenhafte Kampf (!) oberösterreichischer protestantischer Bauern - Die ‚Transmigration' der

Landler" soll das dargebotene Material, welches sich aus der Erfahrung einer kleinen Großpolder Landlergemeinschaft ergeben hat, eine historische Untermauerung erhalten. Doch kann die auf wenigen Seiten skizzierte historische Entwicklung deutschen Daseins in Siebenbürgen bis zum Zeitpunkt der Transmigration beim besten Willen nicht als wissenschaftliche Argumentation gewertet werden. Die gänzlich unzureichende Informationsbasis beschränkt sich auf Ernst Wagners schulbuchmäßigen Abriß zur „Geschichte der Sb. S." und die Geschichtskenntnisse der „Lehrerfreunde" in Großpold (s. Fußnote 31). So kommt es zu einer auch für einen Nichthistoriker unverzeihlichen Gleichsetzung der „Einwanderung" von „Landlern" und „Sachsen". Die Kenntnis der „Geschichte der Sb. Sachsen" von G. D. und F. Teutsch, vor allem aber von Th. Näglers „Ansiedlung der Sb. Sachsen" hätte verhindert, daß Girtler die Besiedlung des siebenbürgischen Raumes mit deutschsprachigen „sächsischen" Kolonisten nicht als einen mehr oder weniger einmaligen, aufs 12. Jahrhundert begrenzten Zuzug darstellt und dabei noch Zahlen nennt, ohne sich auf die einschlägigen, diesbezüglichen Untersuchungen P. Niedermaiers zu berufen.

So stört dann auch die Selbstverständlichkeit der ethnischen Gleichsetzung der mittelalterlichen „Sachsen" („saxones", „flandrenses", „theutonici" der frühen Urkunden) mit den späteren, erst nach der Reformation sich als „ein Volk" begreifenden Siebenbürger Sachsen. Es lassen sich in dieser Sicht auch keine Parallelen zur Landlerdeportation des 18. Jahrhunderts ziehen. Die „saxones" waren ursprünglich als staatsbildende „Nation" ein Rechtsverband. Als sie, schon ethnische Minderheit im Zuge der nationalen Partikularisierungsbestrebungen unter den Habsburgern sich als „sächsisches Volk" bekannten und begriffen, bauten sie vor allem auf die gemeinsame, nur ihnen eigene „Sprache" *det detsch,* die sie als eine solche und nicht als eine Mundart des Hochdeutschen begriffen. Unterrichts- und kirchliche Verkündigungssprache war detsch, in simultaner Übersetzung aus den deutschen Büchern. Das gesprochene Hochdeutsch hieß aus der Erfahrung der häufigsten Sprechsituation heraus (im Umgang mit dem in und um Hermannstadt stationierten österreichischen Militär) „mueseresch", d.h. soldatisch. „Daß die um 1750 nach Siebenbürgen eingewanderten Landler von den Sachsen als ‚Deutsche' bezeichnet wurden, da sie die sächsische Landessprache nicht verstanden haben und der Pfarrer für sie in ‚Hochdeutsch' bzw. ‚Deutsch' predigen mußte" (S. 70), ist daher unwahrscheinlich, auch fehlen die Belege.

Zu der Annahme, daß „die Landler als ‚Deutsche'" von den Sachsen angesehen worden wären, müssen den Autor die seit dem 19. Jahrhundert nur im Schriftgebrauch benutzten Bezeichnungen „deutsche Schwesternschaft", respektive „deutsche Bruderschaft" geführt haben. Doch gelten diese Benennungen nur im Hinblick auf die im Zeremoniell des Vereinsgeschehens verwendete Sprache. Die Landler werden vorwiegend als „Trans-

migranten" in den Dokumenten der Einwanderungszeit geführt; ab wann sie für sich selbst den Sammelnamen „Landler" in Anspruch genommen haben, ist wissenschaftlich nicht gesichert, man müßte diesbezüglich auf die noch nicht veröffentlichten Vorarbeiten Hellmut Klimas zurückgreifen. Sicher ist, daß bis heute Landler und Sachsen sich im Umgang miteinander ausschließlich bei diesen ihren Namen nennen, sonst steht bei den Sachsen der Hermannstädter Umgebung noch der Begriff „Heppinger" (?) für die Landler aus Neppendorf. Das sächsisch-deutsch-landlerische Identifikationsmuster ist in Siebenbürgen demnach weit komplizierter, als der Autor annimmt, und hat im Laufe der Zeit historisch-politisch bedingte Verlagerungen erfahren. Das Bekenntnis und Hervorheben der Zugehörigkeit zur allgemeinen deutschen Kultur im ausgehenden 19. Jahrhundert gehört mit zur Strategie der Bewältigung des ungarischen Nationalismus im Rahmen der Doppelmonarchie und dient heute mehr denn je als kultureller Überlebensfaktor. Andererseits ist es gerade jenes aus einer im Laufe der Jahrhunderte oft erfahrenen Endzeitstimmung heraus entwickelte konservative Selbstwertgefühl der Sachsen gewesen, welches auch auf die Landler abgefärbt hat, so daß bis heute die beiden Gruppen ihre eigene Identität bewahren konnten. In diesem Sinne erklärt sich das oft widersprüchliche Verhalten: einerseits ein endloses geradezu kleinliches Gerangel um Prioritäten bei der Sitzordnung in der Kirche, um sprachliche Rivalitäten im Brauchzeremoniell (S. 74 - 80), andererseits das unbedingte Bekenntnis zum Zusammenhalt und zur gemeinsamen deutschen Kultur (S. 72).

Das Verdienst von Girtlers Buch liegt auf einer anderen Ebene als jener der wissenschaftlichen Akkuratesse. Durch die methodologische Bevorzugung des „freien Interviews" und der ungekürzt wiedergegebenen Texte, dazu die gekonnt eingebundene persönliche Ich-Bezogenheit erhält das Buch eine emotionale Grundhaltung, die dem Titel entspricht: Großpold als einmaliger Erlebnisraum mit seinen Menschen in Endzeitstimmung, mit deren Empfindungen, wie sie sich in subjektiver Widersprüchlichkeit im offenen Gespräch manifestieren, als Spiegelbild einer Bewältigungsstrategie des höchst realen „Dazwischen-Stehens" zwischen Ost und West, Gehen oder Bleiben. Die Bevölkerung Großpolds kommt großzügig zu Wort, und der Autor versteht es, so gut wie alle in Frage kommenden Probleme zur Standortbestimmung der Landler im heutigen Rumänien ins Gespräch zu bringen. Und dementsprechend weitgefächert ist auch der Buchinhalt: vom „Landlerdorf Großpold und seinem eigentümlichen Zauber" zu den „Dornen auf dem Weg", die Erfahrung der Deportation 1945 - 1950 in sowjetische Arbeitslager als nationale Maßnahme und von da Zurückbesinnung auf das vornationalistische Erbe des „Protestantismus, (der) Arbeit und (des) Fleiß (es)"; hervorgehoben wird die Einstellung zum „Kommunismus bei den Landlern", die ökonomisch-sozialen Umstellungen, die immer im Bezug auf die mögliche Gefährdung der Ethnizität beurteilt werden, das deutsche

Element ihrer Kultur, welches mittels Institutionen („Die Schule", „Die Kirche"), Gemeinschaftsstrukturen („Die Nachbarschaft", „Die Schwester- und Bruderschaft") und ausgedehnter verwandtschaftlicher Beziehungen („Die Paten") als Überlebensstrategie eingesetzt wird. Und nicht zuletzt der „Alltag der Landler".

Girtler bringt mit seinem Buch einen methodologisch neuen Ansatz in die Siebenbürgen-Forschung, doch kommt es mangels der erwähnten Einbindung in die Geschichte Gesamtsiebenbürgens zu keinem konsequenten Durcharbeiten der angeschnittenen Probleme. Alles bleibt an der Oberfläche. Die Harmonievorstellung vom Leben in der evangelisch-lutherischen Volksgemeinschaft ist so etwas wie ein Leitmotiv des Buches. Die Landler sind zu sehr, dem eignen Wunschbild gemäß, als eine nicht nur ethnische, sondern auch sozial und religiös homogene Gemeinschaft dargestellt. So mußte denn alles, was nicht hineinpaßte, unter den Tisch fallen, etwa die Sektenproblematik. Ausgerechnet ein Landler, der Faßbindermeister Johann Pitter mit seiner weit verzweigten Anverwandtschaft, ist beispielsweise für den Beginn der Gemeinde der Evangeliumschristen in Großpold verantwortlich. Ausgeklammert blieben auch jene, die sich mit dem Kommunismus „zu arrangieren" wußten; nicht wenige Landler haben eine Parteikarriere hinter sich, einige brachten es zu höchsten Parteiämtern.

Erwähnt und immer wieder hervorgehoben wird auch der soziale und ideologische Separatismus der Sachsen und Landler von den Rumänen und Zigeunern, wobei die traditionellen Vereine und Institutionen den maßgeblichen Kontext zu ethnischer Identitätsentfaltung bieten. Wie zu erwarten, werden dieser Strategie der Erhaltung und Gestaltung der Landlergemeinschaft im Rahmen von Kirche, Schule, Nachbarschaft, Musik- und Jugendvereinen zahlreiche Seiten eingeräumt, doch daß dieses weitgehend außerhalb der heutigen Berufs- und Alltagswelt geschieht, wird dem Uneingeweihten kaum bewußt. Der sozialistische Alltag bleibt dem Autor weitgehend unbekannt und wird ausgespart, denn sonst käme es kaum zu solchen Äußerungen wie „Der Pfarrer als der ‚König' im Dorf". Man stelle sich nur einen Pfarrer als „Autorität auf dem Feld" (S. 48) einer sozialistischen Kollektivwirtschaft oder gar der Großpolder Weinbaufarm vor! Der rückwärts gewandte Blick der meist älteren Gewährspersonen trägt dann auch nicht dazu bei, die heutigen Spannungen und Einbußen im Bereich der „sicher" geglaubten Freiräume landlerischer Lebensentfaltung zu erkennen. Die Schwester- und Bruderschaften mit ihren detaillierten Satzungen zur Sozialdisziplin sind längst keine Organisationen mehr, die eine moralische Kontrolle über die im Sozialismus aufgewachsene Jugend ausüben könnten, zumal die Moralbegriffe vergangener Jahrhunderte auch bei der Landlerjugend überholt sind, weil diese infolge des kommunistischen gesellschaftlichen Strukturwandels keine homogene Gruppe von zukünftigen Bauern und Bäuerinnen mehr ist. Der antiquierte Rahmen dieser Organisation ist heute

nur mehr von affektiver und emotionaler Bedeutung, er dient, wie alles Brauchtum, hauptsächlich dem Erlebnis von Zusammengehörigkeit vor dem Hintergrund der ständig empfundenen ethnischen Bedrohung.

In diesem Sinne hat sich auch die Nachbarschaft in ihrer grundsätzlichen Bedeutung verändert: die räumliche Nachbarschaft im einst „rein" deutschen Straßenzug deckt sich heute nicht mehr mit der ethnischen. Der im Alltag akzeptierte rumänische Nachbar bleibt vom Brauchgeschehen der heute nur noch ethnisch funktionierenden „Nachbarschaft" ausgeschlossen.

Somit zeigt Girtlers Buch ein vom Wunschdenken der Landler vermitteltes Landlerbild, nicht zuletzt für die Landler selbst geschrieben: „Auch seine Mutter (sc. einer Gewährsperson) habe die Arbeit gelesen, auch sie sei zufrieden und freue sich über das fertige Buch." (S. 17)

Irmgard Sedler

Johannes MOSER, Elisabeth KATSCHNIG-FASCH, *Blatten. Ein Dorf an der Grenze* (= Kuckuck Sonderband 2/1992). Graz 1992, 107 Seiten.

Ein Buch ist anzuzeigen, das schwer einordenbar ist: Ortsmonographie oder Feldforschungsbericht, Grenz- und Minderheitenstudie oder Lehrstück wissenschaftlichen Schiffbruchs, von all dem hat die nunmehr vorliegende Veröffentlichung der Ergebnisse eines Grazer studentischen Forschungsprojektes Züge aufzuweisen, ohne sich dezidiert dem einen oder anderen Genre zu verschreiben. Darin liegen, um es gleich vorwegzunehmen, zugleich die Stärken und Schwächen dieser Publikation.

Der Hintergrund ist einfach: Studentische und lehrende Teilnehmer einer Projektlehrveranstaltung begaben sich 1987/88 in ein kleines Dorf (der Name mußte auf Wunsch der Bevölkerung geändert werden) im steirisch-slowenischen Grenzland, um dort Übungen in Sachen Feldforschung durchzuführen. Nach akuten Anfangsschwierigkeiten, die im übrigen den Aufenthalt „im Feld" für die Teilnehmer zum regelrechten Abenteuer gerinnen ließen, kristallisierte sich eines immer mehr heraus: Die Projektgruppe war nicht nur in ein Grenzdorf geraten, sondern vielmehr in eine Kommunität mit einer starken - aber verleugneten - slowenischen Minoritätskultur. Kein Wunder also, wenn in der Folge die Fragen nach der dörflichen Identität und nach den Bedingungen und Folgen der verdrängten Zweisprachigkeit in den Mittelpunkt der Interessen rückten. Damit hatte das Projekt dann zwar seine Fragestellung gefunden, aber gleichzeitig ein Gutteil an Garantie auf „Ergebnisse" preisgegeben. Daß dieser Weg seine Berechtigung hat, belegen die nunmehr versammelten Berichte und Reflexionen der Teilnehmer auf unterschiedlich überzeugende Art und Weise.

Elisabeth Katschnig-Fasch, gemeinsam mit dem Soziologen Christian Fleck Projektleiterin, setzt sich mit *Feldforschung in Blatten* auseinander

und diskutiert unter Berücksichtigung entsprechender neuerer und neuester Literatur die spezifischen Probleme und Phasen des Forschungsprozesses. Die Interaktion zwischen Forschenden und Erforschten gelangt ebenso zur Reflexion wie etwa die geschlechtsspezifische Wahrnehmung bei der Erhebung, sodaß ein insgesamt sehr offener, dabei aber der nötigen Abstraktion ins Theoretische nicht entbehrender Bericht über die Blattener Forschungen gezeichnet wird. Von zentraler inhaltlicher Bedeutung für den Projektbericht sollten die beiden folgenden Beiträge sein, doch vermögen sie leider weniger zu befriedigen. Johannes Moser und Ernst Töscher mühen sich unter dem Titel *„Bezeichnet werden wir schon als Jugoslawen". Einige Überlegungen zu Identität in einem grenznahen Ort* (verrät das fehlende *r* vor dem Schlüsselwort, daß es hier mehr um das Wort als um die Sache geht?) mit der Versachlichung der diesbezüglichen Feldforschungserfahrungen ab. Leider gerät die wohlgemeinte Skizze über weite Strecken zum eklektizistischen Parforceritt durch die widersprüchlichsten Theoriebausteine, und man kann sich nur schwer des Eindrucks erwehren, daß die gelehrte Manieriertheit von der seminaristischen Angst herrührt, auch nur einen Gedanken, auch nur eine Wahrnehmung selbständig zu Ende zu führen. Hier hat der Anspruch auf Fundierung, gestützt noch durch Unsicherheiten im Sprachlichen, die direkte Erfahrung zugunsten einer vorauseilenden Verifizierbarkeit preisgegeben. Schon etwas unvermittelter präsentieren Georg Oswald und Josef Lipp ihre Analyse der *Strategien zur Behauptung dörflichen Bewußtseins.* Aber in diesem Beitrag leiden gleichfalls die scharfen und dabei einfühlsamen Beobachtungen durch die Messung an weitverstreuten Lesefrüchten mehr, als daß sie an Überzeugung gewinnen würden. Trotzdem wird man etwa mit Genuß die Skizze der wechselnden ökonomischen und ideologischen Orientierung der Blattener in diesem Jahrhundert rezipieren. Jurij Fikfak, Kulturwissenschaftler an der slowenischen Akademie der Wissenschaften, begleitete das Projekt quasi von der - damals noch - jugoslawischen Seite der Grenze her, wobei seine Anwesenheit im Dorf für mehr als nur eine vorübergehende Verstimmung des Klimas gesorgt hat. Als Ergebnis präsentiert er mit *Geschichten über die Grenze* einen deutlich historisch argumentierenden und wichtiges Quellenmaterial ausbreitenden Beitrag zur wechselseitigen Konstruktion von Identität in Blatten und seiner Umgebung. Auf ganz andere Art und Weise - aber gleichfalls methodisch - kann die folgende erzählerisch frische exemplarische Biographie einer Dorfbewohnerin gefallen, die Monika Pieringer und Isabella Weingartner aufgrund der Erzählungen über *Das Leben der Christine Ziegler* mitteilen können. Für Hintergrundfakten informativ, aber in die Hauptargumentationslinien des Bandes wenig integriert, gestalten sich die Ausführungen zur *Geographie und Geschichte* Blattens von Gottfried Allmer. Vielleicht würde man sie sich, wenn überhaupt, den anderen Beiträgen vorangestellt wünschen.

Es ist über die inhaltlichen Schwachstellen hinaus bedauernswert, daß nicht für eine feinere Abstimmung der einzelnen Essays aufeinander gesorgt werden konnte. Mit etwas mehr Redaktionsarbeit hätte nicht nur manche beim Lesen mühsame und nutzlose Wiederholung (selbst der Schlüsselplot *fremder Forscher/Mißtrauen/Gendarmerie* etc. nützt sich einmal ab) vermieden werden können, sondern gerade auch das oben genannte spröde Hantieren mit Lektüre.

Doch ist es insgesamt nicht genug zu schätzen, daß die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Projektes ihre Erfahrungen und Ergebnisse zur Diskussion stellen. Die eine oder andere Unstimmigkeit mag daher - wie auch die Kritik - im Lichte der Auffassung dieses Bandes als Werkstattbericht verstanden werden. Dies alles soll schließlich der Tatsache keinen Abbruch tun, daß mit *Blatten* vor allem ein neuer Weg zur Revision tradierter volkskundlicher Ortsmonographien in Richtung der Erforschung spezifischer Dorfidentitäten, der kommunikativen Strukturen oder des subjektiven Erfahrungswissens vorgezeichnet wurde. Wenn dabei gleichzeitig ein diskutierbares Zeugnis der Reflexion volkskundlicher Praxis angelegt wurde, empfiehlt sich solches umso mehr zur Nachahmung.

Bernhard Tschofen

Wolfgang KASCHUBA, Gottfried KORFF und Bernd Jürgen WARNEKEN, *Arbeiterkultur seit 1945 - Ende oder Veränderung?* 5. Tagung der Kommission „Arbeiterkultur" in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 30. April bis 4. Mai 1989 in Tübingen (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 76. Band), Tübingen 1991, 328 Seiten.

Eine provokante Frage war es, mit der Dieter Zupfer die Teilnehmer der 4. Tagung der Kommission „Arbeiterkultur" in Steyr vor nunmehr fast sechs Jahren auf die Heimreise schickte: „Versteht man Arbeiterkultur als ‚qualitative Größe', die der Arbeiterschaft Selbstvertrauen gibt, muß man sich fragen, wo sie heute - außer im Museum - noch zu finden ist. Sind noch lebendige Elemente einer solchen Arbeiterkultur aufzuspüren?" Gibt es sie also noch, die Arbeiterkultur, und wo kann sie im postindustriellen Zeitalter verortet werden? Ist sie nur noch eine nostalgische Größe für Sozialromantiker, oder gibt es in der Nachkriegszeit Kontinuitäten in der Kultur und Lebensweise der arbeitenden Bevölkerung?

Diesen und ähnlichen Fragestellungen widmete sich zwei Jahre später die 5. Tagung der Kommission „Arbeiterkultur", deren Ergebnisse in der Tübinger Reihe erschienen sind. Den theoretischen Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen Ausrichtungen im Bereich der Arbeiterkulturfor-

schung trugen die Initiatoren der Tagung dahingehend Rechnung, daß Vertreter verschiedener Interpretationsrichtungen und unterschiedlicher Fächer geladen waren. Neben der Volkskunde und Kulturwissenschaft waren die Geschichtswissenschaft, die Soziologie und die Politologie vertreten.

Zwei gegenläufige Hauptstränge der Diskussion ließen sich nach dem Abklingen der Euphorie um das Problemfeld Arbeiterkultur im Laufe der achtziger Jahre rekonstruieren: Alltagskulturanalyse und Strukturanalyse. Sprechen die einen von der Auflösung der „klassischen" Arbeiterkultur, die heute in eine „demokratische Massenkultur" übergegangen wäre, so vertreten die anderen die These, daß nach wie vor klassenkulturelle Gemeinsamkeiten in Lebensstil und Wertorientierungen auch in der heutigen Gesellschaft Gültigkeit hätten, gleichsam als Weiterführung klassenspezifischer Differenzierungen.

In den beiden einleitenden Artikeln von Klaus Tenfelde und Wolfgang Kaschuba werden die grundsätzlichen Positionen der Diskussion deutlich: Tenfelde, dem die Rolle des Provokateurs zufiel, erfüllte die Ansprüche der Dramaturgen der Tagung: er verkündete das Ende der „klassischen deutschen Arbeiterkultur", um jedoch gleich auf die notwendigen Differenzierungen zu verweisen. Er konstatiert zwar „gewisse Gemeinsamkeiten" in Lebensweise und Lebensstil von bundesdeutschen Arbeitnehmern, verwehrt sich jedoch gegen den Ausdruck der Klassenkultur. „Der klassische Kontext von Arbeiterklasse, Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur hat sich, im Zeitalter der Einheitsgewerkschaft, unter Zurückdrängung parteipolitischer Orientierungen auf den Kontext von Arbeiterkultur und gewerkschaftlicher Kulturarbeit verengt und konzentriert." Vielmehr ortet Tenfelde „andere Gruppenbeziehungen, die, von geringerer Klassenspezifität oder ganz ohne Klassenbezug, sehr viel mehr Identität stiften: Jugendkulturen, Regional-, Quartiers- oder gar Straßenkulturen, das Milieu der Alten in der Gesellschaft und vieles andere".

Kaschuba wiederum warnt vor einem dem Zeitgeist der postindustriellen Gesellschaft entsprechenden vorschnellen Abschied von der Arbeiterkultur. Freilich, die Individualisierung der Lebensformen sowie die „innere Heterogisierung" ließen nach 1945 die Basis der Arbeiterkultur brüchig werden. Das „Bewußtsein jenes gemeinsamen Referenzsystems klassengesellschaftlicher Alltagserfahrung" ist nach 1945 zweifellos verlorengegangen. Was jedoch blieb, ist die Bedeutung der Arbeiterkultur „im Kontext historischer Veränderungen" und als „Faktor gesellschaftlicher Orientierung". Anhand des Verhältnisses von Arbeit und Identität verweist er auf ein „Körperarbeiter-Bewußtsein", das sich wesentlich langsamer verändert als die normativen Gesetze der Produktion: „Auch wenn sich die technischen und sozialen Organisationsformen der Industriearbeit wandeln und mit ihnen das Selbstverständnis der Industriearbeiterschaft: Aus der Praxis kooperativer Arbeitserfahrung und körperlicher Arbeitstätigkeit und aus dem Bewußtsein ge-

meinsamer Haltungen und Wertbegriffe generieren sich nach wie vor spezifische Kennzeichen von Arbeiteridentität." Schließlich verweist Kaschuba auf die historische Bedeutung der Arbeiterkultur im Sinne einer „gesellschaftlichen Integrationsleistung", indem er darauf hinweist, daß „das Gefühl für soziale Gerechtigkeit gerade auch aus eigener, lebensweltlicher Ungleichheits- und Ungerechtigkeitserfahrung entspringt".

In der Folge befassen sich eine Reihe von Aufsätzen mit spezifischen Forschungsthemen zur Arbeiterkultur nach 1945. „Freizeitkultur der Arbeiterschaft", „Arbeiter-Lebensstile", „Wandlungen der Arbeitskultur" sowie „Arbeiterbewegung heute" lauten die Kapitel, in denen die oben skizzierten theoretischen Grundlagen eine Überprüfung erfuhren.

Wem nützt nun Arbeiterkulturforschung, und welche Perspektiven bieten sich für künftige Forschungsvorhaben. Dazu äußert sich am Ende des Buches Dieter Kramer, der die „utopisch-humanistische Komponente" der Arbeiterkultur und deren prozeßhaften Charakter hervorhebt. Das „Erbe der Arbeiterkultur" hat für die „Zukunftsfähigkeit von Gesellschaften" einen entscheidenden Einfluß.

„Zur Arbeiterkultur jedenfalls gehören die Hoffnungen und Wünsche sowie die perspektivischen Orientierungen - ohne sie ist die Stärke der traditionellen Arbeiterbewegungen nicht zu verstehen. Es gibt eine innige Beziehung zwischen dem ‚starken Arm' der Arbeiterbewegung und den Zukunftshoffnungen, die diesen starken Arm überhaupt erst in Bewegung setzen." So stellt die historische Leistung der Arbeiterkultur für Kramer eine notwendige Basis für gesellschaftliche Zukunftsperspektiven dar: „Die zukunftsfähige Option, die die Arbeiterbewegungskultur tendenziell in ihren besten Zeiten darstellte, ist heute nicht obsolet. Sie kann Politik strukturieren, sie kann ‚dauerhafte Entwicklung' als Aufgabe thematisieren."

Trotz aller Divergenzen und kontroversieller Zugänge zum Thema „Arbeiterkultur" machen alle 22 Beiträge des Bandes eines klar: Die Tübinger Tagung war kein trauriger Abgesang auf eine verlorene, ja gestorbene Kultur. Vielmehr zeigen die vielfältigen Themenbereiche zahlreiche interessante Ansätze auf - sowohl methodologisch als auch theoretisch -, wie die Weiterführung des „Erbes" der Arbeiterkultur im kulturwissenschaftlichen Bereich aussehen kann. Lebensweiseforschung und Mentalitätengeschichte stellen hier nur zwei ja bereits etablierte Beispiele für die künftige Richtung der Arbeiterkulturforschung dar. Die notwendigen Nachjustierungen in der Programmatik fanden in allen Aufsätzen ihren Niederschlag. Alles in allem ist das vorliegende Buch also kein Abschied von der Arbeiterkulturforschung. Und doch ist ein Abschied zu vermelden: nämlich der von der über Jahre dominierenden Stellung der Organisationsgeschichte. Bleibt diese mit Sicherheit weiterhin ein wichtiger Bestandteil der Arbeiterkulturforschung, so ist doch eine deutliche Hinwendung zu alltagskulturellen Themenschwerpunkten auffällig. Nicht mehr die organisierte Bewegung

steht im Mittelpunkt der Forschungen, sondern der werktätige Mensch mit seinen Sorgen und Nöten. Ein, wie ich glaube, wichtiger Schritt, um der Breite an höchst aktuellen Problemstellungen gerecht werden zu können.

Wolfgang Slapansky

Gernot KIERMAYR-EGGER, *Zwischen Kommen und Gehen. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Montafons.* Verfaßt im Auftrag der Raiffeisenbank Montafon aus Anlaß des 100. Bestandsjubiläums. Schruns 1992, 174 Seiten, zahlr. Abb.

Das Montafon, jenes Tal im Süden Vorarlbergs, über das die Modernisierung in diesem Jahrhundert wie im Zeitraffer hinweggegangen ist, hatte bislang vom Aufbruch der regionalen Geschichtsforschung im Lande wenig profitiert. Nun ist mit dem von Gernot Kiermayr-Egger im Auftrag der Raiffeisenbank Montafon verfaßten Buch ein wichtiger Anfang getan, die komplexe jüngere Geschichte des Tales verstärkt zu thematisieren.

Eines gleich vorweg: Man merkt dem Band an, daß Zeit und Mittel für Recherchen begrenzt waren und daß sich der Autor mit der einen oder anderen angerissenen Frage gerne ausführlicher beschäftigt hätte. Aber man merkt den dichten 170 Seiten auch an, daß hier bei allem notgedrungenen Eklektizismus der Quellen und der Zugänge, eine übergeordnete Perspektive nie ganz verloren geht. Im Mittelpunkt steht stets die Frage nach den veränderten Lebensbedingungen in einer sich stillschweigend revolutionierenden agrarisch bestimmten Gesellschaft: sprich das Ineinandergreifen von ökonomischen und sozialen Veränderungen zwischen tradierter landwirtschaftlicher Existenz, saisonaler Auswanderung und der Neuorientierung an der Fremden- und Elektrizitätswirtschaft. Die auf den erste Blick starre Gliederung des Buches in drei Abschnitte - *Landwirtschaft, Tourismus* sowie *Gewerbe und Industrie* - steht dem Interesse an den Zusammenhängen nur scheinbar im Wege. Sie erweist sich vielmehr als Kunstgriff des Autors, die Materie einer leicht einsichtigen, locker chronologischen Abfolge zu unterziehen. Das entspricht dem Anspruch des Bandes auf einen - man halte sich Auftraggeber und Anlaß in Erinnerung - lesbaren Überblick für einen breiten Rezipientenkreis.

Allerdings läßt sich hier einmal mehr das Dilemma von der Komplexität der Moderne für eine regionale Wirtschafts- und Sozialgeschichte verfolgen. Während nämlich der Abschnitt zur Landwirtschaft als der gelungenste erscheint, sind Kiermayer-Eggers Ausführungen zum Tourismus schon weniger originell und der dritte - zu Gewerbe und Industrie - am wenigsten befriedigend. Hier zeigt sich, daß der Fundus aufgearbeiteter Quellen doch noch sehr dürftig ist und nicht für viel mehr ausreicht, als für mehr oder

weniger exemplarische Einzeldarstellungen. Etwas integrierter dargestellt ist der *Tourismus* - aber alles in allem doch mehr faktenhaft, sieht man einmal von der an Dieter Kramer angelehnten Einteilung der Fremdenverkehrsgeschichte nach ökonomischen Epochen und von der Vorliebe für ausführliche Zitate aus dem Montafon-Essay der *Annales*-Historikerin Lucie Varga ab. Geradezu brillant hingegen nimmt sich die Schilderung des im Montafon praktizierten Agrarsystems, seiner Funktion im alltäglichen Überleben und seines Wandels, aus. Ganz unprätentiös gelingt es hier dem Autor, hochkomplexe Zusammenhänge (Bevölkerungsentwicklung, Transhumanz, Existenzsicherung durch Zuerwerb, Autarkie und Innovation etc.) übersichtlich und sprachlich klar darzulegen.

Daß etwa solches so überzeugend gelingt, und daß der Band eine Vielzahl möglicher Fragestellungen aufzeigt ohne Defizite zu verschleiern, läßt diese Neuerscheinung besonders erfreulich erscheinen. Dem kann auch eine unmotiviert merkwürdige, dabei aber aufwendige Gestaltung keinen Abbruch tun und selbst nicht der leider rein illustrative und historiographisch allzu nachlässige Umgang mit dem faszinierenden Abbildungsmaterial. Noch einmal: Ein Glück, wenn sich eine Bank ihr Jubiläum auf diese Art verschönert, ein Pech, wenn der mutige Anfang keine Fortsetzung findet.

Bernhard Tschofen

Vasilis G. NITSIAKOS, *Παραδοσιακές κοινωνικές δομές [Traditionelle Gesellschaftsstrukturen]*. Athen, Odysseus-Verlag 1991, 175 Seiten.

Der Verfasser, Lektor für Volkskunde an der Universität Ioannina, Autor der Monographie „Leeds Greek Community: Preservation and Transmission of Traditional Culture". Leeds Univ. 1981 und „A Vlach community in Greece. The Effects of its Incorporation into the National Economy and Society". Diss. Cambridge 1985 sowie von Artikeln über die sozialen Strukturen der Transhumanz in Epirus (1985), ihrer Eingliederung in die nationale Agrarpolitik (1986/87), über Soziologie und Volkskunde (1990), sowie über alternative Sozialstrukturen: Taufpatentum und Kundenbeziehung (1990), legt in dem schlanken Essay-Bändchen vorwiegend methodenkritische Reflexionen zur Definition der Begriffswerkzeuge in der Anwendung auf das griechische Kulturfeld vor. Geschult am Begriffsinstrumentarium der englischen Sozialanthropologie verwirft er (wie schon viele vor ihm) die Viktorianische Survivaltheorie in ihrer nationalistischen Ausformung (Kontinuitäts-Theorem) und will ihr bipolares Modell von Einst/Heute, funktionierende Volkskultur/dysfunktionale Volkskultur usw. durch ein dynamisches Erklärungsmodell ersetzt wissen, das die Grundlagen der strukturell-funktionalen Methode nicht aufgibt, ihre systemartige Statik

jedoch zugunsten einer historischen Dimension des „Strukturwachstums", wie sie von der marxistischen Sozialanthropologie eines Maurice Godelier herkommt, modifiziert. Andererseits wird der Vulgärmaterialismus, der vorkapitalistischen Gesellschaftsstrukturen ziemlich hilflos gegenübersteht, von einer in allen Gesellschaftsebenen „embedded economy", die selbst nur eine der Ausformungen komplexerer Prozesse darstellt, abgelöst. Damit sei der seit vielen Jahrzehnten bestehende festgefahrene Gegensatz zwischen der funktionalistischen Schule und dem historischen Materialismus überbrückt.

Daß Sozialstrukturen, Institutionen, Werte und Normen, Verhaltensmuster, Ideale usw. nicht unabhängig von ihren historischen Dimensionen untersucht werden können, stellt eher eine Selbstverständlichkeit dar, die jedoch in den Dutzenden von kulturanthropologischen Arbeiten über griechische Kommunitäten (meist von Amerikanern und Franzosen) häufig auf das gröblichste vernachlässigt wird. Des Verfassers Überlegungen haben aber noch andere Vorzüge: die der Lokal- und Sprachkenntnis, der Menschenkenntnis, der Vertrautheit mit dem Kulturfeld, was so manchen ausländischen Arbeiten, jenseits der Exemplifizierung ihres methodischen und begrifflichen Instrumentariums, so auffällig abgeht, sodaß sie manchmal an der lebendigen Wirklichkeit in einer geradezu grotesken Weise vorbeispekulieren und vorbeibeobachten (das gilt natürlich nicht für die klassischen Arbeiten von Friedl, Campbell, Du Boulay, Schein, Herzfeld usw.). Mit der Anwendung souverän gehandhabter sozialanthropologischer Begrifflichkeit in klassischen Forschungsbereichen der griechischen Volkskunde wird ein überaus fruchtbarer Forschungsansatz geschaffen, der schon manche bemerkenswerte Arbeiten hervorgebracht hat (z.B. die von Alexakis oder die Schule der Sozialen Volkskunde von M. G. Meraklis an der Univ. Ioannina).

Von Meraklis' Erstem Band der dreibändigen Griechischen Volkskunde (vgl. meine Bespr. in Südost-Forschungen XLIV, 1985, S. 506 - 510) scheinen auch die vorliegenden Überlegungen beeinflußt zu sein. Zumindest was die Strukturierung der Problematik betrifft: fünf Hauptkapitel bilden das eigentliche Corpus des Buches, das ganz bewußt nicht die Produktionsverhältnisse an den Anfang, sondern an den Schluß stellt: Raumgliederung (S. 15ff), Kommunität (S. 39ff), Verwandtschaft (S. 65ff), Familie (S. 95ff), Produktionsverhältnisse (S. 121ff), um anschaulich den Einfluß und die Wechselwirkung aller Sozialfaktoren auf die Mechanismen von Produktion, Gütertausch und Konsumption aufzeigen zu können. Die Bibliographie ist keineswegs vollständig und wird in den Fußnoten häufig wiederholt. Doch geht es auch mehr um ein essayistisches Diskutieren, um ein schriftliches Sich-Klar-Werden eines jungen Wissenschaftlers über seine Arbeitswerkzeuge, seine Ziele, seine Methoden und Strategien, nach den ersten Jahren der Forschung und der Lehre.

Auf eine kurze Einleitung (S. 9 - 14), wo mit der in der griechischen Volkskunde so lange vorherrschenden Survival-Theorie als ideologiebelastet und pseudohistorisch abgerechnet wird, aber auch mit den einstigen Dogmen von „Basis" und „Überbau" eines simplifizierten Vulgärmarxismus, wo auch die These formuliert wird, daß (Volks-)Kultur ohne die Analyse der gesellschaftlichen Strukturen gar nicht untersucht werden könne, folgt das erste Hauptkapitel (S. 15 - 37) über die soziale Ökologie, das Sich-Einrichten des Menschen in der Natur und ihre sukzessive Transformation in Kultur. An historischen Beispielen wie der Karawanserei der Türkenzeit und dem traditionellen Bazar, am Beispiel entvölkerter Dörfer, dem System der Kapellenerbauung rund um ein Dorf, der Spiegelung der Sozialstruktur in der Siedlungsanordnung usw. wird das dialektische Ineinanderwirken von ökologischen Gegebenheiten, Produktionsmechanismen und Wirtschaftsformen, Mentalitäts- und Verhaltensweisen, Mythos, Religion und Aberglaube exemplifiziert. Am Ende des Kapitels wendet sich der Verfasser dem Hausbau zu (rituelle Grundsteinlegung, Dachgleiche usw.) sowie der Innenraumgestaltung (Ikonenschrein usw.).

Das zweite Hauptkapitel setzt sich mit der Dorfgesellschaft auseinander (S. 39 - 64): hier wird deutlich, daß soziale Institutionen wie Nachbarschaftshilfe, Kollektivhaftung und -verantwortung ohne historische Dimension (byzantinisches und osmanisches Steuerwesen) überhaupt nicht adäquat beschrieben werden können, vor allem nicht auf ideologischer und sozialpsychologischer Ebene: so gibt es etwa in Serres (Makedonien) einen Verein des Dorfes „Gramosta" im Bezirk Kastoria, das 1769 völlig zerstört worden war und dessen Bewohner nach Serres ausgewandert sind. Viele Brauchausformungen dienen einer solchen Kultivierung eines eigenen „Wir"-Bildes in der Mikroregion. Verwandtschaftsorganisationen und Familienstrukturen können die autonome und autarke Kommunität der Türkenzeit schon vorstrukturieren: „geistige" Verwandtschaften wie Taufpatentum, Gevatterschaften, Hochzeitspatentum (kumbaria), Wahlbrüderschaften usw. können die intrakommunitäre Vernetzung wesentlich erhöhen (dies zeigt sich häufig bei politischen Wahlen in der Mikroregion, wo Parteizugehörigkeit und Familienzugehörigkeit häufig zusammenfallen). Bei der Diskussion der „kumbaria" und ihrer Einwirkung auf die Sozialstrukturen (Ausschaltung potentieller Feindschaften) wäre allerdings auch auf Herzfelds Monographie „The Poetics of Manhood: Contest and Identity in a Cretan Mountain Village", Princeton 1985, einzugehen gewesen, wo die Patenschaft als soziale Strategie gegen den überhandnehmenden Viehdiebstahl (als Ausdrucksakt der Männlichkeit) eingesetzt wird. Dieses Verwandtschaftsnetz, auf dem das Dorfleben gründet, hilft vielfach über die Gegensätze Stadt - Land hinweg und leitet eine normale Überführung und Auflösung feudaler Produktionsformen wie çiftlik und tselingato („Hürde") ein. Interessant ist auch die Diskussion über ethnisch verschieden zusammenge-

setzte Dörfer, die den Status einer wirklich funktionierenden Kommunität nie erreicht haben, oder die clan-strukturierten Dörfer, wo jeweils eine Nachbarschaft (mahala) einer Großfamilie zukommt. Bemerkenswert bleibt auch die Feststellung, daß sich Klassenzugehörigkeit nicht auf den kulturellen Sektor erstreckt, sowie der permanente Versuch, das Verwandtschaftsnetz auch auf Bereiche außerhalb der Kommunität (durch Verheiratungsstrategien) auszudehnen (dies wirkt bis in das politische System hinein, als Klientel-System der lokalen Parlamentsabgeordneten; dazu treffende Analysen in K. H. Pfeffer/I. Schaafhausen, Griechenland. Grenzen wirtschaftlicher Hilfe für den Entwicklungserfolg. Hamburg 1959).

Das dritte Kapitel stellt die eigentliche Domäne der Sozialanthropologie dar (S. 65 - 94). Die Diskussion um erweiterte Familie (zadruga usw.) und Kernfamilie ist unter Einbeziehung der einschlägigen Bibliographie (vor allem Mosely, Halpern usw.) auf dem letzten Stand. Das Fehlen extremer Großformen von „extended families" im griechischen Raum erleichtert freilich die Einsicht, daß es eigentlich um ständig sich repetierende Komplementärformen geht, die aufgrund gewisser historischer Voraussetzungen (Steuersystem, Sicherheit, Arbeitsteilung usw.) längeren Bestand haben können, und nicht um wirklich eigenständige stabile Familienstrukturen. Auch die Diskussion von Begriffen wie „Herdgemeinschaft" und dergleichen ist zielführend. Exogamie/Endogamie, Vererbungsrecht, patrilokale und matrilokale Heirat usw. kommen zur Sprache. Von besonderem Interesse ist auch die Diskussion um die (heute überall verschwundene) Wahlbruderschaft als kommunitätsstabilisierende und Feindschaften verhütende Institution (wie in Mani auch die „psychiko"-Institution, wo der Täter der vendetta-Situation sich der Familie des Ermordeten stellt und von dieser in einer Art geistiger Sohnschaft „adoptiert" wird, vgl. E. Alexakis, Τα γένη και η οικογένεια στην παραδοσιακη κοινωνία της Μάνης. Athen 1980, S. 111f).

In Kapitel 4 geht es um die Familie (S. 95 - 120), vor allem um den Übergang von der Großfamilie zur Kernfamilie, der gar nicht anders als historisch vergleichend untersucht werden kann, will man nicht von vornherein den heutigen westeuropäischen Familientyp in „ethnozentrischer" Weise an den Endpunkt einer unilinearen weltweiten Entwicklungskonzeption stellen, wie dies noch der Evolutionismus getan hat. Die Übergangsformen sind durchaus vielfältig („Herdgemeinschaft") und keineswegs irreversibel. „Zadruga" und Kernfamilie sind nicht als gegensätzliche Typologien begriffen, sondern als zwei Ausprägungen ein- und desselben Strukturierungsprozesses (die Großfamilie scheint auch auf der Balkanhalbinsel niemals die vorherrschende Familienstruktur gewesen zu sein, sondern entsteht in „kriegerischen" Gefahrenzonen: Mani, Sarakatsanen-Transhumanz, Vlachen, Teile Makedoniens und Thrakiens). Ihre Bildung erfolgt einfach durch die Verzögerung des Auseinanderbrechens des Familienver-

bandes bei der Heirat der Söhne (sie verbleiben mit ihren Familien im väterlichen Sitz).

Das letzte Kapitel (S. 121 - 158) setzt sich mit der Konzeption des „homo oeconomicus" als inadäquater Hilfsvorstellung für die in Frage stehenden Gesellschaftsformen auseinander. Die theoretische Diskussion wird hier im Detail aufgerollt und die „Ethnozentrik" der kapitalistischen Analysemodelle (Kapital, „Profit", Rationalität usw.) aufgedeckt. Die Prognose für Griechenland läuft auf einen „mißgebildeten Kapitalismus" hinaus, dessen Analyse aber mit dem Modell der „Unterentwicklung" und „Verspätung" nur unzureichend betrieben werden kann, weil nicht alle wirtschaftlichen Vorgänge dem ökonomischen Rationalismus der Wirtschaftstheoretiker unterliegen (Mentalitäten, Werte, Sozialstrukturen usw.). Dies läßt sich an „anachronistischen" Institutionen wie etwa der Nachbarschaftshilfe einleuchtend nachweisen, die weiterhin bestehen, obwohl ihre sozialwirtschaftlichen Grundlagen eigentlich nicht mehr gegeben sind (Meraklis hat hier von der „Poetik" der traditionellen Institutionen gesprochen, an denen als Abwehrreaktion gegen die Verfremdung durch das Neue festgehalten wird). Die modellhafte Gegenüberstellung von alter (vorkapitalistischer) und neuer (kapitalistischer) Wirtschaftsform ist freilich auch historisch zu differenzieren, da „traditionelle" Institutionen wie das „tselingato" (Hürdenorganisation) selbst bereits Übergangsformen darstellen. Eine tiefergehende Wirtschaftsanalyse der Agrarformen müßte von solchen Klischeevorstellungen unbelastet sein.

Ein kurzer Epilog (S. 157f) faßt die methodischen Überlegungen zusammen. Es folgt noch ein English summary (S. 159) und eine Auswahlbibliographie (S. 161 - 171) sowie ein Index (S. 173 - 175). Das Buch ist anregend zu lesen und überrascht durch die Einfühlsamkeit und Elastizität, mit der das begriffliche Instrumentarium auf das Forschungsfeld angewendet wird (unübertroffen ist in dieser Hinsicht freilich die klassische Monographie von J. du Boulay, Portrait of a Greek mountain village. Oxford 1974, vgl. meine Bespr. in *Südost-Forschungen* XXXVII, 1978, S. 442 - 444), durch das Fehlen jeglicher Dogmatik in den theoretischen Diskussionen, die überaus erfreuliche Wiedereinführung historischer Dimensionen in die funktionalen Strukturmodelle der Englischen Schule, die Strukturen, Tendenzen, Systeme usw. als etwas Wachsendes und sich ständig Wandelndes begreift. Die Verbindung gelebter Lokalkenntnis und mit geistiger Reife gehandhabter methodischen Instrumentarien verspricht wirklichkeitsnahe Ergebnisse, ohne über dem Detail die Ganzheit zu vergessen und ohne das Forschungsfeld zu einem Exerzierplatz von theoretischen Begriffen und Begriffsformationen zu degradieren. Das Griechenland der Anthropologen ist vielfach ein theoretisches „Wolkenkuckucksheim", das Griechenland der traditionellen „Laographen" ein kilometerlanger Fragebogen (die Antworten in Zettelkästen verteilt), dessen unglaublichen Informationsreichtum

niemand mehr zu ganzheitlichen Lebenswelten zusammenfügen kann (vgl. auch M. G. Meraklis, Lebenserzählungen von messenischen Bäuerinnen. Kap. 11 im Band: Studien zum griechischen Märchen. Eingeleitet, übersetzt und bearbeitet von W. Puchner. Wien 1992). Die methodische Zwischenbilanz von Nitsiakos scheint hier doch noch ganz andere zukünftige Zugangsmöglichkeiten zu versprechen.

Walter Puchner

Ursula KATZENMEIER, *Das Schachspiel des Mittelalters als Strukturierungsprinzip der Erec-Romane* (= Beiträge zur älteren Literaturgeschichte). Heidelberg, Winter, 1989. 133 Seiten.

Daß Hartmann von Aue in seinem ersten Artusroman, dem Erec, die Spielmetapher reichlich verwendet hat, ist längst aufgefallen (vgl. etwa Gertrud Höhler, Euph. 68, 1974, S. 413ff). Ursula Katzenmeier geht in ihrer Monographie, die aus einer Frankfurter Dissertation hervorgegangen ist, noch einen Schritt weiter. Die zahlreichen Verweise auf das Spiel bei Hartmann sowie Erwähnungen von ‚Schach' und ‚matt setzen' bei Chrétien de Troyes hätten quasi programmatische Funktion (S. 37ff): *Erec et Enide* und *Erec* stellten nämlich „inverse Schachallegorien" dar, d.h. Texte, deren Struktur über das Schachspiel zu erschließen sei (S. 84f). Das Personal der beiden Erec-Romane korrespondiere mit den mittelalterlichen Schachfiguren; die Zuordnungen werden über Farbe, Gangart, Schlagweise und Bedeutung der Schachsteine vorgenommen, Erec und Enide/Enite etwa seien die Pendants von weißem König und weißer Dame (S. 25ff). Fazit: Das Strukturprinzip des doppelten Kursus sei zu revidieren (S. 111f); die sich geradezu aufdrängende Frage, wie nun andere Artusromane zu beurteilen sind, bleibt allerdings am Ende des Bändchens unbeantwortet.

Ein Problem ist, welche Signale die beiden Erec-Romane den mittelalterlichen wie neuzeitlichen Rezipienten eigentlich als Schachallegorien erkennbar machen. Katzenmeier verweist auf folgende Punkte (S. 103f): 1. Programmatisch seien zwei Passagen in Chrétiens Prolog: ‚denn wer seine Kenntnisse nicht pflegt, wird sehr leicht etwas verschweigen, was ihm später sehr zustatten käme' (V. 6 - 8); ‚..., daß man nicht so klug handelt, wenn man nicht sein Wissen mitteilt, solange Gott einem die Gnade dazu gibt' (V. 16 - 18).[1] Diesen Stellen unterlegt die Autorin ironischen Sinn und will sie als Aufforderungen an das Publikum sehen, den Text als eine Art Rätsel bzw. als Allegorie zu fassen (S. 21); dieser gewaltsamen Interpretation wird man kaum zustimmen können. - 2. Chrétien gibt in seinem gesamten Roman zwei Belege für ‚Schach', einen für ‚matt setzen' (S. 39f). Diese an sich schon magere Ausbeute wird noch dadurch relativiert, daß Mattsein in afrz.

Texten eine beliebte Metapher für Hilflosigkeit ist (vgl. Fritz Strohmeyer, Fs. Adolf Tobler, Halle/Saale 1895, S. 395f). Da wäre es schon viel aussagekräftiger, wenn sich ‚Schach' und ‚Matt' bei Hartmann finden ließen - dies ist allerdings nicht der Fall. Außerdem bleibt darauf hinzuweisen, daß Hartmanns Metaphorik am Würfelspiel (und nicht am Schachspiel) entfaltet ist (vgl. Uwe Ruberg, Gs. William Foerste, Köln - Wien 1970, S. 484ff). - 3. Auch die Beschreibungen von Enides/Enites Pferd bei Chrétien (V. 5268 - 5310) und Hartmann (V. 7290 - 7766)[2] sind kaum dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Rezipienten in Richtung Schach zu lenken. Das Pferd ist bekanntlich nicht nur schwarz und weiß, sondern auch grün gefärbt (bei Chrétien nur der Kopf; der Körper ist braun), ein Detail wie ein Schachbrettmuster wird in keinem der beiden Texte erwähnt. Eher in diesen Zusammenhang wäre noch ein Zug wie etwa die gesprenkelte Hautfarbe Feirefiz' in Wolframs *Parzival* (z.B. 57,18: *wîz und swarzer varwe er schein*)[3] zu stellen, was jedoch, dies ist eine Warnung vor allzu mechanischer Textauslegung, naturgemäß nichts mit Schach zu tun hat. So muß schließlich Katzenmeiers Behauptung, die Pferdebeschreibungen orientierten sich an (literarischen Schilderungen von) mittelalterlichen Schachbrettern (S. 80), ganz hypothetisch bleiben - daß korrespondierende Kostbarkeiten genannt werden, ist alles andere als erstaunlich.

Wenn auch Katzenmeiers originelle Theorie an sich trotzdem durchaus bedenkenswert bleibt (so etwa würde die *Joie de la curt*-Episode, quasi als Schlußangriff im Endspiel [S. 46ff], stärker in das Gesamtwerk integriert), wird der Wert der Studie in der vorliegenden Form durch eine Reihe von Unausgegorenheiten, Ungenauigkeiten und Fehlern beträchtlich gemindert; im folgenden sind nur einige wenige Fälle herausgegriffen. Der *Erec* wird merkwürdigerweise nicht nach der ATB-Ausgabe (6. Aufl., besorgt von Christoph Cormeau und Kurt Gärtner, Tübingen 1985) zitiert; aus der Sekundärliteratur ist u.a. der wichtige Aufsatz von Walter Haug (Oswald-von-Wolkenstein-Jahrbuch 1, 1980/81, S. 7 - 28) unberücksichtigt geblieben. Textpassagen aus dem kymr. Mabinogi *Gereint* werden in moderner englischer Übersetzung gebracht, und das in einem philologischen Exkurs (S. 41f). Als arabische Bezeichnung für den Läufer findet sich „‚Fil' oder ‚Al-fil'" (S. 61). Eine alte Schachweisheit - daß eine geschlossene Bauernphalanx stärker ist als etwa ein isolierter Bauer - wird als Behauptung des Schachhistorikers Franz Kugler ausgegeben (S. 73). Die Kombinationen der Autorin sind nicht immer ganz nachvollziehbar, etwa wenn sie erwägt, daß Gottfried von Straßburg im Literaturexkurs des *Tristan* Hartmann nicht nur für seine Dichtkunst, sondern auch für seine Spielstärke im Schach Siegerkranz und Lorbeer zuerkennen wolle (S. 99ff). Ferner wird der Verfasser/Redaktor der awnord. *Erex saga* bezichtigt, einer jener in Chrétiens Prolog angesprochenen Erzähler zu sein, die Geschichten auseinanderzureißen und zu verderben pflegen - er habe nämlich nicht erkannt, daß es sich

bei Chrétiens Text um eine Schachallegorie handelt (S. 41). Keu/Keiîn wird überraschenderweise als weißer Springer der Partei Erecs zugeschlagen; der Kampf zwischen beiden erscheine „zu geringfügig" (S. 69). Recht problematisch ist schließlich vor allem, daß afrz. und mhd. Text methodisch nicht sauber voneinander getrennt werden (s. auch oben, zur Metaphorik). Katzenmeier setzt für die beiden Erec-Romane eine scharfe Zäsur zwischen Einleitung und Hauptteil (= der eigentlichen Schachallegorie) an, und zwar unter Hinweis auf *ici fenist li premiers vers (Erec et Enide,* V. 1796) nach der Jagd auf den weißen Hirsch (S. 33f, 105f); die Probleme, die sich an diesen bekannten Vers knüpfen, bleiben aber völlig ausgespart (bei Chrétien wird die angesprochene Einteilung nicht mehr weitergeführt). Die Stelle markiert indessen keinen für die Großgliederung des Werks bedeutsamen Einschnitt (die Hochzeit Erecs und Enides steht ja noch bevor), sodaß *vers* wohl mit Gier (wie Anm. 1, S. 401f) als ‚Episode' und kaum als ‚Romanteil' o.ä. zu fassen ist. Für diese Interpretation spricht auch, daß sich bei Hartmann, der ja eine für den Bau des ganzen Werks entscheidende Passage kaum unterdrückt haben wird, kein Äquivalent findet; darauf geht die Autorin freilich nicht ein.

Ich breche hier ab. Ob Katzenmeiers Ansatz tatsächlich ‚spielbar' ist, ist schwer zu beurteilen - zu weit klaffen Entwurf und Durchführung auseinander. Um an den eher experimentellen Versuch der Autorin anzuknüpfen, ‚Erec et Enide' als Schachpartie mit Turmbauerneröffnung wiederzugeben (S. 11f), möchte ich ihre Arbeit mit dem unklaren Grob-Angriff (1. g4) vergleichen.

Robert Nedoma

Anmerkungen

1 *car qui son estuide antrelait, / tost i puet tel chose teisir / qui molt vandroit puis a pleisir* (V. 6 - 8); *que cil ne fet mie savoir / qui s'escïence n'abandone / tant con Dex la grasce l'an done* (V. 16 - 18). - Ich zitiere nach: Chrétien de Troyes: Erec et Enide, übers. und hg. von Albert Gier, Stuttgart 1987.

2 Zur *descriptio* von Enites Pferd und Sattelzeug zuletzt: Barbara Haupt, Fs. Herbert Kolb, Bern etc. 1989, S. 202 - 219 (poetologische Funktion).

3 Im *Parzival* wird die gefleckte Hautfarbe zunächst mit (dem Gefieder) einer Elster *(Als ein agelster* 57, 27) verglichen, an späterer Stelle mit einem beschriebenen Pergament *(als ein geschriben permint* 747, 26).

Wolfgang SCHIVELBUSCH, *Licht Schein und Wahn. Auftritte der elektrischen Beleuchtung im 20. Jahrhundert.* Berlin, ERCO Edition im Ernst & Sohn Verlag für Architektur und technische Wissenschaften, 1992, 143 Seiten, zahlr. Farb- u. S/W-Abb.

Die Idee, daß die Kulturgeschichte des Lichts nicht nur eine Geschichte der fortschreitenden technischen Erhellung ist, sondern wechselnden Bedürfnissen und Idealen folgt, mag banal anmuten. Wolfgang Schivelbusch, hat dies in einem seiner Bücher für das 19. Jahrhundert, und dementsprechend besonders für das Gaslicht, bereits gezeigt. Eine Wirkungsgeschichte des elektrischen Lichtes im 20. Jahrhundert stand als Fortsetzung also an. Daß diese mehr als nur eine Chronik des Beleuchtungswesens sein würde, war zu erwarten - auch wenn hinter der Publikation einer der führenden Anbieter von Speziallichtsystemen steht.

Der aufwendigst ausgestattete und durchgehend reich illustrierte Band verdankt sein eindrucksvolles Erscheinungsbild einem bis ins Detail konsequenten Gestaltungskonzept. Es rührt noch von dem im vergangenen Jahr verstorbenen führenden Graphikdesigner Otl Aicher her und ist bestens auf die von Schivelbusch betriebene Art, Kulturgeschichte auszubreiten, abgestimmt. Der Autor nun gliedert sein Material in acht locker miteinander verbundene Kapitel, die einerseits mehr oder weniger einer Chronologie folgen, andererseits durch ihre thematische Ausrichtung bereits auf bestimmte epochenprägende *Licht-Mentalitäten* verweisen. Damit gelingt es Schivelbusch, den Grundgedanken des gesamten Bandes im Detail zu verfolgen, ohne die übergeordneten Perspektiven einer Technik- und Rezeptionsgeschichte aus den Augen zu verlieren: „Das Licht, ob direkt oder indirekt, ist an sich neutral, wie die Technik oder die Sprache. Bedeutung erhält es erst durch den, der es verwendet und ihm eine bestimmte Richtung und Gestalt gibt." (S. 41)

Schivelbusch skizziert, ausgehend von der wahrlich fulminanten Geburtsfeier des elektrischen Lichtes bei der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900, die stets mit der Dialektik der Helligkeit ringende Geschichte der Verzauberung und Entzauberung durch Beleuchtung. Dabei kommen etwa die sich in der Lampengestaltung widerspiegelnden überkommenen Gewohnheiten aus der Zeit vor der Elektrifizierung genauso zur Sprache wie die Möglichkeiten indirekten Lichts, die Revolutionierung des Bühnenlichts - und damit des Theaters und des Films - oder die Gratwanderungen faschistischer Lichtmystik. Durchgängig gelingt es Schivelbusch, sieht man von dem mehr techniklastigen und vielleicht weniger reflektierten Schlußkapitel ab, die Licht- und Beleuchtungsformen auf ihre Bedeutung zurückzuführen: besonders eindrucksvoll beispielsweise in einem Abschnitt, der von der Fortschrittschiffre der *Röhre* und dem *Nachkriegslicht* handelt oder in den mit *Elektropolis* überschriebenen Schilderungen urbaner und metropolitaner Lichtillusionen. Hier wird nachvollziehbar, wie sehr Film und

Architektur, Stadt, Bühne und Ausstellung im Kontext zu sehen sind, und hier wird unter anderem mit überzeugenden Abbildungen belegt, wie die technische Innovation das Erscheinungsbild der Zivilisation und die Wahrnehmung gleichermaßen verändern.

Der Band verdankt seine Deutlichkeit nicht zuletzt dem Mut, mit dem Schivelbusch den Blick auf exemplarische Entwicklungen richtet. Darunter sind dann nicht nur die Marksteine, sondern auch die scheinbar unbedeutenden Details vertreten (z.B. die Bedeutung des Jalousien-Schattens im klassischen Spielfilm): zusammen lassen sie die Anziehungskräfte sichtbar werden, die zwischen bestimmten Erscheinungsformen des elektrischen Lichts und den jeweils zeittypischen sublimen Lichtideologien bestanden und bestehen. Schade nur, daß in dieser Hinsicht das Kapitel zur christlichen und aufklärerischen Lichtsymbolik allzu kurz ausfallen mußte und gerade die bis in die Gegenwart zu verfolgenden sakralen Lichttraditionen nicht näher thematisiert werden.

Bernhard Tschofen

Martin SCHARFE (Hg.): *Brauchforschung* (= Wege der Forschung, Bd. 627). Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991, 482 Seiten.

Es ist erfreulich, daß die Volkskunde, lange nach der Aufsatzsammlung von Gerhard Lutz, nun offenbar verstärkt Teilbereiche des Faches durch gesammelte Wiederveröffentlichungen markanter Aufsätze überschaubar zugänglich macht und somit das (abermalige) Rezipieren anregt. Nach Helge Gerndts *Fach und Begriff ‚Volkskunde' in der Diskussion* hat nun Martin Scharfe in derselben Reihe Aufsätze zu der trotz aller Ungunst der Zeit nach wie vor wichtigsten Teildisziplin der Volkskunde, der Brauchforschung, zusammengestellt.

Aus der Fülle der Abhandlungen, die sich aus dem gewählten Zeitabschnitt - 1945 bis 1982 - angeboten haben, hat der Herausgeber sechzehn ausgewählt. Er selbst stellt dem Band eine Einleitung voran, in der er die wichtigsten Aspekte der Brauchforschung im deutschsprachigen Raum seit dem Zweiten Weltkrieg rekapituliert, also die Entwicklung zu einer historisch ausgerichteten, quellenkritischen Analyse der Bräuche und das Anvisieren von Funktionsproblemen als zentraler Fragestellung erläutert.

Als Originalbeitrag folgt zum Schluß noch ein Aufsatz zum „‚Charivari' und Rügebrauchtum in Deutschland" von Ernst Hinrichs, in dem der Autor versucht, Hintergründe herauszuheben, die vom offiziellen, unmittelbaren, womöglich gar nur vorgeschobenen Anlaß verdeckt werden. Als Beispiel dient ihm vor allem das Haberfeldtreiben in Oberbayern. Für andere Rügebräuche wären ähnliche Hintergründe wohl noch zu prüfen.

Das Problem, das sich bei derartigen Aufsatzsammlungen stellt, ist zuerst einmal immer, ob tatsächlich die wichtigsten Beiträge zum Thema zusam-

mengestellt worden sind, bzw. die meines Erachtens relevantere Frage, ob nicht andere Aufsätze jetzt bei der Rezeption leichter durch den Rost fallen, weil mit so einem Buch für einige Zeit gültige Normen geschaffen worden sind und der Griff nach ihm vordergründig genügt und befriedigt, eine aufwendigere Suche nicht mehr notwendig scheinen läßt.

Scharfes Auswahl hat einmal sicherlich Aufsätzen gegolten, die Fragestellungen, Arbeitsweisen und Erkenntnisziele veranschaulichen, methodischen Lehrstücken eben (dazu zählen als markanteste Beispiele etwa die unterschiedlichen Deutungsversuche des Todaustragens von Friedrich Sieber, Hermann Bausingers Arbeit über den Adventskranz oder Ingeborg Weber-Kellermanns und Helge Gerndts Überlegungen zu den Veränderungen von Brauchfunktion und -motivation im Kontext der Arbeitswelt bzw. des Wallfahrtswesens.) Zudem hat er Arbeiten bevorzugt, die besonders augenfällig mit dem Kontinuitätsgedanken brechen und die für einen Blick auf Funktionsprobleme plädieren (vor allem der Aufsatz von Hans Moser „Variationen um ein Thema vermeintlicher Brauchgeschichte" ist ein Musterbeispiel dafür). Und schließlich dürfte Rügebräuchen das besondere Interesse des Herausgebers gegolten haben (seine Gedanken „zum Rügebrauch", „Jungfernkranz und Strohkranz" von Hans Moser sowie der Aufsatz von Fielhauer über die „Allerheiligenstriezel aus Stroh" und von Hinrichs).

Mir scheinen das prinzipiell akzeptable Richtlinien zu sein. Für den/die Außenstehende(n) etwas unverständlich ist höchstens der Umstand, daß Scharfe seine Auswahl 1982 abgeschlossen hat (S. 24), somit mit Ausnahme des Originalbeitrags von Ernst Hinrichs keine neueren Arbeiten berücksichtigt worden sind. Wichtiger als der abgedruckte von Gottfried Korff - um nur einen nachgeborenen Aufsatz zu nennen, der Aufnahme verdient hätte - wäre doch dessen 1984 vorgelegter Folge-Artikel „Heraus zum ersten Mai. Maibrauch zwischen Volkskultur, bürgerlicher Folklore und Arbeiterbewegung" (in: Richard von Dülmen, Norbert Schindler (Hg.): Volkskultur. Frankfurt/M. 1984), in dem er neben dem Fest der Sozialdemokratie auch andere Braucherscheinungen zum ersten Mai sowie die jeweiligen Zusammenhänge - soweit sie offenliegen - bespricht. Das wäre meines Erachtens für die vorliegende Anthologie interessanter, weil themenbezogener als etwa die Geschichte der Arbeiter-Volkskunde, die im hier abgedruckten Aufsatz Raum gefunden hat. Sei's drum, der Ruf nach einer Nachfolge-Publikation wird eben umso früher laut werden.

Es wäre zu wünschen, wenn die vorliegende Sammlung dazu anregen könnte, eine Wiederaufnahme von themenspezifischen Diskussionen einzuleiten. Abgesehen von den eingangs erwähnten Gründen ist sie schon deswegen begrüßenswert, denn fachliche Auseinandersetzungen pflegen naturgemäß im Sand zu verlaufen und bedürfen derartiger Impulse immer wieder.

Christian Stadelmann

Dieter HESS (Hg.), *Kulturjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis.* München - Leipzig, List Verlag 1992, 235 Seiten.

Volkskunde ist derzeit keine prosperierende Wissenschaft - zumindest in Österreich. Und ihr Studium ist kein Brotstudium - das wohl auch anderorts, wo man bereits vor knapp zehn Jahren Studenten und Absolventen den Ausweg ins (print-)mediale, journalistische Erwerbsleben empfohlen hat (s. Heinz Schilling: Berufsfeld Medien. In: Berufsleitfaden Volkskunde. Hg. von Hermann Bausinger. Tübingen 1984). Grund genug, hier ein Buch vorzustellen, dessen Anzeige, über das pragmatische Moment des Arbeitsmarktes hinaus, in einem volkskundlichen Publikationsorgan nicht verwundern darf: Schließlich mag Volkskunde als - um im Duktus H. P. Fielhauers zu sprechen - „demokratische" Kulturwissenschaft, die der trivialen Lebensproblematik, den „Mikrostrukturen des Alltags" (Bausinger) nachspürt, eo ipso dazu verpflichtet sein, in allgemein-verständlicher Form ihr Sujet zu vermitteln. Das setzt wie alles schlicht Kenntnisse voraus, ein (erlernbares) „know how", wie einschlägiges Wissen unter den Bedingungen eines bestimmten Mediums anzuwenden, professionell umzusetzen und so der Anschluß von der Theorie an die Praxis zu finden ist.

Der Münchner List-Verlag hat bereits mit einigen Lehrgängen im Rahmen seiner Reihe „Journalistische Praxis" seine didaktische Kompetenz auf diesem Gebiet bewiesen. Mit der vorliegenden Publikation erweitert er die Folge seiner Handbücher, wie sie unter anderem zum Fernseh-, Radio- oder Wissenschaftsjournalismus vorliegen, durch eine, auf dem deutschsprachigen Markt erstmalig angebotene Einführung in das Berufsfeld der kulturjournalistischen Arbeit. Und er bleibt auch in deren Aufbau der Struktur seiner Handbücher treu: Durchgängig als Handlungsanleitung konzipiert, stellt der Band nach vorbereitenden Kapiteln über Berufsfelder, Ausbildungswege und allgemeine Arbeitsmittel und -techniken in dem zurecht als „Werkstatt" firmierenden Hauptteil die „klassischen" Genres des Kulturjournalismus vor und schließt mit Beiträgen zu „Berufsalternativen" (von denen jener zur „kommunalen Kulturarbeit" als für volkskundliche Aspiranz besonders aktuell hier expressis verbis hervorgehoben sei). Fast jedem Aufsatz, jeweils aus der Feder einschlägiger Fachleute und Praktiker stammend, ist ein „Exkurs" nachgeschickt, in dem besondere Aspekte der behandelten journalistischen Arbeitsfelder, wie z.B. spezifische Produktions- und Vermittlungsbedingungen in bestimmten Medien behandelt werden.

Es schmälert die Brauchbarkeit des Bandes nicht, daß ihm ein recht traditioneller, also auf die Hoch- und Sonderzustände der conditio humana zielender Kulturbegriff zugrunde gelegt ist. Literatur-, Theater-, Film-, Musik- und Kunstkritik gehören nun einmal herkömmlicherweise zu den vorrangigen und gefragtesten „kultur"journalistischen Agenden und verdrängen nach wie vor den (vielleicht wichtigeren) Blick auf etwa die

Medien- oder die politische Kultur. Auch diesen Bereichen wird im Vorliegenden übrigens Raum gegeben, und zudem schlagen Beiträge zum Genre des Portraits und des Essays inhaltliche wie formale Brücken zur kulturwissenschaftlichen Disziplin.

In einem weiteren Sinn läßt sich das Buch freilich auch schlicht als Anleitung zum Handwerk des Schreibens, der Gebrauchsschriftstellerei - worüber und in welchem Medium auch immer - lesen. Die sog. geistige Arbeit besteht ja bekanntlich zu einem Gutteil aus recht geistlosen Handgriffen und ist über weite Strecken eine Tätigkeit, die ihren Erfolg kalkulierter Planung und bedachter Organisation verdankt. Gezielte Recherche, effiziente Information und Lektüre und sorgfältige Redaktion, all das ist ausschlaggebend für die Qualität einer Produktion - ob Zeitungsartikel oder wissenschaftlicher Aufsatz. Daß nebenbei in ihrem Praxisbezug bis ins Steuertechnische reichende Ratschläge für den selbständigen journalistischen Broterwerb anfallen, werden alle jene mit Dankbarkeit registrieren, die sich bereits oder künftig im „glänzenden Elend" des Freiberuflers (wie Leopold Schmidt das einmal ausgedrückt hat) sehen. Jedenfalls verdient das angezeigte Buch neben einschlägiger Fachliteratur seinen Platz in jeder volkskundlichen Handbibliothek.

Herbert Nikitsch

Narodna umjetnost 28 (Zagreb, Institut za etnologiju i folkloristiku 1991). 451 Seiten, 34 Abb. auf Taf, zahlreiche Notenbeispiele.

Das traditionsreiche kroatische Periodikum hat, in schwieriger Zeit, nach Umbenennung der wissenschaftlichen Trägerinstitution (nun nicht mehr Zavod za istraživanje folklora - Forschungsinstitut für Folklore, sondern Institut für Ethnologie und Folklore, was nach der ost- und südosteuropäischen Klassifikation auch eine Themenerweiterung in Richtung materielle Kultur, Untersuchung von sozialen Institutionen und Strukturen usw. impliziert) sein 28. Jahrbuch in gewohnter Form vorgelegt.

Es enthält 14 zum Teil recht umfangreiche Sachstudien (allen Beiträgen sind wie üblich fremdsprachige résumés beigegeben) und insgesamt 56 Besprechungen, die besser als alles andere den breiten methodischen und sachlichen Interessenshorizont des Mitarbeiterstabes dokumentieren. Der Band hebt mit einem Beitrag von Jerko Bezič an über die traditionelle Musik auf der Adriainsel Šolta (S. 9 - 48, mit 28 Notenbeispielen und Instrumentabbildungen), in dem vom Beispielmaterial der Feldforschung zwischen 1959 - 1986 die Entwicklung des Singens und Musizierens in diesem Zeitraum abgelesen wird; es folgt eine Studie von Ruža Bonifačič „Wir

wollen singen mit der Stimme der Nachtigall" über Einstellungen zum traditionellen Singen unter den Volkssängern der Insel Krk (S. 49 - 85, mit 10 Notenbeispielen), vor allem die ältere Singgeneration betreffend, die nun langsam wegstirbt und mit ihr die alte Singkultur, die in vielen Materialstudien des 20. Jahrhunderts erfaßt ist; darauf folgt die umfangreiche Studie von Naila Ceribašič über zeremonielle Hochzeitslieder in Rakitovica (Slavonien) (S. 87 - 141, mit vielfachen Notenbeispielen): dabei geht es um Lieder beim Weben der Ausstattung und um rituelle Hochzeitslieder (besonders eindringlich die Analyse des brauchtümlichen Kontexts, der musikalischen Variationsbildung, der Rolle der Einzelperson bei der Entwicklung und Konstanz der Melodien, des Einflusses der medialen Instrumentalmusik auf den a-capella-Gesang der Mädchen usw.). Hierauf folgt eine Studie von Tvrtko Zebec über den heutigen (folkloristischen) drmeš-Tanz im Umraum von Zagreb (S. 143 - 158), der vom engen Funktionalitätskontext abgelöst bei verschiedenen Gelegenheiten getanzt wird.

Über „Sprichwörter im Kontext" berichtet Vilko Endsträsser (S. 159 - 190), in welchem Beitrag formelhaftes Sagen im ethnographischen, literarischen (Prosa) und informativen (Zeitung) Kontext verfolgt wird, in seiner morphologischen Variabilität vom stehenden Eigenschaftswort über eigentliche Sprichwörter bis zur Standardanekdote und -geschichte, wobei ein und dasselbe „Sprichwort" verschiedene Funktionen erhalten kann. Es folgt eine Studie von Zdeslav Dukat über Beiträge zur komparativen Epik-Kritik (S. 191 - 205): es geht um das Motiv der „incomplete invulnerability of epic heroes" (AaTh Z 311) und Motivfolgen wie Lord's Modell „absence - destruction - home-coming - revenge - marriage", was bei Homer, dem Rolandslied und im serbischen Heldenlied mit Hilfe verschiedener Forschermeinungen in Bezug auf ihre Valenz untersucht wird. Darauf folgt die Kurzstudie von Dejan Ajdačič (Univ. Beograd) über Appellativkategorien in oraler Poesie (S. 207 - 212), Ljiljana Marks untersucht Möglichkeiten des Kinderwitzes (S. 213 - 225) in Klassifikation und Interpretation, Lada Čale Feldman die Inszenierungsform und Theatralität der traditionellen Hochzeitsrituale (S. 227 - 242, hier ergäben sich komparative Sichtweisen mit ähnlichen Studien in Ungarn und Griechenland, simulierter Brautraub u.a. darstellerische Brauchformen im Hochzeitsritual, der gespielte Dialog der Brautwerber, Hindernisse wie Wegsperre und dergleichen). Darauf folgt eine theoretische Auseinandersetzung mit dem „Brauch"-Begriff durch Ines Prica (S. 243 - 267), ein Artikel über die Heimweberei in Rastoke bei Slunj (S. 269 - 293 mit Abbildungen), eine bildmäßig hervorragend dokumentierte Studie zur Technologie der Wassermühlen in Rastoke von Milan Holjevac (S. 295 - 327), Haushaltsuntersuchungen in Cernik zwischen 1760 und 1850 von Jasna Čapo (S. 329 - 348, es geht um „zadruga" und ähnliche Kooperationsformen), der letzte Artikel von Mitjana Prošič-Dvornič (Beograd) beschäftigt sich mit den Wahlplakaten der politischen Parteien bei den

ersten freien Wahlen in Beograd 1990 (S. 349 - 375)(mit farbigen Abbildungen), wobei nicht weniger als 50 Parteien kandidiert hatten.

Alle diese Beiträge sind mit Fußnoten, der wesentlichsten Bibliographie und einer fremdsprachigen (meist englischen) Zusammenfassung versehen. Aus der thematischen Bandbreite ist auch zu ersehen, daß das Periodikum praktisch als gemeinjugoslawisches Publikationsorgan funktioniert hat. Dafür sind künftig freilich kaum mehr die Grundlagen gegeben. Die Besprechungen (S. 379 - 450) bringen wie üblich eine breite thematische Palette mit Beispielen aus dem gesamten Europa mit einer natürlichen Präferenz südslawischer und südosteuropäischer Arbeiten und bilden einen Spiegel des geistigen „Umsatzes" im Zagreber Volkskundlichen Institut. Der eindrucksvolle Band ist freilich noch vor den unfaßbaren Ereignissen konzipiert und redigiert worden. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, daß das traditionsreiche und leistungsstarke Forschungsinstitut nach der Normalisierung der Verhältnisse seine fruchtbringende Tätigkeit auch in Zukunft in der gleichen erfolgreichen Weise wird fortsetzen können.

Walter Puchner

M. M. PAPAJOANNU, *Δημοτικό τραγούδι και λαϊκός πολιτισμός [Volkslied und Volkskultur]*. Athen, Selbstverlag 1991. 119 Seiten.

Das schmale Bändchen des bekannten, linksorientierten, griechischen Literaturkritikers bringt eigentlich weit mehr als eine ideologische Auseinandersetzung mit der griechischen Liedforschung im Rahmen der „nationalen" Aufgaben, die der griechischen Volkskunde im 19. Jahrhundert und vielfach noch im 20. Jahrhundert gestellt waren (dazu vor allem. M. G. Meraklis, Ο σύγχρονος δλληνικός λαϊκος πολιτισμός [Rezente griechische Volkskultur]. Athen 1973 [1983], A. Kyriakidu-Nestoros, Θδωρία της δλληνικής λαογραφίας. [Theorie der griechischen Volkskunde]. Athen 1978, M. Herzfeld, Ours Once More. Folklore, Ideology and the Making of Modern Greece. Austin 1982, vgl. zu weiteren einschlägigen Studien auch W. Puchner, Wege der griechischen Liedforschung. *Südost-Forschungen* XLVIII [1989], S. 217 - 235). Es wird versucht, die enge und wesentliche Bindung zwischen Liedproduktion und sozialer Strukturierung der Trägerschichten mit marxistischer Begrifflichkeit zu analysieren (ähnlich wie dies E. Kapsomenos mit Hilfe strukturalistischer Methoden unternommen hat, vgl. Puchner, op.cit.). Daß es dabei manchmal etwas schematisch zugeht, nimmt der Arbeit nichts von ihrem Reiz: sie ist in Form eines anspruchsvollen Feuilletons geschrieben und geht vor allem mit der nationalistischen Geschichtsschreibung und Volkskunde ins Gericht (wobei die Gegenthesen

allerdings nicht immer den erforderlichen wissenschaftlichen „Unterbau" aufweisen). Unter diesem Gesichtspunkt fallen auch die bibliographischen Lücken nicht so sehr ins Gewicht (die stellenweise doch ziemlich gravierend sind, denn der Autor holt oft weit aus), die eine Reihe von Fachgebieten und keineswegs nur die Liedforschung betreffen. Dies wird jedoch auch aufgewogen durch die Zitierung einer Reihe von Spezialstudien, die dem griechischen Durchschnittsleser nicht so ohne weiteres zugänglich sind. Es geht um eine Art gelehrter Kampfschrift, die versucht, in kritischer Weise wissenschaftliche Klischeevorstellungen zu korrigieren und mit anderen Erklärungsmodellen zu ersetzen.

Die Auseinandersetzung ist vielfach auf ideologischer Ebene geführt. Das betrifft schon den ersten Themenabschnitt: „Claude Fauriel und Jakob Fallmerayer" (S. 7ff), wo dem Kontinuitätstheorem, von Philhellenen etabliert und von den um ihre staatliche Anerkennung ringenden Neugriechen nach der Revolution von 1821 akzeptiert und propagiert, das Diskontinuitätstheorem des Südtiroler Adeligen und Orientreisenden einen traumatischen Schock versetzt hatte, sodaß der Nachweis der Nachfolge der Alten Herrlichkeit zu den ideologischen Grundpostulaten der Ausgangskonstellation von Historiographie und Volkskunde wird (dies ist zur Genüge aufgearbeitet, auch Fallmerayers tagespolitische Motivationen des Theorems berücksichtigend, in der Studie von G. Veloudis, Jakob Philipp Fallmerayer und die Entstehung des neugriechischen Historismus. *Südost-Forschungen* 29 [1970] S. 43 - 90, in griechischer Übersetzung in Buchform Athen 1982, die der Verfasser allerdings nicht benützt hat). Fallmerayers Thesen, daß in den Adern der heutigen (1835) Griechen kein Tropfen Blutes der Altgriechen rolle, ist von der gleichen romantischen Naivität ausgezeichnet wie Claude Fauriels Annahme von der ungebrochenen Kontinuität.

In Anbetracht von Slawensturm, Südwanderung der Albaner, Nomadentum der Vlachen und Aromunen, Umsiedlungsstrategien in Byzanz und im Osmanischen Reich zieht der Autor dieses Kontinuitätstheorem, was die Trägerschichten der Liedproduktion betrifft, in Zweifel (hier zeigen sich allerdings starke Defizite bei der Kenntnis der einschlägigen umfangreichen Bibliographie). Als Ausgangspunkt gilt ihm die Unsicherheit um das chronologische Einsetzen der eigentlichen neugriechischen Literatur (an Möglichkeiten stehen zur Verfügung: 10. Jahrhundert, 1000, 1204, 1453, neuerdings auch 1509 [vom Autor nicht angeführt, erster griechischer Buchdruck in Volkssprache], auch 18. Jahrhundert oder 1821). Hat das Sprachkriterium zu gelten, oder ein ideologisches, ein historisches oder ein konventionelles? In den meisten griechischen Literaturgeschichten wird der Akriteische Liedzyklus, der dem Epos vorangeht, an den Anfang gestellt. Alexiu hat letzthin aber überzeugend dargetan, daß Lieder und Epos ideologisch völlig dem Ostteil des Byzantinischen Reiches verhaftet sind und mit dem neueren Griechenland nicht das Geringste zu tun haben (St. Alexiu, Βασίλδιος

Διγδνής Ακρίτης και το άσμα του Αρμούρη. Athen 1985, veränderte Taschenbuchausgabe 1990, vgl. auch meine Besprechung in *Südost-Forschungen* XLVI, 1987, S. 555ff). Die Aporie der sprachlichen Zweigeleisigkeit kommt auch im Titel der wissenschaftlichen Editionsreihe „Neograeca Medii Aevi" von H. Eidener in Köln zum Ausdruck, die sich mit volkssprachigen Texten der byzantinischen und nachbyzantinischen Literatur beschäftigt.

Der Autor weidet sich geradezu an den Schwierigkeiten der Abgrenzung von Perioden und Konzeptionen. Abgrenzende Strukturkriterien bilden nur der Fünfzehnsilber (politikos stichos, die Ausführungen dazu sind allerdings völlig unzureichend - die Frage des Paarreimes, der ab dem 14. Jahrhundert auftritt, wird überhaupt nicht berührt) und die Parallelität von Vers- und Sinneinheit („Isometrie"), wie sie St. Kyriakidis in seinen klassischen Studien zum Volkslied herausgearbeitet hat (die Herkunft der neugriechischen Ballade aus den Chorteilen der Tragödie und den Begleitgesängen des Pantomimus wird als dem Kontinuitätstheorem zugehörig abgelehnt). Ausführlich kommen dagegen die Ansichten griechischer Marxisten und sowjetischer Historiker (in durchaus kritischer Auseinandersetzung) zur Ausführung, soweit sie sich mit dem griechischen Volkslied und seiner historischen Wertigkeit beschäftigen. Die ideologische „Verwertung" der ersten griechischen Volksliedsammlungen ist allerdings schon Gegenstand mehrerer Untersuchungen gewesen (vgl. Puchner, op.cit.).

Des Verfassers Erklärungskonzept läuft darauf hinaus, daß das Volkslied in seiner Mündlichkeit Produkt einer klassenlosen Volkskultur gewesen sein muß, die im Laufe der historischen Entwicklung in eine Klassengesellschaft übergeht. Diese primitive Sozialstruktur des Clan-Systems sieht er im gesamten griechischen Mittelalter außerhalb der byzantinischen Stadtkulturen im ländlichen Raum gegeben und verbindet sie mit der „Barbarei" der zugezogenen Völker (in den byzantinischen Quellen vielfach so genannt), die das demographische Defizit des Riesenreiches wettmachen, seßhaft werden und sich sukzessive amalgamieren. Diese seien die eigentlichen Trägerschichten des griechischen Volksliedes noch bis tief in die Türkenzeit hinein. Die Diskussion dieser Themenbereiche führt jedoch tief in kontroverse und schwierige Fragenbereiche wie Natur und Ausdehnung der Slawenwanderung, Chronologie und Intensität der Seßhaft-Werdung und Gräzisierung, soziale Strukturierung der Einzelstämme (mit Begriffen wie „Clan" und „Patriarchalität" findet man kein Auslangen mehr, so wird z.B. auch nicht zwischen Transhumanz und eigentlichem Nomadentum unterschieden). Auch wird das Weiterbestehen der byzantinischen Stadtkultur und die Existenz bedeutender Balkanstädte in der Türkenzeit nicht in Rechnung gestellt. Zur Funktion, Struktur und Differenzierung des „Clan"-Begriffes fehlt eine Auseinandersetzung mit der wesentlichen Arbeit von E. P. Alexakis, Τα γένη και η οικογδνδια στην παραδοσιακή κοινωνία της

Μάνης [Sippe und Familie in der traditionellen Gesellschaft Manis]. Athen 1980 (vgl. meine Besprechung in *Südost-Forschungen* XL, 1981, S. 526f). Von der Vielfältigkeit und Funktions-Multivalenz der „zadruga" im zentralen Balkanbereich (die in dieser Form in Griechenland kaum anzutreffen ist) ist in die Ausführungen wenig eingeflossen. Darunter leidet auch die zentrale These der Arbeit, daß das Volkslied eine („anonyme", kollektive, nicht persönliche) Schöpfung dieser Vorformen der hierarchischen Gesellschaftsformen sei.

Auch wird zwischen den einzelnen Volksliedgattungen nicht genügend unterschieden (Kap. „Unpersönliche und persönliche Dichtung", S. 58ff). Heldenlied, Klagelied und Kleftenlied kommen zur Sprache, kaum die Balladen, das religiöse Lied, das historische Lied usw., welche in das Erklärungsmodell nicht so gut passen. Daß die Alte Literatur ausschließlich schriftlich gewesen sei, während das Volkslied ausschließlich mündlich tradiert worden sei, stimmt in dieser Pauschalität auf keinen Fall (z.B. die gedruckten zypriotischen religiösen Lieder). Der Forschungsbereich um Oralität und Schriftlichkeit ist nur sehr mangelhaft aufgearbeitet. Das Volkslied als Überbau einer primitiven „klassenlosen" Clan-Gesellschaft läßt sich vor allem gut an den maniatischen Klageliedern exemplifizieren: denn beim Motiv „vendetta" kommt bloß die soziale Norm, die ideologische Verpflichtung, das „Muß" in idealisierter Form zum Ausdruck, während persönliche Konflikte, Psychologisches und Emotionelles überhaupt nicht tangiert wird (in diesem Sinne sind diese Lieder auch, nach Photos Politis, undramatisch trotz aller spektakulären Ereignisse).

Die Vergleiche mit der Volkskunst und der Volksmalerei (S. 73ff) führen auch zu schwer vertretbaren Pauschalaussagen: die Volkskunst sei „statisch" und „kollekitv" (diese „romantische" Anschauung gilt eben nur bis zu einem gewissen Grad im Hinblick auf das bürgerliche Kunstverständnis, Volkskunst hat natürlich sehr wohl eine Entwicklungsdynamik [eben eine unterschiedliche], die Verbindlichkeit traditioneller ästhetischer Normen ist eine andere usw.). An dieser Stelle wird auch Lévi-Bruhls Konzeption der „mentalité primitive" diskutiert.

Der „Überbau" des Volksliedes verschwindet freilich erst mit großer Verspätung, nachdem die soziale Struktur der Trägerschichten sich schon lange gewandelt hat. Dies geschieht nach 1821. Daß aber gerade Kreta und Zypern bis heute die lebendigsten Volksliedprovinzen sind (vgl. W. Puchner, Historical Events in Recent Greek Folksong. G. Boyes (ed.), *The Ballad Today. History, Performance and Revival.* Doncaster 1985, S. 80 - 89), wo professionelle und semiprofessionelle Liedsänger nachzuweisen sind, gräbt der These des Verfassers doch einigen Boden ab. Bürgerliche Liedformen sowie Lieder aus sozialen Randschichten („rebetika") müssen aus diesem Modell natürlich ausgeklammert bleiben. Ebenso bleibt es eine Fiktion, daß die Liedsänger gar nichts gelesen oder Vorgelesenes gehört hätten (wie dies

z.B. bei den „Erophile"-Balladen nachzuweisen ist, vgl. W. Puchner, Die griechische Spätrenaissance-Tragödie ‚Erophile' in der kretischen Balladentradition. *11. Arbeitstagung über die Probleme des Europäischen Volksliedes* [Ioannina 22. - 24.8.1980]. Ioannina 1981, S. 37 - 66). Auf weite Strecken entzieht sich die Arbeit einer konstruktiven Detailkritik, da es sich eben um die Formulierung von Postulaten handelt, die einer „nationalistischen" Interpretation des Volksliedes entgegenwirken sollen. Dies erklärt auch den extensiven Zitatengebrauch aus relativ wenigen Studien.

Papajoannus Kritik wendet sich gegen die „idealistischen" und marxistischen Verfechter des Kontinuitätstheorems und die nationalideologische „Verwertung" des neugriechischen Volksliedes. Das vorgeschlagene Alternativmodell, daß die Trägerschichten der Liedproduktion die seit der Völkerwanderung bis in die Türkenzeit ständig zuziehenden, mit der Zeit kulturell halbintegrierten, in patriarchalischen Clans organisierten, vorwiegend Berglandschaften bewohnenden fremden Völkerschaften gewesen seien (Slawen, Albaner, Aromunen, - von den Zigeunern nicht die Rede, vgl. etwa die alte Studie von D. Faltaits 1927, wo die heute überholte These vom zigeunerischen Ursprung des griechischen Volksliedes aufgestellt wurde), ist jedoch ähnlich schematisch und denkt an der differenzierten historischen und geographischen Wirklichkeit vorbei. Aber nicht nur: es kann auch nur für Teile des griechischen Liedbestandes gelten (auch die Altersfrage wird dogmatisch gelöst, indem kein Lied vor die Türkenzeit zurückgehen soll, vgl. im Gegensatz dazu das Altersschichtenmodell von Bertrand Bouvier, Le mirologue de la Vierge. Chansons et poèmes sur la Passion du Christ. I. La Chanson populaire de Vendredi Saint. Genève 1976 und meine Besprechung im *JÖVW* 28, 1979, S. 125f). Trotzdem ist diese Standpunktdarlegung als Gegenentwurf zur nationalideologischen Interpretation der griechischen Volkslieder, die in den letzten Jahren heftiger Kritik unterzogen worden ist, nicht ohne Bedeutung, allerdings weniger für die wissenschaftliche Aufarbeitung und Interpretation als für die Erforschung der rezenten Kulturprozesse selbst, in die die Arbeit eingreifen will: sie ist noch vor dem unerwarteten Wiederaufflammen der nationalistischen Emotionen und Konzepte auf der Balkanhalbinsel entstanden und kritisiert ideologische Mechanismen, die gegenwärtig (wie in der „Wiedergeburtszeit" des 19. Jahrhunderts) wieder in vollem Gang sind. Daß die Arbeit selbst ein Stück Ideologie darstellt, erklärt sich aus ihrer Zielsetzung und dem unilinearen Entwicklungskonzept des historischen Materialismus.

Walter Puchner

Stefanos D. IMELLOS, *Θρυλούμδνα για την Άλωση και την εθνική αποκατάσταση [Sagen über den Fall Konstantinopels und die nationale Wiederherstellung der Griechen].* Athen, „Vereinigung zur Verbreitung nützlicher Bücher" (Nr. 39) 1991. 91 Seiten.

In der traditionsreichen Buchreihe der „Vereinigung zur Verbreitung nützlicher Bücher" (unter volksbildnerischen Aspekten 1889 von D. Vikelas gegründet) sind fünf Studien des Athener Volkskundeprofessors (und ehemaligen Direktors des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde an der Akademie Athen), Stefanos Imellos, den griechischen Sagenkreis um Fall und Wiedereroberung von Konstantinopel betreffend, mit einer Ausnahme bereits veröffentlicht, ohne wesentliche Zusätze wiederabgedruckt. Die thematisch mehrfach ineinandergreifenden Stoffkreise führen zu unvermeidbaren Wiederholungen, die zwar in Querverweisen aufgefangen, aber nicht gänzlich eliminiert sind.

Die erste Studie (S. 7 - 28), hervorgegangen aus einer Mittelschul-Rede zum Anlaß des 29.4.1453, dem Tag der Halosis des Byzantinischen Reiches, gibt eine Übersicht über den Sagenkreis rund um die Persönlichkeit und die Taten des letzten byzantinischen Kaisers Konstantinos Palaiologos im Vergleich zu den historisch gesicherten Quellen. Mit dem Schwert in der Hand soll er bis zuletzt gekämpft haben (tatsächlich hat er jedes freie Abzugsangebot von Sultan Mehmet II. abgelehnt), worauf sich die Sage von seiner Versteinerung in einer Höhle gründet, bis ihn der Engel des Herrn wiederauferstehen lassen wird, um die Türken aus Konstantinopel zu vertreiben. Zur Sprache kommt auch das Auferstehungswunder der halbgebratenen Fische, als Wunderzeichen für den tatsächlichen, aber nicht geglaubten Fall der Stadt, das Holzschwert des letzten Kaisers, mit dem er die Stadt verloren hat und mit dem er sie wiedergewinnen wird, und andere Motive, die in der Folge noch ausführlicher zur Sprache kommen werden.

Die zweite Studie (S. 29 - 49, veröffentlicht in der *Laografia* 34, 1985/86, S. 44 - 57 und 355 - 360, auch im Sammelband „Δημώδδις παραδόσδις", Athen 1988, S. 260 - 274, vgl. meine Besprechung in *ÖZV* XLIV/93, 1990, S. 105 - 107) über das Wiederlebendigwerden der gebratenen Fische als Beweiszeichen für den Fall von Konstantinopel, welche jetzt nach orthodoxen und islamischen Überlieferungen im Heiligen Brunnen der „Ζωοδόχος Πηγή" (des Lebenspendenden Wassers) in Kloster Balukli schwimmen sollen (dazu unbedingt L. Kretzenbacher, Lebenspendender Quell. Legende und Bilder der byzantinischen „Gottesmutter als Brunnen des Lebens". Im Band: *Bilder und Legenden.* Klagenfurt 1971, S. 112ff und auch H. Hunger, Das lebenspendende Wasser. *Jahrbuch der Österr. Byzantinistik* 38, 1988, S. 125 - 157), stellt ein Pendant zum Hahn-Wunder dar, der in der apokryphen Judaslegende des Nikodemus-Evangeliums als Auferstehungszeichen auftaucht (dazu W. Puchner, Studien zum Kulturkontext

der liturgischen Szene. Lazarus und Judas als religiöse Volksfiguren in Bild und Brauch, Lied und Legende Südosteuropas. Wien 1991, S. 100ff, 276f). Imellos, gestützt auf die Studien von Hasluk, Dawkins u.a. geht dem Fischwunder bis auf Herodot zurück nach, erörtert in der Folge die Sagen um das Balukli-Kloster und den Zoodochos-Pege-Brunnen (zum Motiv „Tiere an heiligen Orten" auch L. Kretzenbacher, Tiere an heiliger Stätte. *ÖZV* LXXXV/36, 1982, S. 233 - 252), das Motiv des unsterblichmachenden Wassers (wohl doch aus dem Märchen kommend) im Alexanderroman und im Glaucus-Mythos bei Ovid, in der apokryphen Kindheitsvita Christi usw. Als Gotteszeichen vielfach im Altertum und von der Christenheit verwendet, ist das Fisch-Wunder als Beweis-Signal für den Fall Konstantinopels eingesetzt und in der Zoodochos-Pege-Ikonographie sogar bildlich festgehalten.

Die dritte Studie handelt von den Sagen um das „Holzschwert" des letzten Kaisers (auch in deutscher Fassung in: *Dona Folcloristica. Festgabe für Lutz Röhrich zu seiner Emeritierung* 3, 1990, S. 77 - 85): er soll es von seiner Mutter oder dem Engel des Herrn nicht angenommen, sondern ein eisernes (goldenes, silbernes) vorgezogen haben, mit dem er aber die Entscheidungsschlacht verliert, während der Engel das Holzschwert den Türken gibt, die damit auch prompt den Sieg erringen (nach anderen Varianten soll es später wieder in den Besitz seiner [in Wirklichkeit inexistenten] Enkelkinder gekommen sein). Der Verfasser wendet viel Scharfsinn und historische Quellenkenntnis auf, um dieses seltsame Motiv, das in so deutlichem Gegensatz zur heldenhaften tragischen Persönlichkeit Konstantins steht, zu rechtfertigen. Das Motiv ist in keiner anderen Volksliteraturgattung (bloß im satirischen Volkslied) nachgewiesen, außer im Märchen. Diesen Zusammenhang lehnt aber Imellos mehr oder weniger ab und zieht die Bettler-Gestalt des Kaisers in den volkstümlichen Orakelsprüchen um die Wiedereinnahme der byzantinischen Hauptstadt vor, wo das Holzschwert besser zur Lumpenkleidung des noch unerkannten Neuen Kaisers passen würde. Persönlich sehe ich allerdings keine Schwierigkeit, warum das magische Holzschwert der Märchen als zauberkräftige Wunderwaffe, vom Erzengel oder der Mutter Gottes dem Kaiser selbst ausgehändigt, nicht zum Helden-Image der Nationalfigur passen sollte. Die Logik der Erzählüberlieferung unterstreicht doch gerade das tragische Motiv, daß der Kaiser die magischen Eigenschaften der lächerlichen Waffe nicht erkannt habe, sie ablehnte und zur Strafe von den Türken mit gerade dieser Waffe besiegt wurde. Die „tragische" Rationalität des byzantinischen Kaisers entspricht hier der „historisierenden" wissenschaftlichen Rationalität der untersuchenden Instanz (zum magischen Holzschwert als Wunderwaffe im griechischen Märchen vgl. M. G. Meraklis, Studien zum griechischen Märchen. Eingeleitet, übersetzt und bearbeitet von W. Puchner. Wien 1992, pass.). Holzschwerter finden übrigens auch in den mittwinterlichen und karnevalesken Maskenumzügen Anwendung (W. Puchner, Brauchtumserscheinungen im griechi-

schen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater. Wien 1977, S. 190, 204f, 230, 235f, 248).

Die vierte Studie (veröffentlicht im *Jahrbuch des Forschungszentrums für Griech. Volkskunde* 24, 1975/76, S. 3 - 10) geht auf das Motiv des Falls von Konstantinopel in thrakischen Volksliedern ein: es geht a) um das Fisch-Wunder und b) das Auffliegen eines gebratenen Hahnes. Beide Signal-Wunder werden komplementär gebraucht und weisen dadurch deutlich auf ihre Austauschbarkeit. Das auffliegende Brathähnchen findet sich auch in einer thrakischen Sage als Zeichen für den Fall einer Burg, gehört jedoch in den Kreis der Wunderzeichen um Jesus Christus: im apokryphen Nikodemus-Evangelium ist es das Anastasis-Zeichen für die Mutter des Judas (der sich daraufhin zum Selbstmord entschließt), dasselbe Zeichen wird europaweit auch für die Christgeburt oder für einen zu Unrecht Verurteilten (Gehenkten) gebraucht. Im Bezugssystem der typologischen Übertragungen soll der Auferstehungshahn (der letztlich auf dem Kirchturm zu sitzen kommt) derselbe gewesen sein, der die dreimalige Verleugnung Christi durch Petrus akustisch abschließt (mit Nachweisen Puchner, Studien, op.cit.).

Die fünfte Studie (S. 70 - 79), veröffentlicht in *Lakonikai Spudai 4,* 1979, S. 340 - 348 und im Sagen-Band von 1988, S. 146 - 154) geht dem Motiv des blütentreibenden Brat-(Holz-)Spießes nach: „Die Zypresse von Mistras", hier als Hoffnungszeichen der Wiedereinnahme der griechischen Gebiete in der Türkenzeit umgedeutet (eine Sage im Bereich von Sparta). Das Motivnetz geht natürlich bis zum alttestamentarischen Aarons-Stab, findet sich in der „Ilias", der synaxarischen Tradition der Heiligenviten, dem Erzsünder-Märchen, der Tannhäuser-Sage, den Neujahrsliedern des Hl. Basileios, den Erzählungen um den Räuber Madej usw. Als multifunktionales Wandermotiv (meist für die göttliche Vergebung schwerer Sünden) wird es hier als Wunderzeichen für die nicht erlöschende Hoffnung der nationalen Wiederherstellung der Griechen verwendet.

Den schlanken Band beschließen französische und deutsche Kurzzusammenfassungen (S. 80 - 82), eine Auswahlbibliographie (S. 84 - 87) sowie ein kurzer Namens- und Sachindex (S. 88 - 90). Er ist anregend zu lesen, dokumentiert anschaulich und in der gewohnten akademischen Diktion des Verfassers die unterschiedlichen Herkunftsräume (christliche, apokryphe, außerchristliche, märchenhafte) und Erzählfunktionen von Einzelmotiven des nationalen Sagenschatzes der Griechen während der Türkenzeit, gibt darüber hinaus eine Reihe von Denkanstößen und Forschungsanregungen für die vergleichende Volkskunde.

Walter Puchner

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVII/96, Wien 1993, 100 - 120

Eingelangte Literatur: Winter 1992/93

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Claus Ahrens, Jerzy Czajkowski (Red.), Regionale Aufgabe von Freilichtmuseen. Dorfpflege und Dorfentwicklung. Tagungsbericht des Verbandes europäischer Freilichtmuseen Polen 1986. Sanok, Muzeum Budownictwa Ludowego, 1988, 178 Seiten.

Jesús Altuna u.a. (Red.), I Congreso nacional de Paleopatologia. IV Reunión Nacional de la Asociación Española de Paleopatologia Donostia - San Sebastián 21 - 23 junio 1991. (= Munibe. Antropologia-Arkeologia, Supl. Nr. 8), San Sebastián 1992, 278 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Charlotte Anderle, Peter Rosegger. Der Dichter, der aus dem Walde kam. (= Eckartschriften 123), Wien, Österreichische Landsmannschaft, 1992, 83 Seiten, Abb.

Dietmar Assmann, Wallfahrten im Innviertel. Katalog zur Ausstellung in Stift Reichersberg vom 12 9. bis 31.10.1992. Linz 1992, 49 Seiten, Abb.

Franz Attems, Johannes Koren, Schutzheilige Österreichs als Bewahrer und Helfer. Ihr Leben, ihre Patronate und Attribute. Innsbruck, Pinguin-Verlag, 1992, 143 Seiten, Abb.

Stjepan Babic (Red.), Opca i Slavenska Terminoloska Problematika. (= Jugoslavenska Akademija Znanosti I, Umjetnosti), Zagreb, Razred za Filoloske Znanoati, 1987, 108 Seiten.

Ulrich Bauche (Hg.), Vierhundert Jahre Juden in Hamburg. Katalog zur Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte vom 8.11.1991 bis 29.3.1992. Hamburg, Dölling und Galitz Verlag, 1991, 557 Seiten, Abb.

Erhard Bauer, Lutz Rzehak (Red.), Afghanistan. Katalog zur Ausstellung des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden vom 15.7. bis 3.11.1991, Dresden 1991, 20 Seiten, Abb.

Angela Baumann (Red.), Ausstellung „100 Jahre Rheinisches Pferdestammbuch". Zusammengestellt vom Rheinischen Pferdestammbuch e.V. in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Pferdemuseum in Verden/Aller. Bonn 1992, 48 Seiten, Abb.

Gerhard W. Baur (Bearb.), Badisches Wörterbuch. Lieferung 51, 3. Band, Seiten 513 - 544, Lutt(e)n-faß - Malter-stein. Lahr/Schwarzwald, Moritz Schauenburg, 1992, Karte.

Uwe Bergmeister, Leo Kalt (Red.), Der Alpenrhein und seine Regulierung. Internationale Rheinregulierung 1892 - 1992. Buchs, Internationale Rheinregulierung Rorschach/Buchs Druck und Verlag, 1992, 429 Seiten, zahlr Abb., Tab., Graph., Karten.

Günther Blaicher, Das Deutschlandbild in der englischen Literatur. Darmstadt, Wissenschaftl. Buchgesellschaft, 1992, 346 Seiten, 18 Abb.

Emmi Böck, Regensburger Wahrzeichen. Regensburg, Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Ges.m.b.H., 2. Aufl. 1992, 125 Seiten, Abb.

Emmi Böck, Sagen und Legenden aus Eichstätt und Umgebung. Eichstätt, Verlag Brönner & Daentler KG, 1985, 288 Seiten, Abb.

Emmi Böck, Sagen aus dem Neuburg-Schrobenhauser Land. Neuburg-Schrobenhausen, Verein zur Förderung kultureller Aktivitäten, 1989, 283 Seiten, Abb.

Emmi Böck, Sitzweil. Oberpfälzer Sagen aus dem Volksmund. Regensburg, Friedrich Pustet, 1987, 232 Seiten, Abb.

Emmi Böck, Sagen aus der Oberpfalz. Aus der Literatur. Regensburg, Friedrich Pustet, 1986, 532 Seiten, Abb.

Günther Bögl, Harald Seyrl, Die Wiener Polizei im Spiegel der Zeiten 1547 - 1992. Eine Chronik in Bildern. Wien, Edition S, 1992, 400 Seiten, Abb.

Johanna und Martin Bottesch, Die bairisch-österreichische Mundart der Landler von Großpold (Apoldu de Sus) in Siebenbürgen (Rumänien). (= Beiträge zur Sprachinselforschung 10/I und II), Wien, VWGÖ, 1992, Band I: S. 1 - 304, Band II: S. 305 - 493.

Herbert Bräutigam, Ulrich Lau (Hg.), Beiträge zur Tagung „Kulturgeschichte Chinas" gemeinsam veranstaltet vom Staatlichen Museum für Völkerkunde Dresden und dem Institut für Sinologie der Humboldt-Universität zu Berlin vom 21. bis 23.11.1989 in Dresden. (= Studien zur Kulturgeschichte Chinas, Dresdner Tagungsberichte 3), Dresden, Verlag für interkulturelle Kommunikation, 1992, 99 Seiten, Abb., Graph.

Dorathy Ann Bray, A List of Motifs in the Lives of the Early Irish Saints. (= FF Communications No. 252), Helsinki, Academia Scientiarum Fennica, 1992, 138 Seiten.

Helmut Brenner, Musik als Waffe? Theorie und Praxis der politischen Musikverwendung, dargestellt am Beispiel der Steiermark 1938 - 1945. Mit einem Vorwort von Wolfgang Suppan. Graz, Weishaupt Verlag, 1992, 344 Seiten, Abb., Tab., Graph.

Renate Brockpähler, Dietmar Sauermann, „Eigentlich wollte ich ja alles vergessen. .. „ Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft 1942 - 1955. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 76), Münster, F. Coppenrath, 1992, 458 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Michał Buchowski, Racjonalność. Translacja. Interpretacja. O badaniu myślenia magicznego w antropologii i filozofii brytyjskiej. (= Universitet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu Seriea Etnografia 14), Poznań 1990, 200 Seiten.

Hans Bucka, Oskar Heland, Grenzsteine, Flur- und Kleindenkmale im Landkreis Hof. (= Schriftenreihe der deutschen Steinkreuzforschung Nürnberg zur Inventarisierung der Flurdenkmäler in Bayern 6), Hof, Hoermann Verlag, 1991, 153 Seiten, Abb., Karte im Anhang.

Wojciech J. Burszta, Wymiary antropologicznego poznania kultury. (= Universitet im. Adama Mickiewicza w Poznańiu Seriea Etnografia 15), Poznań 1992, 220 Seiten.

Dirk Callewaert, Die Evangelien van den Spinrocke. Een verboden volksboek „zo waar als evangelie" (ca. 1510). Kapellen, DNB/uitgeverij Pelckmans, 1992, 148 Seiten, Abb.

Alev Lytle Croutier, Wasser - Elixier des Lebens. Mythen und Bräuche, Quellen und Bäder. München, Wilhelm Heyne Verlag, 1992, 224 Seiten, zahlr. Abb.

Peter Csendes (Red.), Österreichisches biographisches Lexikon 1815 - 1950. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. 48. Lieferung: Schlesinger - Schmid Maximilian F., Wien, Eigenverlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1992, S. 193 - 288.

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien. Band 1: A - Da. Wien, Kremayr & Scheriau, 1992, 623 Seiten, Abb.

Ruth Irmgard Dalinghaus, Jan Jaap Heij (Red.), Nordbild Noordbeeld. Figurative Kunst aus Nordwestdeutschland und aus dem Norden der Niederlande. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 28.6. - 13.9. in

Assen und vom 27.9. - 22.11.1992 in Oldenburg. Assen/Oldenburg, Eigenverlag des Landesmuseums Oldenburg und des Drents Museum Assen, 1992, 227 Seiten, Abb.

Jean Davallon, Hana Gottesdiener (Red.), Textes et Public dans les Musées. (= Publics et Musées N1),Lyon, Association Publics et Musées/Presses Universitaires de Lyon, 1992, 161 Seiten, Abb.

Ottó Domonkos, Péter Nagybákay, Magyarország Kézmüvesipartörténetének Válogatott Bibliográfiája. Budapest, MTA Néprajzi Kutatóintézet, 1992, 461 Seiten.

Norbert Donhofer (Bearb. und Hg.), Papiertheater. Die Sammlung Anna Feja Seitler und Heino Seitler. Katalog. Wien, Franz Deuticke Verlagsges., 1992, 219 Seiten, 100 Farbtafeln im Anhang.

Erika Dünser, Erwin Fitz, Josef Kessler, Die napoleonische Zeit in Rankweil. (= Reihe Rankweil 2), Rankweil, Eigenverlag der Gemeinde, 1992, 136 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Karl Ehrenfellner, Sabine Falk, Alfred Stefan Weiß (Hg.), Henndorf am Wallersee. Kultur und Geschichte einer Salzburger Gemeinde. Henndorf, Eigenverlag der Gemeinde, 1992, 528 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten

Karl Eisner †, Oskar Moser, Johann Schwertner, Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal. Museumsführer. Maria Saal, Eigenverlag des Kärntner Freilichtmuseums, 1992, 40 Seiten, Abb., Graph.

Heinz Engels (Hg.), Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Band II, Lieferung 3: beereln - be-stellen. München, R. Oldenbourg Verlag, 1991, S. 161 - 240.

Max Engman (Hg.), Ethnic Identity in Urban Europe. (= Comparative Studies on Governments and Non-Dominant Ethnic Groups in Europe, 1850 - 1940 VIII), Dartmouth, European Science Foundation/New York University Press, 1992, 440 Seiten, Graph., Tab., Ktn.

Maria-Kornelia Fasching, Die Wallfahrtsorte Südwestpannoniens. (= UKI - Berichte über Ungarn 1989/90, herausgegeben von Dr. Emmerich András und Dr. Julius Morel), Wien 1991, 380 Seiten, Karten.

Rupert Feuchtmüller, Die Praterstraße in der Wiener Leopoldstadt. Wien, Edition Christian Brandstätter, 1992, 143 Seiten, 116 Abb.

Jerzy Ficowski, Wieviel Trauer und Wege. Zigeuner in Polen. (= Studien zur Tsiganologie und Folkloristik 7), herausgegeben von Roland Schopf, Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Verlag Peter Lang, 1992, 235 Seiten, 18 Abb.,

Gisela Fiedler-Bender, Heinz Höfchen, Wolfgang Stolte, Pfalzgalerie Kaiserslautern. (= museum), Braunschweig, Westermann, 1992, 128 Seiten, Abb.

Helmut Fischer, Der Rattenhund. Sagen der Gegenwart. (= Beiträge zur rheinischen Volkskunde 6), Köln/Bonn, Rheinland/Habelt, 1991, 184 Seiten.

Elke Forisch, Klaus Lohrmann, Patricia Steines, Mahnmale. Jüdische Friedhöfe in Wien, Niederösterreich und Burgenland. Wien, Club Niederösterreich, 1992, 148 Seiten, Abb.

Gisela Förschner, Frankfurter Krönungsmedaillen aus den Beständen des Münzkabinetts. Katalog. (= Kleine Schriften des Historischen Museums 49), Frankfurt am Main, Historisches Museum, 1992, 557 Seiten, zahlr. Abb.

Fritz Frank, Informationen - 30 Jahre Bundesarbeitsgemeinschaft Österreichischer Volkstanz. Graz, Bundesarbeitsgemeinschaft „Österreichischer Volkstanz", 1990, 52 Seiten, Tab., Graph.

Angus Fraser, The Gypsies. Oxford/Cambridge, Blackwell, 1992, 359 Seiten, 48 Abb.

Ewa Frys, Anna Iracka, Marian Pokropek, Die Volkskunst in Polen. Aus dem Polnischen übersetzt von Rainer Sachs. Warschau, Wydawnictwo Arkady, 1988, 354 Seiten, 452 Abb., 14 Graph.

Rachel G. Fuchs, Poor and Pregnant in Paris. Strategies for Survival in the Nineteenth Century. New Brunswick/New Jersey, Rutgers University Press, 1992, 325 Seiten, 11 Abb.

Eduard Führer, Harald Hitz, Erfahrung, die der Zukunft dient. 150 Jahre Waldviertler Sparkasse von 1842 - 1992. Weltgeschehen - Österreichische Geschichte - Geschichte der Stadt - Sparkassen-Chronik. Waidhofen an der Thaya, Waldviertler Sparkasse, 1992, 224 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Renate Gamsjäger, Ein Dorf in Stein und Ackerland. Zur Geschichte des Stadtteiles St. Georgen-Ochsenburg. St. Pölten 1992, 88 Seiten, Abb.

Heidi Gansohr-Meinel, „Fragen an das Volk". Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928 - 1945. Ein Beitrag zur Geschichte einer Institution. (= Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie XIII), Würzburg, Königshauen & Neumann, 1993, 237 Seiten, Tab.

Dimitra Gefou-Madianou (Hg.), Alcohol, gender and culture. London/New York, Routledge, 1992, 190 Seiten.

Carin Gentner, Pumpernickel. Das schwarze Brot der Westfalen. (= Schriften des Freilichtmuseums Detmold 7), Detmold, Eigenverlag des Freilichtmuseums Detmold, 1991, 199 Seiten, Abb.

Hans Gielge, Klingende Berge. Juchzer, Rufe, Jodler. Faksimileausgabe der Handschrift von Hans Gielge herausgegeben vom Verein Schloß Trautenfels. Trautenfels 1992, 126 Blätter, mit einem Anhang von Gerlinde Haid.

Franz Glaser, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg. (= Aus Forschung und Kunst 26), Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten, 1991, 203 Seiten, 167 Abb., mit einer Mappe mit Plänen und Profilen.

Ulrich Goebel, Oskar Reichmann (Hg.), Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 2, Lieferung 2: aufkündung - ausgang. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1992, S. 514 - 1024.

Theodor Ganser, „Mistocareasca" Materialien zum rumänischen Argot. (= Studien zur rumänischen Sprache und Literatur 11), Salzburg, Institut für Romanistik der Universität Salzburg, 1992, 215 Seiten, Tab.

Fritz Graf (Hg.), Klassische Antike und neue Wege der Kulturwissenschaften. Symposium Karl Meuli, Basel, 11. - 13. September 1991. (= Beitrag zur Volkskunde 11), Basel, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1992, 221 Seiten.

Boris Groys, Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie. München/Wien, Carl Hanser, 1992, 194 Seiten. (R)

Renate Gruber, Paul Jandl, Hella Leitner, Susanne Zacke (Red.), Alte Reklame - Sammlung Karin & Heinz Träger. Katalog zur 1666. Auktion am 28.11.1992 im Dorotheum. Wien, Eigenverlag des Dorotheums, 1992, unpag. Abb.

Anita Guerreau-Jalabert, Index des Motifs Narratifs dans les Romans Arthuriens Français en Vers (XIIe - XIIIe Siècles). (= Publications Romanes et Françaises CCII), Genève 1992, 501 Seiten.

Michael Günther, Lydia Icke-Schwalbe, Andamanen und Nikobaren - ein Kulturbild der Inseln im Indischen Meer. Katalog zur Ausstellung des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden vom 18.12.1991 bis 28.2.1992 im Japanischen Palais Dresden und ab April 1992 im Grassi-Museum Leipzig anläßlich der Indien Festspiele in Deutschland. Dresden/Münster, Lit Verlag, 1991, 84 Seiten, 75 Abb.

Evelin Haase, Führer durch die Abteilung Völkerkunde. (= Arbeitsberichte, Veröffentlichungen aus dem Städtischen Museum Braunschweig 62), Braunschweig 1992, 100 Seiten, Abb.

Christa Habiger-Tuczay, Magie und Magier im Mittelalter. München, Diederichs, 1992, 371 Seiten, Abb.

Wolfgang Haider-Berky, Sagen aus der Buckligen Welt. Neunkirchen, Eigenverlag, o. J., 84 Seiten, Abb.

Jacques Hainard, Roland Kaehr (Hg.), Les Femmes. Neuchâtel, Musée d'ethnographie, 1992, 333 Seiten, Abb.

Robert Hajszan, Die Kroaten der Herrschaft Güssing. Ansiedlung - Herkunft - Sprache. Güttenbach/Pinkovac, Literas-Verlag, 1991, 149 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Nils Hansen, Giesela Wiese, Rolf Wiese (Red.), Kinderträume. Zur Geschichte der Kindheit von der Nachkriegszeit bis zur antiautoritären Erziehung (1945 - 1970). (= Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg 11), Ehestorf 1992, 96 Seiten, Abb.

Clodagh Brennan Harvey, Contemporary Irish Traditional Narrative. The English Language Tradition. (= Folklore and Mythology Studies 35), Berkeley/L. A./Oxford, University of California Press, 1992, 130 Seiten.

Kirsten Hastrup (Hg.), Other histories. London/New York, Routledge, 1992, 133 Seiten.

Isolde Hausner, Elisabeth Schuster (Bearb.), Altdeutsches Namenbuch. Die Überlieferung der Ortsnamen in Österreich und Südtirol von den Anfängen bis 1200. 4. Lieferung (? Cerre [Fortsetzung] - Donau), Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1992, S. 195 - 258.

Bärbel Hedinger, Die Künstlerpostkarte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. München, Prestel-Verlag, 1992, 233 Seiten, Abb.

Hans Hegenbarth, Peter Rosegger 1983. Zur Gedächtnisausstellung im Ecksaal des Joanneums vom 8.6. - 11.7.1983. Graz 1993, 111 Seiten, SW-Abb.

Marianne Heilmannseder, Brauchtum & historische Feste. Altbayern und Nordtirol. Ein Ausflugsführer fürs ganze Jahr. Rosenheim, Rosenheimer Verlagshaus, 1992, 152 Seiten, 39 Abb. (R)

Sylvia Heinje, Vermittlung im Museum. Konzepte und Konkretes zur Aus- und Weiterbildung in der Museumspädagogik. Bonn, Denkbar/Lesbar, 1991, 239 Seiten

Claudia Held, Familienglück auf Bilderbogen. Die bürgerliche Familie des 19. Jahrhunderts im Spiegel der Neuruppiner Druckgraphik. (= Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosoziologie 16), Bonn, Dr. Rudolf Habelt GmbH, 1992, 318 Seiten, 56 Abb.

Roland P. Herold, Brigittenau. Von der Au zum Wohnbezirk. Wien, Mohl-Verlag, 1992, 196 Seiten, Abb.

Tandy & Charles Hersh, Samplers of the Pennsylvania Germans. Birdsboro, The Pennsylvania German Society, 1991, 303 Seiten, zahlr. Abb.

Elizabeth Herzog, Mark Zborowski, Olam. Dans le shtetl d'Europe centrale avant la Shoah. Préface d'Abraham Joshua Heschel, Traduit de l'américain par Didier Pemerle et Françoise Alvarez-Pereyre, Revu pour l'édition française par Sylvie Anne Goldberg. (= Terre Humaine - Civilisations et Sociétés. Collection d'études et de témoignages dirigée par Jean Malaurie), Paris, Plon, 1992, 555 Seiten, 70 Abb., 1 Karte.

Tobias Hierl (Red.), Fremde Heimat: Emigranten, Immigranten. (= Knappe Güter 3), Wien, Verlag Austria Press, 1992, 104 Seiten, Abb.

Torkild Hinrichsen, Erzgebirge. Die Sehnsucht nach dem Licht. Katalog zur Ausstellung Spielzeug und Kunsthandwerk aus der Sammlung Martin und dem Altonaer Museum vom 31.10.1992 - 10.1.1993. Hamburg/Altona, 1992, 99 Seiten, Abb.

Uwe Hecker (Hg.), Literaturinformation 3/1992. Berlin, Institut für Museumswesen, 1992, 108 Seiten.

Otto Holzapfel, Vierzeiler-Lexikon II. Schnaderhüpfel, Gesätzle, Gestanzeln, Rappeditzle, Neck-, Spott-, Tanzverse und verwandte Formen aus mündlicher Überlieferung - ein kommentiertes Typenverzeichnis. Band 2: F - J. (= Studien zur Volksliedforschung 8), Bern/Frankfurt am Main/New York/Paris, Peter Lang, 1992, 228 Seiten, Abb.

Mihály Hoppál, Anna-Leena Siikala, Studies on Shamanism. (= Ethnologica Uralica 2), Helsinki/Budapest, Finnish Anthropological Society/Akadémiai Kiadó, 1992, 230 Seiten, Abb., Graph.

Maria Hornung, Siegfried Kogler, Die altösterreichischen Sprachinseln. Forschung, Pflege und Dokumentation im „Verein der Sprachinselfreunde". Illustrationen von Hans Heinrich Bayrl. Wien 1992, 24 Seiten, 14 Abb.

Günter L. Huber (Hg.), Qualitative Analyse. Computereinsatz in der Sozialforschung. München/Wien, Oldenbourg, 1992, 245 Seiten, Tab., Graph.

Franz Hubmann, Wien - Metamorphosen einer Stadt. Essays von Karlheinz Roschitz. Katalog zur 164. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 10.9. - 18.10.1992. Wien, Verlag Christian Brandstätter, 1992, 256 Seiten, 300 Abb.

Paul Hugger (Hg.), Bündner Fotografen. Biografien und Werkbeispiele. Chur/Zürich, Bündner Kunstmuseum/Offizin, 1992, 190 Seiten, 184 Abb.

Helga Hühnel, Jan Mohre, Franz Wawrik, Elisabeth Zeilinger (Hg.), Die Neue Welt. Österreich und die Erforschung Amerikas. Katalog zur

Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek vom 15.5. - 26.10.1992. Mit Beiträgen von Johannes Dörflinger, Bernd Hausberger, Helga Hühnel, Max Kratochwill, Ingrid Kretschmer, Gabriele Mauthe, Jan Mokre, Franz Wawrik und Elisabeth Zeilinger. Mit Zusammenfassungen in englischer und spanischer Sprache. Wien, Edition Christian Brandstätter, 1992, 220 Seiten, 136 Abb.

Ernestine Hutter, Fritz Hörmann, Maske - Mystik - Brauch. Perchten im Land Salzburg. (= Schriftenreihe des Museumsvereins Werfen IX), Werfen, Museumsverein Werfen, 1992, 129 Seiten, Abb.

Edwin Huwyler, Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden. (= Die Bauernhäuser der Schweiz 20). Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel 1993, 591 Seiten, 908 Abb. und Graph.

Hanns Jäger-Sunstenau, Wappen, Stammbaum und kein Ende. Ausgewählte Aufsätze aus vier Jahrzehnten. Wien/Köln/Graz, Hermann Böhlaus Nachf., 1986, 259 Seiten, Abb.

Peter Klammer, Auf fremden Höfen. Anstiftkinder, Dienstboten und Einleger im Gebirge. (= Damit es nicht verlorengeht ... 26), herausgegeben von Michael Mitterauer und Peter Paul Kloß, Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1992, 289 Seiten, Abb., Tab.

Felix Karlinger, Moira - Fata - Zina. Sonderdruck aus: Revista de istorie si teorie literara. Bukarest, Editura Academiei Române, 1991, S. 329 - 334

Felix Karlinger, Rumänische Legenden aus der mündlichen Tradition - Fragmentarische Skizzen und exemplarische Texte. (= Studien zur rumänischen Sprache und Literatur 10), 160 Seiten.

Andrea Kastens (Red.), Spielzeugmuseum, Dorf- und Rebbaumuseum Riehen. (= Museum), Braunschweig, Westermann Verlag, 1992, 128 Seiten, Abb.

Elisabeth Katschnig-Fasch, Johannes Moser (Hg.), Blatten. Ein Dorf an der Grenze. (= Kuckuck Sonderband 2/1992), Graz 1992, 107 Seiten.

Hans-Günther Kaufmann, Odilo Lechner, Sehnsucht nach dem Geheimnis. Der heilige Schatz von Andechs. Rosenheim, Rosenheimer Verlagshaus, 1992, 112 Seiten, 30 farbige und 19 SW-Abb.

Ursula Kern, Das Kindermuseum des Historischen Museums 1986 - 1992. Rückblick und Perspektiven. Katalog. (= Kleine Schriften des Historischen Museums 48, Frankfurt am Main, Historisches Museum, 1992, 96 Seiten, zahlr. Abb., Graph.

Gernot Kiermayr-Egger, Zwischen Kommen und Gehen. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Montafons. Verfaßt im Auftrag der Raiffeisenbank Montafon aus Anlaß des 100. Bestandsjubiläums. Schruns 1992, 174 Seiten, Abb.

Dieter Kramer, Ronald Lutz (Hg.), Reisen und Alltag. Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung. (= Die Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main 39), Frankfurt am Main, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1992, 273 Seiten.

(Inhalt: **Dieter Kramer,** Kulturwissenschaftliche Tourismusforschung. 11 - 18; - **Ueli Gyr,** Kultur für Touristen und Touristenkultur. Plädoyer für qualitative Analysen in der Reiseforschung. 19 - 38; - **Claus-Dieter Rath,** Notizen zur Psychoanalyse des Reisens. 39 - 54; - **Burkhart Lauterbach,** Thesen zur kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung. 55 - 70; - **Sabine Sünwoldt,** Stadtrundfahrt - Die Vermittlung des Bildes einer Stadt als touristisches Erlebnisangebot. 71 - 80; - **Dieter Sauermann,** Das Bürgertum im Spiegel von Gästebüchern des Sauerlandes. 81 - 100; - **Christiane Cantauw-Groschek,** Natur aus zweiter Hand. Menschliche Naturaneignung am Beispiel der Ruhrquelle. 101 - 120; - **Regina Römhild,** „Historismus": Zur Kritik der Ideologie. 121 - 130; - **Heidi Schrutka-Rechtenstamm,** Beobachtungen und Überlegungen zu neuen Tendenzen des „Urlaubs am Bauernhof". 131 - 146; - **Rosemarie Miska,** Regionale Tourismusentwicklung in Apulien. Region am Rande des Tourismus. 147 - 158; - **Jutta Krämer/Jochen Staufer,** Bergsport und Bildung. Sri Lanka - Plädoyer für einen anderen Tourismus. 159 - 172; - **Wolfgang Bagger,** Tourismus in der DDR vor und nach der Wende. 173 - 202; - **Jochen Noack/Hans-Jürgen Kirste,** Touristik: Sport - Lebensweise - Lebenshaltung. 203 - 206; - **Henning Eichberg,** „Join the army and see the world" Krieg als Touristik - Tourismus als Krieg. 207 - 228; - **Ronald Lutz,** Der subjektive Faktor. Ansätze einer Anthropologie des Reisens. 229 - 273.)

Harald Krämer, Sabine Paqué, Kunstführer Wien. Wien, Birgit Gatermann, 1992, 369 Seiten, Abb.

Eva Krekovičová, Slovenské kaledy. Slowakische Weihnachtslieder. Mit deutscher Zusammenfassung von Barbara Mersich, Bratislava 1992, 183 Seiten, Abb., Liedertexte und -noten.

Zalka Kuchling, Bildstöcke in unserer Umgebung. Katalog zur Fotoausstellung in der Neuen Burg als Beitrag des Kulturvereins „LIPA" in Völkermarkt zur Veranstaltungsreihe Begegnung im Oktober 1. - 17.10.1992, Gattersdorf, Kulturverein „Lipa" aus Völkermarkt, 1992, 65 Seiten, Abb., Graph.

Willy Kummerer (Red.), 1938 - 1988. Ein Beitrag der Zentralsparkasse und Kommerzialbank zum Gedenkjahr. Mit Beiträgen von Franz Danimann, Alfred Maleta, Wolfgang Neugebauer, Erwin Ringel, Norbert Schausberger, Peter Sichrivska, Willy Stern, Helmut Zilk und Gedichten von Erich Fried. Wien o. J., 55 Seiten, Abb.

Ludwig Kuzmich, Kulturhistorische Aspekte der burgenlandkroatischen Druckwerke bis 1921 mit einer primären Bibliographie (= Burgenländische Forschungen Sonderband X), Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, 1992, 336 Seiten, Abb.

Eva Labouvie, Zauberei und Hexenwerk. Ländlicher Hexenglaube in der frühen Neuzeit. Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 1991, 302 Seiten, 10 Abb., Graph.

Viktor Lederer, Bilder aus dem Burgenland. Kalender 1993 mit 13 Blättern. Eisenstadt 1992.

Henri Lefèbvre, Die Revolution der Städte. Aus dem Französischen von Ulrike Roeckl. (= Athenäums Taschenbücher 143), Frankfurt am Main, Hain, 1990, 200 Seiten.

Julian Litten, The English Way of Death. The Common Funeral Since 1450. London, Robert Hale, 1992, 254 Seiten, 110 Abb.

Hans van der Loo, Willem van Reijen, Modernisierung. Projekt und Paradox. München, dtv, 1992, 279 Seiten.

Erik Lorenz, Johann Schwertner, Die Apotheke des Bauern. Gesund durch Kräuter. (= Schriftenreihe des Kärntner Freilichtmuseums in Maria Saal 2), Maria Saal, Eigenverlag des Kärntner Freilichtmuseums, 1992, 72 Seiten, 45 Abb.

Kurt Luger, Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkultur 1945 - 1990. (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 1), herausgegeben von Michael Martischnig und Kurt Luger, Wien/St. Johann i. Pongau, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 1991, 364 Seiten, Abb., Tab., Graph.

Herta Mandl-Neumann, Franz Mandl (Hg.), Dachstein - die Lackenmoosalm. Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur hochalpinen Begehungs- und Besiedlungsgeschichte des östlichen Dachsteinplateaus. Festschrift anlässlich des 100jährigen Bestehens des Vereines Anisa. (= Mitteilungen der Anisa 11. Jg, Heft 1/2). Gröbming, Verein Anisa, 1990, 223 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Arne B. Mann, Neznámi Rómovia. Zo zivota a kultúry Cigánov-Rómov na Slovensku. Bratislava, Ister Science Press, 1992, 207 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Jürg Manser u.a., Richtstätte und Wasenplatz in Emmenbrücke (16. - 19. Jahrhundert). Archäologische und historische Untersuchungen zur Geschichte von Strafrechtspflege und Tierhaltung in Luzern. (= Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 18). Basel, Schweizerischer Burgenverein, 1992, Band 1: S. 1 - 127, Band 2: 128 - 288, 227 Abb., Graph., Tab., Pläne als Beilage.

Fritz Markmiller (Hg.), Der Kasten. Vom herzoglichen Getreidespeicher zum Schulgebäude. Katalog zu Sonderausstellung im Museum Dingolfing vom 16.10. - 19.12.1992. (= Dingolfinger Museumsschriften 2/92), Dingolfing, Eigenverlag des Museums Dingolfing, 1992, 28 Seiten, Abb.

Fritz Markmiller (Hg.), Mamminger Kirchen und Kapellen. (= Bilder aus der Heimat Niederbayern 1/92), Dingolfing 1992, 24 Seiten, Abb.

Léon Marquet, Le Carnaval de Malmedy. Haguète et Hape-tchâr. (= Collection: Folklore et Art populaire de Wallonie 1). 2 Teile, Bruxelles, Commission Royale Belge de Folklore, 1968, 166 Seiten, Abb., Graph.

Sylvia Mattl-Wurm, Bilder vom Tod. Katalog zur gleichnamigen 168. Sonderausstellung im Historischen Museum der Stadt Wien vom 30.10.1992 bis 10.1.1993. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1991, 188 Seiten, zahlr. Abb.

Heinrich Mehl, Elisabeth Jacobs (Red.), Reiseleben - Lebensreise. Zeugnisse der Kulturgeschichte des Reisens. Sammlung P. -J. van Tienhoven. Schleswig, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum, 1992, 110 Seiten, Abb.

Hüseyin Memisoglu, Bulgaristan Türklerinin Egitimi. Ankara 1992, 42 Seiten, Tab.

Karl Markus Michel, Tilman Spengler (Hg.), Die Unterwanderung Europas. (= Kursbuch 107), Berlin, Rowohlt, 1992, 190 Seiten, Abb.

Dietz-Rüdiger Moser, Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf. Graz/Wien/Köln, Styria, 1993, 320 Seiten.

Oskar Moser, Das Kärntner Freilichtmuseum. Im Gedenken an den Kärntner Forscher Johann Reinhard Bünker. Aus: Die Kärntner Landsmannschaft 9/10/1992, S. 97 - 100, 3 Abb.

Christian Mothes, Jürgen Roland, Andrea Prehn, Isabella Heilmann, Museumspraktische Rechtsfragen. (= Schriftenreihe des Instituts für Museumswesen 35), Berlin, Institut für Museumswesen, 1992, 108 Seiten.

Wolfgang Müller-Funk (Hg.), Neue Heimaten - neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage. Wien, Picus, 1992, 228 Seiten, Abb.

Renate Müller-Krumbach, Kleine heile Welt. Eine Kulturgeschichte der Puppenstube. Unter Mitarbeit von Hannelore Henze. Leipzig, Edition Leipzig, 1992, 200 Seiten, zahlr. Farb- und SW-Abb.

Peter Musgrave, Land and Economy in Baroque Italy. Valpolicella, 1630 - 1797. Leicester/London, Leicester University Press, 1992, 202 Seiten, Tab.

Silvia Neysters (Red.), Textilkunst. Materialen für den Unterricht. Düsseldorf, Kunstmuseum Düsseldorf im Ehrenhof, 1991, 54 Seiten, Abb., Graph.

Peter Noever (Hg.), Der barocke Hoffmann. Josef Hoffmann in seinem Geburtshaus in Mähren. Katalog zur Ausstellung des Österreichischen Museums für angewandte Kunst gemeinsam mit der Stadtgemeinde Brtnice vom 16.8. bis 18.10.1992 in deutscher, englischer und tschechischer Sprache. Wien, Museum für angewandte Kunst, 1992, 60 Seiten, Abb.

Sven Papcke, Werner Weidenfeld (Hg.), Traumland Mitteleuropa? Beiträge zu einer aktuellen Kontroverse. Darmstadt, wissenschaftl. Buchgesellschaft, 1988, 163 Seiten.

Barbara Passrugger, Steiler Hang. (= Damit es nicht verlorengeht ... 27), Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 1993, 114 Seiten, Abb.

Hans Paul, Die Volksschule im burgenländisch-westungarischen Raum 1849 - 1860. (= Burgenländische Forschungen 74), Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, 1991, 336 Seiten, Abb., Tab.

Lisette Pelsers, Jan van Munster - †. Katalog zur Ausstellung „Jan van Munster, die Energie des Bildhauers" im Landesmuseum Oldenburg. Oldenburg, Eigenverlag des Landesmuseums Oldenburg, 1991, 90 Seiten, Abb.

Othmar Pickl (Hg.), 800 Jahre Steiermark und Österreich 1192 - 1992. Der Beitrag der Steiermark zu Österreichs Größe. (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 35), Graz, Selbstverlag der Historischen Landeskommission für Steiermark, 1992, 744 Seiten, Abb., Graph.

Roger Pinon, La Tenderie à la Lurcette en Wallonie. Sonderdruck aus: Tradition Wallonne 4/1987, Bruxelles, S. 527 - 538.

Roger Pinon, Les Jeux Populaires en Wallonie: concepts fondamentaux, méthodes d'études et problèmes de la recherche. Sonderdruck aus: La Vie Wallonne 58/1984, Bruxelles, S. 7 - 27.

Roger Pinon, Notes et Enquêtes. La Foire en chansons (Liège, Charleroi, Mons). Sonderdruck aus: La Vie Wallonne. Bruxelles, S. 181 - 197.

Roger Pinon, La chanson politique & historique en Wallonie. Le cas de la ville de Verviers. Sonderdruck aus: La Vie Wallonne. Bruxelles, S. 65 - 114.

Roger Pinon, Gastronomie Gaumaise: le Rouyot (Premier article). Sonderdruck aus: Le Pays Gaumais (Virton) XXXVIII - XXXIX, 1977 - 1978. Bruxelles, S. 283 - 286.

Roger Pinon, René Leboutte, Le jugement d'un porc à Flémalle-Haute en 1530. Sonderdruck aus: Enquêtes du Musée de la Vie Wallonne XVII (201 - 208/1991 - 1992), Liège, S. 218 - 244.

Roger Pinon, La Magie des Prières et Incantations de Guérisseurs de Wallonie. Sonderdruck aus: Enquêtes du Musée de la Vie Wallonne XVII (201 - 208/1991 - 1992), Liège, S. 340 - 355.

Roger Pinon, „Dji sés bin on nid", dit-st-i Louwis: Analyse d'une formulette de Wallonie. Sonderdruck aus: Enquêtes du Musée de la Vie Wallonne XVII (201 - 208/1991 - 1992), Liège, S. 305 - 339.

Roger Pinon, Mahomets, marmousets, marmots et bonshommes dans le folklore juridique de Wallonie. Sonderdruck aus: Enquêtes du Musée de la Vie Wallonne XVII (201 - 208/1991 - 1992), Liège, S. 245 - 304.

Roger Pinon, Le bavolet de la cheminée de l'âtre. Sonderdruck aus: Enquêtes du Musée de la Vie Wallonne XVII (201 - 208/1991 - 1992), Liège, S. 390 - 398.

Roger Pinon, Le „javanais" des enfants de Wallonie: procédés de composition et fonctions. Sonderdruck aus: Le Monde Alpin et Rhodanien. Liège. S. 369 - 380.

Roger Pinon, Petite Contribution à l'étude des formulettes dialectales: Lès marionètes d'amon Contî. Sonderdruck aus: Bulletin de la Société Royale 228/XI, 1985, S. 15 - 21.

Robert Plötz (Red.), Amerika vor Kolumbus. Sammlung Ernst J. Fischer. Katalog zur Sonderausstellung des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte Kevelaer vom 11.10. bis 6.12.1992. Kevelaer, Eigenverlag des Museums, 1992, 140 Seiten, Abb.

Robert Plötz (Red.), Kevelaer - 350 Jahre Wallfahrt ohne Grenzen. Katalog zur Sonderausstellung des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte Kevelaer vom 10.7. bis 13.9.1992. Kevelaer, Eigenverlag des Museums, 1992, 72 Seiten, Abb.

Emil Puffer, Zlabings. Kurzgefaßte Geschichte Sehenswürdigkeiten. Linz, Eigenverlag, 1992, 20 Seiten, Graph.

Eugen Pusic u.a. (Red.), 125 godina Jugoslavenska Akademija Znanosti I, Umjetnosti 1866 - 1991. Zagreb 1991, 238 Seiten, Abb.

Rudolf Reiser, Die Kelten in Bayern und Österreich. Rosenheim, Rosenheimer Verlagshaus, 1992, 220 Seiten, Abb., Graph. (R)

Susanne Reppé, Der Karl Marx Hof. Geschichte eines Gemeidebaus und seiner Bewohner. Wien, Picus, 1993, 108 Seiten, Abb.

Otto Hans Ressler, Jugendstil, Art deco - fünfziger Jahre. Kunsthandwerk, Möbel, Design. Katalog zur 1664. Auktion am 24.11.1992 im Dorotheum. Wien, Eigenverlag des Dorotheum, 1992, unpag. Abb.

Gisela und Otmar Richter, Siebenbürgische Flügelaltäre. Im Auftrag des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde hrsg. von Christoph Machat. (= Kulturdenkmäler Siebenbürgens 1), Thaur bei Innsbruck, Wort und Welt Verlag, 1992, 280 Seiten, Abb., Graph.

Johanna Rolshoven, Provencebild mit Lavendel. Die Kulturgeschichte eines Duftes in seiner Region. Bremen, Edition CON, 1991, 356 Seiten, Abb., Graph., Karten.

Christoph Römer(Bearb.) Landstraße Album 1860 - 1930. Wien, Verlag für Photographie, 1992, unpag., 121 Abb.

Gerhard Röper (Hg.), Neues Wohnen auf dem Land. (= Museumsheft 1/90) Itzehoe 1990, 46 Seiten, Abb.

Willibald Rosner (Hg.), Der Truppenübungsplatz Allentsteig. Region, Entstehung, Nutzung und Auswirkungen. Vorträge und Diskussionen des zwölften Symposions des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde Allentsteig, 1. - 4. Juli 1991. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 17, zugleich NÖ Schriften 55), Wien, Amt der NÖ Landesregierung, 1992, 302 Seiten, Abb., Graph.

Sirkka Saarinen (Hg.), Timofej Jevsev Jevs Folklore-Sammlungen aus dem Tscheremissischen. III Gebete und Zaubersprüche. (= Suomalais-ugrilaisen seuran toimituksia Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 211) Helsinki, Suomalais-Ugrilainen Seura, 1992, 237 Seiten, 9 Abb.

Friederike Schepper-Lambers, Beerdigungen und Friedhöfe im 19. Jahrhundert in Münster. Dargestellt anhand von Verordnungen und Archivalien. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 73), Münster, F. Coppenrath Verlag, 1992, 212 Seiten, Abb., Graph.

Wolfgang Schivelbusch, Licht, Schein und Wahn. Auftritte der elektrischen Beleuchtung im 20. Jahrhundert. Berlin, ERCO Edition, 1992, 143 Seiten, zahlr. Abb.

Thomas J. Schlereth, Cultural History and Material Culture. Everyday Life, Landscapes, Museums. With a Foreword by Kenneth L. Ames. Charlottesville/London, University Press of Virginia, 1992, 440 Seiten, 163 Abb.

Andrea Schlosser, Christoph Vallaster, Christoph Volaucnik, H. P. Zuber, Die k. k. priv. Spinnerei in Rankweil. (= Reihe Rankweil 1), Rankweil, Eigenverlag der Gemeinde, 1990, 136 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Angelika Schmidt-Herwig, Gerhard Winter (Hg.), Museumsarbeit und Kulturpolitik. Bildungs- und Vermittlungsfragen im Schnittpunkt kultureller Interessen. Frankfurt am Main, Brandes und Apsel, 1992, 237 Seiten, 30 Abb.

Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde (1951). Ins Japanische übertragen von Shin Kono. Tokyo, Meicho-Shuppan Verlag, 1991, 435 Seiten, Abb., Graph., Karte im Anhang.

Leopold Schmidt, Volkskunde als Geisteswissenschaft (1947). Japanische Übersetzung mit Erläuterungen von Shin Kono, (= Journal of International Affairs 89), Aichi, Miyoshi-cho Nishikamo-gun, 1989, 52 Seiten.

Leopold Schmidt, Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretationen (1966). Japanische Übersetzung aus dem Deutschen mit Erläuterungen von Shin Kono. Reprint aus: Annals of the College of General Education 2. Aichi, Aichi University, 1989, 79 Seiten.

Jean-Claude Schmitt, Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter. Aus dem Französischen von Rolf Schubert und Bodo Schulze. Stuttgart, Klett-Cotta, 1992, 419 Seiten, Abb., Graph.

Elisabeth Schmuttermeier, Eisenkunstguß der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus den Sammlungen des Österreichischen Museums für angewandte Kunst. Katalog zur Ausstellung im Geymüller-Schlössel vom 1.7. bis 29.11.1992. Wien, Eigenverlag des Museums für angewandte Kunst, 1992, 84 Seiten, Abb.

Hans Schreckeis, Wukowar. Alte Hauptstadt Syrmiens. Donauschwaben in Stadt und Umgebung. (= Donauschwäbische Beiträge 91), Salzburg, Donauschwäbisches Kulturzentrum, 1990, 357 Seiten, Abb.

Birgit Schulte, Klaus-Jürgen Sembach (Hg.), Henry van de Velde. Ein europäischer Künstler seiner Zeit. Katalog zur Ausstellung vom 6.9.1992 - 30.1.1994 in Hagen, Weimar, Berlin, Gent, Zürich und München. Köln, Wienand Verlag, 1992, 466 Seiten

Ingrid Schuster (Hg.), Dreyer Japonesischen Brüder Gegen Jhrer Erärmten Mutter Sinnreiche Liebs-Erfindung. Ein „japanisches" Jesuitendrama auf der Zuger Schulbühne. (= Texte und Studien zur Literatur der deutschen

Schweiz 5), Bern/Berlin/Frankfurt am Main/New York/Paris/Wien, Peter Lang, 1992, 285 Seiten.

Dona Schwartz, Waucoma Twilight. Generations of the Farm. London/Washington, Smithsonian Institution Press, 1992, 164 Seiten, Abb., Tab.

Peter Schwarz, Das Molybdänbergwerk Höllental 1907 - 1925. Ringen um einen seltenen Rohstoff. (= Abhandlungen und Berichte, Neue Folge 9), München, Oldenbourg, 1992, 240 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Gudrun Schwibbe, Laientheorien zum Krankheitsbild „Krebs". Eine volksmedizinische Untersuchung. Göttingen, Verlag Erich Goltze, 1989, 195 Seiten, Tab.

Michael H. Schwibbe, Das Bild der Frau bei Wilhelm Busch. Ein inhaltsanalytischer Vergleich zu Bilderromanen, Schwänken, Märchen und Sagen. Göttingen, Verlag Erich Goltze, 1988, 188 Seiten, Tab.

Michael Simon, Günter Wiegelmann (Hg.), Dörflicher Alltag im Wandel. Alhausen. Eine westfälische Gemeinde im 19. und 20. Jahrhundert. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 77), Münster, Coppenrath, 1992, 300 Seiten, 49 Abb.

Évelyne Sorlin, Cris de vie, cris de mort. Les Fées du Destin dans les Pays Celtiques. (= FF Communications 248), Helsinki, Academia Scientiarum Fennica, 1991, 346 Seiten, Karte.

Gerd Spies, Technik der Steingewinnung und der Flußschiffahrt im Harzvorland in früher Neuzeit. (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, 14, der ganzen Reihe 83), Braunschweig 1992, 188 Seiten, zahlr. Abb.

Gerd Spies, Grieshaber Briefe an R. und H. Schmücking. (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, 15, der ganzen Reihe 85), Braunschweig 1992, 102 Seiten, zahlr. Abb.

Albert Spycher, Hutmacherei in alter und neuer Zeit. (= Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Abteilung Film, Reihe: Altes Handwerk 59), Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, o. J., 46 Seiten, 41 Abb.

Jürgen Steen, Tony Sender 1888 - 1964. Rebellin, Demokratin, Weltbürgerin. Katalog zur gleichn. Ausstellung. (= Kleine Schriften des Historischen Museums 50, Frankfurt am Main, Historisches Museum, 1992, 231 Seiten, zahlr. Abb.

Gottfried Steinbacher, In minori arula. Chronik der Gemeinde Kleinarl. Kleinarl 1992, 384 Seiten, Abb.

Martin Stokes, The Arabesk Debate. Music and Musicians in Modern Turkey. Oxford, Clarendon Press, 1992, 265 Seiten.

Susanna Stolz, Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses. Marburg, Jonas Verlag, 1992, 352 Seiten, Abb.

Christian Strasser, The Sound of Klein-Hollywood. Filmproduktion in Salzburg - Salzburg im Film. Mit einem Filmlexikon. (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 3), herausgegeben von Michael Martischnig und Kurt Luger, Wien/St. Johann im Pongau, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 1993, 584 Seiten, Abb.

Peter Titze, Die Erschließung des Pflanzenbestandes der Bauerngärten und der Gartenkultur in früherer Zeit im kritischen Rückblick und Dokumentation ihrer Flora heute. Auszug aus: Aus Liebe zur Natur. Stiftung zum Schutze gefährdeter Pflanzen. Schriftenreihe 4. Hamburg/Bonn, Selbstverlag, 1986, S. 124 - 164.

Peter Titze, Das Pflanzenkleid von Erlangen-Kosbach und Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der Kulturflora, wichtiger Bräuche und des Tierlebens auf den Bauernhöfen. Sonderdruck aus: Kosbach - ein Heimatbuch, Erlangen 1992, S. 18, 44 - 60, Abb.

Ulrich Tolksdorf (Hg.), Preussisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 4, Lieferung 7: Redensart - Rutzen. Neumünster, Karl Wachholtz Verlag, 1992, S. 770 - 920, Abb., Graph., Karten.

Carli Tomaschett, Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Trun. Mit einem siedlungsgeschichtlichen Überblick. (= Romanica Rætica. Forschungen zum rätoromanischen Sprachraum 7) Dissertation an der Philosophischen Fakultät I der Universität Freiburg in der Schweiz. Trun, Eigenverlag, 1991, 570 Seiten, Abb., Tab., Graph., Beilage mit 3 Karten.

Marie Toth, Schwere Zeiten. Aus dem Leben einer Ziegelarbeiterin. Bearbeitet von Michael Hans Salvesberger. (= Damit es nicht verlorengeht ... 22), Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1992, 166 Seiten, Abb.

Josef Trappel, Medien Macht Markt. Medienpolitik westeuropäischer Kleinstaaten. Mit Beiträgen von Peter A. Bruck, Hans Heinz Fabris, Werner A. Meier und Wolfgang Trütschler. (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft 4), herausgegeben von Michael Martischnig und Kurt Luger, Wien/St. Johann i. Pongau, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 1991, 297 Seiten, Tab., engl. sum.

Gabriele Tschallener, Sterben und Tod in Kult und Brauchtum. (= Reihe Rankweil 3), Rankweil, Eigenverlag der Gemeinde, 1992, 136 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Kincsö Verebélyi, Bemalte Schießscheiben in Ungarn. Budapest, Corvina, 1988, 48 Seiten mit Abb. im Anhang.

Vilmos Voigt, Le carneval existe-t-il en Hongrie? Sonderdruck aus: Ethnographica et Folkloristica Carpathica 7 - 8, Debrecen 1992, S. 29 - 45, Abb.

Rüdiger Vossen, Höhle - Stall - Palast. Weihnachtskrippen der Völker. Hamburg, Christians Verlag, 1990, 2. Auflage 1991, 118 Seiten, zahlr. Abb.

Gertraud Wagenhofer, Das Eisengußwerk bei Mariazell von seiner Gründung bis zur Übernahme durch das Aerar (1742 - 1800). (= Dissertation der Karl-Franzens-Universität Graz 84), Graz 1991, 406 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Renate Wagner, Heimat bist Du großer Töchter. Österreicherinnen im Laufe der Jahrhunderte. Wien, Edition S, 1992, 248 Seiten, Abb.

Richard Wagner, Völker ohne Signale. Zum Epochenbruch in Osteuropa. Berlin, Rotbuch Verlag, 1992, 130 Seiten.

Heinz Wegehaupt (Hg.), Weihnachten im alten Kinderbuch. (= Klassische kleine Kinderbibliothek 1), Leipzig, Edition Leipzig, 1992, 167 Seiten, Abb.

Doris Weiler-Streichsbier (Bearb.), Peter Bonnén - Arbeiten in Metall. Katalog zur Ausstellung des Landesmuseums Oldenburg vom 14.6. - 30.8.1992. Oldenburg, Eigenverlag des Landesmuseums Oldenburg, 1992, 87 Seiten, Abb.

Joy Wiltenburg, Disorderly Women and Female Power in the Street Literature of Early Modern England and Germany. Charlottesville/London, University Press of Virginia, 1992, 352 Seiten.

Regine Wolf, Felix Karlinger (Hg.), Norditalienische Sagen. (= Europäische Sagen X), Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1978, 197 Seiten.

Otto Wutzel, Handwerksherrlichkeit. Das Handwerk in Vergangenheit und Gegenwart. Linz, Rudolf Trauner Verlag, 1992, 296 Seiten, 211 Farb- und 86 SW-Abb.

Wilhelm Zacher, Silvia Neysters, Das häusliche Glück. Familienbilder im Biedermeier. Katalog zur Ausstellung im Museum für junge Besucher Ehrenhof 5 vom 3. 2. bis Herbst 1991, Düsseldorf, Kunstmuseum Düsseldorf im Ehrenhof, 1991, 31 Seiten, Abb.

Wilhelm Zacher, Ulla Lux, Geheimnis um K. Ein Museumsbuch für Kinder. Düsseldorf, Kunstmuseum Düsseldorf im Ehrenhof, 1991, 55 Seiten, Abb., Graph.

Katarína Zavarská, Textilkunst. Katalog zur Ausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee. Kittsee, Eigenverlag des Ethnographischen Museums Kittsee, 1992, unpag., zahlr. Abb.

Christa Zetter, Malerei - Bildhauerei - Design. Österreichs Kunst des 20. Jahrhunderts. Katalog zur Herbstausstellung der Galerie bei der Albertina vom 9.10. bis 14.11.1992, Wien, Eigenverlag der Galerie, 1992, unpag., Abb.

Alfred Ziffer, Le porcellane. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museo Provinciale d'Arte. Trento, Museo Provinciale d'Arte, 1991, 146 Seiten, zahlr. Abb.

Bátky Zsigmond, Utmutató néprajzi múzeumok szervezésére. Sajtó alá rendezte és utószóval ellátta Selmeczi Kovács Attila. Reprint. (= Series Historica Ethnographiae 5), Budapest, Néprajzi múzeum, 1992, 339 Seiten, Abb., Graph.

An LXXIII il Strolic Furlan pal 1992. Udine, Societât Filologiche Furlane, 1991, 282 Seiten, Abb.

Der aufrechte Gang. Malchiner Dokumente der Wendezeit. Itzehoe, Kreismuseum Prinzeßhof 1991, unpag., Abb.

Der Bezirk Gmünd. Alte Ansichten, Karten und Bücher. Katalog zur Ausstellung aus den Sammlungen der NÖ Landesbibliothek vom 5.11.1992 - 26.3.1993. (= Sonder- und Wechselausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek 10), Wien, Eigenverlag der NÖ Landesbibliothek, 1992, 42 Seiten

Europaregion Niederösterreich - Europastadt St. Pölten. Herausgegeben von der NÖ-Landeshauptstadt Planungsgesellschaft. St. Pölten, NÖ-Landeshauptstadt Planungsgesellschaft, o. J., 59 Seiten, Abb.

Elektrizität in jedem Gerät. Stromversorgung in ländlichen Gebieten am Beispiel des Kreises Steinburg. Katalog zur Ausstellung des Kreismuseums Prinzeßhof vom 14.8. - 5.10.1991. Heide, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co, 1991, 60 Seiten, 63 Abb.

Eva im Nylonland. Die Lebensbedingungen der Frauen in den 50er Jahren. Katalog zur Ausstellung im Kreismuseum Prinzeßhof Itzehoe vom 24.5. - 4.8.1991, Itzehoe 1991, 71 Seiten, Abb.

Museumspreis 1992. Freilichtmuseum am Kiekeberg Landkreis Harburg. Eine Veröffentlichung der niedersächsischen Sparkassenstiftung (= Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg 12), Hannover 1992, 25 Seiten, Abb., Graph.

Frühe Siedler an der Küste. Küstenarchäologie in Dithmarschen und Steinburg. Heide, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co, 1991, 167 Seiten, Abb., Graph.

Grenoble. Pays, Paysans, Paysages. Grenoble, ADAYG/Glénat, 1991, 140 Seiten, Abb.

Hausbau in Grossbritanien. (= Jahrbuch für Hausforschung 40). Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Chichester/Sussex vom 4. - 8. September 1989. Marburg, Jonas Verlag, 1992, 286 Seiten, Abb., Graph., Ktn.

ICOM. Directory - répertoire - directorio 1992. Paris 1992, 560 Seiten.

Jugendkultur. Alternativen im Freizeitverhalten und den Freizeitbedürfnissen Wiener Jugendlicher. Wien, Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung, 1986, 212 Seiten, Tab.

Kleine Beiträge aus dem staatlichen Museum für Völkerkunde Dresden 12. Dresden 1991, 48 Seiten, Abb.

L'homme et les Alpes. Grenoble, Glénat, 1992, 384 Seiten, Abb.

Rubans et Galons. Musée des arts et traditions populaires. Tours, Presses de Mame Imprimeurs, 1992, 48 Seiten, Abb., 30 Farbtafeln.

Svet bábok, Die Welt der Puppen. Marionettenpuppen aus der Sammlung von Anton Anderle. Kalender 1993 mit 6 Blättern, Wilgraf, Vydadatel'ská agentúra, B. Bystrica.

Tätigkeitsbericht der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1990 - 1991. Wien, Eigenverlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1992, 327 Seiten, Abb., Graph.

Ulster Folk & Transport Museum Incorporating annual Report and Accounts. Yearbook 1989 - 1990. Made to the Department of Education pursuant to Article 8 of the Museums (Northern Ireland) Order 1981. Ulster 1991, 31 Seiten, Abb.

Wörter - Sachen - Sinne. Eine kleine volkskundliche Enzyklopädie. Gottfried Korff zum Fünfzigsten. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 9), Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1992, 183 Seiten, Abb.

Verzeichnis der Mitarbeiter

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 - 19
A-1080 Wien

Prof. Dr. John W. Cole
Department of Anthropology
University of Massachusetts
Amherst, MA 01003, USA

Prof. Dr. Alexander Fenton
School of Scottish Studies
University of Edinburgh
27 George Square
Edinburgh EH8 9LD, GB

Bernhard Fuchs
Auhofstraße 79/5/1
A-1130 Wien

Univ.-Prof. Dr. Roland Girtler
Kirchberggasse 24/6
A-1070 Wien

HR Univ.-Doz. Dipl.-Ing. Dr. techn. Siegfried Hermann
Österreichisches Bundesinstitut für den Wissenschaftlichen Film
Schönbrunner Straße 56
A-1050 Wien

Dr. Gabriela Kiliánová
Narodopisny ústav SAV
Jakubovo namestí 12
SO-813 64 Bratislava

Dr. Robert Nedoma
Institut für Germanistik
Dr. Karl Lueger Ring 1
A-1010 Wien

Mag. Herbert Nikitsch
Michaelerstraße 13/11
A-1180 Wien

Prof. Dr. Robert Paynter
Department of Anthropology
University of Massachusetts
Amherst, MA 01003, USA

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soultani 19
GR-10682 Athen

Prof. Dr. Gerald F. Reid
Faculty of Social & Behavioral Sciences
Sacred Heart University
Fairfield, CT 06432, USA

Dr. Magdalena Schwenter
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 - 19
A-1080 Wien

Irmgard Sedler
Eugenstraße 2
DW-7140 Ludwigsburg

Dr. Wolfgang Slapansky
Favoritenstraße 235 a/6
A-1100 Wien

Christian Stadelmann
Sonnwendgasse 30/12
A-1100 Wien

Mag. Bernhard Tschofen
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 - 19
A-1080 Wien

Ulrike Vitovec
Kandlgasse 36/7
A-1070 Wien

Dr. Eva Vobruba
Hammerstraße 35
A-4453 Trattenbach

Rektor o. Univ.-Prof. DDr. hc. Manfried Welan
Universität für Bodenkultur
Gregor Mendel Straße 33
A-1180 Wien

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 125 – 145*

Nahrungsforschung und Multikultur
Eine Wiener Skizze

Von Bernhard Tschofen

„Ansätze völkerverbindender Aktionen" zeigten sich für den österreichischen Sänger Gary Lux, als er zusammen mit anderen Prominenten und Besuchern eines sommerlichen Festivals am Wiener Rathausplatz nach seiner Meinung zu den dort in ungekannter Vielfalt angebotenen Imbissen aus den unterschiedlichsten Küchen europäischer und außereuropäischer Länder befragt wurde. Und Hamad Al Raban, eine junge Lehrerin aus Katar, antwortete „Ich komme jeden Tag her und lerne viele Leute aus verschiedenen Ländern kennen". „Erstaunlich, wie gut Gerichte aus aller Welt auf dem Wiener Rathausplatz schmecken", goutierte ein bekannter österreichischer Radio- und Fernsehreporter und kündigte an: „Das Teppan Yaki werde ich noch öfters verkosten".[1] Ein Lokalaugenschein hat dann auch bestätigt, was hier postuliert wird: Exotische Genüsse sind auf dem Vormarsch, ihr Angebot und ihr Konsum werden zunehmend mit dem Schlagwort von der Multikulturalität verbunden, das in letzter Zeit mindestens ebenso in aller Munde ist wie die Dinge, die es hier zu benennen hat: Crêpes, Pizza, Gyros, Döner oder Sushi. Es liegt also nahe, etwas dem Erfolg solcherart Kulturaustausches nachzugehen und nach den tatsächlichen multikulturellen Qualitäten dieses wachsenden Trends zu fragen. Wie ist es zu verstehen, wenn die Nullnummer eines Lifestyle-Magazins den Besuch eines Thailändischen Erlebnisrestaurants als ‚Ausgeh-Tip der Woche' propagiert und ein Gratiskochbuch für Kinder die kleinen Köche gleich auf den ersten Seiten über Begriff und Geschichte von Paella, Pizza und Bouillabaisse aufklärt?[2]

---

1 Zit. n. *Zwischenbericht aus Wiens größtem Wohnzimmer.* In: Unser Wien, Nr. XI/92, S. 1 u. 3.

2 *Style-Ausgeh-Tip.* In: NEWS. Politik – Geld – Szene – Leute. Nr. 1/15. Oktober 1992, S. 111; The Walt Disney Company/Maggi-Kochstudio (Hg.): Das schlaue Buch vom Essen. Wien 1992, S. 58 – 62.

Umschau

Die Beschäftigung mit diesem Thema ist zumindest für den Verfasser relativ neu; und es gilt daher zu versuchen, anhand verschiedener Beobachtungen einige Fragen einzukreisen und ein wenig in das Forschungsgeschehen einzubetten. Von den folgenden Ausführungen sind daher zunächst einmal keine ausgegarten Antworten zu erwarten, sondern vor allem recht rohe Appetithappen in der Art von Kenntnisnahmen, Schlagworten und Vergleichen – die Zutaten mögen freilich nicht immer ganz richtig aufeinander abgestimmt sein.

Kein Zweifel herrscht in der Nahrungsethnologie darüber, daß die Industrialisierung der Produktions- und Lebensweise zwar einerseits das Nahrungsangebot weiter Bevölkerungsschichten vergrößerte, zugleich aber das gesamte Spektrum der möglichen Speisen und Getränke zu konfektionieren begann.[3] Diese Feststellung bezieht sich nicht nur auf Fertig- und Halbfertigprodukte, sondern auf den gesamten kulinarischen Apparat, weil das industrielle Zeitalter mit Verkehr und Kommunikation für wachsende Horizonte und ein Aneinanderrücken der Regionen sorgte. Geregelte Essenszeiten, Menüfolgen und sich international immer mehr ähnelnde Speisepläne waren die Konsequenz. Die Nahrung ging den Weg der Strukturalisierung und sie unterliegt dieser heute bei aller Vielfalt mehr denn je, so daß etwa Rolf Schwendter in Steigerung des alten Begriffes von der *internationalen Küche* nur mehr von einer *Weltmarkstrukturküche* spricht. Diese mache, so Schwendter deutlich kulturkritisch,

„den hegemonialen Hauptstrom dessen aus, was aus der anwachsenden Verarmung folgt. Ihr Wesen besteht, pointiert, darin, industrialisierte Lebensmittel kostengünstig aufzubereiten, standardisiert umzuformen und weltweit zu distribuieren. Es geht ihr dabei ähnlich wie dem sagenhaften König Midas: alles, was sie angreift, verwandelt sich zu Ramsch. Und er ist ja auch für arme Leute gedacht, die ihr unbefriedigtes Speisegefühl im Extremfall durch das Aufsetzen einer Papierkrone kompensieren dürfen. Wie oben aufgezählt, saugt sie zur unterschiedlichen Vermantschung traditionelle Arme-Leute-Essen und synthetische Industrielimonaden an sich, ehemalige bürgerliche Delikatessen und nationale Frühstücksgenüsse, Hausmannskost und exotische Arbeitsintensitäten, Abfallprodukte der Roh-

3 Hans Jürgen Teuteberg, Günter Wiegelmann: Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung. Göttingen 1972; dies.: Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung. Münster 1986.

kostküche und lokale Versatzstücke begräbt sie unter sich. Noch dazu ist sie nahezu unbegrenzt ausbaufähig, um weitere regionale Versatzstücke erweiterbar, vor allem durch die Instrumentarien der Kantinen-, Verpackungs-, Tiefkühl- und Konservenküche".[4]

Ich zitiere nicht nur deswegen so ausführlich, weil ich später darauf zurückkommen möchte, sondern weil Schwendter sehr deutlich macht, daß der gesamte Bereich der Nahrung in der Gegenwart Teil eines internationalen Marktes ist, des ökonomischen Marktes ebenso wie eines Marktes des Geschmacks und der Ideen, und daß längst nicht nur sogenanntes *junk food*, sondern auch die scheinbar gegen Vereinnahmung gefeiteren Genüsse, etwa der regionalen Kost,[5] der Internationalisierung und Vereinheitlichung unterliegen. Etwas verkürzt in den Sprachschatz des Ethnographen übertragen hieße das: Auch hier geht die Folklore mit der Modernisierung Hand in Hand, ist sie mehr Tochter als Opfer.

Soweit ich sehe, hat sich die in den letzten Jahrzehnten ansonsten in jeder Hinsicht florierende kulturwissenschaftliche Nahrungsforschung[6] um das Phänomen des immer alltäglicher werdenden Imports exotischer Genüsse, von wenigen Ausnahmen abgesehen,[7] nur am Rande gekümmert.[8] Wie sollte sie auch, wenn das Themenfeld in seiner Alltagstotalität kaum erfaßbar erscheint und eigentlich ein

4 Rolf Schwendter: Schwendters Kochbuch. Frankfurt a.M. 1988, S. 19f.

5 Vgl. etwa Konrad Köstlin: Die Revitalisierung regionaler Kost. In: Ethnologische Nahrungsforschung (= Vorträge des Zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki 1973). Helsinki 1975, S. 159 – 166.

6 Überblick und ausführliche Bibliographie der jüngeren Tendenzen bei Ulrich Tolksdorf: Nahrungsforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Berlin 1988, S. 171 – 184. Nicht unbedingt der Nahrungsforschung zuzurechnen aber im Hinblick auf unser Thema, den kulturellen Tausch, aufschlußreich: Georg R. Schroubek: Die böhmische Köchin. Die kulturelle Mittlerrolle in literarischen Zeugnissen der Jahrhundertwende. In: Heidi Müller (Red.): Dienstboten in Stadt und Land. Vortragsreihe zur Ausstellung *Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten* im Museum für Deutsche Volkskunde Berlin Februar bis März 1981. Berlin 1982, S. 59 – 72.

7 Claus-Dieter Rath: Reste der Tafelrunde. Das Abenteuer der Eßkultur. Reinbek b. Hamburg 1984, s. v.a. S. 229 – 248; Anthony T. Rauch: Festa Italiana in Hartford, Connecticut: The Pastries, the Pizza, and the People Who „Parla Italiano". In: Theodore C. Humphrey – Humphrey Lin T. (ed.): „We gather together". Food and Festival in American life. Ann Arbor, London 1988, S. 205 – 218.

8 Utz Jeggle: Essen in Südwestdeutschland. Kostproben der schwäbischen Küche. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 82 (1986), S. 167 – 186, s. S. 183.

ganzes Kompendium der Fragestellungen und Zugangsweisen erforderlich macht. „Ein Gegenwartsvolkskundeatlas bräuchte, etwas karikierend zugespitzt, nicht mehr die Esser befragen, sondern er könnte sich auf das Interview von Marktleitern konzentrieren",[9] formulierte Utz Jeggle über Ravioli sinnierend, fügte aber gleich hinzu, daß es – mehr noch, was das Wissen um Küche und Kochen als was die Praxis anlangt – Unterschiede im Sozialen und im Regionalen zu beachten gilt. Denn die unterschiedlichen Milieus kennen nicht nur ihr jeweils eigenes Repertoire fremdländischer Speisen, sondern auch einen jeweils spezifischen Umgang damit. Beim Essen wird eben nicht nur allerlei mitgegessen (z.B. Familienordnung[10]), beim Essen ißt auch vieles mit: Über den Geschmack entscheiden Neigungen und Attitüden, deren Sitz weniger auf der Zunge als vielmehr im Bereich der Mentalitäten zu suchen ist. Dies sollte gerade dann nicht übersehen werden, wenn relativ globale Trends in den Mittelpunkt des Interesses rücken und Phänomene zur Debatte stehen, die zwar zunächst typisch metropolitan sind, aber doch als so umfassend erscheinen, daß man zu der Annahme neigt, sie im Kurzschluß grober Theoriebildung geschwind erklären zu können.

Man wird über solche Themen sowohl auf den Brechtschen Schlachthöfen von Chikago als bei den oben zitierten Marktleitern etwas in Erfahrung bringen können. Über die symbolische Praxis Erkenntnis zu gewinnen, gestaltet sich aber ungleich schwieriger, weil mit *Geschmack* und *Milieu*[11] zwei Kategorien in das Blickfeld geraten müssen, die sich – um vorzugreifen – nicht einfach an der Zahl türkischer Imbisse oder italienischer Restaurants ablesen lassen. Wenn also das Thema in der Tat nicht nebenbei behandelbar ist, verwundert es auch nicht mehr, daß man sich hier weder von der traditionellen Innovationsforschung noch von der herkömmlichen, Symbolen soweit ich sehe eher skeptisch gegenüberstehenden, Migrations- und Austauschsforschung besondere Anregungen erwarten darf. Daß sich die deutschsprachige Volkskunde naturgemäß wieder vor allem mit heimat-

9 Utz Jeggle: Eßgewohnheit und Familienordnung. Was beim Essen alles mitgegessen wird. In: Zeitschrift für Volkskunde 84 (1988), S. 189 – 205, s. S. 199.

10 Jeggle 1988 (wie Anm. 9).

11 Zu einer Sozialgeschichte des Geschmacks Martin Scharfe: Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation: Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität des Genießens beim Essen. In: Jeggle u.a. (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 69). Tübingen 1986, S. 13 – 28.

lichem Nahrungsfolklorismus, mit der binnenexotischen Variante der Stilisierung authentischen Geschmackes auseinandergesetzt hat, versetzt eingedenk der Fachgeschichte kaum in Staunen.[12]

Begehungen

I. Brunnenmarkt

„Der Brunnenmarkt ist einer der beiden noch bestehenden Straßenmärkte Wiens und gleichzeitig der Detailmarkt mit den meisten Marktständen ... Die transportablen Stände tragen zu einem improvisierten Erscheinungsbild bei, das lebendig wirkt und an den Markt im Süden oder Südosten Europas erinnert. Der Brunnenmarkt hat eine große Anziehungskraft sowohl auf Markthändler wie auf Käufer, die aus allen Gegenden Wiens auf diesen stimmungsvollen Markt strömen."[13]

Es schadet nicht, bei der Charakterisierung dieses Marktes im 16. Wiener Gemeindebezirk (Ottakring) den Worten eines populären Bildbandes über Wiener Märkte zu folgen, weil damit recht treffend gleich zwei der wichtigsten Merkmale des multikulturellen Handels umrissen sind: das exotische Flair und die ‚ursprüngliche' Marktstimmung. Daß das Nebeneinander unterschiedlichster Kulturen auf diesem Markt in einem Bezirk mit sehr hohem Ausländeranteil[14] als Kennzeichen mit Qualitätscharakter gehandelt wird, belegt der öffentliche Diskurs, der bis hin zu Stilisierungen des Brunnenmarktes zum Lehrstück in Sachen Toleranz reicht:

12 Ulrich Tolksdorf: Heimat und Identität. Zu folkloristischen Tendenzen im Ernährungsverhalten. In: Edith Hörandner, Hans Lunzer (Hg.): Folklorismus (= Vorträge der 1. Internationalen Arbeitstagung des Vereins für „Volkskultur um den Neusiedler See". Neusiedl/See 1982, S. 223 – 253; Köstlin 1975 (wie Anm. 5); weniger wegen der Deutungen als wegen der Fragestellungen vgl. etwa Kriemhild Kapeller: Tourismus und Volkskultur. Folklorismus – zur Warenästhetik der Volkskultur. Ein Beitrag zur alpenländischen Folklorismusforschung am Beispiel des Vorarlberger Fremdenverkehrs mit besonderer Berücksichtigung der Regionen Montafon und Bregenzerwald (= Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz 81). phil. Diss. Graz 1991, s. v.a. S. 185 – 205

13 Susanne Lawson: Von Marktfahrern und Standlern. Das Wiener Marktwesen einst und jetzt. 150 Jahre Wiener Marktamt. Wien o.J (1989), S. 87f.

14 Nach der jüngsten Personenstandauswertung vom 31. 12. 1991 beträgt der Ausländeranteil an der Wohnbevölkerung im 16. Wiener Gemeindebezirk 19,7% (Wien 14,8%).

„Ottakring ist anders! Während der Rest der Welt mit den Auswirkungen der jüngsten Völkerwanderung kämpft, hat sich in der Ottakringer Brunnengasse Europas größter Straßenmarkt zur internationalen Einkaufsplattform entwickelt. Die Vielfalt des Angebotes ist so bunt gemischt, wie Standler und Kunden.

Hier ist alles echt, der türkische Melonenverkäufer genauso wie sein kurdischer Kunde. Wer den Brunnenmarkt kennt und lange nicht hier war, dem fällt es auf: den Gemüse- und Obstverkauf haben jetzt die Türken im Griff.

Mit ihnen hat auch ein breiteres Warenangebot Einzug gehalten – arabische Minze gibt's genauso wie Fladenbrot und frische Datteln ..."[15]

Das kulinarische Angebot unterscheidet sich auf diesem Markt in der Tat vom durchschnittlichen Straßenmarkt.[16] Nicht nur, daß etwa türkische Metzger mit mobilen Ständen auch für den Bedarf an Rinds-, Lammfleisch und Geflügel sorgen; dazu kommen noch eine Vielzahl von kleinen bis mittleren levantinischen, arabischen und asiatischen Geschäften bis hin zu regelrechten Supermärkten in der näheren Umgebung des Marktes. Sie beherrschen das Bild in den mit Ständen verstellten Straßenzügen genauso wie die reiche Auswahl an Restaurants, Bars und Imbissen, die sich den jeweiligen Nationalküchen verpflichtet fühlen. Darüber hinaus versorgt der Markt und seine Umgebung die Kundschaft mit einem vornehmlich für die Emigran-

15 *Fladenbrot und Minze: Wiens tollster Markt.* In: Unser Wien, Nr. XI/92, S. 4. Vgl. zum Brunnenmarkt neuerdings auch Othmar Pruckner: Zweite Heimat Ottakring. Brunnenmarkt und Yppenplatz. In: Wien wirklich. Der Stadtführer. Wien 1992, S. 288 – 293.

16 Ohne großen Anspruch auf Statistik einige aufschlußreiche Zahlen: Die Zahl der Standkonzessionen stieg in den letzten zehn Jahren von 124 (1981) auf 137 (1992), wobei sich die Veränderungen fast ausschließlich auf Expansionen im Segment *§ 29/ MO Lebensmittel ...* (nach der Wiener Marktordnung) beziehen. 1981 waren 13 bzw. 1991 30 Betriebe registriert, die mit Lebensmitteln (das sind hier insbesondere Brot, Süßspeisen, Käse, Oliven, Hülsenfrüchte und Gewürze) handelten. 20 davon sind in Österreich geboren, während von den ingesamt 57 Gemüsehändlern (1991 – *§ 29/1 MO Obst und Gemüse)* nur 19 in Österreich geboren sind. Unter den Inhabern von Gemüseständen sind neben 22 türkischen Staatsbürgern, 8 in der Türkei geborene österreichische Staatsbürger, daneben Bürger aus den Nachfolgestaaten der UdSSR sowie in Griechenland, in Jugoslawien, in der ČSFR und im Iran Geborene. Insgesamt sind am Brunnenmarkt vertreten: 34 ausländische Staatsbürger und 79 Österreicher, wovon 22 nicht in Österreich geboren sind, sondern erst in den letzten zehn Jahren die österreichische Staatsbürgerschaft erworben haben.

Für unbürokratische und ganz zuvorkommende Unterstützung danke ich Herrn Scholz von der Magistratsabteilung 59 (Marktamtsabteilung für den 16. Bezirk).

ten aus Ost- und Südeuropa interessanten Angebot an Kleidung, Haustextilien und Haushaltselektronik. Man trifft hier, bei den Marktständen und in den meist mit ‚Waren aller Art' titulierten kleinen Geschäften, immer wieder auf jene sich ständig wiederholende beschränkte Palette an Dingen des bescheidenen Luxus und des täglichen Bedarfs, wie sie auch in den anderen osteuropäischen Kolonien Wiens[17] massiert feilgeboten werden: Kaffee und Wolle, Quartzuhren und Autoradios, Lederjacken, Ledergürtel und T-Shirts.

Die exotischen Genüsse – und ich verstehe darunter das gesamte Angebot der fremdländischen Händler bis hin zu den fertigen Speisen in den umliegenden Gasthäusern, nicht aber etwa die Bananen, Pizzas, Fertiggerichte oder Schafskäse der Supermarktketten[18] – sind also im Falle des Brunnenmarktes in ein regelrechtes Netzwerk von selbstbewußter Migrantenkultur eingebettet. Unter exotischen Vorzeichen macht die alteingesessene Mehrheit aber besonders von einem bestimmten Teil des Angebotes Gebrauch: Von den Frischwaren, von den Backwaren und Imbissen; kaum jedoch von den *non-food*-Waren, die der Selbstversorgung der Minderheit dienen und naturgemäß vielmehr unter dem Mangel an Warenästhetik, unter dem Stigma der Marginalität leiden als etwa Obst und Gemüse.

So sehr der Markt zwar die Funktion erfüllt, die in seiner Umgebung ansässigen Angehörigen fremder Kulturen mit Vertrautem – bis hin zur Kommunikation in der Muttersprache – zu versorgen, so sehr ist er Bestandteil einer neuen Kultur, die kein bloßes Abbild der Kultur aus den Herkunftsländern der Immigranten ist. Er ist kein zufälliger folkloristischer Farbtupfer, er ist Umschlagplatz gesuchter Exotik. Was der oben zitierte Zeitungsartikel anspricht, ist Bestandteil jener Attitüden, die hier von bestimmten Milieus mitgekauft und mitgegessen werden. Einmal ganz davon abgesehen, daß das Angebot in der Tat bestechend und die Preise niedrig sind, also durchaus auch ökonomische Aspekte eine gewichtige Rolle spielen mögen, unterliegt der Begeisterung für den Brunnenmarkt auch ein symbolischer

17 Martin Pollak, Christoph Ransmayr: Wien, Mexikoplatz. Geschäftsbericht aus einer osteuropäischen Kolonie. In: Hubert C. Ehalt, Manfred Chobot, Gero Fischer (Hg.): Das Wiener Donaubuch. Ein Führer durch Alltag und Geschichte. Wien 1987, S. 187 – 197.

18 Eine Auseinandersetzung mit der marktgemäßen Konfektionierung exotischer Eßerfahrungen gerade in der Tiefkühl- und Konservenkost (mit inzwischen selbst spanischen, griechischen oder indischen Fix-Zubereitungen) würde freilich die hier skizzierten Trends bestätigen. Dazu v.a. Rath 1984 (wie Anm. 7), S. 270f.

Sinn. Eine von einer Initiativgruppe bei einem Stadtteilfest aufgestellte Wandzeitung brachte es auf den Punkt: Sie titelte mit der provokanten Frage „Yuppieasyl oder Türkenghetto" und zielte damit auf genau jene Mischung aus ‚lifestyle' und gelebter Toleranz, die so oft den wirklichen Hintergrund von Multikultur auszumachen scheint.[19] Ein Kulturmuster hat sich herausgebildet, das das Kaufen ‚beim Türken', die häusliche Zubereitung einer seltenen Gemüseart etwa, oder den wie selbstverständlichen Verzehr exotischer Imbisse zum alltäglichen, aber deswegen sicher nicht bedeutungslosen Akt gemacht hat. Es ist Aufgeschlossenheit, die dabei zuallererst demonstriert wird; nicht nur für die Kultur der Außenseiter an sich, sondern – besonders auszeichnend – für fremde Geschmacksnuancen und Ernährungsusancen.

Überhaupt scheinen die bewußte Wahrnehmung der differenten Kulturen und die mehr oder weniger reflektierte Demonstration von Internationalismus zu den Voraussetzungen des kulturellen Tauschs auf einem Markt der Exotismen zu gehören. Das gilt nicht nur für die Seite der Konsumenten, sondern auch für die Anbieter, die Angebot und Präsentation der Waren, Umgang und Kommunikation mit den Kunden gemäß den Erwartungshaltungen gestalten. Enstsprechende Selbststilisierungen sind die Folge; und diese gehorchen bestimmten Regeln, die zu beobachten wiederum aufschlußreich ist. Sie sind als Reaktionen auf die gängigsten stereotypen Qualitätsmerkmale der neuen Händler zu verstehen: großzügig und gelassen, naturverbunden und frischer Freilandware verpflichtet, freundlich und ehrlich. Hier werden die plötzlich mit einem kräftigen „bitte, die Dame" oder „bitte, der Herr" aus der Lethargie des flanierenden Einkaufs Gerissenen mit einer kräftigen Zuwaage bedacht, und hier werden zumal im Sommer die Früchte regelmäßig mit Wasser besprengt – als ob sie gerade frisch vom Feld und nicht aus den selben Großmarkthallen stammten, in denen sich auch die etabliertesten Gemüse- und Feinkostläden eindecken.

Die Bedienung erfolgt mit einer leicht manierierten Zuvorkommenheit und einer Körpersprache, die selten darauf vergißt, der demonstrierten Eile durch die Bewegung der Arme bei Ausfertigung der Waren oder der Rückgabe des Wechselgeldes noch einen Anstrich von Lässigkeit zu verleihen. Selbst ein Augenzwinkern sorgt manchesmal – ganz en passant – für Verständigung. Auch das gehört neben dem

19 Vgl. u.a. Claus Leggewie: MultiKulti. Spielregeln für den Vielvölkerstaat. Berlin 1991, S. 26 – 36.

Wissen um Existenz und Namen der Waren zum Repertoire der kulinarischen Connaisseurs: der verständnisvoll gekonnte Umgang mit den Ritualen des Handels. So erfolgt der Einkauf, wenn schon nicht in der Muttersprache des Händlers, dann doch unter weitgehender Reproduktion stereotyper Vorstellungen aus der kulturellen Sprache.

Bei allem Abenteuer des Einkaufs, bleibt das Fremde übersichtlich und streng geordnet. Die Exotik präsentiert sich stark strukturiert[20] mit drei Sorten Schafskäse, mit grünen und schwarzen *Oliven mit* und grünen und schwarzen *Oliven ohne,* mit zwei Sorten Fladenbrot und – am Imbiß[21] – mit zwei bis zehn Varianten Döner, die durch Zugabe oder Austausch der einen oder anderen Zutat zustande kommen. Das Geheimnis mitgegessener Multikulturalität liegt in der vorsichtigen Gratwanderung zwischen Neuem und Fremdem auf der einen und einem sich nur allmählich erweiternden und verfeinernden Kanon vertrauter Genüsse auf der anderen Seite. Die Experimentierfreude hält sich also in Grenzen, und die Bereitwilligkeit dazu beschränkt sich auf Milieus,[22] die von den bürgerlichen und alternativen gleichermaßen nicht allzu weit entfernt sind.

Vertrauen zur Exotik schafft auch ein sprachlicher Code, der dafür sorgt, daß Innovationen möglichst nahe an schon bekannte Waren und

20 Wenn Rolf Schwendter 1988 (wie Anm. 4), S. 17 – 34, einerseits die Gefahr der totalen Strukturalisierung der Weltküche sieht und anderseits beklagt, daß noch 1988 nur wenige süddeutsche und österreichische Märkte eine bestimmte griechische Fischrogenpaste anboten, übersieht er Grundlegendes: Exotische Delikatessen sind qua erforderlicher Nachfrage nur im Zustand der Konfektionierung vermarktbar.

21 Ausgelöst durch die Arbeiten Tolksdorfs – Ulrich Tolksdorf: Der Schnellimbiß und The World of Ronald Mc Donald's. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 13 (1981), S. 117 – 162 – erscheint Imbißkultur heute als einer der bestuntersuchten Bereiche der Nahrungsforschung; eine spezifische Analyse exotischer Imbisse ist meines Wissens noch ausständig: Birgit Knop – Martin Schmitz: Currywurst mit Fritten. Von der Kultur der Imbißbude. Zürich 1983.

22 Vgl. den Hinweis auf die klassenspezifischen Geschmackspräferenzen bei exotischen Speisen – Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1980, S. 301 – „Die Vorliebe für ausländische Restaurants – Italiener, Chinesen, Japaner und in geringerem Maß Russen – wächst mit steigendem sozialen Status (eine Ausnahme bilden die spanischen Restaurants, sicherlich weil, verbunden mit einer populären Form von Tourismus, sie eher von Angehörigen einfacher Schichten bevorzugt werden, sowie die vornehmlich von mittleren Führungskräften frequentierten nordafrikanischen Restaurants)". Vgl. auch generell ebd. S. 227 – 335, außerdem Jack Goody: Cooking, Cuisine and Class. A Study in Comparative Sociology. Cambridge 1982.

Speisen herangerückt werden. So werden die authentischen Bezeichnungen zugunsten einer übersichtlichen Sprache aufgegeben; Wortschöpfungen wie *türkische Pizza, bulgarischer Feta, türkisches Gulasch* sind die Folge.

Trotzdem, oder gerade deshalb, erscheint Authentizität als der Schlüsselbegriff zum Verständnis der multikulturellen Märkte. Geschätzt wird von den Kunden zuallererst die Möglichkeit, hier Echteres, ja unverfälschteren Geschmack, einkaufen zu können als etwa beim heimischen Händler. Das gilt besonders für die neuen Delikatessen und beliebten Begleiter des vielfältigen Gemüseangebotes: Der kulinarische Apparat vom türkischen oder levantinischen Händler steht für viele Konsumenten vegetarischer Vollwertkost[23] relativ nahe. Auf der anderen Seite wird an den südosteuropäischen Imbissen, wie etwa Döner Kebab oder Gyros, besonders die Herzhaftigkeit geschätzt. Wurst oder Leberkäse erscheinen dagegen als verfälschte und denaturierte[24] Kost, als weit weniger reell und authentisch.

Der Markt als Ort des symbolischen Tauschs transferiert nichts weniger als die eßbare Antwort auf das Bedürfnis nach (multi)kulturellem Konsum. Befriedigt wird dieses Bedürfnis – einmal mehr, einmal weniger virtuell – durch ein bewußt abgestimmtes Repertoire, das, um zu genügen, einer ständigen allmählichen Verfeinerung und Variierung unterliegt. Man darf nicht glauben, daß das Ende durch Vereinnahmung gesetzt ist, wenn sich, wie geschehen, ein mobiler Imbißstand am Brunnenmarkt mit einem handgemalten Schild „Verkosten Sie bei Ali Mitteleuropa!"[25] versieht.

II. Josefstädter Gastronomie

„Verkosten Sie ..." könnte als Motto auch über den zahlreichen Gastronomiebetrieben stehen, die sich vor allem auf südeuropäische

23 Gabriele Speckels: Naturkost: Geschmack am Fremden. In: Ina-Maria Greverus u.a. (Hg.): Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongreß in Frankfurt a.M. vom 28. September bis 2. Oktober 1987 (= Kulturanthropologie Notizen 28). Frankfurt a.M. 1988, Bd. 2, S. 479 – 482.

24 Vgl. die Bemerkungen zur, auch an Lebensmitteln festgemachten Tendenz der ‚Immaterilisation' – als Chiffre der Moderne – bei Jean-Francois Lyotard.

25 So geschehen bei den oben erwähnten *Kulturtagen Brunnenmarkt,* die unter der Ägide des *Vereines Marktgeschrei* die Gegend um den Yppen- und Hofferplatz in einen multikulturellen Festplatz verwandelten (25. – 27. September 1992).

und asiatische Nationalküchen spezialisiert haben. Wie sehr sich allein in den letzten fünf, zehn Jahren die gastronomische Landschaft verändert hat, ist etwa einem seit 1982 in Wien erscheinenden Führer zu entnehmen.[26]

Eine Auswertung der Eintragungen bestätigt, was jeder Spaziergang deutlich macht: Exotisches ist auf dem Vormarsch – während zwar die Gesamtzahl der Gastronomiebetriebe stagniert oder nur wenig wächst aber die ‚gewöhnliche' Küche stark rückläufig ist. Nur in Ausnahmefällen ist es gelungen, aus dem Attribut „Wiener Küche" ein Qualitätsmerkmal zu machen, das sich die landläufige Begeisterung für stilisierte Regionalküchen zu eigen macht. Ansonsten assoziiert der Wiener Esser mit „Wiener Küche" mehr eine klein- bis gutbürgerliche Küche mit zwar lokaler Note, aber einer wenig charakteristischen – ‚internationalen' – Qualität. Diese Gastronomie hat es in den letzten Jahren schwer, wenn auch die sicher eng verwandte aber eben bewußt in Szene gesetzte Variante einer rustikalen Beisl-Küche floriert.

Um einige Eindrücke zu gewinnen, genügt ein Gang durch die Josefstadt. In diesem gutbürgerlichen Gemeindebezirk, mit einem traditionell überdurchschnittlichen Anteil an Beamten an der Wohnbevölkerung,[27] aber auch mit Studentenheimen und Studentenlokalen, registriert die jüngste Ausgabe des erwähnten Gastronomieführers – unvollständig[28] – neben 28mal Wienerisch, sechsmal Chinesisch, viermal Französisch, achtmal Griechisch, elfmal Italienisch, viermal Jugoslawisch, zweimal Lateinamerikanisch, einmal Orientalisch, einmal Polnisch, einmal Russisch, viermal Türkisch (und zweimal Böhmisch[29]).

26 *Wien wie es ißt ... Ein Führer durch Wiens Lokale.* Wien 1 (1982) – 10 (1992).

27 Zur Josefstadt vgl. Hans Bobek – Elisabeth Lichtenberger: Wien. Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Wien/Köln 1978, S. 283f.

28 Unter Berücksichtigung der Auswahlkriterien für den Gastronomieführer ist – gegenüber der Gesamtzahl der Gastronomiebetriebe im 8. Bezirk (Stand 1990, S. 234) – eher eine Verschiebung in Richtung der Restaurantbetriebe mit ausländischen Spezialitäten und ein Übersehen traditioneller, wenig profilierter Betriebe anzunehmen.
Für ganz Wien wurden (bei 1990 statistisch erfaßten zusammen 8.796 Gastronomiebetrieben) zum Vergleich registriert: Von im Jahr 1985 2.650 Eintragungen 386 mit dezidierten Nationalküchen, 1992 hingegen bei 4.000 Eintragungen 769. Darunter: Italienisch 256 (1985: 144), Chinesisch 211 (91), Griechisch 57 (32), Türkisch 32 (7), Französisch 27 (31), Jugoslawisch 20 (11), Orientalisch 20 (11), Japanisch 17 (4), Ungarisch 15 (13), Indisch 14 (8), Koreanisch 12 (3) etc.

29 'Böhmische Küche' bezeichnet in Wien einerseits eine Nationalküche, anderer-

Aus dem einstmals auch kulinarisch bodenständigen Stadtteil ist in der Tat ein Bezirk mit vielfältiger Gastronomie und einer ausgesprochenen ‚Szene' geworden, für die fremde Kost längst keine Besonderheit mehr darstellt. Diesen Eindruck gewinnt man aber auch mittags, wenn die im Bezirk Beschäftigten, darunter viele Juristen des nahen Landesgerichtes und Beamte aus den Josefstädter Behörden, wie selbstverständlich zwischen einem Essen im Beisl, beim Chinesen oder Italiener abwechseln. Ob man nun zum ‚Schnattl' oder in das ‚Cafe Hummel' geht, in die ‚Oliva verde', in das ‚Shangri La', in die ‚Levante', zum ‚Dionysos' oder in das ‚Plitvice', scheint keinen besonderen Unterschied zu machen; und es stellt sich die Frage, ob sich das Erlebnis des Besonderen, des Kulturkontakes letztlich, bereits in der Alltäglichkeit aufgelöst hat und das Insistieren auf den Funktionen solcher Nahrungsgewohnheiten so überholt ist wie die Frage nach der Exotik einer Tomate oder Zitrone auf mitteleuropäischen Speisezetteln.

Was vor wenigen Jahren noch Gültigkeit besessen haben mag, gilt zumindest für die beschriebenen Milieus und den (nahezu) täglich wechselnden Mittagstisch kaum mehr: nämlich die These, daß in den Pizzerien und jugoslawischen Grillstuben dem Alltag entflohen wird und Urlaubserinnerungen geweckt oder wachgehalten werden.[30] Das mag noch eher für die ritualisierten Essensgänge am Abend mit Freunden oder Partner zutreffen, wo Atmosphäre, Romantik und Gemütlichkeit sich unter den Geschmack mischen, und wo allein die Geplantheit solcher Abende darauf schließen läßt, daß hier ein Ausnahmeerlebnis angesteuert wird. Ich möchte diese beiden – etwas idealtypischen – Modelle gegeneinandersetzen, weil dadurch zwei, wie mir scheint, gegensätzliche aber einander nicht ausschließende Habitusformen charakterisierbar sind.

Zum ersten: Die wie selbstverständliche mittägliche Begegnung mit fremdländischer Küche ist keine wirkliche Exkursion ins Unvertraute, sondern vielmehr der verinnerlichte Lebensstil eines Milieus mit überdurchschnittlicher Bildung und Mobilität. Geschätzt wird ein schnelles und nicht allzu schwer im Magen liegendes Mittagessen in einer auch ästhetisch einigermaßen ansprechenden Atmosphäre:

seits eine Regionalküche oder ein schwer abzugrenzendes traditionelles Qualitätsmerkmal; die entsprechenden Lokale sind daher nur bedingt den hier zur Disposition stehenden exotischen Angeboten zuzuschlagen.

30 Vgl. etwa Rath 1984 (wie Anm. 7), S. 235f.

leicht die Kost, herb bis trocken die Getränke und am liebsten etwas unterkühlt das Ambiente.[31] Daß von diesen in den *lunch-gourmandisen* der City in ihrer reinsten Form vollendeten Idealen in der Vorstadt Abstriche zu machen sind, ändert nichts an ihrer Vorbildfunktion. Wer sich einigermaßen sicher in seinem Milieu bewegt, wird hier keine kulinarischen Überraschungen erleben: Das Angebot erscheint relativ durchstrukturiert bis hin zum Menü im Baukastensystem aus Vorspeise, Hauptspeise, Nachspeise. So erwarten etwa den Kunden beim besseren ‚Italiener' eine bestimmte Anzahl Pizze mit kalkulierbarem Belag, eine bestimmte Anzahl Teigwaren in wenigen Formen und mit einer größeren Anzahl austauschbarer Saucen sowie eine Handvoll Vor- und Nachspeisen, die gleichfalls nur selten den Kanon der austroitalienischen[32] Küche durchbrechen. Dasselbe gilt mehr noch – Rolf Schwendter hat gleichfalls darauf hingewiesen – für die durchschnittliche chinesische Küche in Mitteleuropa, wo die Speisen fast ausnahmslos durchnummeriert sind, und es gilt zunehmend für die weniger lang etablierten Nationalküchen wie die griechische, türkische oder japanische. Distinktionabel erscheint hier bestenfalls noch der unzelebrierte Konsum, der Kennerschaft und ungezierte Dynamik signalisiert.

Zum zweiten: Ganz anderen Kriterien folgen die ritualisierten abendlichen Lokalbesuche. Experimente spielen dabei noch eher eine Rolle, und eine quantifizierende Untersuchung der dabei praktizierten Eßgewohnheiten könnte sicher aufschlußreich für das Verständnis kultureller Milieus sein. Zweifellos gilt, was für alle Bereiche des Konsums – verstanden als Ausdruck einer symbolischen Alltagspraxis – zutrifft; nämlich die Tatsache, daß zwischen Genüssen und Konsumenten bestimmte subtile Affinitäten bestehen, daß schlicht nicht für alle ‚alles möglich' ist. Der Gang zum ‚Chinesen', man sieht

31 Ich würde etwa den boom der grünen Nudeln, der Spinatknödel, -strudel und -nockerln eher auf das light-Design als auf eine Geschmacksrenaissance zurückführen. Paßt es nicht wunderbar zu den leicht grünstichigen Bouteillen italienischer Weißweine?
Zur ästhetisierten Gastronomie als Chiffre der neuen Urbanität auch Doris Hirschmann, Pamela Bassano: Urbane Gaumenfreuden. Über die neue Frankfurter Küche. In: Heinz Schilling: Urbane Zeiten. Lebensstilentwürfe und Kulturwandel in einer Stadtregion (= Kulturanthropologie Notizen 34). Frankfurt a.M. 1990, S. 115 – 132.

32 Vgl. Rolf Schwendters Kritik der auf deutsche und österreichische Bedürfnisse abgestimmten Kochkunst, Schwendter 1988 (wie Anm. 4), S. 26f.

es am Publikum und hört auch immer wieder die verbale Bestätigung, ist für Angehörige einzelner sozialer Schichten und Altersklassen schlicht ausgeschlossen; und ein bewußt aufgeschlossen tolerantes und gebildetes Milieu, das den ‚Griechen' oder ‚Spanier' schätzt, wird beispielsweise ein japanisches Restaurant meiden, weil ihm Publikum und Ambiente als zu schick erscheinen. Trotz solcher offensichtlich bestehender Schwellen,[33] scheint sich doch das Spektrum des Möglichen zu vergrößern; will sagen, daß für immer mehr Leute immer pluralere Eßerfahrungen kulturell möglich werden.

Dennoch sind Mechanismen zu erkennen, die dafür sorgen, den Prestigewert einzelner Kulinaria zu erhalten oder neu zu formulieren. Dabei scheinen wiederum zwei Kategorien im Mittelpunkt zu stehen: eine zumindest gedachte Originalität bis hin zur Gestaltung des Lokals und das Insistieren auf wirkliche Authentizität. Beispiele wären etwa ein chinesisches Restaurant, das sich in der Einrichtung bewußt von den gängigen Stereotypen absetzt[34] oder aber eine italienische Trattoria, von der hinter vorgehaltener Hand erzählt wird, daß der Koch ein ‚echter' Italiener und die Speisekarte handgeschrieben wäre. Wenn dann noch dazu Speisen serviert werden, die weder auf der Karte aufscheinen noch ihre Pendants beim sogenannten Durchschnittsitaliener besitzen, ist das Echtheitserlebnis nur noch durch die Konversation in der Muttersprache des Personals zu steigern.

Gerade bei den Schlüsselbegriffen Originalität und Authentizität werden auch sehr schnell die Grenzen gelebter Toleranz in der Eßkultur sichtbar, scheint es doch in der Macht der einheimischen Kundschaft zu liegen, über die – häufiges Schlagwort – „Anständigkeit" einer Küche befinden zu können. Unanständig ist demnach der Migrant, der nicht der traditionellen Küche seines Herkunftslandes treu bleibt, sondern dem Publikumsgeschmack folgt; unanständig ist dann gleich auch die Familie aus Pakistan, die eine Pizzeria betreibt. Daß aber die Konsumenten sich ganz selbstverständlich Ausflüge in frem-

33 Um den Abbau solcher Schwellen kümmert sich außerdem ganz gezielt das Marketing der professionellen Erlebnisgastronomie. Hier wird versucht, etwa durch entsprechendes Ambiente zunächst eine mobile, hedonistisch orientierte Schicht der trend-setter anzusprechen und ein an Solidität festhaltendes Publikum sukzessive zum exotischen Eßerlebnis hinzuführen: Durchmischte Nationalküchen, bebilderte Speisekarten und Schauküchen sind solche zeitgenössische Kniffe.

34 Die Beobachtung ist so banal wie gleichzeitig schwer verifzierbar, daß gerade die Gestaltung eines Lokales – oder ihre Änderung – ganz maßgeblich über die Art des Publikums entscheiden.

de kulinarische Gefilde gestatten, die Anbieter solcher Fremdheitserfahrungen aber am liebsten auf eine unverfälschte Kultur festlegen möchten, ist eines der herausragendsten Paradoxa jedes – exotisch oder binnenexotisch motivierten – Kulturkontaktes.

III. Wiener Rathausplatz und Karajans Corner

Das dritte Beispiel städtischer Multikultur führt vom Markt und von der Gastrotopographie in einen zwar nur temporären Bereich, der sich aber trotzdem durch einen hohen Professionalisierungsgrad auszeichnet. Ort der Handlung ist der Wiener Rathausplatz, wo eine Partyservice- und Cateringgesellschaft im öffentlichen Auftrag ein internationales kulinarisches Programm zusammenstellte. Die dahinterstehende Idee ist einfach: Den allabendlich tausenden Besuchern des *Karajan Film Festivals* sollten neben musikalischen Genüssen Spezialitäten aus gut einem Dutzend nationaler und regionaler Küchen geboten werden, ja das gastronomische Programm sollte sogar Gäste anlocken, die ansonsten nicht zu den Besuchern eines Klassikfestivals zählen.

Es erübrigt sich zu sagen, daß den Veranstaltern mit dieser Idee nicht nur dickes Lob,[35] sondern auch ein sagenhafter Erfolg beschieden war. Die Schlangen an den Verkaufsständen waren lang (und übrigens ein Indikator für die Affinitäten, die zwischen bestimmten Spezialitäten und Milieus ganz offensichtlich bestehen), an den aufgestellten Tischen war selten ein Platz zu finden. Im Mittelpunkt stand nicht die Aufführung von Opernfilmen unter der Regie Herbert von Karajans, sondern Speis und Trank sowie das bunte Treiben, das sich in weitem Umkreis entfaltete. Der Reiz für viele Besucher lag sicher darin, hier zu erleben, wie ein gastronomischer Rummelplatz Zeit und Raum aufheben und mehrere Tage dauernde kulinarische Weltreisen ermöglichen konnte: Crêpes aus Frankreich, Teppan Yaki aus Japan und Paella aus Spanien lagen dicht neben Kasselern mit Kraut aus Deutschland oder Apfelstrudel aus Österreich. Dazwischen drängte sich Steirisches neben Italienischem, Amerikanisches neben Salzburgischem und vieles mehr. Daß außer West- und Mitteleuropäischem nur die reichen Industriestaaten USA und Japan Platz fanden, hatte jedoch, wie man hätte denken können, nichts mit etwaigen Vorurteilen

35 *Laue Sommernächte mit Carmen und Mimi* ... In: Wiener Blatt Nr. 9/1992, S. 25.

zu tun. Vielmehr verbarg sich dahinter, versicherte der zuständige Marketingstratege, das Motto des gesamten gastronomischen Programms: Es folgte den wichtigen Wirkungsstätten des Meisters, zog aber auch ins Kalkül mit ein, was an Imbissen und Spezialitäten aus den jeweiligen Ländern nicht nur in einem solchen Kontext ‚schmeckt', sondern auch optisch entsprechend präsentierbar ist.[36]

Das Schlagwort von der Ästhetisierung der Lebenswelten drängt sich abermals auf. Exotik ist zweifellos schick, aber sie ist es nur, wenn sie in entsprechendem Ambiente und entsprechender Aufmachung verabreicht wird. Ein *Arme-Leute-Essen* darf ebensowenig an wirkliche Armut erinnern wie etwa das bunte Nebeneinander des Brunnenmarktes an die Tatsache, daß solches für die Händler zunächst einmal Existenzsicherung bedeutet, die in vielen Fällen nur durch Kinderarbeit oder Selbstausbeutung möglich ist. Genau darin scheint mit ein Grund dafür zu liegen, daß derartige „Eßfeste" in ihrer bereinigten Form viel zur Popularisierung exotischer Nahrungsgewohnheiten beitragen können. Außerdem ist das Angebot aus den einzelnen Nationalküchen wiederum überschaubar, das Risiko kalkulierbar, Geschmack und Aussehen berechenbar: Teppan Yaki, um noch einmal den japanischen Publikumsliebling aus Karajans Corner zu bemühen, gibt es mit Lachs, mit Huhn und pur, mit Gemüse. Noch dazu werden die Speisen vor den Augen der Besucher – in großen Pfannen, auf Rosten oder heißen Platten[37] – gefertigt, was auf der einen Seite das Mißtrauen in die Küche[38] reduziert und auf der anderen Seite das Gefühl des Unvermittelten und Echten noch verstärkt.

Für die als Generalunternehmer mit der gastronomischen Organisation betraute Gesellschaft ist ein solches Festival eine nahezu ideale Laborküche und Testfeld für neue Geschmackstrends bei einem breiten Konsumentenkreis. Dabei gilt es verständlicherweise, den richti-

36 Für Hinweise und aufschlußreiche Gespräche bin ich Herrn Mag. Wilfried Kainz, Firma Do & Co Wien, zu Dank verpflichtet.

37 Die Wir-Gefühle beim Grillen bzw. beim Eintopfessen haben eingekreist Ulrich Tolksdorf: Grill und Grillen. Oder. Die Kochkunst der mittleren Distanz. Ein Beschreibungsversuch. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 5 (1973), S. 113 – 134; Konrad Köstlin: Der Eintopf der Deutschen. Das Zusammengekochte als Kultessen. In: Jeggle u.a. (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 69). Tübingen 1986, S. 220 – 241.

38 Vgl. den Vormarsch der Schauküchen in der Erlebnisgastronomie.

gen Punkt zwischen größtmöglicher Individualität und Standardisierung zu finden. Es werden also ähnliche Prinzipien befolgt, wie sie auch für die gehobene Erlebnisgastronomie Gültigkeit besitzen: Das Risiko wird minimalisiert, indem der Herstellungsprozeß der zu etablierenden kulinarischen Exotika möglichst nahe an das Publikum herangerückt, somit durchsichtig gemacht wird. Das ist das Geheimnis der Schauküchen und Buden, in denen eine fest umrissene Zahl von Zutaten nach ein und derselben Art zu einer bestimmten Anzahl klar benennbarer und nach Geschmack und Optik vorhersehbarer Speisen verarbeitet werden. Dabei kalkulieren die Veranstalter mit Recht ein, daß nicht nur der volksfestartige Rahmen, sondern auch die Art der Zubereitung viel zur Popularisierung der forcierten Gastronomiesegmente beitragen können. Im konkreten Fall hilft der Abbau von Schwellen dem Unternehmen, seine Experimente marktgerecht zu plazieren.

Es ist also eine schöne, saubere und sichere Art, fremde Küchen quasi en miniature zu erleben, und sie entbehrt doch nicht einer gewissen spielerischen Note. Im Mittelpunkt stehen das Kosten und Probieren, das sich-Durchessen von Stand zu Stand, die Lust am Geschmack. Manches mag vertrauter schmecken, manches weniger vertraut; selten werden die Grenzen der eigenen Kultur verlassen werden.

Multikultur?

Gleichgültig auf welchen Feldern kulinarischen Transfers man sich umsieht, auf Märkten, in der Gastronomie oder in der organisierten Imbißkultur, man wird konstatieren müssen, daß die beschriebenen Phänomene zuallererst Kennzeichen einer großstädtischen Moderne sind. Daran kann die Tatsache nichts ändern, daß auch in der Provinz Chinarestaurants und Pizzerien längst obligat sind, ja daß in manchen infrastrukturell unterversorgten ländlichen Gebieten zugewanderte Wirte oft schon die Funktion der alten dörflichen Gasthäuser übernommen haben.

Kein Zweifel herrscht – bei aller Uneinigkeit des Fach- und Praxisdiskurses[39] – darüber, daß die vielbesprochene Multikultur in den aufbrechenden Städten der Gegenwart zu suchen ist. In Städten, die

39 Über den Begriff Multikultur in Wissenschaft und Politik vgl. Frank-Olaf Radtke: Lob der Gleich-Gültigkeit. Die Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus. In: Uli Bielefeld (Hg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg 1991, S. 79 – 96.

sich mit überdurchschnittlich hohen Ausländeranteilen konfrontiert sehen, ist dabei aus der politischen Argumentationsnot eine urbane Tugend gemacht worden:[40] Der türkische Gemüsehändler gilt dann den meist sozial- und politpädagogisch argumentierenden Apologeten schon als der Beweis für die Existenz funktionierender Multikultur. Wenn, um frei mit Hermann Bausinger zu sprechen, ‚der Alltag exotisch und Exotik alltäglich wird', heißt das noch lange nicht, daß das Fremde dabei tatsächlich mehr darstellt als ein Kontrastprogramm zum eigenen Alltag. Sprich: „Der Umgang mit Exotischem kann [zwar] ein ernsthafter Angriff sein, ein Versuch, über die Begrenztheiten der eigenen Kultur hinauszukommen",[41] aber eben doch keine Garantie für den Umbau von Gleichgültigkeit in Gleich-Gültigkeit.[42]

Daß diese, und sie scheint ein wirklich treffendes Schlagwort in der Diskussion um urbane Kulturstile zu sein, nicht viel mehr als Utopie ist, beweist die tägliche Praxis: Kulturkontakt beschränkt sich auf Angenehmes und Distinktionables. In bewußter Pointierung ex negativo ließen sich die beschriebenen Phänomene aus dem Bereich der Nahrungsforschung auch als schlichte Folklorismen abtun, deren Auseinandersetzung mit der fremden Kultur bereits am sprichwörtlichen Tellerrand zu Ende geht. Das mag nun allzu pessimistisch klingen und im deutlichen Gegensatz zu dem positiven Grundtenor, der dieser Skizze zugrundegelegt sein sollte. Es steht daher an, die Dialektik eines solcherart Kulturkontaktes zu bemühen: keine Antwort allerdings, aber immerhin den Hinweis, daß vergleichsweise auch der Tourismus als Kulturkontakt zwar in eine Maschinerie kulturindustrieller Bedürfnisbefriedigung eingebettet ist, aber dennoch die nicht genug zu schätzenden Potentiale der Horizonterweiterung in sich birgt.[43] Wenn also kulturelles Wissen, und dazu ist die

40 Als Problemreaktion und weniger als wirkliches Programm ist in diesem Zusammenhang auch das Frankfurter Amt für multikulturelle Angelegenheiten zu verstehen; vgl. über die seit 1989 bestehende und von Daniel Cohn-Bendit geleitete Behörde Claus Leggewie: Das Amt für multikulturelle Angelegenheiten – ein persuasives Programm. In: ders.: MultiKulti. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik. Berlin 1990, S. 46 – 60 (Interview mit Cohn-Bendit ebd. S. 61 – 68).

41 Hermann Bausinger: Malaiendolch und China-Stüble. Wie der Alltag exotisch und Exotik alltäglich wird. In: Baden-Württemberg 34 (1987), Sonderheft 2, S. 6 – 11; wiederabgedruckt in: ders.: Der blinde Hund. Anmerkungen zur Alltagskultur. Tübingen 1991, S. 224 – 228.

42 Radtke 1991 (wie Anm. 39).

43 Hans Magnus Enzensberger: Eine Theorie des Tourismus. In: ders.: Einzelheiten I. Bewußtseinsindustrie. Frankfurt a.M. 1962, S. 179 – 205.

Kenntnis fremder Speisen allemal zu zählen, selbst für die Steigerung des persönlichen Ansehens gut ist, warum dann nicht auch für den Abbau von Berührungsängsten zwischen den städtischen Kulturen?

Das heißt freilich nicht, daß hier offiziellen und stets mehrheitskonformen Assimilierungsprogrammen das Wort geredet werden soll. Das heißt aber auch nicht, daß es Sinn machte, zu einer Verteidigung rigide geschlossener Kulturen anzuheben, nur weil die Würze der Urbanität in den Unterschieden[44] zu suchen ist. Abbau von Berührungsängsten würde in diesem Kontext heißen, daß die Kultur der Mehrheit, für die der tägliche Wechsel fragmentierter Identitäten längst eine Selbstverständlichkeit darstellt, den Minderheiten gleichermaßen den Ausbruch aus ihren ‚rurbanisierten'[45] Zellen zugesteht. Denn es gibt ja auch in den Migrantenkulturen ganz offensichtliche Ansätze neuer und vermischter Strukturen. Solange die Klientel der fremdländischen Händler und Wirte aber – wie die städtischen Rezipienten der Migrantenfolklore überhaupt – auf besondere Unverfälschtheit besteht, wird der Austausch ein relativ einseitiger bleiben. Das offensichtliche Hauptmovens städtischer Exotikerfahrung, nämlich die Nachfrage nach ‚authentischem' Erleben erscheint somit zugleich als die Crux städtischer Multikultur.

Das ist das eine; zum anderen ist die Nachfrage der meisten Ausländer und Migranten nach ihnen gemäßen Einkaufs- und Essensmöglichkeiten naturgemäß völlig anders gelagert. Ihr Interesse gilt vor allem einem funktionierenden System für die Versorgung mit Vertrautem: von den erschwinglichen Lebensmitteln nach Landesart bis hin zur Kommunikation mit Leuten aus der eigenen ‚community', von der Kreditvermittlung und Organisation billiger Bustransfers in die Heimat bis hin zu Orten, an denen die Verhaltenscodes aus den jeweiligen Auswanderungsländern gelten. Die Nachfrage nach fremder Kost folgt eben nicht nur den Unterschieden der Milieus und Lebensstile, sondern auch denen der Ethnizität. Sie ist an einen

44 Richard Sennett: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Frankfurt a.M. 1990, s. v.a. die etwas apokryphen *Nachbetrachtungen* S. 302 – 318. Vgl. auch Klaus Nüchtern: Lob des Unterschieds. Gespräch mit Richard Sennett. In: Falter. Stadtzeitung Wien, Nr. 39/25. September – 1. Oktober 1992, S. 26f.

45 „Rural urbanity" lautet ein Schlagwort in der amerikanischen Soziologie, das die Persistenz ländlicher Lebensstile von Migranten in der Stadt bezeichnet. Das Instrument der Integration durch Folklore erscheint daher kontraproduktiv, weil es in Reaktion auf Defizite der Mehrheit einseitig Exotismen zu kulturellen Merkmalen der Migranten stilisisiert.

bestimmten Habitus gebunden, der in dieser Deutlichkeit auch aus schlicht materiellen Gründen – vor dem Lebensstil steht allemal der Lebensstandard – bestenfalls bei ohnehin assimilierten Migranten europäischer Großstädte anzutreffen ist.

„Das Modell der multikulturellen Gesellschaft in der postmodernen Version setzt das autonome Individuum voraus, das gelernt hat, mit der Segmentierung und Fragmentierung seiner Identität zu leben und dabei noch Lust zu empfinden."[46]

Eine Zwei-Klassen-Gesellschaft also auch hier? Vieles sieht danach aus; konstatierte zumindest neulich unter der Schlagzeile „Jetzt kommt die Einheitsnudel" ein angesichts europäischer Konfektionierungstendenzen erboster Feuilletonist:

„Was also werden wir finden auf den Tellern des vereinten Europa? Zusammenfassend läßt sich vorhersagen, daß die Zukunft von einer zweigeteilten Entwicklungsstruktur geprägt sein wird: die zunehmende Vorherrschaft des technokratisch-populistischen Mainstream provoziert gleichzeitig dessen Gegenteil. Es wird mehr Einheitsfutter geben und gerade deshalb auch mehr Feinschmeckerei, mehr Bio, mehr Gesundheit, mehr Design. (...) Dem progressiv banalisierten Massenkonsum antwortet vermehrt ein verfeinerter Klassenkonsum."[47]

Der kulturpessimistische Schreiber hat damit bestimmt nicht ganz unrecht, aber er übersieht, daß ‚Massenkonsum' und ‚Klassenkonsum' in der Gegenwart in ständigem Austausch begriffen sind, daß also konkret das gesamte kulinarische System heute zumindest so in Bewegung geraten ist wie etwa die Mode, wo Spielerisches längst in die noch vor wenigen Jahren sicheren Klassenbastionen eingedrungen ist.

Die Annahme sukzessive populärer werdender ästhetischer Eßerfahrungen – sie müßte übrigens leicht empirisch belegbar sein – ist jedenfalls nicht falsch, gleichwohl der allseits konstatierte Hedonismus der Gegenwart[48] lange nicht allen Lebensstilen in gleichem Maße

46 Radtke 1991 (wie Anm. 39), s. S. 93.

47 Wolfgang Pauser: Jetzt kommt die Einheitsnudel. Unterwegs zum Euro-Geschmack: Über die Entmündigung des Gaumens – Eine Gourmetkritik. In: Die Presse, 5./6. September 1992, Spectrum S. I.

48 Hedonismus und Ästhetisierung der Lebenswelt – als Chiffren rezenter Tendenzen in Kultur und Gesellschaft – standen auch im Mittelpunkt der Diskussionen beim neulich in Hannover abgehaltenen Philosophiekongreß „Die Aktualität des Ästhetischen". Vgl. den ausführlichen Tagungsbericht von Klaus Nüchtern. In: Falter. Stadtzeitung Wien, Nr. 38/18. – 24. Oktober 1992, S. 29f.

zugrunde liegt. Ihn zu fordern schiene mir verfehlt; den Reden von der Multikulturalität aber einen gleichberechtigten Identitätsbegriff zu unterlegen, erscheint mir ein berechtigtes Postulat zu sein. Wenn sich in einer offenen, mobilen und permissiven Gesellschaft Begriff und Sache der Identität dynamisieren, wird jede Festlegung „auf eine ganz bestimmte Position, etwa die der Herkunftskultur"[49] mit Recht suspekt. Die Existenz von Eßgewohnheiten im Sinne des Postulats einer Multikultur schlösse demnach die Möglichkeit – wohlbemerkt *die Möglichkeit* – mit ein, demnächst eine, sagen wir, rumänische Sintifamilie in einem von österreichischen Wirtsleuten betriebenen karibischen Restaurant anzutreffen. Ob sich solche Visionen in künftige Bilder urbaner Kultur einfügen lassen, wird freilich nicht – oder kaum – auf den Feldern der Nahrungsforschung entschieden werden.

49 Hermann Bausinger: Regionale Tradition und multikulturelle Gesellschaft (1989). In: ders. (wie Anm. 41), S. 217 – 223, s. S. 223.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 147 – 166*

Dinge ohne Erinnerung
Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Museum

Von Bernhard Purin

Die Renaissance jüdischer Historiographie in den letzten zehn, fünfzehn Jahren hat sich auch auf die Museumslandschaft ausgewirkt: In Amsterdam und Frankfurt entstanden große jüdische Museen, in Berlin und Wien werden solche Sammlungen geplant. Große kulturhistorische Ausstellungen haben sich in den letzten Jahren ebenso dieser Thematik angenommen.[1] Jüdische Geschichte wurde und wird in diesen Präsentationen vorwiegend durch Relikte der Sachkultur dargestellt. Optischer Mittelpunkt sind dabei die erhalten gebliebenen Kult- und Ritualobjekte. Ihnen wird viel abverlangt: Sie sollen einen Einblick in die jüdische Welt, in deren Alltag ebenso wie in deren Feste ermöglichen, sie sollen stellvertretend und veranschauend für das stehen, was *jüdische Kultur* genannt wird. Das wirft aber eine Reihe von Fragen auf, die einerseits das Verständnis jüdischer Geschichte betreffen, andererseits aber auch grundsätzliche Probleme musealer Darstellung berühren. Die folgenden Überlegungen zum Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualgegenständen im Museum sind das Resultat einer Auseinandersetzung über die Ausstellbarkeit von Judaika, die im Vorfeld des Aufbaues des Jüdischen Museums in Hohenems geführt wurde.

1986 hatte sich in Hohenems ein Verein konstituiert, um unter seiner Trägerschaft ein Jüdisches Museum in der ehemals in jüdischem und nun in städtischem Besitz befindlichen Villa Heimann-Rosenthal zu errichten. In der einstigen Reichsgrafschaft Hohenems bestand seit dem frühen 17. Jahrhundert eine jüdische Landgemeinde, die im 18. und 19. Jahrhundert zu den größten und bedeutendsten im Bodenseeraum zählte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging

1 So beispielsweise „Judentum in Wien", Historisches Museum der Stadt Wien 1988, „Geschichte und Kultur der Juden in Bayern", Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1988/89 oder „Jüdische Lebenswelten", Gropiusbau Berlin 1992.

die Anzahl der jüdischen Gemeindemitglieder wegen Abwanderung in größere Städte ständig zurück. 1938 lebten weniger als 20 Juden in Hohenems. Einigen gelang die Flucht in die nahe Schweiz, mindestens neun Hohenemser Juden wurden in nationalsozialistischen Konzentrationslagern ermordet.[2]

Schon vor der Deportation der letzten Hohenemser Juden wurde von den lokalen NS-Behörden der Besitz der aufgelösten Kultusgemeinde beschlagnahmt. Ein 1938 erstelltes Inventar listet säuberlich den Synagogenschatz auf: Allen angeführten Gegenständen aus Metall – Toraschmuck, Leuchter und einer Bronzebüste des Kantors und Komponisten Salomon Sulzer – ist der handschriftliche Vermerk „Metallspende" hinzugefügt.[3] Über ihren Verbleib ist ebensowenig bekannt, wie über das weitere Schicksal der zwölf Torarollen, der Toravorhänge, der Gebetbücher oder des Gemeindearchivs.

Der Trägerverein für das geplante Jüdische Museum, ein Zusammenschluß von Lokalhistorikern und engagierten Laien, konnte daher nicht auf erhaltene Ritual- und Kultgegenstände aus Hohenems zurückgreifen. Weil das Museum von den Initiatoren aber als religionsgeschichtliche Sammlung geplant war, wurde begonnen, Fehlendes auf dem internationalen Kunst- und Antiquitätenmarkt zu erwerben. Im Antiquitätenhandel wurden ein silbernes Toraschild und eine Schabbatlampe aus Messing erstanden. In einem süddeutschen Trödlergeschäft entdeckte ein Vereinsmitglied ein rundes Fenster, in das ein Davidstern aus farbigem Glas eingearbeitet war. Dieses Fenster (es könnte aus einer zerstörten Synagoge, oder – viel banaler – aus einer Brauerei stammen, wo sechszackige Sterne als Zunftzeichen der Bierbrauer verwendet wurden),[4] sollte in der historistischen Villa

2 Vgl. dazu: Aron Tänzer: Die Geschichte der Juden in Hohenems und im übrigen Vorarlberg. Meran 1905 (erw. Nachdruck Bregenz 1982); Werner Dreier (Hg.): Antisemitismus in Vorarlberg. Regionalstudie zur Geschichte einer Weltanschauung. Bregenz 1988; Bernhard Purin: Die Juden von Sulz. Eine jüdische Landgemeinde in Vorarlberg 1676 – 1744. Bregenz 1991; Kurt Greussing: Die Erzeugung des Antisemitismus in Vorarlberg um 1900. Bregenz 1992.

3 Stadtarchiv Hohenems, Sammelakt Judenbesitz in Hohenems, Rückgabe, 9127-B und 912/10. Vgl. dazu die Begleitumstände in: Werner Dreier: „Rücksichtslos und mit aller Kraft" Antisemitismus in Vorarlberg 1880 – 1945. In: ders. (wie Anm. 2), S. 132 – 249, hier S. 209f.

4 Andreas Würfel, ein Christ, der 1754 eine Geschichte der Fürther Juden verfaßte, schrieb über das Fürther Gemeindesiegel, auf dem ein Magen David abgebildet war: „siehet einem Bierzeichen [...] nicht ungleich". Zit. nach: Christoph Daxelmüller: Jüdische Kultur in Franken. Würzburg 1988, S. 24.

Heimann-Rosenthal eingebaut werden. In einem Amsterdamer Antiquariat wurde ein Mohelbuch eines hessischen Beschneiders des 19. Jahrhunderts erstanden und auf Spezialauktionen, etwa bei Christie's in Amsterdam und bei Habsburg-Feldman in Genf wurden verschiedene kleinere *jüdische* Gegenstände ersteigert: eine Schnupftabaksdose russischer Provenienz mit hebräischen Initialen, ein silberbeschlagenes Gebetsbuch aus England, eine Bessamimbüchse, Amulette und Sederteller unbekannter Herkunft. 1989 erhielt ein Vertreter des Vereins im Genfer Auktionshaus Habsburg-Feldman den Zuschlag für eine Chuppa, einen Hochzeitshimmel. Dieser um 1900 entstandene Baldachin stammt aus einer Synagoge in Bukarest und trägt die in hebräischer und rumänischer Sprache eingestickte Widmung „Gestiftet zur Hochzeit des Paares Rachel und Leon Schurberg". Er sollte nach den Vorstellungen der Einkäufer als ein zentrales Exponat im geplanten Museum aufgestellt werden.

Als 1990 die mittlerweile mit Konzeption und Realisation des Jüdischen Museums Hohenems Beauftragten[5] mit diesem Exponatfundus konfrontiert wurden, wurde schnell deutlich, daß sich damit kein unschuldiges religionsgeschichtliches Museum machen läßt. Daß nämlich diese Gegenstände überhaupt käuflich sind, daß sie zu Objekten des Handelns und Sammelns werden konnten, hat wesentlich mit ihrer Geschichte, mit der Zerstörung der jüdischen Kultur in Europa durch den Nationalsozialismus zu tun. In der Tat ist der ursprüngliche Bedeutungszusammenhang dieser Ritualia, der sie zu Exponaten eines religionsgeschichtlichen Museums hätte machen können, in hohem Maß von einer anderen Konnotation überlagert, die auf Zerstörung und Vernichtung verweist. Erst eine Einbettung in diesen Zusammenhang hätte eine Präsentation dieser Objekte im Jüdischen Museum Hohenems zulässig gemacht.

In Hohenems wurde auf eine Integration dieser Realien verzichtet, der Fundus im Depot belassen. Vielleicht wird einmal eine Sonderausstellung der Geschichte dieser merkwürdigen Sammlungsgegenstände nachspüren. Im Museum werden lediglich die zentralen synagogalen Ritualgegenstände als Leihgaben der Israelitischen Kultusgemeinden Wien und St. Gallen präsentiert. Das Projektteam entschied sich, auf

5 Im Frühjahr 1990 beauftragte der Verein Jüdisches Museum Hohenems Kurt Greussing mit der Erstellung eines Museumskonzeptes. Im Herbst 1990 und Frühjahr 1991 arbeitete ein Projektteam (Bernhard Purin, Eva Grabherr, Sabine Fuchs) an der Realisation.

Realien weitgehend zu verzichten und gleichzeitig die Interaktion von Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft als Leitmotiv des Museums vorwiegend mit zweidimensionalen Exponaten zu visualisieren.

Bei den für die Ankäufe der Ritualobjekte Verantwortlichen fiel diese Entscheidung begreiflicherweise auf Ablehnung und Unverständnis.[6] Sie konnten auch auf eine Reihe anderer Museums- und Ausstellungprojekte zu Geschichte und Kultur des Judentums verweisen, wo dieses Problem offenbar keines war und ist. Es scheint deshalb sinnvoll, sich mit dem Umgang mit Judaika in Museum und Ausstellung näher zu befassen.

„Jüdische Altertümer" – vom Ritualgegenstand zum Museumsexponat

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts waren jüdische Kult- und Ritualgegenstände einer Profanisierung weitgehend entzogen. Nicht mehr benötigte oder unbrauchbar gewordene Gegenstände wurden in einer Genisa verwahrt oder auf Friedhöfen beigesetzt. Ritualobjekte hatten keinen Markt- oder Liebhaberwert, was dazu führte, daß sie gelegentlich sogar in säkulare oder christliche Gegenstände umgearbeitet wurden, um so dem Antiquitätenhandel zugeführt werden zu können.[7] Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert als Folge der Emanzipation und der Säkularisierung, aber auch als Ausdruck der Suche nach der eigenen Geschichte wurde begonnen, „jüdische Altertümer" in Ausstellungen und Museen auszustellen.[8] 1887 war

6 Der daraus und aus unterschiedlichen Ansichten über die Darstellung des lokalen Antisemitismus resultierende Konflikt ist dokumentiert in: Kultur. Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft Vorarlbergs, 6. Jg. H. 3 (April 1991), H. 4 (Mai 1991) und H. 5 (Juni 1991). Zum Jüdischen Museum Hohenems vgl. auch: Eva Grabherr: Das Jüdische Museum Hohenems (= IDCIV-Vorträge 46), Wien 1992; Bernhard Purin: „Eine ganz kleine Gemeinde ..." Hohenems und sein Jüdisches Museum. In: Allmende, H. 32/33 (1992), S. 220 – 226; ders.: Das Heimatmuseum und die Nachtseite der Heimatgeschichte. In: Neues Museum, H. 3 – 4, Wien 1992, S. 88 – 92.

7 Michael E. Keen: Jewish Ritual Art in the Victoria & Albert Museum. London 1991, S. 7f.

8 Vgl. dazu: Christoph Daxelmüller: Jüdische Museen – Jüdisches in Museen. Anmerkungen zur Geschichte der jüdischen Museologie. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1989, S. 15 – 26. Zur Säkularisierung und Historisierung des Judentums und im Judentum vgl. Yosef Hayim Yerushalmi: Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis. Berlin 1988. (hier bes. S. 94 – 98.).

beispielsweise die Israelitische Kultusgemeinde Hohenems in der Abteilung „Gegenstände der Kunst und des Kunstgewerbes" der Vorarlberger Landesausstellung in Bregenz, einer Leistungsschau für Kunst und Gewerbe, vertreten. Sie stellte dort eine, wie es im Ausstellungskatalog hieß, „Leinenstickerei, die Geschichte Joseph's darstellend, 1632" sowie einen „Teppich mit biblischen Darstellungen" – wohl zwei Toravorhänge – aus.[9] Neben der Kultusgemeinde stellte auch der jüdische Versicherungsagent Michael Menz aus Hohenems zwei Leihgaben zur Verfügung: ein „Balsambüchschen, Silber vergoldet in getriebener Arbeit, Beschneidung nach israelitischem Ritus darstellend" sowie ein „Mosaisches Amulett, die Bundeslade darstellend".[10]

Die Profanisierung jüdischer Ritualgegenstände scheint ein typisches Merkmal für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu sein. Darauf deutet die fast zeitgleiche Bedeutungsverschiebung vom Ritual- zum Kunstgegenstand in ganz Europa hin: In London fand 1887, im gleichen Jahr, als Hohenemser Juden ihre Ritualgegenstände auf der Vorarlberger Landesausstellung präsentierten, eine umfangreiche „Anglo-Jewish historical exhibition" statt. Die Ausstellung in der Royal Albert Hall, bei der über 2.600 Kult- und Ritualobjekte zu sehen waren, fand am Höhepunkt der Emanzipation der britischen Juden statt. Auch neun Jahre zuvor markierte die erste überhaupt bekannte Ausstellung jüdischer Kunst – sie fand 1878 in Paris statt – den Eintritt der französischen Juden in die bürgerliche Gesellschaft.[11] Das, was französische und britische Juden bei diesen Ausstellungen der nichtjüdischen Welt vorstellten, verstanden sie nicht mehr ausschließlich als Werkzeuge religiöser Praxis, sondern vielmehr als ihren Beitrag zu einer gemeinsamen Kultur.

Während diese ersten Ausstellungen noch im Rahmen umfassender Kunstgewerbeschauen stattfanden und eine breite, auch nichtjüdische Öffentlichkeit zu interessieren suchten, begann im ausgehenden 19. Jahrhundert mit der Einrichtung erster Jüdischer Museen der Schritt ins Ghetto. 1895 wurde in Wien die „Gesellschaft für Sammlung und Konservierung von Kunst und historischen Denkmälern des Judentums" gegründet, die zwei Jahre später im Haus Rathausstraße 13 das weltweit erste jüdische Museum mit ca. 400 Objekten eröff-

9 Katalog der Vorarlbergischen Landes-Ausstellung in Bregenz, Bregenz 1887, S. 105f.

10 Ebd., S. 94.

11 Michael E. Keen (wie Anm. 7), S. 1f.

nete.[12] 1898 rief der damalige Hamburger und spätere Wiener Rabbiner Max Grunwald die „Gesellschaft für jüdische Volkskunde" ins Leben, um eine „möglichst vollständige Sammlung aller auf das Judentum und seiner Bekenner bezüglichen Volksüberlieferungen und Kunsterzeugnisse anzulegen".[13] Gleichzeitig errichtete er auch in Hamburg ein Jüdisches Museum. In den folgenden Jahren kam es an vielen Orten zu weiteren Gründungen, meist getragen von jüdischen Gemeinden. Parallel dazu wurden nun auch Judaika in die Sammlungen von Kunstgewerbe- und Volkskundemuseen, aber auch von kleineren Stadt- und Heimatmuseen aufgenommen.[14] Auch das Österreichische Museum für Volkskunde begann um diese Zeit, eine kleine Judaikasammlung anzulegen. Das erste Objekt kam 1896 in die Sammlung: ein Schofar mit dem Herkunftsvermerk „Floridsdorf". Zahlreiche weitere Objekte folgten vor allem in den Jahren bis 1918.[15] In dem 1930 in der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde" von Michael Haberlandt publizierten Museumsführer wird die in einem Kasten in Raum XVII zusammen mit Leuchten aus der Sammlung Benesch ausgestellte „nicht unansehnliche Sammlung Judaica, Leuchter und Zinnschüsseln für die rituellen Feste, Gebetsriemen, Beschneidungsmesser in schnitzverziertem Kästchen, Räuchertürmchen usw." verwiesen.[16]

An der Musealisierung jüdischer Kult- und Ritualgegenstände schieden sich aber schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Geister. Strenggläubige verwiesen auf die für sie als gültig erachteten Ritualgesetze wie der aus dem 16. Jahrhundert stammenden volkstümlichen

12 Leon Kolb: The Vienna Jewish Museum. In: Josef Fraenkel (Hg.): Jews in Austria. Essays on their Life, History and Destruction. London 1967, S. 147 – 159, hier S. 148. Dieses Museum war allerdings nur beschränkt zugänglich. Erst nach dem Umzug in die Praterstraße 1905 war es öffentlich zugänglich.

13 Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde, 1. Jg., H. 1 (1898), S. 1.

14 Christoph Daxelmüller (wie Anm. 8), S. 20 – 23, Bernward Deneke: Zur Geschichte der Sammlung jüdischer Altertümer im Germanischen Nationalmuseum. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Jg. 1981, S. 137 – 148.

15 Freundlicher Hinweis von Bernhard Tschofen, Museum für Volkskunde, Wien.

16 Michael Haberlandt: Führer durch das Österreichische Museum für Volkskunde. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde. XXXV. Jg (1930), S. 129f. Ein Teil der Sammlung erwuchs dem Museum für Volkskunde während des Ersten Weltkriegs, als kunsthistorisch bedeutsam erachtete Objekte aus den kriegswirtschaftlichen Buntmetallsammlungen nicht eingeschmolzen, sondern Museen übergeben wurden. Diese Objekte sind heute noch an ihrer Inventarnummer erkennbar (Freundlicher Hinweis von Dir. Dr. Klaus Beitl, Museum für Volkskunde, Wien).

Ausgabe des „Schulchan Aruch", der unter anderem den Umgang mit Kultgegenständen regelt und diese, wenn sie nicht mehr für den religiösen Gebrauch zu verwenden sind, auf einem jüdischen Friedhof bestattet oder in einer Genisa verborgen sehen will. Der Handel mit Tora, Tefillin und Mesusot war Beschränkungen unterworfen: Einem Nichtjuden sollten sie nur zu einem geringen Preis abgekauft werden, um „keinen Anreiz zu geben, solche zu stehlen oder zu rauben".[17]

Assimilierte wiederum sahen im Bemühen jüdischer Museologen die Gefahr einer kulturellen Ausgrenzung.[18] Dieser Einwand gegen eine Präsentation von Jüdischem im Museum, damals vor dem Hintergrund des Konflikts zwischen assimilierten und religiös-traditionellen oder zionistischen Juden formuliert, ist unter anderen Vorzeichen auch heute der schwerwiegendste. Die kleinen Jüdischen Museen, meist organisatorisch mit Kultusgemeinden verbunden, führten ein Schattendasein und wurden fast ausschließlich von Juden besucht. Die Judaika-Abteilungen kulturgeschichtlicher Museen zeigten – von wenigen Ausnahmen abgesehen[19] – jüdische Ritualia als etwas Exotisches, deren Anordnung in angefüllten Vitrinen, jeglichen Bedeutungsszusammenhangs beraubt, diesen Eindruck verstärkten.

Nur einmal wurde, an die Tradition der Ausstellungen in Paris und London anknüpfend, jüdische Geschichte in einem umfassenderen Kontext präsentiert. Rabbiner Max Grunwald wurde mit der Gestaltung der jüdischen Abteilung der „Internationalen Hygieneausstellung" in Dresden 1911 beauftragt und konnte dort auch umstrittene Riten wie die Beschneidung oder das Schächten aus ihrer Geschichte auch einem nichtjüdischen Publikum vermitteln. Grunwalds Versuch, jüdische Museologie aus seinem Ghettodasein herauszuführen (das er als Kustos zuerst des Hamburger und später des Wiener Jüdischen Museums aus eigener Anschauung kannte), brachte ihm allerdings auch zum Teil heftige Kritik ein, weil nicht wenige durch die starke öffentliche Präsenz im Rahmen eines so aufsehenerregenden Ereig-

17 Vgl. dazu: Schelomo Ganzfried: Kizzur Schulchan Aruch. Bd. 1, ins Deutsche übertragen von Rabbiner Dr. Selig Bamberger. Neue verb. Ausgabe, Basel 1988, S. 157f.

18 Christoph Daxelmüller (wie Anm. 8), S. 20.

19 Vgl. dazu Christoph Daxelmüller (wie Anm. 8), S. 22, der mit Uffenheim und Bamberg zwei seltene Ausnahmen einer Integration jüdischer Artefakte in lokale Museen nennt, sowie Gerhard Renda: Judaica im Heimatmuseum. Die Geschichte einer Bewahrung. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1989, S. 49 – 56 (über die Judaika-Bestände des Heimatmuseums Schnaittach).

nisses wie der Dresdner Ausstellung weniger Aufklärung als vielmehr Bestätigung alter Vorurteile erwarteten.[20]

Vom „Einsatzstab Rosenberg" zum Kunst- und Antiquitätenhandel

Die um die Jahrhundertwende enstandenen jüdischen Museen und Sammlungen konnten in den ersten Jahren nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland relativ ungehindert arbeiten. Der Ausschluß jüdischer Wissenschaftler und Künstler aus dem nun von der Reichskulturkammer gelenkten kulturellen Leben führte sogar zu einer besonders regen Tätigkeit jüdischer Sammlungen, die zahlreiche Ausstellungen durchführten. Das Frankfurter Museum für jüdische Altertümer konnte durch Schenkungen seine Sammlung erheblich erweitern. Zahlreiche hessische Gemeinden, die sich vor 1938 auflösten, übergaben ihren Besitz an das Museum in Frankfurt, wo dessen letzter Oberkustos 1934 eine neue Aufgabe des Museums sah: „Durch die Abwanderung der Juden aus kleineren Gemeinden und die dadurch hervorgerufene Auflösung mancher Gemeinden erwächst dem jüdischen Museum eine alte Aufgabe mit neuer, dringlicher Intensität. Den ‚Synagogenschatz' solcher Gemeinden zu verwahren, ihn vor Verschleuderung oder Einschmelzung zu schützen, durch fachliche Pflege und Wiederherstellung zu erhalten, ist eine überall mit Nachdruck geforderte Arbeit des jüdischen Konservators."[21]

Viele der so gesammelten oder auch in den Synagogen verbliebenen Kult- und Ritualgegenstände wurden während des Novemberpogroms 1938 zerstört oder gestohlen. Im Sommer 1942, eineinhalb Jahre nach dem Beschluß der „Endlösung der Judenfrage" in Wannsee, begannen Alfred Rosenberg und sein „Institut zur Erforschung der Judenfrage" zusammen mit Reinhard Heydrich, ein „Jüdisches Zentralmuseum" als „Museum einer untergegangenen Rasse" in Prag zu konzipieren. In einer großangelegten Aktion wurden alle Artefakte der aufgelösten jüdischen Gemeinden in Böhmen und Mähren nach

20 Ebd., S. 19f. Vgl. dazu auch Max Grunwald (Hg.): Die Hygiene der Juden. Dresden 1911; ders.: Bericht über die Gruppe „Hygiene der Juden" in der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911. o.O. [Wien], o.J. [1911].

21 Hermann Gundersheimer: Bedeutung und Aufgaben des Museums jüdischer Altertümer. In: Gemeindeblatt der Israelitischen Gemeinde Frankfurt, 12. Jg., H. 8 (1933/34), S. 314f., zit. nach Felicitas Heimann-Jelinek (Red.): Was übrig blieb. Das Museum jüdischer Altertümer in Frankfurt 1922 – 1938, Frankfurt a.M. 1988, S. 27.

Prag transportiert, währenddessen deren Besitzer in die Vernichtungslager deportiert wurden. In den Gebieten außerhalb des Protektorats Böhmen und Mähren wurde ebenfalls damit begonnen, jüdischen Besitz systematisch zu beschlagnahmen und für den Transport nach Prag bereitzustellen, wo ihn jüdische Kunsthistoriker und Museumsfachleute – die meisten von ihnen sollten später in Theresienstadt, Auschwitz und anderen Vernichtungslagern ermordet werden – zu ordnen und zu katalogisieren hatten.[22] Es gibt auch Hinweise, daß nationalsozialistische Dienststellen wie das Finanzministerium Exponate aus geplünderten jüdischen Sammlungen wie dem Berliner Jüdischen Museum auf dem internationalen Kunstmarkt anboten.[23]

Nach 1945 begannen jüdische Organisationen mit Hilfe der Westalliierten, die Rückführung jüdischen Eigentums zu organisieren. Zur Auffindung und Rückerstattung von kulturellen Gütern wurde in der amerikanischen Besatzungszone mit der „Jewish Cultural Reconstruction Inc." (JCR) eine eigene Organisation gegründet, in der jüdische Gelehrte, unter ihnen Hannah Arendt, arbeiteten. Kult- und Ritualgegenstände wurden, soweit ihre Besitzer die Konzentrationslager überlebt hatten, an diese rückerstattet. Wo dies nicht mehr möglich war, wurden die Gegenstände zum Teil restauriert und an jüdische Einrichtungen wie Museen, Bibliotheken oder Synagogen in Israel oder anderen Staaten verteilt. So wurden allein von der „Jewish Cultural Reconstruction Inc." 7.867 Ritualgeräte und 1.024 Torarollen aus Deutschland einer neuen Bestimmung zugeführt.[24] In der britischen Besatzungszone nahm sich die „Jewish Trust Cooperation" (JTC) der Rückführung und Neuverteilung jüdischer Kulturgüter an. Mit Hilfe des JTC gelangten so Teilbestände des ehemaligen Berliner Jüdischen Museums in britische und israelische Sammlungen.[25] Die von den Restitutionsorganisationen rückgeführten Judaika bildeten freilich nur einen Bruchteil der von den nationalsozialistischen Be-

22 Linda A. Altshuler, Anna R. Cohn: The Precious Legacy. In: David Altshuler (Hg.): The Precious Legacy. Judaic Treasures from the Czechoslovak State Collection. New York 1983, S. 17 – 44, hier S. 24 – 38. Zum Jüdischen Museum Prag vgl. neuerdings: Edna Brocke, Michael Zimmermann (Hg.): Das Jüdische Museum in Prag. Von schönen Gegenständen und ihren Besitzern. Bonn 1991.

23 Hermann Simon: Das Berliner Jüdische Museum in der Oranienburger Straße. Geschichte einer zerstörten Kulturstätte. Berlin (Ost), 1988, S. 90.

24 Georg Heuberger: Zur Rolle der „Jewish Cultural Reconstruction" nach 1945. In: Felicitas Heimann-Jelinek (Red.) (wie Anm. 21), S. 97 – 103, hier S. 101.

25 Hermann Simon (wie Anm. 23), S. 95f.

hörden beschlagnahmten Gegenstände. So erhielt das Jüdische Historische Museum in Amsterdam nur ein Zehntel seines Vorkriegsbesitzes zurück.[26] Manche der vom JCR und ähnlichen Organisationen nicht erfaßten Gegenstände gelangte auf inoffiziellen Wegen nach Israel. In Hohenems erhielten beispielsweise ostjüdische Flüchtlinge, die dort an der unmittelbar nach Kriegsende eingerichteten Rabbinerschule „Bet Schmuel" lehrten, von einer Privatperson jenen Toravorhang von 1632, der bereits 1887 von der Hohenemser Kultusgemeinde anläßlich der Landesausstellung ausgestellt worden war. Er gelangte wohl zusammen mit anderen Ritualgegenständen nach Israel.[27]

Der überwiegende Teil der von den Nazis geraubten Sammlungsgegenstände blieb jedoch verschollen. Viele von ihnen waren wohl zerstört worden, nicht wenige aber wurden zu Handelsware auf einem grauen Antiquitätenmarkt. Unmittelbar nach Kriegsende begann in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands und Österreichs ein schwunghafter Handel mit Antiquitäten aller Art, wodurch viele Kult- und Ritualgegenstände vor allem in die Vereinigten Staaten gelangten.

Anders verlief die Entwicklung in den unter sowjetischem Einfluß stehenden Ländern. In Prag wurde mit den vom Einsatzstab Rosenberg geraubten Objekten das Jüdische Museum in der Altneuschul eingerichtet, in Budapest entstand ebenfalls wieder ein jüdisches Museum. Über den Verbleib des Besitzes ehemaliger jüdischer Synagogengemeinden, soweit er nicht nach Prag gelangte, sind nur Spekulationen möglich. Der häufige Kataloghinweis „probably Eastern Europe" in den seit den fünfziger Jahren von Christie's Judaica Departement in Amsterdam und anderen auf Judaika spezialisierten Auktionshäusern regelmäßig durchgeführten Auktionen nährt die Vermutung, daß solche Ritual- und Kultgegenstände von den staatlichen Antiquitätenagenturen der ehemaligen Ostblockländer zur Devisenbeschaffung in den Westen transferiert wurden.[28] Seit den politischen Veränderungen in den Ländern des ehemaligen Ostblocks

26 Edward van Voolen (Hg.): Handbuch für das Museum für Jüdische Geschichte Amsterdam. 's Gravenhage 1988, S. 18.

27 Stadtarchiv Hohenems, 123/11-B. Vgl. dazu auch: Thomas Albrich: Zur Kontinuität eines Vorurteils. Die ostjüdischen Flüchtlinge in Vorarlberg nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Werner Dreier (Hg.) (wie Anm. 2), S. 250 – 286.

28 Vgl. dazu beispielsweise: Christie's (Hg.): Judaica – Books, Manuscripts, Works of Art and Pictures. Catalogue, 19 December 1990. Von 185 angebotenen Auktionslosen tragen 62 als Herkunftshinweise ehemalige Ostblockstaaten.

häufen sich zudem die Meldungen von Einbrüchen in Synagogen. In den letzten Jahren wurden mehrere Synagogen, darunter die Dohány utca Synagoge in Budapest oder die kleine Synagoge von Magdeburg, von offensichtlich fachkundigen Dieben ausgeraubt.

Jüdische Kult- und Ritualgegenstände im Museum

In den Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg war das Interesse an jüdischer Kultur und jüdischer Geschichte relativ bescheiden. Ende der fünfziger Jahre begann zwar – nicht zuletzt als Folge einer Welle antisemitischer Agitationen in der Bundesrepublik – eine Auseinandersetzung mit diesem Thema. Sie schlug sich in Publikationen und in den vielbeachteten Ausstellungen „Synagoga" in Recklinghausen und „Monumenta Judaica" in Köln nieder;[29] zu einer Diskussion über die Darstellung jüdischer Kult- und Ritualgegenstände im Museum führte sie indes nicht. Eine Diskussion darüber fand auch nicht statt, als seit den achtziger Jahren landauf, landab jüdische Abteilungen in Regional- und Stadtmuseen eingerichtet wurden und in ehemaligen, nun renovierten Synagogen Gedenkstätten mit temporären oder ständigen Ausstellungen aufgebaut wurden. Als Folge dieses Mankos sind beim Umgang mit jüdischen Artefakten in Museum und Ausstellung große Unsicherheiten zu beobachten. Sie reichen von Verlegenheit bis hin zu Naivität und fahrlässiger Unkenntnis und Ignoranz beim musealen Sammeln, Dokumentieren und Präsentieren von Sachzeugnissen jüdisch-religiösen Lebens.

Das Problem beginnt bereits beim Sammeln: Setzt man sich über etwaige Skrupel hinweg und ist bereit, sich auf dem Judaika-Markt nach Exponaten für eine aufzubauende Sammlung umzusehen, stößt man unversehens auf die erste, bereits angedeutete Schwierigkeit: Ritualgegenstände tragen häufig keine Hinweise auf ihre ursprüngliche Herkunft, weshalb sich selbst die Experten der Auktionshäuser mit Zuschreibungen wie „probably Eastern Europe" oder bestenfalls „Southern Germany" bescheiden müssen. Nur selten gelingt es, Artefakte aus der Region einer Sammlung zu erwerben, vor allem auch,

29 Vgl. dazu die damals erschienenen Ausstellungskataloge: Synagoga. Jüdische Altertümer, Handschriften und Kultgeräte. Recklinghausen 1960; Synagoga. Jüdische Altertümer, Handschriften und Kultgeräte. Frankfurt a.M. 1961; Monumenta Judaica. Köln 1963.

weil der größte Teil des Angebots, wie ein Blick in die Auktionskataloge der letzten Jahre zeigt, osteuropäischen Ursprungs ist.

Die Kuriosität solcher Sammeltätigkeit wird beim Vergleich mit anderen Museen deutlich: Keinem Regionalmuseum mit einer Sammlung römischer Funde würde es einfallen, durch schlechte Überlieferung bestehende Sammlungslücken mit Erwerbungen von Senatorenbüsten und Apollostatuen aus dem italienischen Antiquitätenmarkt aufzubessern. Würde eine solche Vorgangsweise bei Museumsleuten nur Kopfschütteln verursachen, ist sie aber bei jüdischen Museen durchaus üblich. Das oben erwähnte Beispiel aus Hohenems, wo auch Ritualgegenstände mit klar erkennbarer (meist osteuropäischer) Provenienz für ein Museum zur Geschichte und Kultur der Juden im Bodenseeraum erworben wurden, ist kein skurriler Sonderfall. Andere kleinere Sammlungen bedienen sich ebenfalls dieses Angebots: Das Fränkische-Schweiz-Museum in Tüchersfeld mit seiner im ehemaligen „Judenhof" eingerichteten Dokumentation zum fränkischen Judentum erwirbt ebenfalls Objekte auf dem Antiquitätenmarkt[30] und eine neu eingerichtete Judaika-Sammlung im Regionalmuseum Hofgeismar bedient sich zur Füllung der Lücken im Bereich jüdischer Kult- und Ritualgegenstände auch des Marktes neu hergestellter Judaika-Souveniers aus Israel.[31]

Selbst große Museen wie Frankfurt und Amsterdam sind von diesem Problem betroffen und können ihre Schausammlungen nicht ausschließlich mit Exponaten lokaler oder regionaler Herkunft bestücken. Das in Wien geplante Jüdische Museum hat als Grundstock die von Max Berger in den letzten vierzig Jahren zusammengetragene Judaika-Sammlung, die zwar durch ausgesprochen hohe Qualität glänzt, aber neben zahlreichen aus Wien stammenden Objekten auch eine beträchtliche Zahl an Exponaten ungeklärten Ursprungs umfaßt.[32]

30 Rainer Hoffmann: Ein Museum im Werden. In: ders. (Red.): Fränkische-Schweiz-Museum Tüchersfeld. Festschrift anläßlich der Eröffnung am 24. Juli 1985, S. 21 – 26, hier S. 24.

31 Christoph Daxelmüller (wie Anm. 8), S. 23.

32 Vgl. dazu: Max Berger, Wolfgang Häusler, Erich Lessing: Judaica. Die Sammlung Berger – Kult und Kultur des europäischen Judentums. Wien 1979 sowie Max Berger: Meine Sammlung. Vorbemerkung zur Ausstellung „Heilige Gemeinde Wien" In: Karl Albrecht-Weinberger, Felicitas Heimann-Jelinek (Red.): „Heilige Gemeinde Wien" Judentum in Wien – Sammlung Max Berger. Wien 1987, S. 13. Berger weist darauf hin, sich bei der Auswahl der Ausstellungsgegenstände auf solche beschränkt zu haben „die entweder aus Wien stammen oder

Eine der Ursachen des sorglosen Umgangs mag schon in der mangelnden wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Sachkulturzeugnisse liegen: Selten wird zwischen Kult- und Ritualgegenständen unterschieden. Die Tora als zentraler Gegenstand der religiösen Verehrung wird häufig zusammen mit den für die Ausübung religiöser Riten notwendigen Gerätschaften (wie beispielsweise Chanukkaleuchter, Toraschmuck oder Sederteller) unter dem indifferenten Begriff „Kult- und Ritualgegenstände" subsummiert, ohne daß Klarheit darüber herrscht, was nun Kultgegenstände und was Ritualgegenstände sind. Kultgegenstände sind aber per Definition Objekte der religiösen Verehrung, bei deren Umgang besondere Richtlinien zu beachten sind. Im Judentum ist das nur die Schrift in Form der Sefer Tora, der fünf Bücher Mose oder Teilen von ihr, also Torarolle, Tefillin und Mesusa. Ritualgegenstände wären dementsprechend jene Gerätschaften, wie sie zur Ausübung der Religion verwendet werden, wie Sederteller, Chanukkaleuchter oder Schofar.

Auch bei der Beschreibung einzelner Sammlungsgegenstände wird, zumal in Museen, die nicht auf Judaika spezialisiert sind, häufig Unkenntnis deutlich. Michael Haberlandt war kein Einzelfall, als er in den zwanziger Jahren eine Bessamimbüchse (in der die Gewürze verwahrt werden, über die beim Ausgang des Schabbat der Segen gesprochen wird) schlicht als „Räuchertürmchen" inventarisierte.[33] Ein befremdliches Beispiel unüberlegter Präsentation kann seit kurzem im neuen „Museum für Volkskultur in Württemberg" im Schloß Waldenbuch (einer Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums) besichtigt werden: Zwischen den beiden Räumen zur protestantischen und katholischen Volksfrömmigkeit macht eine kleine, mit einem gelben Stern gekennzeichnete Gangvitrine auf sich aufmerksam: Purimteller, Tefillin, Mesusa, Kalender, Gebetbuch und ein Torawimpel sind dort ausgestellt, letzterer wie eine Torarolle von zwei Seiten her aufgerollt![34]

Während sich die Kunstgeschichte der kostbar geschaffenen Artefakte jüdischer Religionsausübung angenommen hat, fehlen Untersu-

mit Wien in Zusammenhang gebracht werden". Ein Blick in den Ausstellungskatalog läßt diesen lokalen Zusammenhang jedoch vielfach nicht erkennen.

33 Michael Haberlandt (wie Anm. 16).

34 Objektbeschreibungen und Informationstext in: Ingeborg Hösch u.a. (Red.): Museum für Volkskultur in Württemberg – Themen und Texte, Teil 2, Stuttgart 1990, S. 29.

chungen zur Sachkultur der „kleinen Leute" aus dem „Schtetl" oder aus den jüdischen Landgemeinden Mitteleuropas weitgehend. Die Ergebnisse solcher Untersuchungen würden allerdings die Erwartungshaltung mancher Forscher kaum erfüllen, unterscheidet sich doch die Sachkultur von Juden kaum von jener ihrer christlichen Nachbarn. Wenn sich Regionalhistoriker mit dem Instrumentarium der Volkskunde jüdischer Kultur und hier auch der Sachkultur nähern, gilt dabei das Interesse dem Fremden; die Juden erscheinen dann, worauf Monika Richarz unlängst hingewiesen hat, „als eine sehr fromme und fast exotische Gruppe, deren Besonderheit betont wird."[35]

Christoph Daxelmüller hat deshalb häufig, aber – wenn man neue und neueste Veröffentlichungen liest, meist ungehört – davor gewarnt, eine „jüdische Sachkultur" zu postulieren, weil dieser Ansatz „mehr von Ausgrenzung als von Gemeinsamkeit ausgeht".[36] In der Tat zeigt sich beim Vergleich jüdischer und nichtjüdischer Quellen zur Sachkultur, daß nicht das *Jüdische* bzw. das *Christliche* eine Disparität erzeugen, sondern eine solche sich vielmehr durch soziale Stellungen oder durch ökonomische Verfügbarkeiten orten läßt. Damit wird freilich nicht in Frage gestellt, daß das Judentum zur Ausübung seiner Religion eigene Zeugnisse der Sachkultur hervorgebracht hat, wenngleich sich diese auch dem herrschenden Stil der Zeit anpaßten und in der Regel von nichtjüdischen Handwerkern gefertigt wurden. Als historische Sachquellen wären diese Gegenstände von hohem Wert: Wäre beispielsweise ein größerer Bestand von Ritualgegenständen aus Hohenems überliefert, könnte er umfassend über die Lebensverhältnisse der Hohenemser Juden Auskunft geben: In Augsburger Silber gefertigte Gegenstände würden auf die engen Verbindungen mit dem bayerisch-schwäbischen Raum bis ins frühe 19. Jahrhundert verweisen, Artefakte italienischer Herkunft wären Beleg für eine veränderte Orientierung der Hohenemser Juden im 19. Jahrhundert, als sich zahlreiche Söhne Hohenemser Kaufleute in Oberitalien ansiedelten, ohne den Kontakt zu ihrem Herkunftsort gänzlich aufzugeben.

35 Monika Richarz: Luftaufnahme – oder die Schwierigkeiten der Heimatforscher mit der jüdischen Geschichte. In: Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart. H. 8 (1991), S. 27 – 33, hier S. 31.

36 Christoph Daxelmüller: Zwischen Steitl und Stadt. Die Bedingungen von Tradition und Veränderung in der jüdischen Alltagskultur Mittel- und Osteuropas. In: Günter Wiegelmann (Hg.): Wandel der Alltagskultur seit dem Mittelalter. Münster 1987, S. 201 – 221, hier S. 209.

Gegenstände aus dem Antiquitätenmarkt, auch wenn sie gleichsam als Platzhalter für nicht mehr Vorhandenes dienen sollen, können diese Informationen nicht liefern. Sie bergen sogar die Gefahr einer Tradierung alter Stereotypen in sich, die allenthalben bei der Beschreibung jüdischer (Lokal-) Geschichte gegeben ist: Der über zwei Jahrtausende nur in Nuancen veränderten immateriellen *und* materiellen Überlieferung als zentralem identitätsstiftendem Faktor religiösen Gemeinschaftshandelns wird eine beliebige Austauschbarkeit unterstellt. Diese Gegenstände – so macht etwa der den Festtag veranschaulichende galizische Chanukkaleuchter in einem süddeutschen Museum glaubhaft – unterliegen nicht einer kulturellen Prägung durch die Umwelt, sondern sind Konstanten eines vermeintlichen „Weltjudentums".

Die Grenzen der Ausstellbarkeit

Es gibt Stimmen, die überhaupt meinen, jüdische Geschichte sei nach Auschwitz nicht mehr ausstellbar. Eike Geisel holte etwa kürzlich zu einer Attacke gegen das geplante Berliner Jüdische Museum aus, weil es sich dabei um die „Verpackung eines grotesken Grabmals, eines mit Grabbeilagen versehenen Mausoleums handelt, das zum Ort frivoler Exerzitien werden wird."[37]. Konsequenz daraus wäre, überhaupt auf die Darstellung jüdischer Geschichte zu verzichten, ihre Unerzählbarkeit nach Auschwitz zu akzeptieren, wie es Elie Wiesel formuliert hat: „Ich kann nicht einmal die Geschichte erzählen. Einzig vermag ich noch zu erzählen, daß ich diese Geschichte nicht mehr erzählen kann. Das sollte genügen."[38]

Die Frage nach der Ausstellbarkeit jüdischer Geschichte stellten sich auch die Verantwortlichen des Museums der Diaspora in Tel Aviv, als sie in den frühen siebziger Jahren mit der Planung dieses Museums begannen. Obwohl dieses Museum in vielem nicht vergleichbar ist mit den Zielsetzungen eines Jüdischen Museums in Europa – dort Schaffung einer historisch-nationalen Identität nach zwei Jahrtausenden Diaspora, hier mehr oder weniger verschämtes

37 Eike Geisel: Museum macht frei. Ein Kommentar. In: Bauwelt. 80. Jg., H. 32 (18. August 1989), S. 1473. Vgl. dazu auch Wolfgang Ernst: Das historische Museum. Über die Kunst, die Unausstellbarkeit der Vergangenheit dennoch zu zeigen. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 2. Jg. (1991), H. 4, S. 25 – 43.

38 Zitiert nach: Jean-Francois Lyotard: Heidegger und „Die Juden". Wien 1988, S. 59.

Gedenken an eine in singulärer Weise vernichtete Kultur – wird dieses Museum auf dem Campus der Tel Aviver Universität in Europa gern als Vorbild zitiert. Übersehen wird dabei freilich, daß gerade im Umgang mit Objekten neue Maßstäbe gesetzt wurden, denn das Prinzip des Diaspora-Museums ist das der Rekonstruktion: Mit der Ausstellung von Kult- und Ritualobjekten, so der Einwand der israelischen Museumsmacher, wäre nur ein Teilaspekt jüdischen Daseins beleuchtet worden. Denn die wesentlichsten Schöpfungen in der Diaspora sind immaterieller Art, in Schriftform überlieferte geistige Schöpfungen. In der Praxis bedeutete dies: Weg von authentischen, aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gelösten Zeugnissen der Sachkultur hin zur Rekonstruktion geschichtlicher Räume und Zusammenhänge. Nur so konnte nach Ansicht der Gründer des „Museums der Diaspora" das Museum seiner Zielsetzung, nämlich 25 Jahrhunderte jüdischer Diaspora in ihrer Gesamtheit darzustellen, gerecht werden.[39]

Tatsächlich scheitern Versuche, jüdische Geschichte lokal, national oder international umfassend in einem Museum zu veranschaulichen, vor allem an der Praxis, dies mit Kult- und Ritualobjekten bewerkstelligen zu wollen. Immerhin haben die entsprechenden Sammlungen in Europa das Ziel, jüdische Geschichte für den von ihnen abgesteckten Raum umfassend darstellen zu wollen. So erklären die Einleitungen und Vorworte der Museumsführer großer Sammlungen wie Amsterdam[40] und Frankfurt[41] ebenso wie die Broschüren kleinerer Museen[42] mit den fast immer gleichen Formulierungen diesen Anspruch. Erfüllt werden soll er immer nach dem gleichen Strickmu-

39 Léon Abramowicz: Das komplexe Gedächtnis eines auseinandergerissenen Volkes. Das Museum der Diaspora in Tel Aviv. In: Gottfried Korff, Martin Roth (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a.M. – New York 1990, S. 215 – 230, hier S. 219f. Zu den engen Grenzen, die beim Verzicht authentischer, dreidimensionaler Objekte gegeben sind, aber auch zur Berechtigung der in Israel gewählten Vorgangsweise vgl. Gottfried Korff: Das Haus der Geschichte Baden-Württembergs. In: Schwäbische Heimat, H. 1 (1987), S. 4 – 8.

40 Edward van Voolen (Hg.), (wie Anm. 26), S. 10.

41 Magistrat der Stadt Frankfurt a.M. (Hg.): Jüdisches Museum Frankfurt a.M. (= Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt a.M.), Frankfurt a.M. 1989.

42 Beispielsweise: Zeugnisse jüdischer Geschichte und Kultur – Jüdisches Kulturmuseum Augsburg. Augsburg 1985, S. 10 – 12; Stadt Göppingen (Hg.): Jüdisches Museum Göppingen. Göppingen 1992, S. 7.

ster, daß die mittlerweile immer größer werdende Zahl jüdischer Museen kaum mehr voneinander unterscheiden läßt. Im Zentrum steht in Amsterdam, in Frankfurt, in Basel, Augsburg und anderswo immer das jüdische Jahr mit seinen Festen, denen jeweils Ritualobjekte zugeordnet werden: vom Schofar für das Neujahrsfest, Etrog und Lulav für das Laubhüttenfest über den achtarmigen Leuchter für Chanukka bis hin zum unvermeidlichen gedeckten Sedertisch – so, als ob die Besitzer der kostbaren Tischgeräte nur gerade eben den Raum verlassen hätten.

Ein weiterer Abschnitt dieser Museen thematisiert dann das jüdische Leben, wo Gegenstände vom Beschneidungsmesser über den Hochzeitshimmel bis hin zum mittelalterlichen Grabstein zu sehen sind. Ein den synagogalen Ritus aufgreifender Raum zeigt schließlich die Tora und ihren Schmuck. Während diese Form der Präsentation als einzig mögliche hingenommen wird, erscheint hingegen die Vorstellung, daß ein kulturgeschichtliches Museum Weihnachtsbaum und Osterei, Gebetsbuch und Weihwasserkessel zu den alles erklärenden Determinanten christlichen Lebens der letzten Jahrhunderte erhebt, als kurios.

Allenfalls beigegebene zusätzliche Objekte zwei- oder dreidimensionaler Art, die so etwas wie Alltag repräsentieren sollen, kapitulieren vor der Aura dieser Artefakte. Jüdische Kultur wird auf einen idealen religiösen Ritus reduziert und exotisiert, wie er für die jüdische Oberschicht bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts angenommen werden kann. Wechselwirkungen zwischen jüdischer Minderheit und christlicher Mehrheit, Symbiose ebenso wie Gewalt und Verfolgung, bleiben dabei ausgeklammert. Das Judentum wird als soziale Gruppe mit über Jahrhunderte unveränderten Merkmalen dargestellt. Damit stellen sich die Verfechter dieser Museumskonzeptionen in eine seltsame Nähe zu jenen christlichen Vordenkern der Emanzipation, die das Judentum als eine kulturell isolierte und stagnierende, außerhalb der Gesellschaftsordnung stehende Minderheit betrachteten.[43] Damit wird auch jene bereits zitierte Kritik, die am Beginn der Musealisierung jüdischer Kult- und Ritualobjekte im ausgehenden 19. Jahrhundert stand, daß nämlich diese Beschränkung auf das Jüdische wiederum nur ausgrenzt, schlichtweg ignoriert. Außerdem geben die wenigen, erhalten gebliebenen Ritualgegenstän-

43 Reinhard Rürup: Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur „Judenfrage" in der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1987, S. 16.

de nur einen kleinen Einblick in jüdische Kultur und jüdischen Alltag: Der als Hawdalaleuchter verwendete Kerzenhalter aus lokaler Produktion ist meist ebensowenig erhalten geblieben oder erkennbar, wie die von einem ortsansässigen Hutmacher erzeugte und als „Schabbesdeckel" verwendete Kopfbedeckung oder der als Sederteller benutzte gewöhnliche Porzellanteller.

Ein weiterer Kritikpunkt ist schließlich die einseitige Präsentation jüdischer Geschichte als Religionsgeschichte oder – bei lokalgeschichtlicher Intention – als Geschichte einer Kultusgemeinde. Dabei wird dem Wandel jüdischer Lebenswelt seit der Emanzipation kaum Rechnung getragen. Wenn die Synagoge nicht mehr zentraler Ort jüdischer Identitätsfindung ist (dieser hat sich bei wohlhabenderen Juden selbst in Landgemeinden im 19. Jahrhundert in Salons und Lesegesellschaften verlagert oder einer diffusen Säkularisierung Platz gemacht), wird die Geschichte der Religion, die uns eben durch Kult- und Ritualgegenstände überliefert ist, zur optisch beeindruckenden und überhöhten Marginalie.

Die Ausstellung „Jüdische Lebenswelten", zu Jahresbeginn 1992 im Berliner Gropiusbau zu sehen, hat genau diese Gefahr erkannt und zahlreiche andere Möglichkeiten einer Musealisierung jüdischer Geschichte in der Diaspora aufgezeigt. Der Schwerpunkt der Ausstellung wurde im Lichthof des Gropiusbaues durch eine Nachbildung des Stiftzeltes gesetzt, wo ausschließlich Bücher – von der Tora bis hin zu neuester Literatur – zu sehen waren. Dort, wo Ritualobjekte gezeigt wurden, waren Brüche zu erkennen. Der verlorene Bedeutungszusammenhang konnte diesen Objekten zwar nicht zurückgegeben werden, doch Auswahl und Zusammenstellung ließ den Betrachter andere Zusammenhänge erahnen. Zu sehen war etwa eine Bessamimbüchse aus dem 15. Jahrhundert, die später mit einem Kreuz versehen wurde, um als christliches Reliquiar verwendet werden zu können.[44] Ein anderes Objekt der Berliner Ausstellung war ein einfacher Messingleuchter um 1500, wie er in Mitteleuropa auch in christlichen Häusern weit verbreitet war. Seine Bedeutung erhielt er durch eine Abbildung in einer hebräischen illuminierten Handschrift, in der bei der Darstellung des Schabbatsegens ein fast identischer Leuchter als Schabbatlampe zu erkennen ist.[45] Diese beiden Objekte sagen aber

44 Andreas Nachama, Gereon Sievernich (Hg.): Jüdische Lebenswelten. Jüdisches Denken und Glauben, Leben und Arbeiten in den Kulturen der Welt. Frankfurt a.M. 1991, Kat. Nr. 3/42, S. 70.

mehr über jüdische Geschichte, über das Verhältnis zwischen Juden und Christen aus, als beispielsweise jene 54 Chanukkaleuchter, die im Frankfurter Jüdischen Museum in einer einem Chanukkaleuchter nachempfundenen Vitrine angehäuft wurden.[46]

Die intensiv geführte Musealisierungsdebatte der letzten Jahre hat viele neue Erkenntnisse über die Aussagekraft der Dinge, über Chancen und Grenzen ihrer Musealisierung erbracht. Es scheint deshalb verwunderlich, daß diese Diskussion gerade an der – zumindest in Österreich und Deutschland – wohl sensibelsten Museumsgattung scheinbar spurlos vorübergegangen ist. Was bei der Präsentation jüdischer Geschichte notwendig wäre, ist eine Erweiterung des Bezugsrahmens, der einschließt statt auszuschließen, ohne jedoch zu vereinnahmen. Dabei sollten auch die Grenzen erkannt werden, die die Geschichte gesetzt hat: „Ständige Gefährdungen und Zerstörungen", schrieb Bernward Deneke anläßlich der Ausstellung zur „Geschichte und Kultur der Juden in Bayern" in Nürnberg, „haben die Möglichkeiten, Einblicke in die Beziehungen zwischen den Menschen und ihrem Zeremonialgerät zu gewinnen, erheblich erschwert, wenn nicht oft genug gar zunichte gemacht."[47]

Beim Jüdischen Museum Hohenems ist es tatsächlich unmöglich gewesen, diesen Einblick mit lokalen Realien zu gewinnen. Dort blieb vom Besitz der Kult- und Ritualgegenstände nur ein lapidares Beschlagnahmungsinventar der nationalsozialistischen Behörden übrig: Zuerst wurden die Dinge, dann die Menschen, die sie besaßen, vernichtet. Hohenems ist aber kein Patentrezept für die Präsentation jüdischer Geschichte – ein solches sollte mit diesen Ausführungen auch nicht geliefert werden. Die Überlegungen müssen immer von der jeweils gegebenen Situation ausgehen. Dort, wo aber die dingliche Überlieferung erhalten blieb, stellt sich eine besondere Aufgabe: Jüdische Kult- und Ritualgegenstände, zumal in der Sammlung eines Museums, sind „Dinge ohne Erinnerung", weil die, die sie verwendeten, in deren Leben sie eine zentrale Rolle als Gegenstände der Verehrung oder Religionspraxis oder einfach nur als dingliche Verbindung zum Judentum einnahmen, nicht mehr leben. Dies gilt zwar

45 Ebd., Kat. Nr. 3/31, S. 68.

46 Abgebildet in: Magistrat der Stadt Frankfurt a.M. (Hg.), (wie Anm. 41), S. 122.

47 Bernward Deneke: Religion und Kult. In: ders. (Hg.): Siehe der Stein schreit aus der Mauer. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, Nürnberg 1988, S. 43 – 160, hier S. 45.

für alle als historisch bezeichneten Relikte, aber ein Erinnerungsstrang zwischen einstigen Besitzern und heutigen Betrachtern ist bei jenen Dingen, von denen die Rede war, durch die Schoah weitgehend abgerissen. Das macht den Umgang mit Judaika im Museum so schwierig, weist ihnen aber auch die Möglichkeit zu, gerade dadurch jenes Gedächtnis zu konstituieren, das das Wissen einschließt, warum diese Verbindung nicht mehr besteht.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVII/96, Wien 1993, 167 – 179

Wien in ungarischen Sprichwörtern

Von Béla Gunda

Es zeigt den Sinn des ungarischen Volkes für Humor, daß Zigeunerviertel größerer Städte und Dörfer nach Weltstädten benannt werden. So heißt etwa das Zigeunerviertel der Städte Békés und Csongrád *Paris,* in der Stadt Szarvas *Krakkó* (Krakau), in Makó *Zigeuner-Wien* (ung. *cigány Bécs),* im Dorf Őrtilos (Kom. Somogy) *London.* Oft wird die Peripherie einer Ortschaft *Wien* (ung. *Bécs)* genannt, wie z.B. der westliche Teil des Dorfes Tamási (Kom. Tolna). „Gehen wir nach Wien Wasser holen" sagen dort die Mädchen und Frauen. *Wien* heißt der obere Teil des Dorfes Aszaló (Kom. Borsod-Abauj), wo auch die Kirche steht. Im Komitat Vas entlang der österreichischen Grenze werden manche Dorfteile, auch alte Herrenhöfe *Wien* genannt (Vönöck, Kemenesmihályfalva, Köcske, Nemesrempehollós. Bárdosi 1982, S. 300, 310, 331, 417). In einem siebenbürgischen Dorf (Gyerovásárhely) lautet der Name der Heuwiese *Wiener Garten.* Aus solchen Ortsbezeichnungen wird eine Redewendung aus der Gegend von Tokaj verständlich: „Du sollst dich nur nicht beklagen, wohnst ja in Wien!" Gemeint ist freilich nicht die Hauptstadt Österreichs, sondern der Dorfteil, der im Volksmund Wien genannt wird. In diesem Spruch kommt – gegenüber der örtlichen Armut – der Wiener Wohlstand zum Ausdruck.

Aufschlußreich ist die Aufzählung ungarischer Redensarten, in denen die Stadt Wien erwähnt wird.[1]

In Siebenbürgen wird auch heute noch einem unscharfen Messer nachgesagt: „In Wien ist ein Stock sein Gegenstück" oder „In Wien ist sein Bruder ein Stock". Eine weitere Variante des Spruches: „Hier (in Siebenbürgen) Rasierklinge, in Wien das Gegenstück ein Stock." Des ungeschärften Messers „Großvater war eine Rasierklinge in

1 Die ungarischen Redewendungen haben eine überaus umfangreiche Literatur. Von den seit dem 16. Jahrhundert erschienenen Sammlungen und Aufarbeitungen führe ich nur einige an, die weitere Anleitungen enthalten. Soweit es die Quellen erlauben, bringe ich das Vorkommen des Spruches im 19. Jahrhundert und zu früherer Zeit. Mehrere Sprüche und Redewendungen habe ich selbst aufgezeichnet.

Wien". Auf dem Markt wird das scharfe Messer so gepriesen: „Dieses kaufen Sie sich, liebe Frau! Der Bruder dieses Messers war Rasierklinge in Wien!" (Kőszeg, Kom. Vas). Sehr gefragt waren auf den Märkten in Transdanubien die Messer aus der kroatischen Stadt Légrád. „Das könnt Ihr getrost kaufen", sagte der Messerschmied den Bauern, die seine Ware begutachteten, „das kauft man auch in Wien" (Siklós).

Von der schlecht tönenden Glocke des Dorfes Egri (Gegend von Szatmár) meint man, „ihr Bruder brüllt in Wien". Der Turm der reformierten Kirche von Hermánszeg (Gegend von Szatmár) „wäre in Wien nicht einmal ein Hufnagel (Streichholz)". Im Kreise ungarischer Ackerbauern ist der Spruch allgemein verbreitet: „Ein Mairegen ist mehr wert als die Stadt Wien".

S. Bálint (1972) hat aus der Gegend von Szeged zahlreiche Sprichwörter und Redensarten aufgezeichnet, darunter mehrere, in denen Wien erwähnt wird. Will oder kann man einem Fragesteller nicht sagen, wo sich jemand aufhält, antwortet man ihm: „In Buda, in Wien, im löchrigen Ofen" oder auch „Er ging nach Wien, um Eis zu dörren". Die Worte von jemandem, der seine Freunde täuscht und ihnen die Unwahrheit sagt, seien „eine so große Lüge wie der Wiener Turm". Nicht ganz klar ist der Sinn dieses Spruches: „Vieles wird in Wien beschlossen und im Himmel ruiniert!" Den Spruch lesen wir 1804 (1807)[2] im erhalten gebliebenen Manuskript der Arbeit „Hungaria in Parabolis" von A. Szirmay. Er stammt angeblich vom Grafen Thomas Pálffy, der über die absolutistische Politik von Kaiser Leopold I. den verbitterten Ungarn folgende Trostworte schrieb: „In Wien wird beratschlagt, doch im Himmel wird anderes verfügt." Laut A. Szirmay ist das lateinische Äquivalent: Non est consilium supra dominum (Tóth 1895, S. 39). Der ungarische Spruch kommt häufig in Sammlungen der Volksdichtung vor und wurde in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auch von belesenen, politisierenden Bauern benützt.

„Was für ein Dorf ist Wien?!" – ruft einer aus, wenn er eine Unordnung sieht oder sich über etwas wundert. „Ziehen wir gen Wien!" – mit diesem Spruch war folgender Brauch verknüpft: In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wies die Jugend in Szeged die Musikanten bei einem Ball oder einer Unterhaltung mit

2 In der Arbeit von A. Szirmay sind mehrere deutsche kulturhistorische und volkskundliche Mitteilungen zu lesen – es wäre für deutschsprachige Kollegen aufschlußreich, diese aufzuarbeiten.

diesem Spruch an, den Rákóczi-Marsch zu spielen. Alle standen auf und erhoben die Hand zum stummen Schwur. Der Spruch und der Brauch brachten den Freiheitsdrang des Ungarntums zum Ausdruck. Bei wechselndem Glück sagt man: „Bald oben, bald unten, wie das große Rad in Wien". Der Spruch erinnert an das Riesenrad im Prater.

Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden die folgenden zwei ungarischen Sprüche: „Die kann nach Wien gehen, Kaffee kochen", sagt man von einer Bäuerin, die sich als Küchenfee hervortut. Oft wird sogar die Kaffeesorte (z.B. Jacobs) genannt, was vor allem der Fernsehwerbung zuzuschreiben ist. Wer keine Sorgen hat, fröhlich und gesund ist, der „fühlt sich wohl wie Otto in Wien". Natürlich wissen die meisten Bauern nicht, daß der hierzulande populäre Otto von Habsburg nicht in Wien, sondern in Deutschland lebt. Beide Sprüche habe ich nur in Transdanubien gehört.

Nicht selten kommt in ungarischen Sprüchen das „Wiener Tor" vor, welches allerdings nicht in Wien zu sehen, sondern das nördliche Tor der Festungsmauer von Buda (Ofen) ist. Im Mittelalter hieß es das Samstager Tor, da die Wochenmärkte, eben am Samstag, in der Nähe abgehalten wurden. Erst seit der Türkenbesatzung wurde es das Wiener Tor genannt (16. Jahrhundert), da der Weg nach Wien hier vorbeiführte (Kiss, Bd. I. 1988, S. 181). Das in umgebauter Form auch heute noch stehende Tor dürfte ursprünglich recht weit gewesen sein – aus zwei Sprüchen läßt sich darauf schließen: Ein betrunkener Mann wankenden Schrittes „könnte nicht einmal durchs Wiener Tor gehen" (1820); redselige Menschen, zänkische Frauen „haben einen so großen Mund wie das Wiener Tor" (1820).

In den Sammlungen von J. Erdélyi (1851), E. Margalits (1896), G. O. Nagy (1966) und anderer können wir mehrere Redewendungen lesen, die irgendwelche Ereignisse des Alltagslebens oder die menschliche Natur mit Wien in Zusammenhang bringen. Dem ruhelosen Menschen wird geraten, „solange du zu Hause sitzen kannst, gehe nicht nach Wien". Eine schwatzhafte Frau „plappert wie das Wiener Marktweib" und „leichter wäre es, auf einem Krebs nach Wien zu reiten, als mit ihr über nützliche Dinge zu reden". Gar leicht kann einer, der sich seiner Abstammung rühmt, blanken Spott ernten: „Sein Großonkel war halt Schleifer in Wien!" Ein Prahlhans „tut schön wie der Wiener Hund". Offenbar sind die Wiener Hunde schön sauber gepflegt. Wer irgendein Ziel nicht erreicht hat, z.B. genügend Geld zu sammeln, sein Haus rechtzeitig aufzubauen usw., dem wird

beschieden: „Davon bist noch so weit entfernt wie Ofen von Wien". Der weinselige Mensch „trinkt wie der Deutsche in Wien". Eine spitze, große Nase „ist so wie der Wiener Turm". Das Mädchen oder die junge Frau, die so sitzt, daß man ihr unter den Rock sieht, wird gewarnt: „Ich sehe bis Wien!" oder „Budapest ist weit entfernt und man sieht doch bis dahin!"

Jedem schreibkundigen Ungarn bedeutete Wien ungefähr seit dem 14. Jahrhundert die Stadt der Kultur, der Weisheit und der politischen Ideen, wo sich jedermann neue Kenntnisse und Erfahrungen verschaffen kann, doch einem Dummkopf kann selbst Wien nicht mehr helfen. Das kommt in manchen Sprüchen zum Ausdruck, die schon seit Ende des 16. Jahrhunderts bekannt sind: „Der Ochs bleibt ein Ochs, auch wenn man ihn nach Wien treibt" (publiziert 1598, 1604, 1713 und später auch in Druck); „Der Esel ist halt nur ein Esel, selbst wenn man ihn nach Wien bringt" (1815). Eine Variante des Spruches über den Ochsen wurde von einem siebenbürgischen Edelmann in seinem handgeschriebenen Diarium um 1760 aufgezeichnet (Baros 1905, S. 47). In einem Protokoll der Stadt Rozsnyó ist folgendes zu lesen: „Ochsen gingen nach Wien, Ochsen kamen von dort zurück" (1791, Zsupos 1991, S. 374). Die Sprüche werden von der Dorfbevölkerung auch heute benützt und oft auf Politiker bezogen.

Findet jemand keine Ware entsprechender Qualität, erhält er auf einschlägige Erkundigung folgende Antwort: „Der Verkäufer dieses Zeugs ist in Wien". Wenn jemand seinen Lieblingsgegenstand – z.B. der Hirt seinen selbstgeschnitzten Stock – nicht einmal für viel Geld hergeben möchte, sagt er: „Den würde ich nicht einmal für die Stadt Wien hergeben!" Wird die Ware genau abgewogen und das Geld pünktlich nachgezählt, sagt man: „Das ist auch in Wien soviel!" Unnütze, wertlose Sachen „sind soviel wert wie in Wien das Nichts!" Gar nicht großartige Taten, belanglose Handlungen werden spöttisch gepriesen: „Jetzt wird Wien und Ofen gleich zusammenstürzen!" Ein geldgieriger Geizhals wäre auch bereit, „für eine Münze eine Laus auf den Wiener Markt zu treiben" (1820). Beschränkte materielle Möglichkeiten oder gar Armut kommen in diesem Spruch zum Ausdruck: „Wer kein Pferd hat, geht auch in Wien zu Fuß". Ist im Geschäft alles erhältlich oder im Bauernhaus alles vorhanden, so ist es „voll wie der Wiener Kaufladen".

Der Wiener Markt kommt in ungarischen Sprüchen häufig vor. Der eine lautet etwa so: „Wir haben in Wien gewonnen, wie Bertók (ein

Familienname) am verkauften Schlammbeißer". Der Spruch wird dann benützt, wenn jemand ein schlechtes Geschäft machte, den Preis des verkauften Viehs oder Getreides verpraßte. A. Szirmay hat dazu folgende Erklärung: Bertók brachte Pfuhlfische (Schlammbeißer) nach Wien, wo er sie verkaufte; danach ging er in ein Wirtshaus, wo man ihn mit Speise und Trank und seine Pferde mit Futter reichlich versah. Bertók meinte, all dies sei gratis und lobte die Gastfreundschaft der Österreicher. Als ihm aber der Gastwirt die Rechnung präsentierte, blieb ihm vor Staunen der Mund offen: der Kaufpreis der Schlammbeißer reichte nicht aus, um die Rechnung zu begleichen. Obendrein mußte er auf dem Heimweg bei der Leitha Wagen und Pferd verkaufen, um die Maut bezahlen zu können (Szirmay 1807[2], S. 126). Der Spruch wird erstmals 1676 erwähnt und kommt seither in verschiedenen Varianten – oft ohne Personennamen (Bertók) oder ohne die Erwähnung Wiens – in literarischen Werken, Briefen von Magnaten oder Sammlungen der Volksdichtung vor. In einem solchen Brief lesen wir 1709 folgendes: „Mit den Zitronen erging es uns wie Bertók mit dem Schlammbeißer, bis sie hergebracht wurden, sind mehr als hundert verfault ..." (Mikes 1966, S. 32, 457 – 458; Tóth 1895, S. 39; Kovács 1794, S. 42). Bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts war der Spruch landesweit bekannt.

Auch heutzutage hört man oft den Spruch „Einen Hundemarkt gab es nur einmal in Wien (oder in Ofen)" – sinngemäß etwa: „Das war nur einmal, von nun an keinmal". Der Spruch wurde erstmals 1820 von A. Dugonics publiziert, mit folgender Erklärung: Ein ungarischer Fuhrmann sah in Wien, wie hoch der Preis der Schoßhunde war. Um aber für die Hunde noch mehr Geld zu bekommen, kaufte er große Schäferhunde auf und trieb sie nach Wien, um sie dort zu verkaufen. Die Hunde heulten die ganze Nacht im Hof einer Wiener Gastwirtschaft. Der Wirt verjagte sie und die Tiere liefen in den Gassen auseinander. Der Fall endete mit einem Prozeß und der Wirt mußte Schadenersatz leisten. Der Fuhrmann trieb abermals eine Schar Hunde nach Wien, doch wurde ihm und seinen Tieren überall die Unterkunft verweigert (Dugonics Bd. I. 1820, S. 52 – 53). Die meisten Varianten sind mit dem Ungarnkönig Matthias Corvinus (1458 – 1490) und einem Schafhirt oder einem armen und einem reichen Mann verbunden. Hier eine der vielen Varianten: Die Schafe eines Hirten fielen einem Blitzschlag zum Opfer, es blieben ihm nur seine sechs Hunde. König Matthias, der verkleidet durch die Gegend reiste,

empfahl ihm, er solle mit den Hunden nach Buda gehen, sie dort auf dem Hundemarkt verkaufen und für den Erlös Schafe kaufen. In Buda wurde er schon vom König erwartet, der ihn mit Goldstücken beschenkte. Der Schäfer kehrte mit einer großen Herde heim. Dort erzählte er dem reichen Mann, daß man in Buda die Hunde auf dem Markt gut verkaufen könne. Der reiche Mann verkaufte daraufhin sein Gut, kaufte sich Hunde und trieb sie nach Buda, wo ihn aber eine herbe Enttäuschung erwartete. Der König schickte ihn nach Hause, denn, was den Hundemarkt betrifft, „das war nur einmal, von nun an keinmal". Nach einer anderen Variante werden Katzen verkauft. Die Erklärung des Spruches wurde auch von etlichen ungarischen Schriftstellern (z.B. Mór Jókai) aufgearbeitet. Einige der aus mündlichen Überlieferungen aufgezeichneten Texte sind volkstümliche Varianten von solchen literarischen Aufarbeitungen. Laut Á. Kovács ist die Erklärung des Spruches den Typen AaTh 736 und AaTh 1689A ähnlich (Kovács 1977, S. 648; vgl. noch Bolte-Polivka 1918, S. 188 – 192; Tóth Bd. I. 1901, S. 122 – 126).

Eine Variante des Spruches „Klug wie das Ferkel von Torda" lautet: „Klug wie der Wiener Bock". (Torda ist eine kleine Stadt in Siebenbürgen.) Eine der verschiedenen Erklärungen des Spruches: Das Ferkel (der Bock) ist deshalb klug, weil es (er) zum Trog rückwärts geht und dennoch Gras frißt. Eine andere Erklärung: In Torda ist ein Ferkel auf der Straße eingeschlafen und wurde von einem Wagen überfahren. Der Eigentümer forderte Schadenersatz, wurde aber vom Richter abgewiesen, denn ein einjähriges Ferkel müßte schon wissen, daß es vor einem Wagen wegspringen muß (Kovács – Benedek 1990, S. 55).

A. Szirmay veröffentlichte diesen Spruch: „Dem Ungarn Fünfkirchen (ung. Pécs), dem Deutschen Wien (ung. Bécs, sprich: *betsch).* Nach ihm ist der Spruch auch in manchen Sammlungen ungarischer Redewendungen und Sprichwörter zu lesen und kommt selten auch im Volksmund vor. Dazu Szirmays Erklärung: König Ludwig I. gründete 1364 in der Stadt Fünfkirchen eine Hochschule und aus ganz Ungarn versammelte sich die lernfreudige Jugend in Fünfkirchen ebenso wie die österreichische in Wien (Szirmay 1807[2], S. 170 – 171). Diese Erklärung entbehrt jeder geschichtlichen Grundlage. Der Spruch wurde bereits 1598 von J. Baranyai Decsi Czimor (Johannes C. Decius Barovius) publiziert. In seiner lateinischen Sammlung und in einem anderen Werk (Molnár 1604) lautet der Spruch wie folgt:

„Dem Ungarn *czécz*, dem Deutschen *bécz*". Nun ist aber *czécz* (sprich *tschetsch)* nicht etwa eine ungarische Siedlung, sondern ein kleines Kinderspiel, während *bécz* (sprich *betsch)* „eine kleine Münze, zwei Drittel eines Hellers" bedeutet. Das ungarische Wort *bécz* ist übrigens serbo-kroatischer Herkunft (béč „eine kleine Münze"). Die letzte Quelle des Wortes ist der deutsche Name einer alten Münze der Stadt Bern: *bëtz*. Mit dem ungarischen Namen der Stadt Wien besteht also keinerlei Zusammenhang. Ursprünglich wurden zwei minderwertige Dinge einander gegenübergestellt, die weder der Ungar, noch der Deutsche braucht. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts verloren die ungarischen Worte *czécz* und *bécz* allmählich ihre Bedeutung, verschwanden langsam in der Volkssprache, an ihre Stelle traten durch Volksetymologie *Pécs* (Fünfkirchen) und *Bécs* (Wien). Im 16. Jahrhundert bedeutete der Spruch sinngemäß etwa „dem Ungarn gar nichts, dem Deutschen nicht einmal soviel". Die heutige Bedeutung entspricht dem lateinischen „suum cuique": „jedem das seine", „jeder kriegt, was ihm gebührt", „beiden ergeht es gleich schlecht" (Kertész 1922, S. 186; Benkő 1967, S. 265, 489). Wie bereits erwähnt, heißt Wien auf ungarisch Bécs. Dieser Siedlungsname entstand wahrscheinlich aus dem altungarischen Hauptwort béc „Kalkofen", welches eine Entlehnung des gleichbedeutenden alten türkischen Wortes **beč* sein kann. Das Wort **beč* besteht weiterhin in der moldauischen ungarischen Mundart in der Form *bécs* und bedeutet „Weinkeller" (Kiss Bd. I. 1988, S. 180); allerdings kann die moldauische ungarische Terminologie auch die Entlehnung des rumänischen *beci* „Keller" sein (Márton 1972, S. 200). Auch den ungarischen Stadtnamen Pécs (Fünfkirchen) wollen wir nicht vergessen: eine Entlehnung des kaj-kroatisch-slowenischen Wortes *peč* „Ofen", „Felsenhöhlung" (Kiss Bd. II. 1988, S. 328 – 329). Für den ungarischen Namen Wiens gibt es in der alten ungarischen Literatur auch eine romantische Erklärung. Demnach bedeutet das ungarisch Bécs *„becses, becsületes"* dt. „wertvoll, redlich" (Szirmay 1807[2], S. 170).

In Transdanubien wird einem Schreihals nachgesagt: „Der schreit ja, wie der Wiener Hendelkrämer auf der Gasse", oder, an ihn adressiert: „Schrei doch nicht wie der Wiener Hendelkrämer auf der Gasse!" Diese Redensart erinnert an die bäuerlichen Geflügelhändler, die zwischen den beiden Weltkriegen im Burgenland sowie in den Komitaten Pozsony, Moson, Sopron und Vas noch recht zahlreich waren. Diese ungarischen, deutschen, kroatischen und slowenischen

Bauern fuhren im Wagen durch den westlichen Teil Transdanubiens, einschließlich der Komitate Somogy und Zala, und begaben sich sogar nach Kroatien; sie kauften unterwegs Geflügel und Eier, die sie dann in Wien und Graz verkauften (Abb. 1). Die Geflügelhändler aus Sopronlövő (Kom. Sopron) hatten ihren Marktstand neben der Stefanskirche, sodann beim Zusammentreffen der Mariahilfer und der Schönbrunner Straße, beim inzwischen aufgelassenen Gasthof „Zum Hasen". Die deutschen Einwohner des Dorfes Zillingtal (westlich des Neusiedlersees) wickelten den Geflügelverkauf in Obermeidling, einer Vorstadt Wiens, ab. Von den Einwohnern des deutschsprachigen Dorfes Rohrbach wurde 1869 schriftlich festgehalten, daß sie das in ungarischen Dörfern aufgekaufte Geflügel in Wien und Umgebung verkauften. Sie schickten ihre Kinder gerne nach Ungarn als Tauschkinder, damit sie ungarisch lernen. Dieser Geflügelhandel wurde bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts erwähnt. Die Geflügelhändler zogen laut schreiend durch die ungarischen Dörfer: „Gebet Hühner, Hendel, Kapauner, Gänse, Enten!" Zu dieser Frage gibt es reichlich Literatur (Domonkos 1967, S. 255 – 275; Schwartner 1789, S. 169; Fényes 1841. Bd. I. S. 252, 390, 395; Czuczor-Fogarasi 1874, S. 553; Gönczi 1895, S. 149). Eine Karikatur hütet die Erinnerung an diese Geflügelkrämer (Abb. 2). Auch ein anderer Spruch erinnert an ihre Tätigkeit: „Mehr Hendel werden nach Wien gebracht als alte Hennen". Damit kommt zum Ausdruck, daß auf den Markt verkäufliche, gefragte Ware gebracht wird.

Redewendungen und Sprichwörter sind im Kreise der ungarischen Dorfbevölkerung auch heutzutage in erheblicher Anzahl gebräuchlich; sie sind leicht zu sammeln und aufzuzeichnen. So notierte Frau Mihály Sándor im Kreise einer einzigen Familie nicht weniger als 1.081 Sprüche und Sprichwörter. Davon bezog sich nur eine Redewendung auf Wien: „Das Gegenstück eines unscharfen Messers ist in Wien ein Stock" (Sándor 1990, S. 9).

Im Falle des proverbium läßt sich schwerlich entscheiden, ob der aus einigen Wörtern bestehende Text eine Redewendung oder ein Sprichwort ist. A. Taylor hat recht, wenn er sagt, es gäbe keinen sicheren Anhaltspunkt, aufgrund dessen festgestellt werden könnte, ob eine Wortfügung der Kategorie der Sprichwörter oder der Redewendungen angehört (Taylor 1962, S. 8). Oft ist mit den Redewendungen irgendeine erläuternde Geschichte verbunden, die aber keine Authentizität anstrebt. Bei den meisten Redewendungen sind diese

Erklärungen weggeblieben oder es hat sie überhaupt nicht gegeben. Das gilt auch für die auf Wien bezogenen ungarischen Sprüche und Redewendungen, weshalb ihr Sinn oft nicht leicht zu erklären ist. Sie haben nichtsdestoweniger einen hohen kulturhistorischen Wert und sagen viel mehr aus als im ersten Augenblick zu denken wäre. Davon können uns die vorzüglichen Bücher von L. Röhrich überzeugen (Röhrich 1974; Röhrich – Mieder 1977), die nicht nur die Anatomie, sondern auch das Nervensystem der Redewendungen erschließen und verdeutlichen, wie die Gesinnung der Gemeinschaft die Redensarten schafft und formt und wie diese zu Bestandteilen der Kultur werden.

Die meisten ungarischen Redewendungen, Sprichwörter usw. lassen sich nur schwer in Fremdsprachen übertragen, zugleich ist uns aber das lateinische, deutsche, italienische usw. Äquivalent von vielen bekannt. Zum Beispiel in deutsch, ein Esel bleibt ein Esel, kam er auch gegen Rom, ein Ochs bleibt ein Ochs, auch wenn er französisch brummt (Wander Bd. I. 1867, S. 861; Bd. III. 1873, S. 1097). Nun ist es ja nicht meine Absicht, die ausländischen Beziehungen und fremdsprachigen Äquivalente der obigen ungarischen Redewendungen, wo übrigens Wien gar nicht erwähnt wird, ihren „Zweibahnverkehr" zu suchen. Zweifellos sind zahlreiche Redewendungen usw. auf literarische Quellen zurückzuführen, zugleich sind unzählige Sprüche aus der Volkssprache in Romane und Novellen ungarischer Schriftsteller eingegangen. Natürlich sind die auf Wien bezogenen Sprüche usw. auch bei den Deutschen bekannt, doch sind sie ganz anderer Natur als die ungarischen (Wander, Bd. V. 1880, S. 229 – 230).

Es ist auffallend, daß in den ungarischen Redewendungen außer Wien keine anderen ausländischen Städte (Berlin, Paris, London usw.) vorkommen, ausgenommen Rom, was sich mit den kirchlichen Beziehungen, den Pilgerfahrten und der Ausstrahlung der katholischen Religion erklären läßt. Immerhin ist auch die Zahl der auf Rom bezogenen Sprüche sehr gering (S. 8 – 10). Manche sind doch bemerkenswert. So ist beispielsweise die Wöchnerin „nach Rom gegangen" (O. Nagy 1979, S. 403). Im gleichen Sinn ist der Spruch auch in Bayern bekannt (Wander Bd. III. 1873, S. 1720; Röhrich Bd. II. 1973, S. 777). In einem anderen ungarischen Spruch wird Jerusalem erwähnt: „Makó ist fern von Jerusalem", wobei sich Makó nicht auf die gleichnamige ungarische Stadt bezieht, sondern ein Personenname ist. Ein Mann namens Makó glaubte, bereits in Jerusalem zu sein, war aber erst in einer Balkanstadt eingetroffen. Gemäß einer anderen

Erklärung deutet der Spruch darauf hin, daß ein Stadtteil von Makó spaßhalber Jerusalem genannt wird. Beide Erklärungen sind rezent. Der Spruch selbst wurde bereits 1598 aufgezeichnet (O. Nagy 1979, S. 343; O. Nagy 1966, S. 461, 580). Im Kreise der städtischen Bürgerschaft hat sich folgender Spruch verbreitet: Wenn jemand eine unangenehme Nachricht bringt, Unmögliches behauptet oder gar lügt, sagt man ihm: „Das erzähle deiner Grazer Tante!"; wohl, weil die Tante nicht ungarisch konnte.

Eines steht fest: Soweit wir aus schriftlichen Quellen schließen können, war Wien schon seit dem 16. Jahrhundert ein spruchschaffender Faktor in der ungarischen Folklore. In diesen Redewendungen wird Wien nicht im negativen Sinn erwähnt, vielmehr kommen darin die ungarisch-österreichischen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Beziehungen zum Ausdruck sowie der Umstand, daß die österreichische Hauptstadt eine Anziehungskraft auf die ungarische Dorfbevölkerung ausübte. Wien galt schon seit Jahrhunderten als die Stadt der Kultur und des Wohlstandes.

Freilich kommt Wien nicht nur in den ungarischen Redensarten, sondern auch in Kinderspielen, Märchen und Volksliedern vor. Ich möchte gerne hoffen, daß ich mich in Zukunft auch mit diesen beschäftigen kann.

Literatur

Baranyai Decsi Czimor, J., Adagiorum Graeco-Latino-Ungaricorum Chiliades quinque. Bartphae 1598.

Baros, Gy., Das Diarium des Mihály V. Szolga. (V. Szolga Mihály Diáriuma.). Zf. Erdélyi Muzeum, Bd. XXII, Kolozsvár 1905, S. 31 – 48.

Bálint, S., Sinnsprüche und geflügelte Worte aus Szeged. (Szegedi példabeszédek és jeles mondások.), Budapest 1972.

Bárdosi, J.,(Red.), Geographische Namen des Komitats Vas. (Vas megye földrajzi nevei.), Szombathely 1982.

Benkő, L., (Red.), Geschichtlich-etymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache. (A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára.). Bd. I., Budapest 1967.

Bolte, J., Polivka, G., Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Bd. III., Leipzig 1918.

Czuczor, G., Fogarasi, J., Wörterbuch der ungarischen Sprache. (A magyar nyelv szótára.). Bd. IV., Budapest 1974.

Domonkos, O., Der Geflügelhandel in Westungarn. (A nyugatmagyarországi tyukászatról.). Zf. Néprajzi Muzeum Értesitője, Bd. 49, Budapest 1967, S. 255 – 275.

Dugonics, A., Ungarische Sinnsprüche und geflügelte Worte. (Magyar példabeszédek és jeles mondások.) Bd. I. – II., Szeged 1820.

Erdélyi, J., Buch der ungarischen Redensarten. (Magyar közmondások könyve.), Pest 1851.

Fényes, E., Derzeitiger Zustand des Ungarlandes. (Magyar országnak mostani állapotja). Bd. I., 1841.

Gönczi, F., Das Zwischenstromgebiet Mur-Drau und sein Volk. (Muraköz és népe.), Budapest 1895.

Kertész, M., Redensarten (Szokásmondások.), Budapest 1922.

Kiss, L., Etymologisches Wörterbuch geographischer Namen. (Földrajzi nevek etimológiai szótára.). Bd. I. – II., Budapest 1988.

Kis-Viczay, P., Selectiora Adagia Latino-Ungarica. Bartphae 1713.

Kovács, A., Das war nur einmal, von nun an keinmal. (Egyszer volt Budán kutyavásár.). In: Magyar Néprajzi Lexikon. Bd. I. Budapest 1977, S. 648.

Kovács, A. – Benedek, K., Typen der Schildbürgerschwänke (Catalogue of Hungarian Folktales. Vol. 6.), Budapest 1990.

Kovács, P., Ungarische Sprichwörter und Redensarten (Magyar példa és közmondási.), Györ 1794.

Márton, Gy., Rumänische Lehnwörter in der Mundart der Moldauer Ungarn. (A moldvai csángó nyelvjárás román kölcsönszavai.), Bukarest 1972.

Margalits, E., Ungarische Redensarten und redensartliche Sprichwörter. (Magyar közmondások és közmondásszerü szólások.), Budapest 1896.

Mikes, K., Briefe aus der Türkei ... (Törökországi levelek ...), Budapest 1966.

Molnár, A., Dictionarium Ungarico-Latinum ... Norimbergae 1604.

O. Nagy, G., Ungarische Redensarten und Sprichwörter. (Magyar szólások és közmondások.). Budapest 1966.

O. Nagy, G., Auf welchem Holz gewachsen? (Mi fán terem?), Budapest 1979.

Röhrich, L., Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Bd. I. – II., Freiburg – Basel – Wien 1974.

Röhrich, L., Mieder, W., Sprichwort. Stuttgart 1977.

Sándor, M., Szekler Sprichwörter (Székely közmondások.). In: Magyar Csoportnyelvi Dolgozatok, Nr. 44, Budapest 1990.

Schwartner, M., Statistik des Königreichs Ungarn. Pest 1798.

Szirmay. A., Hungaria in Parabolis ... Buda 1807[2].

Taylor, A., The Proverb and an Index to the Proverb. Hatboro-Copenhagen 1962.

Tóth, B., Von Mund zu Mund. (Szájrul szájra.), Budapest 1895.

Tóth, B., Der ungarische Anekdotenschatz. (A magyar anekdotakincs.). Bd. I., Budapest 1901.

Wander, K. F. W., Deutsches Sprichwörter-Lexikon, Bd. I. 1867, II. 1870, III. 1873, IV. 1876, V. 1880, Leipzig 1867 – 1880.

Zsupos, Z., Schimpfworte ... in Rosenau im 17. – 19. Jahrhundert (Szitkok ... Rozsnyón a XVII – XIX. Században.). In: Történelem, régészet, néprajz. Abhandlungen zu Ehren J. Farkas, Debrecen 1991. S. 365 – 392.

Abb. 1: Geflügelhändler, um 1910. Wien – Mödling. Aufn. Städtisches Museum Sopron (Ödenburg), Ungarn

Abb. 2: Geflügelhändlerin. Karikatur von J. Jankó in der Zeitschrift Gallas 1884

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Band XLVII/96, Wien 1993, 181 – 182

Mitteilungen

„Maria Steinwurf" und die Rauchfangkehrer
Am Rand einer Kritik

Von János Szulovszky

Die Grundsituation eines Romans von Miklós Vámos, eines zeitgenössischen ungarischen Schriftstellers, ist, daß der Held für einen Mord verantwortlich gemacht wird, der zwei Jahre vor seiner Geburt verübt worden war; zum Beweis seiner Unschuld stehen ihm zwei Tage zur Verfügung. Diese absurde Formel fiel mir beim Lesen der kritischen Bemerkungen zu meinem in der ÖZV erschienenen Beitrag (Klaus Beitl: Maria Steinwurf in Ungarn. Ein kritischer Nachtrag zu Janós Szulovsky (sic!): Die Ofner „Schornsteinfeger-Madonna". Zu den italienischen Beziehungen der ungarischen Marienverehrung, ÖZV XLVI/95, 1992, Heft 2) ein.

Den betreffenden Beitrag habe ich im Jänner 1989 geschrieben; in der Redaktion der ÖZV langte er ihm Frühjahr desselben Jahres ein. Zu dieser Zeit hatte aber Prof. Grabner ihre Studie (Elfriede Grabner: „Maria Steinwurf" in Ungarn. Zur Verehrung eines piemontesischen Gnadenbildes im pannonischen Raum, in: dies.: Bildquellen zur Volksfrömmigkeit. ÖZV XLIV/93, 1990, S. 311 – 330) wohl noch nicht geschrieben, nicht einmal die vorangehende Studienreise angetreten, sodaß ich mich nicht auf diese beziehen konnte.

Die Studie von Prof. Kretzenbacher erschien 1951 (Leopold Kretzenbacher: Maria Steinwurf. Ikonographie, Legende und Verehrung eines „verletzten Kultbildes". In: Aus Archiv und Chronik 4, Graz 1951, S. 66 – 83). Ich führte sie deshalb nicht an, weil sie sich in keiner der ungarischen Bibliotheken befand. Wegen der stalinistischen Ablehnung wissenschaftlicher Forschungen aus dem Westen gibt es ja im Bestand der ungarischen Bibliotheken große Lücken. Selbstverständlich wußte ich von dieser Studie des Verfassers, doch durfte ich auf ein ungelesenes Werk mit gutem Gewissen nicht Bezug nehmen. Ich bedauerte die vermutlich kargen ungarischen Beziehungen des Kultbildes in der Studie 1977 (Leopold Kretzenbacher: Das verletzte Kultbild. Voraussetzungen, Zeitschichten und Aussagewandel eines abendländischen Legendentypus. München, 1977) weil ich angenommen habe, daß diese die Ergebnisse des früheren Beitrags zusammenfaßt. Selbstverständlich stelle ich nicht in Frage, daß die Klattauer Kopie des

Gnadenbildes von Rè früher entstanden ist als die ungarische, doch ist es durch die Pilgerfahrt des P. P. Franzin wohl dokumentiert, daß das Gnadenbild von Ofen als Vorbild nicht jenes von Klattau, sondern das Original in Rè nahm. Hätte aber die Forschung diesem ungarischen Vorkommen größere Aufmerksamkeit gewidmet, so wäre es klar gewesen – was meines Wissens noch nicht betont wurde –, daß in der Verbreitung dieses Gnadenbildes die italienischen Rauchfangkehrer eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Wie die Madonna von Klattau, so verdankte auch jene von Ofen ihnen ihr Entstehen. Ein Zufall kann es schon deshalb nicht sein, weil Rè sich in jenem Gebiet befindet, welches als das Ursprungsland der Schornsteinfeger gilt; von dort schwärmten die Ausübenden dieses Gewerbes nach fast allen europäischen Ländern aus; die Zeichen deuten darauf hin, daß sie zusammen mit ihrem Gewerbe auch die Verehrung der Madonna von Rè in ihre neue Heimat gebracht haben. Die direkte Verbindung der auf ungarischem Gebiet lebenden Rauchfangkehrer mit Ober-Italien und mit den italienischen Sprachgebieten der Schweiz dauerte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, bis zu dieser Zeit kamen von dort Lehrlinge und Gesellen zu Rauchfangkehrermeistern nach Ungarn.

„Die Zielscheibe schießt nicht zurück", sagt ein ungarisches Sprichwort. Deshalb habe ich überlegt, ob ich auf die Kritik meines Beitrags reagieren sollte. Jetzt, nach dem Abschluß meiner monographischen Arbeiten mit kurzfristigen Terminen, bin ich der Ansicht, daß ich unbedingt antworten muß, da sonst der Verdacht einer fachlichen Inkorrektheit an mir haften bleibt. Deshalb möchte ich betonen, daß ich in meinem Beitrag in der ÖZV – in welchem ich übrigens lediglich den Kult der Ofner „Schornsteinfeger-Madonna" kurzgefaßt schildern wollte und auf das Vorkommen des Kultbildes und dessen Beziehungen nicht eingehen konnte – die Ergebnisse der Kollegen nicht wissentlich verschwieg. Was ich wegen der Knappheit des Korrekturtermins unterließ (da ich lange keine Nachricht erhalten habe, ob meine Studie überhaupt veröffentlicht würde, habe ich an eine Durchsicht des Textes nicht gedacht) und was mir von der Kritik vorgeworfen wurde, wurde in meiner Monographie über die Kulturgeschichte und Volkskunde des ungarischen Rauchfangkehrerhandwerks (János Szulovszky: Rauchfangkehrer [ung.: Füstfaragók], Debrecen, 1992, in Anm. zu Kapitel V, 2, 14, 37, S. 260 – 261) selbstverständlich erwähnt.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 183 – 192*

Chronik der Volkskunde

„Mit Glauben und Liebe"

Volkstümliche sakrale Statuen aus den Sammlungen des Historischen Museums des Slowakischen Nationalmuseums Bratislava
Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee
von April bis August 1993

Die sakralen Plastiken gehören zum wertvollsten Bestand der volkstümlichen bildenden Kunst in der Slowakei. Aus Holz, selten aus Stein hergestellt, entstanden die ältesten zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Die Kontinuität ihrer Entwicklung im 20. Jahrhundert wurde durch vierzig Jahre religionsfeindlicher Politik gestört, konnte aber doch nicht gänzlich gebrochen werden. Das beweisen die Werke, die aus dieser wie auch der jüngsten Zeit stammen.

Für den einfachen, ungeschulten Menschen, der diese Figuren für sich selbst und seine Umgebung mit Liebe schuf, bedeuteten sie nicht nur Freude an der ästhetischen Gestaltung. Als Ausdruck und Verkörperung seines Glaubens an Gott haben die Skulpturen eine starke, anhaltende innere Kraft. Obwohl sie durch ihre rauhe Einfachheit und Unvollkommenheit strengen ästhetischen Kriterien nicht genügen, erfüllen sie gerade den heutigen Menschen mit Bewunderung für ihre innere und äußere Symbolhaftigkeit. Die Themen sind auch Ausdruck der Freuden und Schmerzen der Menschen in der Darstellung der Geburt Christi, den zahlreichen Holzkrippen, der Mutterliebe in Gestalt der Madonna mit dem Kind bis zu Leiden und Tod in der Fastenzeit mit dem Höhepunkt der Kreuzigung. Am häufigsten wurde in der Slowakei der Schmerz der Mutter mit dem Leichnam ihres Sohnes in Form der Pietà dargestellt. Es ist auch kein Zufall, daß die hl. Maria als Königin Maria Regina die Patronin Ungarns ist, während in der Slowakei die Mater dolorosa, also die Schmerzensreiche Mutter Gottes mit dem Leichnam Jesu auf dem Schoß, als Patronin verehrt wird.

Doch über die Leiden dominiert auch in der Auffassung der Künstler die Freude über die Auferstehung. Viele Darstellungen des Auferstandenen und von Christus als dem Sieger verkörpern Hoffnung und Glauben an die Überwindung des Todes.

Die volkstümliche Umgebung beeinflußte die Gestaltung zahlreicher Heiligenfiguren, die für die Menschen Beschützer und Begleiter im Alltag und Fürsprecher in Notsituationen waren, zu denen man sich mit seinen

Sorgen wandte. Jeder Heilige war durch bestimmte Attribute, Gegenstände mit symbolischer Bedeutung, erkennbar.

Zu den beliebtesten Heiligen in der Slowakei gehörten der hl. Florian als Beschützer gegen das Feuer, der hl. Johann Nepomuk gegen Überflutungen, der hl. Urban als Patron der Weinbauern, der hl. Wendelin als Viehpatron, ebenso der hl. Georg und der hl. Joseph mit dem Kind. Unter den weiblichen Heiligen finden wir am häufigsten die hl. Maria, die hl. Katharina, die hl. Barbara – vor allem im mittelslowakischen Bergbaugebiet – und die hl. Anna.

Die Figuren wurden meist in den Stuben aufgestellt; zusammen mit den Heiligenbildern war ihr Platz in der Ecke über dem Tisch, im „Herrgottswinkel". Später stellte man sie auch auf eine Truhe und daneben eventuell eine Kerze oder eine Lampe. Sie konnten aber auch an der Vorderfront des Hauses stehen, wo sie als Beschützer des ganzen Anwesens fungierten. Diesem Zweck dienten auch die Heiligenfiguren in der Dorfmitte oder am Dorfrand und in den kleinen Kapellen auf den Feldern, nicht zu vergessen die zahlreichen Kreuzwegstationen.

Die wichtigsten Vorbilder für die Schnitzer waren die wundertätigen Bilder und Statuen in den slowakischen Wallfahrtsorten. Daneben übten aber auch außerhalb der Slowakei gelegene Wallfahrtsorte starken Einfluß aus, wie z.B. Mariazell in Österreich, Zebrzydow in Polen, Suchá Hora bei Příbram in Böhmen, Hostýn und Frýdek in Mähren u.a. Vorlagen waren auch Illustrationen (Holzschnitte, Kupferstiche) in religiöser Literatur sowie Heiligenbildchen. Die große Zahl der Marienwallfahrtsorte in der Slowakei und die im Zusammenhang damit starke Marienverehrung begründet auch die Häufigkeit der Marienstatuen.

Zu den in der Slowakei bekanntesten Typen von Marienstatuen gehören die Madonna von Marianka (Mariathal) in der Westslowakei, die der Mariazeller Madonna sehr ähnlich ist, von den mittelslowakischen Wallfahrtsorten ist es die Madonna von Staré Hory und in der Ostslowakei die Marienstatue von Levoča. Sehr verbreitet sind Varianten der Pietà von Šaštín, weniger die von Topolčany, Holíč und Nitra, alles Orte in der Westslowakei.

Marienstatuen und auch die anderer Heiliger wurden in den Wallfahrtsorten bisweilen auch serienmäßig von Handwerkern für den Verkauf hergestellt. Kennzeichen dieser Figuren sind z.B. die kleinen gedrechselten Kronen, die sparsame Ausgestaltung der Kleider, der im Vergleich zum Original kürzere Schleier, also eine Vereinfachung auf die Grundmerkmale, wobei die Statuen durch diese Reduzierung eine unerwartete künstlerische Wirkung gewannen und sich wieder wesentlich von der Aussagekraft der individuell geschaffenen Werke ungeschulter Schnitzer unterscheiden. Erst im 19. Jahrhundert bildeten Holzschnitzerschulen Schüler aus, von denen nur die Plastiken, nicht aber ihre Namen bekannt sind.

Die sakralen volkstümlichen Statuen, die sich heute im Historischen Museum auf der Burg in Bratislava befinden, gehören zu einer Sammlung volkstümlicher Plastiken, die das Slowakische Nationalmuseum seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts betreibt. Im Laufe der Zeit wuchs ihre Zahl auf 2500 Objekte, zu denen auch Werke der zeitgenössischen bildenden Kunst zählen. Die alten sakralen Statuen sind aber die Grundlage und der wertvollste Teil der Kollektion.

Die schönsten Stücke daraus sollen in der Ausstellung im Ethnographischen Museum zu sehen sein als Ausdruck der guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern; kreuzten sich doch gerade hier die Wallfahrtswege unserer Vorfahren in Verehrung derselben Heiligen.

Magdalena Mrázová

„Der Mensch im Mittelpunkt des volkskundlichen Films?"
3. Arbeitstagung der Kommission für den volkskundlichen Film der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Bonn

Vom 24. – 27. September 1992 fand in der Deutschen Landjugend – Akademie Fredeburg e.V. in Bonn – Röttgen nach Reinhausen 1988 und Salzburg 1990 die dritte Arbeitstagung der reaktivierten Kommission für den volkskundlichen Film der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde statt. In Zusammenarbeit mit der Landjugend – Akademie hatte der Landschaftsverband Rheinland – Amt für rheinische Landeskunde die Ausrichtung der Veranstaltung übernommen; Alois Döring, Leiter der volkskundlichen Abteilung des genannten Amtes und Geschäftsführer der Film-Kommission, war der Tagung ein umsichtiger Organisator.

Begrüßungsworte der Veranstalter und des Kommissionsvorsitzenden Edmund Ballhaus sowie ein geselliges Beisammensein prägten den Eröffnungsabend, ein „volles" Programm die beiden nächsten Tage. In seinem Einführungsvortrag „Den Menschen das Wort geben" hob E. Ballhaus die Problematik bisheriger volkskundlicher Filme hervor, die sich darin äußert, daß in diesem Medium der Mensch und sein Leben – im weitesten Sinne – immer noch zu kurz kommen. Als Gründe nannte er etwa die bisherigen Standards der Lehr- und Schulfilme sowie die bislang behandelte Thematik (die nicht viel Aufwand – weder Zeit, Geld noch einen Denkprozeß – erforderten). Gleichzeitig aber skizzierte er die Schwierigkeiten, die sich aus einer verstärkten Einbeziehung des Betroffenen ergeben: etwa, daß das Sprechen, das Kommentieren nicht jedermanns Sache sei, daß das Mikrofon und die Filmkamera samt Beleuchtungseinrichtungen und Filmteam Ungezwungenheit kaum oder eher selten aufkommen lassen. Doch auch die Seite

des filmenden Wissenschafters ließ Ballhaus nicht unerwähnt, indem er darauf hinwies, daß es vielfach noch üblich sei, abgehoben vom „Objekt", gleichsam wie ein Forscher in einem fernen, exotischen Land, distanziert Vorgänge im Bild festzuhalten. Schließlich warf er noch die Frage auf, inwieweit volkskundliche wissenschaftliche Filmer mit der Technik, den Möglichkeiten, d.h. mit dem Handwerkszeug des Filmens, überhaupt vertraut wären, um abschließend einen Paradigmenwechsel zu fordern, mit dem Ziel, ab nun den Menschen – anstatt wie bisher üblich den Vorgang – in den Mittelpunkt zu stellen und ihn als Subjekt ernst zu nehmen.

Im Verlauf der Tagung wurden Filme unterschiedlichster Thematik und Aus- bzw. Aufarbeitung gezeigt: die Palette reichte von solchen, die sich vorrangig mit Menschen an sich beschäftigten (etwa S. Top/Leuven: „Meen van Eycken – Eine Biographie in Liedern"; O. Bockhorn/Wien: „Elisabeth Unterberger, Sennerin" sowie W. Kiener/München: „IXOK – Frau") über Filme, die sich gesamtgesellschaftlichen Vorgängen widmeten (E. Ballhaus/Göttingen: „Löwe frißt Gams"; R. W. Brednich: „Schüttenhoff in Förste/Nienstedt" sowie K. Sinn: „Handwerk hat goldenen Boden") bis zu jenen, die einzelne Abläufe und – untergeordnet – die daran beteiligten Menschen eher dokumentierend (und das Fragezeichen hinter dem Tagungstitel einigermaßen rechtfertigend) behandelten (A. Fadel/Bonn, M. Kügler/Höhr-Grenzhausen: „Nisteier und Schießbudenröhrchen aus Pfeifenton"; P. Oberem/Bonn: „Faß Ruland, Meckenheim"). Gesondert sei auf „Hammer und Amboß – Arbeit in der Dorfschmiede" von G. Schellack/Mainz hingewiesen, worin – als Medium innerhalb eines Museums eingesetzt – Dokumentation und filmisches Umsetzungsvermögen bestens harmonieren und anhand dessen Vorführung deutlich wurde, daß bei Konzeption und Herstellung eines Filmes selbstverständlich beachtet werden muß, für welchen Zweck er gedacht ist.

Als öffentliche Abendveranstaltung wurde ein Film von D. Schubert/Köln: „Ein blindes Pferd darf man nicht belügen – Geschichten aus der Westeifel" gezeigt, in welchem versucht wurde, auch künstlerische Komponenten in einen kulturwissenschaftlichen Film über das einst karge Leben in dieser Landschaft einzubauen.

In den Diskussionen wurde u.a. klar, daß die neuen, menschenbezogenen volkskundlichen Filme auch dementsprechend geschulte Hersteller (geschlechtsneutral gemeint) benötigen, was aber wiederum auch eine finanzielle Frage darstelle, daß andererseits eine Änderung in dieser Richtung jedoch dringend nötig sei, um den volkskundlichen Film nicht in ein verstaubtes Eck abgleiten oder darin verweilen zu lassen. Denn Film an sich ist ein bestens geeignetes Medium, Wissen, „Lehrmeinungen", volkskundlich-kulturwissenschaftliche Probleme nicht mit erhobenem Zeigefinger, sondern mit auch künstlerischen, emotional gefärbten, ästhetischen Mitteln

weiterzugeben. Daß damit auch das zu erwartende Publikum bereits bei der Herstellung eines solchen Filmes in die Überlegungen miteinbezogen werden müßte, war ebenso unbestritten wie generell die Notwendigkeit verstärkter filmischer Aktivitäten. Die von E. Ballhaus gegründete Göttinger Gesellschaft für den kulturwissenschaftlichen Film wäre mit ihren bisherigen Produktionen und der Einbindung entsprechend geschulter Studierender durchaus geeignet, andernorts als Vorbild zu dienen.

In der abschließenden Kommissionssitzung wurden Edmund Ballhaus als Vorsitzender und Alois Döring als Geschäftsführer einstimmig bestätigt; ob die Anregung, ein Informationsblatt herauszugeben, Erfolg hat, wird wesentlich von der Mitarbeit der Kommissionsmitglieder abhängen. Diese werden ihre nächste Sitzung 1993 anläßlich der DGV-Tagung in Passau abhalten und dort auch versuchen, Ort und genaues Thema des nächsten, für 1994 vorgesehenen Treffens zu vereinbaren.

Elisabeth Bockhorn

August Johan Bernet Kempers (1906 – 1992)

Am 2. Mai 1992 verschied Prof. Dr. August Johan Bernet Kempers, korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien, im Alter von 85 Jahren in seinem Wohnort Arnheim. Bernet Kempers war ein vielseitiger Mensch, der schon eine beachtliche Karriere hinter sich hatte, als er im Jahre 1958 mit der Volkskunde in Berührung kam. In diesem Jahr wurde er zum Direktor des Niederländischen Freilichtmuseums zu Arnheim ernannt, eine Stelle, die er bis zu seiner Pensionierung erfüllt hat.

Bernet Kempers hatte Altphilologie, Kunstgeschichte und Archäologie studiert und promovierte 1933 mit einer Doktorarbeit über „The bronzes of Nalanda and Hindu-Javanese arts". Er verbrachte eine längere Periode, 1936 – 1956, in Indonesien, dem ehemaligen Niederländisch Indien, wo er u.a. als Professor der Archäologie, Alte Geschichte von Indonesien, Kulturgeschichte von Vorderindien und Kunstgeschichte des Hinduismus und Buddhismus lehrte. 1956 kehrte er, 50 Jahre alt, als amtloser Bürger nach den Niederlanden zurück. Als er 1958 zum Museumsdirektor ernannt wurde, wurde er in dieser Eigenschaft zugleich in die Volkskundliche Kommission der Königlichen Niederländischen Akademie der Wissenschaften, den Vorläufer des heutigen P. J. Meertens-Instituts, aufgenommen. Er betrachtete sich damals auf dem Gebiet der niederländischen Volkskunde mit Recht als ein Außenseiter. Das hatte auch seine Vorteile, da die damalige niederländische Volkskunde stark auf bestimmte Probleme und Projekte, insbesondere das Atlasunternehmen, fixiert war. Bernet Kempers verfügte über einen

unbefangenen Blick für die Kultur. Sein Interesse galt vor allem dem menschlichen Verhalten, auch dort, wo er sich als Museumsdirektor mit Gegenständen zu beschäftigen hatte. „Selbst wenn die Volkskunde die materielle Kultur behandelt, ist es ihr auch, vielleicht sogar in erster Linie, um die Menschen und ihr Verhältnis dazu zu tun", schreibt er 1960 in einem seiner frühen volkskundlichen Artikel über die ‚Volkskunde und die Volksbräuche der Gegenwart'. In diesem Zusammenhang zitiert er zwei Stellen aus Richard Weiss' ‚Volkskunde der Schweiz' (1946): „Nicht Bauten und Wohnungen, sondern Bauen und Wohnen sind der eigentliche Gegenstand volkskundlicher Bauforschung (87)", und: „Unter Tracht soll nicht einfach das Getragene, sondern die Art des Tragens verstanden werden" (140). Bernet Kempers verweist ebenfalls auf neue Entwicklungen in seinen früheren Fachgebieten, der Archäologie und der Kunstgeschichte, die den Menschen anstatt der Gegenstände in den Mittelpunkt stellen. In den volkskundlichen Publikationen und Tätigkeiten Bernet Kempers' begegnet man fortwährend seinem ethologischen, das Verhalten des Menschen registrierenden Blick. Er versuchte immer, das von ihm registrierte, kulturelle Phänomen mit möglichst vielen anderen Erscheinungen in Beziehung zu setzen, damit seine Funktion im breiten gesellschaftlichen Kontext ersichtlich würde.

Bernet Kempers nahm in der niederländischen Volkskunde bald eine zentrale Stellung ein. 1959 wurde er Vorsitzender der niederländischen Gesellschaft für Volkskunde, eine Funktion, die er bis zu seiner Pensionierung erfüllt hat. Daneben war er auch Redaktionsmitglied von ‚Volkskunde' und ‚Ethnologia Europaea' und Vorsitzender des ‚Verbandes europäischer Freilichtmuseen' (1966 – 1976).

Die Volkskunde wird seit 1923 an einigen niederländischen Universitäten als Nebenfach gelehrt. 1969 wurde Bernet Kempers auf Initiative der Volkskundlichen Kommission zum außerordentlichen Professor der Volkskunde in Amsterdam ernannt. Seine Antrittsvorlesung ‚Volkskunde und besondere Formgestaltung' (1970) ist in der niederländischen Volkskunde eins der frühen Beispiele einer theoretischen Auseinandersetzung über die Spezifik des Faches Volkskunde. Die besondere Formgestaltung von Kulturgütern, die er als den Mehrwert der rein sachlichen Formgestaltung kennzeichnete, wurde von ihm einerseits als eine spezifische Eigenschaft des Menschen, andererseits als das Ergebnis menschlicher Bedürfnisse, Wünsche und typischer Situationen betrachtet. Sie bildete für ihn als dynamischer Begriff einen brauchbareren Ausgangspunkt der volkskundlichen Forschung als die ‚Tradition'. Hier zeigte sich wieder Bernet Kempers' Interesse für das menschliche Verhalten.

Dieses Interesse dominierte auch in seinen Vorlesungen, in denen er vor allem darum bemüht war, seinen Studenten die Kunst beizubringen, syste-

matisch und genau ihre alltägliche Umgebung zu beobachten, die registrierten Erscheinungen mit vielen anderen in Verbindung zu setzen und sie alle in einen breiteren Kontext zu stellen. 1976 legte er seine Lehrtätigkeit nieder. Der Lehrstuhl ist seitdem nicht neu besetzt worden.

Ton Dekker

Otto Koenig (1914 – 1992)

Am 5. Dezember 1992 starb in seiner Heimatstadt Klosterneuburg der Wilhelminenberger Verhaltensforscher Otto Koenig. Er war Gründer und Leiter der „Biologischen Station Wilhelminenberg" (1945 – 1966), Direktor des „Instituts für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften" (1967 – 1984), Gründer und Leiter des „Instituts für Angewandte Öko-Ethologie" (1982 bis zur Gegenwart) und Träger zahlreicher Orden und Auszeichnungen.

Koenig konsolidierte seine Forschungsstationen durch drei Vereinsgründungen: 1984 „Verein für Ökologie und Umweltforschung", 1957 „Gesellschaft der Freunde der Biologischen Station Wilhelminenberg", die unter ihrem neuen Namen „Gesellschaft der Freunde der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg" nun die Unternehmungen des 1982 gegründeten „Instituts für Angewandte Öko-Ethologie" fördert, und ebenfalls 1957 den noch immer unter dem selben Namen aktiven Trägerverein „Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg".

Das „Institut für Angewandte Öko-Ethologie", das die weit über den deutschen Sprachraum hinaus bekannten Wilhelminenberger Traditionen fortsetzt, umfaßt mit einem zentralen Sekretariat in Wien die Abteilungen: „Otto Köhler" Staning an der Enns (1982), „Nico Tinbergen" Leobersdorf im Marchfeld (1982), „Erwin Stresemann" Rosenburg (1984), „Oskar Heinroth" Greifenstein (1984), den Forschungsstützpunkt Hohe Wand und die Assoziierte Sonderabteilung Vogelpark Schmiding.[1]

In seinen Publikationen und in seiner mehrmals neu benannten Sendereihe im Österreichischen Fernsehen (ORF 1956 bis 1992), die zuletzt wie das gleichnamige Buch zur Sendung „Rendezvous mit Tier und Mensch" hieß, vertrat Otto Koenig innerhalb der allgemeinen Verhaltensforschung eine eigene Richtung, die er durch Jahrzehnte gemeinsam mit seiner Frau und engsten Mitarbeiterin Lilli Koenig am Wilhelminenberg erarbeitet und in Übereinstimmung mit seinem Lehrer Konrad Lorenz „Kulturethologie" genannt hatte.

Liest man Koenigs Bibliographie[2], so findet man schon in den ersten Wilhelminenberger Jahren Aufsätze und Bücher, die Koenigs Interesse für

das Verhalten des Menschen erkennen lassen. So schrieb er beispielsweise 1947 „Urform und Entwicklung des menschlichen Imponiergehabens“[3], 1957 „Werden und Wesen des Menschen aus der Perspektive der Vergleichenden Verhaltensforschung“[4], 1959 „Angeborene Verhaltensweisen und Werbung“[5], 1962 das Buch „Kif-Kif. Menschliches und Tierisches zwischen Sahara und Wilhelminenberg“[6], 1964 „Führer rund um den Neusiedlersee“[7], 1967 „Klaubaufforschung und Klaubauferleben“[8], 1968 „Biologie der Uniform“[9] und 1969 „Verhaltensforschung und Kultur“[10].

In seinem grundlegenden Buch „Kultur und Verhaltensforschung. Einführung in die Kulturethologie“, erschienen bei dtv in München, formuliert Otto Koenig schließlich 1970 folgende Definition: „Kulturethologie ist eine spezielle Arbeitsrichtung der allgemeinen Vergleichenden Verhaltensforschung (Ethologie), die sich mit den ideellen und materiellen Produkten (Kultur) des Menschen, deren Entwicklung, ökologischer Bedingtheit und ihrer Abhängigkeit von angeborenen Verhaltensweisen sowie mit entsprechenden Erscheinungen bei Tieren vergleichend befaßt“[11].

1971 schrieb Koenig „Das Paradies vor unserer Tür. Ein Forscher sieht Tiere und Menschen“[12], das 1972 Schwedisch und 1973 Französisch aufgelegt wurde. 1975 erschien das reich illustrierte Buch „Urmotiv Auge. Neuentdeckte Grundzüge menschlichen Verhaltens“[13], 1983 der Bildband „Klaubauf – Krampus – Nikolaus. Ein Maskenbrauch in Tirol und Salzburg“, 1984 der Bildband „Tiroler Schützen“, beide Bände Tusch-Druck, Wien. Und 1989 bei Jugend und Volk in Wien das Buch „Tiroler Tracht und Wehr. Schützenkompanien aus dem Blickwinkel der Vergleichenden Verhaltensforschung“.

Otto Koenig gründete 1976 die seither alljährlich mit neuem Rahmenthema stattfindenden „Matreier Gespräche“, an denen in- und ausländische Wissenschaftler teilnehmen. Die Vorträge ergeben eine Reihe von Sachbüchern, die unter dem gemeinsamen Titel „Matreier Gespräche“ in zwangloser Folge erscheinen.

Der bei Jugend und Volk in Wien erschienene Band „Matreier Gespräche/Paarbildung und Ehe. Biologische Grundlagen und kulturelle Aspekte“ wurde Otto Koenig 1989 zur Vollendung des 75. Lebensjahres gewidmet. Im Vorwort schreibt der Herausgeber Max Liedtke: „Mit Professor Otto Koenig wird ... der Kulturethologe geehrt, der erstmals in dezidierter Weise am Beispiel der Uniform und des Augenmotivs die Anwendbarkeit ethologischer Kategorien auf kulturelle Phänomene nachgewiesen hat und damit zum Begründer der Kulturethologie geworden ist.“

Für Koenig als einem Mitglied der Redaktion der Encyclopaedia Cinematographica in Göttingen war es selbstverständlich, filmisch zu dokumentieren. Daher entstanden im Rahmen der Wilhelminenberger Institutsarbeit bald nicht nur „Tierfilme“, sondern auch Filme über Aktivitäten des Men-

schen. Eine Festschrift zum 70. Geburtstag von Otto Koenig[14] zitiert Filme über Schützenfeste in Tirol, über das Wachablöseritual in Sofia, Istanbul und Ankara und ungefähr 30 Filme zum Thema Klaubauf aus Osttirol, Salzburg und Kärnten, um nur einiges zu nennen.

Otto Koenig war jahrelang Mitglied des Vereins für Volkskunde. Unser Fach verdankt seiner Initiative nicht nur ungefähr 150 wissenschaftliche Filmdokumente des volkskundlichen Themenkreises – veröffentlicht und archiviert im Österreichischen Bundesinstitut für den Wissenschaftlichen Film (ÖWF) in Wien und im Institut für den Wissenschaftlichen Film (IWF) in Göttingen –, sondern auch eine reichhaltige Kollektion volkskultureller Photos, Tonaufnahmen und Objekte aus dem mitteleuropäischen Raum, die durch Publikationen, bei Institutsführungen, bei Seminaren und Tagungen, bei Vorträgen im In- und Ausland, in Sonderausstellungen und nicht zuletzt durch Otto Koenigs Auftritte im Österreichischen und im Deutschen Fernsehen bekannt geworden ist.

Aus seiner beachtlichen Sammlung Österreichischer Masken zum gegenwärtigen Perchten- und Klaubaufbrauchtum konnte 1988 im „Museum der Begegnung"[15], das dem Vogelpark Schmiding bei Wels angegliedert ist, ein eigener Schauraum „Klaubauf" gestaltet werden, der sehenswert ist, und konnte 1980 eine Sonderausstellung im Hamburgischen Museum für Völkerkunde beschickt werden, wozu Koenig in der Reihe „Wegweiser zur Völkerkunde"[16] die Begleitveröffentlichung „Klaubaufgehen, ein Maskenbrauch in Osttirol und der Gastein" erstellte – mit einem Vorwort von Jürgen Zwernemann, der Koenig und seinen Mitarbeitern Dank und Anerkennung für gute Zusammenarbeit und jahrelange Forschung ausspricht.

Elfriede G. Lies

Anmerkungen

1 Otto Koenig (1990): Institut für angewandte Öko-Ethologie, Verein für Ökologie und Umweltforschung. Umwelt Nr. 13, Schriftenreihe für Ökologie und Ethologie.
2 Bibliographie Otto Koenig (1991). In: „Beim Menschen beginnen", Otto Koenig im Gespräch mit Kurt Mündl. – Wien, Jugend und Volk, S. 199 – 205.
3 Otto Koenig (1947): Umwelt, Jg. 1, H. 4, S. 180 – 181.
4 Otto Koenig (1957): Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 87, S. 87 – 90.
5 Otto Koenig (1959): Bericht 6. Werbewirtschaftliche Tagung in Wien, S. 94 – 100.
6 Otto Koenig (1962): Wien, Wollzeilen-Verlag, 239 Seiten.
7 Otto Koenig (1964): Wien – München, Verlag für Jugend und Volk, 133 Seiten.
8 Otto Koenig (1967): Osttiroler Bote, Jg. 29, H. 51, S. 41 – 43.
9 Otto Koenig (1968): Naturwissenschaft und Medizin (N + M), Jg. 5, S. 2 – 19, S. 40 – 50.

10 Otto Koenig (1969): In: Kreatur Mensch, S. 57 – 84. München, Moos-Verlag.
11 Otto Koenig (1970): Mit einem Vorwort von Konrad Lorenz. 290 Seiten, S. 17.
12 Otto Koenig (1971): Wien, Verlag Molden, 447 Seiten.
13 Otto Koenig (1975): München – Zürich, Piper & Co. Verlag, 556 Seiten.
14 Bibliographie Otto Koenig (1984). In: Otto Koenig 70 Jahre. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Verhaltensforschung/Matreier Gespräche. Wien, Heidelberg, Ueberreuter, S. 71 – 84.
15 Fritz Trupp (1988): Museum der Begegnung. Schmiding. 101 Seiten.
16 Otto Koenig (1980): H. 24, Hamburg, Selbstverlag Hamburgisches Museum für Völkerkunde. 89 Seiten.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 193 – 228*

Literatur der Volkskunde

Arnold NIEDERER, *Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel.* Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956 bis 1991. Herausgegeben von Klaus Anderegg und Werner Bätzing. Bern/Stuttgart/Wien, Verlag Paul Haupt, 1993, 518 Seiten, Bildteil mit 105 Abb.

Arnold Niederers Beiträge zur alpinen Kultur zählen mit Recht zum Inspirierendsten, was die letzten Jahrzehnte zu diesem gerade für die Schweizer Volkskunde so wichtigen Arbeitsgebiet hervorgebracht haben. Sie sind zuletzt im Zeichen einer historischen Ökologie wieder vermehrt ins Bewußtsein der Fachöffentlichkeit vorgedrungen und haben auch innerhalb der aktuellen Diskussionen um die Probleme des alpinen Raumes bei den Nachbarwissenschaften Beachtung gefunden. Eine Sammlung von zwanzig der bedeutendsten Studien und Aufsätze zu diesem Themenkreis lädt nun zur neuerlichen Lektüre und Auseinandersetzung ein.

Im Mittelpunkt der abgedruckten Arbeiten Niederers – von seiner Dissertation *Gemeinwerk im Wallis* (1956) bis zu seinen jüngsten Äußerungen zum kulturellen Wandel und seinen Folgen – steht das Walliser Lötschental – die alpine Wahlheimat des Ordinarius für Volkskunde an der Universität Zürich (1964 – 1982) und Nachfolgers von Richard Weiss. Mit Richard Weiss, dem Aushängeschild schweizerischer Volkskunde in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten, teilt Arnold Niederer seine stark biographisch motivierte Begeisterung für die Berglandwirtschaft, die Hirtenkultur und die genossenschaftlichen Formen alpinen Wirtschaftens. So sind seine Studien auch als Beitrag zur jahrzehntelang gültigen kulturellen Selbstbestimmung der Schweiz als demokratisch verfaßtes Bergland zu verstehen. Niederer läßt dabei aber bereits in seinen frühesten Studien nicht jenen distanzierten Scharfblick vermissen, der zwischen den bei solcherlei Themenstellungen scheinbar bis in die Gegenwart unumgänglichen Fallen der Verklärung und der rundumschlagenden Kulturkritik hindurchführt. Im Gegenteil, da werden bereits früh spannende Umkehrschlüsse gewagt und etwa auf die kultische Überhöhung bestimmter Wirtschaftsweisen im Interesse einer Schweizer Nationalkultur verwiesen. Da werden aber auch – weil stets die menschliche Arbeit und die materiellen Grundlagen des Alltagslebens im Mittelpunkt stehen – niemals die Momente des Wandels zugunsten der traditionellen Ordnungen aus den Augen verloren, und da wird der eigene Gegenstand explizit reflektiert, wenn etwa unter dem Titel *Wir Bergler in den*

Bergen ... soziokulturelle Aspekte des Bergbauernproblems weit über das Ökonomische hinaus, bis hinein ins Ideologische analysiert werden.

In dieser Aufgeschlossenheit, die Arnold Niederer übrigens auch fernab alpiner Volkskunde für die Neuerungen im Fach in den sechziger und siebziger Jahren weit über das in einer anderen Alpenrepublik praktizierte Maß hinaus an den Tag gelegt hat, scheinen die primären Qualitäten der versammelten Arbeiten begründet zu sein. Auch wenn darin keine eigentliche Theorie entwickelt wird, besticht die Sicherheit mit der sowohl lokales Material interpretiert wird als auch breitgefächerte Belege aus dem gesamten Alpengebiet ausgebreitet werden (z.B. in der umfangreichen Studie *Traditionelle Wirtschafts- und Kulturformen in den Alpen).* Dieses heute singuläre Wissen um die alpine Lebensweise vor und während der beschleunigten Modernisierung seit der Mitte dieses Jahrhunderts macht die Aufsatzsammlung über den Wert der einzelnen Untersuchungen hinaus zu einer nahezu unermesslichen Fundgrube. Man wird aber dadurch dennoch nur schwer über ein allgemein für den alpinen Raum bestehendes und auch in Arnold Niederers jüngeren Arbeiten nicht wettgemachtes Defizit hinwegsehen können. Die Rede ist von einer Art selbstauferlegter Blickbeschränkung, die gegenwärtige alpine Alltagskultur nicht eo ipso, sondern nur vor dem Hintergrund der Transformationen historischer kultureller Praktiken interessant erscheinen läßt. Das damit einhergehende Dilemma einer wachsenden Fragmentierung der Forschung betrifft freilich weniger Niederers eigene Arbeiten, als vielmehr künftige Unternehmen, die zwar auf allerlei Wissen bezüglich chiffrenhafter Relikte, aber auf keine querschnittartigen Darstellungen gegenwärtiger Alltagskultur werden zurückgreifen können. Dieses Manko spiegelt auch der mit, in der Tat faszinierenden, dabei aber fast ausschließlich die intakte Welt der ersten Jahrhunderthälfte vorführenden Photographien versehene Bildteil wieder. Er läßt leider die in schriftlicher Diskursivität eingefangene Dynamik (eindrucksvoll beispielsweise im Beitrag *Die alpine Alltagskultur zwischen Routine und der Adoption von Neuerungen)* weitgehend vermissen.

Dies alles kann indes der Tatsache keinen Abbruch tun, daß hier dank der umsichtigen Auswahl durch Autor und Herausgeberschaft sowie durch die Bereicherung des Bandes mit einem Register und einer Bibliographie ein Werk vorgelegt werden konnte, das weit über seinen Sammlungscharakter hinaus für Arbeiten zur alpinen Alltagskultur in- und außerhalb der Volkskunde kaum zu übergehen sein wird.

Bernhard Tschofen

Hubert LEISCHNER, *Menschen im Gebirge.* Mit Texten von Bertl Petrei. Klagenfurt, Verlag Johannes Heyn, (1991), 154 Seiten.

Gianni BODINI, *Menschen in den Alpen: Arbeit & Brot.* Mit einem Beitrag von Hans Haid. Bozen: Edition Rætia, (1991) – Lizenzausgabe Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg, Rosenheim, 1992, 155 Seiten, zahlreiche Farbphotos.

In der Fülle laufend erscheinender Bildbände sind solche von einigermaßen ernst zu nehmender wissenschaftlicher Bedeutung nur selten. Meistens fehlt es an einem entsprechenden Tiefgang und noch öfter fehlen wesentliche Voraussetzungen, sei dies nun vom Quellenwert des Dargestellten, sei es vom verantworteten Begleittext her gesehen. Die beiden vorstehenden Titel markieren daher zumindest für den Volkskundler Grenzpositionen in einem heute sehr gängigen Genre, das sich nur zu gerne der Attraktion des „Volkstümlichen" bedient, auch wenn seine Buntheit oft über allzu seichten Wassern dahinflattert.

Hubert Leischners schöner Band mit meisterhaften Schwarz-Weiß-Photos ist da in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahme. Er ist eine ausgewählte Reprise persönlichster Erinnerungen aus den ersten schweren Nachkriegsjahren von der Zuflucht eines im Krieg gestrandeten jungen Menschen und Berufsphotographen in einem weltfernen Osttiroler Bergtal, das die Volkskunde seit Hermann Wopfner und Maria Lang-Reitstätter längst kennengelernt hat: Innervillgraten. Hier erzwang die äußerste Not eines heimatlos gewordenen „Heimkehrers" zunächst adäquate äußere Bedingungen für das Erleben und die Einschau in ein entbehrungsreiches und hartes Bergbauerndasein. So entstanden völlig unprätentiös Bilder, die mit dem späteren Nostalgie-Rummel oder mit einer glorifizierten Bauernwelt Ahnungsloser wenig zu tun haben. Leischners Bilder gerieten vielmehr zu einer leicht überhöhten Betonung des Kreatürlichen in einer noch relativ geschlossenen und engen Lebenswelt. Und treffend meint dazu Lois Ebner, der es ja wissen muß, in seinem Nachwort (S. 152): „Am Beispiel Villgraten der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945 – 1948) wird derart die urtümlich-ursächliche und harmonische Verquickung zwischen Mensch und Natur manifest, finden Brauchbarkeit und Beständigkeit einer uns heute schon weitgehend entfremdeten Daseinsform ihre bildhaft-schöne und glaubhafte Bestätigung." Hier sind nicht die Dinge, sondern die Menschen Gegenstand der Darstellung: Die Kinder, vor allem die Kinder, mit den Erwachsenen und den Alten; und bei der Arbeit wie beim Rasten. Und da ist kaum ein Bild, von dem der Betrachter leicht loskommt, zumal Bertl Petrei dazu die allgemeinen und existenziellen Hintergründe einführend und begleitend beisteuert. Ergreifender Ausdruck tiefer Gottergebenheit dieser Menschen am Berg wird spürbar in dem Bild von der streng frontal gezeichneten Frau mit dem

Rosenkranz in Händen (S. 66f.), zu dem der Autor trocken bemerkt: „Die hat sich nit stören lassen. ‚Hubert, wart a bißl!' hat sie gesagt, wie ich reingekommen bin. ‚Ih bin gleih fertig.' Mein Gott, das war noch ein Lebn, das die ghabt ham! ..."

Ganz anders der schöne Band des aus dem Vintschgau stammenden Gianni Bodini. Als Bildreporter steht er auf einem ähnlich aktualisierenden „niveau raffiné" wie manche andere seiner Landsleute mit mancherlei ethnographischen Einschlägen. Sein Bemühen wendet sich, wie er selbst sagt, der „Ernährungsweise der Alpenbewohner" zu. Ein nicht gerade sehr bildträchtiges Thema also wird ihm zum „Vorwand", um in sechs südalpinen Regionen zwischen Ligurien und den Julischen Alpen Sloweniens gleichsam hinter die Kulissen ländlichen Lebens und der täglichen Arbeit zu schauen. Entsprechend abwechslungsreich und würzig darum auch die Bilder und die Schilderungen. Freilich bleibt auch schwer überschaubar, was ihm dazu als eigentlicher „Vorwand" dient. Ist es die „salsa di brüss fort" ligurischer Berggemeinden? Die piemontesische „brousse", ein feiner rahmiger Weichkäse? Sind es die Lammopfer der „Pasquali" im Bormio? Oder die vielen Spezialitäten des Comelico und die „Schnalser Nudeln" u.v.a., von denen da erzählt wird und die ganz gewiß unser Interesse verdienen? Selbst ein knappes, sachliches Register solcher typischer „Nationalspeisen" aus den von Bodini bereisten Regionen würde Beachtliches zutage fördern und damit das halten helfen, was der Leser eingangs in einer farbigen Liste einschlägiger Redensarten und Sprichwörter vorfindet und laut Untertitel wohl auch erwartet. Im eklektischen Zufall seiner Bilder und Schilderungen geht so am Ende dieser interessanten Reise durch die Alpen zu vieles an wertvollen Beobachtungen verloren. Das muß man beklagen, auch wenn ein begabter Photograph, der selbst aus dieser südalpinen Welt kommt, lebendig und aufmerksam zupackt und es versteht, den eigenartigen Reiz dieser Landschaften einzufangen.

Das Elend wird freilich nicht dadurch gemildert, daß Hans Haid – in vielem an Ideen und Expressionen dem Autor verwandt – seine starken Sprüche von Hunger und Not, Fraß und Völlerei nicht gerade nur nach der Tiroler Polizeiordnung von 1573 auftischt. Die Hauptarbeit bleibt hier wie dort dem braven Leser und Betrachter überlassen, zumal der recht fehlerhafte und eigenartig willkürliche bibliographische Annex noch manche Unsicherheiten nährt. „Die letzte Wahrheit über Kastanienreis" ist das also nicht, wie kürzlich jemand aus dem Grazer Osten philosophiert hat.

Oskar Moser

Siegfried W. de RACHEWILTZ: *Kastanien im südlichen Tirol.* Mit einem Beitrag von Bernd D. Insam (= Arunda Kulturzeitschrift 33). Schlanders, 1992, 151 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W-Abb.

Niemand würde bezweifeln, daß Südtirol ein Land der Kastanien ist, und weil gerade viel vom Kastaniensterben die Rede ist, hat sich Siegfried de Rachewiltz daran gemacht, Kultur und Geschichte der Kastanie zu ergründen. Das Ergebnis, herausgegeben im Verlag der rührigen Kulturzeitschrift Arunda, kann sich auf vielerlei Art sehen lassen: Entstanden ist nicht nur ein sehr ansprechendes Buch, sondern auch eine – man möchte sagen – im besten Sinne klassisch volkskundliche Annäherung an ein regional bedeutsames Phänomen historischer und gegenwärtiger Alltagskultur.

Als Einführung bringt der Band einen kulturhistorisch instruktiven Beitrag von Bernd D. Insam, dem Verfasser des einzigen monographischen Aufsatzes der letzten Jahre zum Thema von überregionaler Bedeutung.[1] Hier wird vieles schon einmal angesprochen, was in den folgenden Abschnitten im Detail verfolgt wird. Durch Insams Ausführungen gewinnt das Buch aber zugleich eine vergleichende Perspektive, und durch die Arbeit mit Bildquellen und literarischen Belegen geraten etwa auch die symbolischen Bezüge der Frucht, ihrer Zubereitung und ihres Vertriebes ins Blickfeld.

Siegfried de Rachewiltz fragt zunächst nach den Anfängen einer Kastanienkultur im heutigen Tirol und kommt zu dem Schluß, daß diese nicht mit den Ursprüngen der Verbreitung des Baumes in der Römerzeit zusammenfallen kann. Auch wenn im Mittelalter ein durch Quellen eindeutig belegbarer reger Handel mit Kastanien über die Alpen hinweg betrieben wurde, begann die Kastanie für Wirtschaft und Ernährung der Bevölkerung im Gebiet des heutigen Südtirol doch erst im Spätmittelalter jene prägende Rolle zu spielen, die ihr in der Folge bis ins 19. Jahrhundert zukam. Für diesen Zeitraum gelingt es dem Autor, detailreich und mit wunderschön sprechenden Quellen belegt, das komplexe ökonomische System des Kastanienanbaus zu umreißen. Die Nachfrage nach dem beständigen Holz des Baumes als Rebstecken und die vielfältigen Verwertungsmöglichkeiten der Frucht machten den Anbau von Edelkastanien zu einem wichtigen Faktor der Existenzsicherung für die ländliche Bevölkerung südlich des Brenners. Als Handelsware und als Nahrungsmittel für die ärmere Bevölkerung war die Kastanie spätestens seit dem 16. Jahrhundert fest etabliert, und lediglich die Einführung von Mais und Kartoffeln konnte die Bedeutung der Frucht für die ländliche Kost etwas schmälern.

Ganz anders – naturgemäß auch aus methodischer Sicht – gestaltet sich die den ausführlichen historischen Sondierungen folgende gleichzeitig synchrone und diachrone Darstellung der Kastanienkultur. Ohne sich von der

relativen Stabilität des Untersuchungsgegenstandes über Jahrhunderte oder den da und dort im Detail existierenden Kontinuitäten blenden zu lassen, verbindet de Rachewiltz historisches Wissen mit der durch Befragung gewonnenen Kenntnis gegenwärtiger und erinnerbarer Praxis. Gestützt auf zahlreich wiedergegebene Interviewausschnitte und mit Bildmaterial illustriert, werden nicht nur die wichtigsten Arbeitsgänge der Kastanienwirtschaft, sondern auch deren Zubereitung und Verwertung in bester „Wörter und Sachen"-Tradition dokumentiert. Die Beschreibung des Wissens um die notwendigen Techniken und Werkzeuge für Ernte, Aufbewahrung und Vermarktung nimmt breiten Raum ein und stellt die Kastanienkultur in ein optimiertes System agrarischer Produktion und Konsumption, das unter vorindustriellen Bedingungen in nahezu ökologischer Manier funktioniert hat und teilweise noch heute funktioniert. Die nach Jahreszeit und Qualität verschiedene Verarbeitung der Früchte für die Ernährung von Mensch und Tier ist nur ein Teil dieses Kreislaufes: Die Verwertung der Igel (Fruchtbecher), der Schalen, des Laubes und Holzes hatte gleichfalls ihren festen Platz in der skizzierten Kastanienkultur Südtirols.

Zwar mag die Methode eine Konzentration auf die Rolle der Kastanie im bäuerlichen Alltag nahelegen; ob damit nicht einer unnötigen Einengung des Blickfeldes Vorschub geleistet wurde, sei einmal dahingestellt. Auch wenn das vielleicht schon wieder ein anderes Thema wäre, vermißt man die Konsumentenseite der Kastanienkultur, den städtischen Straßenverkauf etwa und die – gerade für Südtirol immens wichtigen – ritualisierten Formen des Kastanienessens. Dann wären vielleicht auch einige Aussagen zu den gegenwärtigen symbolischen Konnotationen der Maroni und zu der banal anmutenden, aber m.E. aus kulturwissenschaftlicher Sicht doch unübersehbaren Frage, warum Kastanien heute (noch/wieder/gerade) schmecken, möglich gewesen. Daß solches zunächst noch Desiderat bleibt, macht die Lektüre des im übrigen prachtvoll illustrierten und mit einem hilfreichen Glossar ausgestatteten Bandes nicht weniger vergnüglich: für volkskundlich Interessierte ebenso wie – und das sei besonders hervorgehoben – mit Wissenschaftssprache Unvertraute.

Bernhard Tschofen

Anmerkung

1 Bernd D. Insam: Um die Kastanie in Südtirol. In: Helge Gerndt, Klaus Roth und Georg R. Schroubek (Hg.): Dona Ethnologica Monacensia. Leopold Kretzenbacher zum 70. Geburtstag (= Münchner Beiträge zur Volkskunde 1). München 1983, S. 349 – 360.

Herbert PAULITSCH: *Das Phänomen „Bukovništvo" in der Kärntner-slowenischen Kultur- und Literaturgeschichte* (= Studia Carinthiaca Slovenica 5). Klagenfurt/Celovec – Ljubljana – Wien/Dunaj, Verlag Hermagoras/Mohorjeva, 1992, 184 Seiten.

Die maschinenschriftliche Erstfassung der vorliegenden Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Wien im Jahr 1987 als Dissertation angenommen (233 S.) und wurde nun in unveränderter Form abgedruckt. Der Autor vermerkt in seinem Begleitwort, daß die neueren wissenschaftlichen Erkenntnisse und Entdeckungen im Bereich des ‚bukovništvo' bei der Drucklegung nicht berücksichtigt werden konnten.

Die Arbeit stellt den ersten Gesamtüberblick des literatursoziologischen Phänomens des Kärntner ‚bukovništvo', des Volkspoetentums, dar, dessen Anfänge bis in die Zeit des slowenischen Protestantismus ins 16. Jahrhundert zurückreichen. Schon damals begannen sich in Kärnten die ersten handschriftlichen Texte zu verbreiten. Das literarische Schaffen der ‚bukovniki' gliedert Paulitsch in drei (in der Fachliteratur bereits bekannte) Entwicklungsphasen: die Phase der Abschreiber, die Phase der Übersetzer und die Phase der ‚klassischen bukovniki'. Es folgt ein kultur- und literaturgeschichtlicher Abriß mit einer sorgfältigen Bestandsaufnahme des aus den einzelnen Phasen überlieferten Materials. Besonders eindrucksvoll und wertvoll sind die zahlreichen Faksimile-Aufnahmen der gedruckten und der handschriftlichen Texte (viele erscheinen erstmals im Druck). Der Autor erörtert das dialekt- und schriftsprachliche Verhältnis der Abschriften zu den gedruckten Werken und versucht einige komplexere Fragestellungen bezüglich des ‚bukovništvo' zu beantworten. (Einige kritische Bemerkungen wollen wir am Schluß systematisch zusammenfassen). Zur Zeit der Abschreiber (16./17. Jahrhundert) sorgten die ‚bukovniki' aus Arnoldstein/Podklošter und den angrenzenden slowenischen Dörfern für das Weiterbestehen des slowenischen Protestantismus in Kärnten. Protestantische Druckwerke, wie etwa die Übersetzung der *Spangenberg-Postille* 1567, das *Neue Testament* Trubars 1557, die *Dalmatin Bibel* 1584, die *Sadnikar-Handschrift,* protestantische Gebets- und Liederabschriften (z.B. *Kristianske bukvize* 1784) dienten den ‚bukovniki' als Grundlage. Einzelne Teile der Bibel und auch andere Erbauungsliteratur wurden abgeschrieben, abgenützte und fehlende Textstellen handschriftlich vervollständigt. Bei den ältesten Handschriften handelt es sich um anonyme Texte, deren Entstehungszeit Ramovš, der sich bereits 1920 in seinem Aufsatz *Zanimiv koroškoslovenski rokopis* mit dieser Frage beschäftigte, etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts ansetzt.

Durch die kontrastierende Gegenüberstellung ausgewählter Belegstellen aus Originaltexten (z.B. *Tulščak-Handschrift, Ta stari passion ...*) und deren

Abschriften werden die Unterschiede aufgezeigt (S. 22 – 35). Paulitsch verweist auf einige wesentliche Rosentaler und Gailtaler Dialektmerkmale, auf sprachliche Besonderheiten, die in der Tradition verankert sind, und auch auf das orthographische Durcheinander in den Abschriften. Die zehnprozentige Fehlerquote in den Abschriften zweier Gebete führt Ramovš z.B. zur Annahme, daß dem Schreiber bereits handgeschriebene Vorlage(n) zur Verfügung gestanden haben mußten (S. 26).

Neben den sprachlichen Merkmalen wird auch der kulturhistorische Hintergrund des Protestantismus in Kärnten einschlägig erörtert und verdient aufmerksame Beachtung. Paulitsch setzt sich mit Fragen des kontinuierlichen Fortbestands des Protestantismus im unteren Drau- und Gailtal auseinander und stützt sich hierbei auf Sakrausky, der sich in mehreren Publikationen mit dem Protestantismus in Kärnten beschäftigte (s. Literaturverzeichnis). Die slowenischen Protestanten in Agoritschach/Zagoriče und das Verhältnis zwischen deutsch- und slowenischsprachigen Kärntnern stehen im Mittelpunkt. Die Erhaltung des protestantischen Glaubens bei den Kärntner Slowenen lag auch im Interesse des deutschsprachigen Nachbarn. Durch die Germanisierung des Ortes Agoritschach/Zagoriče geht die Funktionalität des Slowenischen als Liturgiesprache verloren, daher sind die slowenischen protestantischen Drucke von außerordentlicher Wichtigkeit für das Weiterbestehen der slowenischen Sprache in Kärnten.

In der „Phase der Übersetzer" (Mitte des 18. Jahrhunderts) stehen apokryphe Schriften, wie etwa die abergläubischen Bücher *Duhovna bramba – Geistlicher Schild, Kolomonov žegen – Colomanisegen* u.a., im Vordergund des Interesses. Mit den äußerst schwierigen sprachlichen, orthographischen, kulturhistorischen und drucktechnischen Fragen dieser Volkstexte setzten sich bereits ältere Forscher (I. Grafenauer, J. Kotnik, F. Ramovš u.a.) in ausführlichen Studien auseinander. Auch Paulitsch versucht auf die inhaltlich und sprachlich stark von den Vorlagen abweichenden Texte der „protestantisch-schriftsprachlichen-gailtalerischen Redaktion" etwas näher einzugehen *(Sadnikar-Handschrift, Colomanisegen, Handschrift aus Leše/Liescha* u.a.).

Die handschriftliche Version des *Colomanisegens aus Solčava* (aufgefunden im Jahr 1893) weist sprachliche Merkmale des Fundortes auf und befindet sich im Besitz des Slawistischen Instituts der Universität Wien. Das Manuskript umfaßt 42 Seiten und ein Register, aus dem hervorgeht, daß es sich um „ein ganz und gar praktisches Aberglauben-Handbuch" handelt.

Den *Antichrist* von Matija Žegar aus dem Jahr 1767 (aufgefunden in Augsdorf bei Velden/Loga vas pri Vrbi) bezeichnet der Autor als ein „herausragendes Werk aus der Übersetzungsphase" um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die „erste slowenische Fassung des apokryphen Buches *Leben Antichrist"* (S. 81). Eine Abschrift der Originalübersetzung (1769) wurde

in Preddvor bei Kranj gefunden. Es folgte eine Reihe weiterer (bekannt sind mehr als 14) Abschriften.

Luka Maurers *Liederhandschrift,* ein katholisches Kirchenliederbuch aus dem Jahr 1754 (391 Seiten), enthält 90 verschiedene Kirchenlieder und eine Einleitung von Maurer, „in dem – erstmals in der Geschichte dieses Schrifttums – aus erster Hand über Arbeitsweise, Motivation und literarische Voraussetzung eines solchen ‚bukovnik' berichtet wird" (S. 85). Durch die Übersetzung von volksmedizinischen Texten, wie z.B. *Arcniske bukve* von Andreas Goritschnig aus dem Jahr 1765, finden auch weltliche Themen Eingang in das literarische Schaffen der ‚bukovniki'.

Dem *Gebetbuch von Simon Gabernik* (1780), das sich in der Handschriftensammlung des Instituts für Slawistik der Universität Wien befindet und in der Fachliteratur bislang keine Beachtung fand, widmet der Autor sein besonderes Interesse (S. 87 – 100), handelt es sich hierbei doch um eine Erstvorstellung innerhalb der slowenischen Literatur- und Kulturgeschichte. Die handschriftlichen Texte stellen ein ‚getarntes' *slowenisches Aberglaubenbuch* dar, in dem nur die ersten 5 Kapitel „einem *katholischen Gebet- bzw. Liedertextbuch*" entsprechen. Die verbleibenden Kapitel 6 – 17 enthalten „eine Zusammenschrift aus allen möglichen Bereichen des Aberglaubens" (S. 88) aus verschiedenen Quellen und zeigen inhaltliche und sprachliche Abweichungen von den älteren Versionen *(Sadnikar-Handschrift, Žegars Antikrist, Duhovna bramba – Geistliche Schild-Wacht).* Im Vergleich zur *Sadnikar-Handschrift,* die Merkmale des Gailtaler Dialekts aufweist, treten in der *Gabernik-Handschrift* Besonderheiten des Rosentaler Dialekts in Erscheinung.

In seiner Schlußbemerkung zur Übersetzer-Phase hält Paulitsch fest, daß die Büchlein *Duhovna bramba, Kolomonov žegen, Antikrist* und *Arcniske bukve* „kultur- und literaturhistorischen Notwendigkeiten entsprachen, die mit jenen ursprünglichen der protestantischen, also religiösen Abschreiber nicht zu vergleichen sind" (S. 101). Diese halfen „grundsätzlichst die Kontinuität der geschriebenen Sprache" in Kärnten zu wahren und entsprachen „dem Geschmack, Zeitgeist und Bedürfnis eines nach Literatur ‚durstenden' Volkes" (S. 101f.).

In der *Handschrift aus Leše/Liescha pri Prevaljah/Prävali* aus der Mitte des 18. Jahrhunderts kündigt sich der Aufschwung volksliterarischen Schaffens der ‚klassischen bukovniki' (18./19. Jahrhundert) an, wo neben Gebeten und Kirchenliedern auch eigenständige, künstlerische Texte aus der slowenischen Volkskultur und Volkskunde zu finden sind (drei Volkslieder, Sprüche zur Hochzeitseinladung, volksmedizinische Rezepte, eine Anleitung zum Weben u.ä.; S. 102).

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wirkte im Rosental eine Reihe slowenischer Volksliteraten. Als bekannteste Vertreter gingen Andreas Schuster-Drabosnjak (1768 – 1825) aus Oberjeserz bei Velden/Zgornje jezerce pri

Vrbi und Michael Andreaš (1762 – 1821) aus Feistritz bei St. Jakob i.R./Bistrica pri Št. Jakobu v Rožu in die Literaturgeschichte ein. In Drabosnjak personifiziert sich die Synthese aller Entwicklungsphasen des ‚bukovništvo' (S. 106): er gilt als Abschreiber pseudoreligiöser Gebete und Beschwörungen, Übersetzer und Bearbeiter von Volksschauspielen und anderen Volkstexten, zeigt freie dichterische Tätigkeit und selbstkritische Einschätzung seiner literarischen Fähigkeiten.

Die ausführliche Darstellung des Drabosnjak-Opus basiert im wesentlichen auf der bereits vorhandenen Fachliteratur. So wird etwa die sprachliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Texte und Varianten nicht näher erläutert. Die Textprobe aus dem *Spiel vom verlorenen Sohn* (S. 115f.; zitiert nach B. Kreft) weicht z.B. sprachlich von der handgeschriebenen Originalfassung ab; der *apokryphe Brief („Perpisanje tega pisma ...")* wird zu den Übersetzungen Drabosnjaks gezählt, obwohl es dafür keinerlei Beweis gibt (S. 108). Ähnliches gilt für die „allererste" Übersetzung des „Haussegens" der *Duhovna bramba* ins Slowenische, die nach Paulitsch wohl aus dem Gailtal stammen sollte (S. 97). Im Gegensatz dazu ist auf S. 100 zu lesen, daß der Schreiber der *Duhovna bramba* „in jedem Fall eine Vorlage in protestantischer Schriftsprache" gekannt haben mußte. (Es ist bekannt, daß slowenische Varianten des Haussegens *[Shishni shegen]* bereits im 18. Jahrhundert im Druck vorliegen.)

Es folgt die Analyse des lyrischen Schaffens von Michael Andreaš (1762 – 1821), das jenes von Drabosnjak in künstlerisch-poetischer Gestaltung und Aussage bei weitem übertrifft (S. 126 – 136). Ausgehend von religiös-erbaulicher Thematik wandte sich Andreaš gesellschaftlich engagierten Themen zu. Seine gefühlsbetonten, humanistisch-pazifistischen Gedichte erreichen eine beachtliche künstlerisch-poetische Qualität. Die sprachlich-kulturelle Mission, die Andreaš erfüllt, sieht Paulitsch in der Bereicherung des Volksliedgutes der Kärntner Slowenen (Dichtung und Melodie) sowie in der Beeinflussung der slowenischen Kunstdichtung (S. 135).

Im folgenden werden einige weitere volkstümliche Gedichte ins Auge gefaßt, die größtenteils von unbekannten Volksdichtern aus der volksliterarischen Blütezeit des Rosentales an der Schwelle zum 19. Jahrhundert stammen.

Im Gegensatz zu den ‚klassischen bukovniki' stehen die sogenannten ‚gebildeten bukovniki', die besonders aus der Reihe katholischer Geistlicher erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts dichterisch in Erscheinung treten. In jüngerer Vergangenheit gehören dem Kreis der ‚gebildeten bukovniki' auch Organisten und Musiklehrer an, so etwa Franc Treiber (1809 – 1878), Franc Rauter (1884 – 1965), Tončej Nagele (1911). In Krain heißen Volksliteraten und Volksmusiker dieser Art *školniki-šomastri* (Landschulmeister; S. 142).

Abschließend interpretiert Paulitsch „einige globale Aspekte der Entwicklung und des Wandels des Phänomens ‚bukovništvo' von den protestan-

tischen Abschreibern zu den ‚klassischen bukovniki'." Die Tätigkeit der ‚bukovniki' hat sich in erster Linie aus dem Bedürfnis zur Erhaltung und Verbreitung des protestantischen Glaubens entwickelt. Später ist es zu einem „Wandel von der *primär konfessionsexistenziellen zur primär sprachexistenziellen* Funktion dieses Phänomens" gekommen (S. 143).

Die Kontinuität des ‚bukovništvo' ist auch im 19. Jahrhundert nicht gänzlich abgebrochen. Volkspoesie und Volksgesang werden besonders von Janez Dobernik (1795 – 1865), Janez Kajžnik (1837 – 1914) und Franc Leder-Lesicjak (1833 – 1908) aufrechterhalten (orts- und situationsgebundener Volksgesang).

Eine volksliterarische Tätigkeit gibt es im 19. Jahrhundert auch in den benachbarten Regionen des Mießtales/Mežiška dolina und des Pohorje/Bachergebirge. Im Mießtal/Mežiška dolina reicht die Tradition bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück *(Handschrift von Leše/Liescha* – um 1750). Aus dem Mießtal/Mežiška dolina stammen eine Abschrift einer Weltuntergangsprophezeiung von einem gewissen Šiman aus Kotlje (1799), eine Volksliedersammlung von Jožef Šmelcar (um 1815) aus Kotlje sowie Aufzeichnungen slowenischer Bezeichnungen für Pflanzen (im Jahr 1805) vom Tierarzt Valentin Lečnik aus Podkraj. Aus der Umgebung von Prevalje/Prävali stammen der Volksschreiber Matija Kresnik (1821 – 1890) und der Volksdichter Valentin Ocvirk (Lebensdaten unbekannt).

Aus dem Pohorje/Bachergebirge hat sich eine Abschrift des Prophezeiungsbuches *Antikrist* aus dem Jahr 1814 von Janez Osirnik erhalten.

Als originellster Wandersänger und -spieler in dieser Region gilt der gelernte Weber Jurij Vodovnik (1791 – 1858) aus Skomer pri Vitanju im südlichen Pohorje/Bachergebirge. Der Großteil seiner Lieder wurde vom ‚bukovnik' Kresnik in einem handgeschriebenen Liederbuch unter dem Titel *Pesme stare jinu nove* aufgezeichnet.

Schließlich wendet sich Paulitsch zwei weniger bekannten ‚bukovniki' zu: dem Volkssänger Anton Lisičnik aus dem Pohorje/Bachergebirge, einem Zeitgenossen Vodovniks, von dem nur ein 20strophiges Gedicht erhalten ist, und dem Volkskultursammler Lovro Stepišnik (1839 – 1912) aus Vojnik, dessen Bemühungen der Aufzeichnungen von Tauf-, Hochzeits- und Begräbnisbräuchen galt. Seine Sammlung von Hochzeitsbräuchen und Trinksprüchen aus der steirisch-slowenischen Umgebung von Slovenska Bistrica ist sogar im Druck erschienen: *Ženitne ali svatbine navade in napitnice z godčevskim katekizmom iz slovenjbistričke okolice na Štajerskem* (Maribor 1884).

Die Volkspoesie des 19. Jahrhunderts bleibt von ihrem Umfang her als auch bezüglich der Qualität eher unbedeutend. In der allgemeinen Literaturentwicklung kommt ihr dennoch phasenweise literaturexistenzielle Bedeutung zu. Paulitsch schreibt: „je literaturärmer die Epoche, desto zahlrei-

cher und zwischendurch auch qualitativer dieses ‚bukovništvo'. (...) Im kulturellen Aufschwung der Romantik verlagert sich die Rolle der ‚bukovniki' von effizienten Sprachkulturträgern zu Dorforiginalen" (S. 160).

Zum Abschluß einige kritische Anmerkungen, die jedoch den allgemein positiven Eindruck der Arbeit nicht schmälern sollten:

Bei Übersetzungen von Zitaten aus slowenischen Quellen fehlt an manchen Stellen der Originaltext mit einem entsprechenden Vermerk des Übersetzers (S. 12, S. 136).

Dem Autor bzw. den Herausgebern sind einige störende Druckfehler unterlaufen: richtig: „satirisches Gedicht" – statt: „satyrisches Gedicht" (S. 120); richtig: „des 38 Verse umfassenden Vorwortes" – statt: „des 38 Verse umfaßenden Vorwortes" (S. 125); richtig: „bridko" – statt: „britko" (S. 30). Die nachstehenden Druckversäumnisse, die es im Original nicht gibt, sind den Herausgebern (nicht dem Autor) anzulasten: richtig: Bratko Kreft – statt: Branko Kreft (Anm. 139, Anm. 142 und Anm. 143; S. 167); richtig: Jurij Vodovnik – statt: Jurij Vodnik (S. 155); richtig: den „Reimen" – statt: den „Reiemn" (S. 121); richtig: Originalität – statt: Originaliät (S. 140) u.ä; in der durchlaufenden Numerierung der Fußnoten fehlen die Nummern 52 und 122.

Es haben sich einige Fehler und falsche Beispiele eingeschlichen: richtig: ʃ (stimmlos) und s (stimmhaft) – statt: ʃ (stimmhaft) und s (stimmlos) (S. 28); richtig: „Für das *s* und *z* wird grundsätzlich nur das kurze, stimmhafte *s* gebraucht, das lange, stimmlose ʃ nur in Verbindung mit *t*" – statt: „Für das *s* und *z* wird grundsätzlich nur das kurze, stimmlose *s* gebraucht, das lange, stimmhafte ʃ nur in Verbindung mit t" (S. 57); „niga" (S. 25), „per bugi" (S. 100) kommen im Rosentaler Dialekt nicht vor; das auf S. 108 angeführte Beispiel „srida (sreda)" mit ikavischem Reflex zählt nicht zu den Besonderheiten des Dialekts in der näheren Umgebung Drabosnjaks („Sternberg/Strmec, Köstenberg/Kostanje – Kranzelhofen/Dvor"). Die monophthongische Vertretung des Jat finden wir in einigen Regionen südlich der Drau (z.B. in St. Jakob i.R/Št. Jakob v R., Suetschach/Sveče u.a.).

Die Deutung einiger lautlicher Erscheinungen stimmt nicht mit den historischen Reflexen überein: in „ved*a*ti" – haben wir z.B. kein etymologisches *e* (S. 25); das *u* in Beispielen wie „Bug, dobruta, Gospud" (S. 25), „bug" (S. 31) ist nicht unterkrainisch; in „briedko" („bridko'; S. 30) haben wir kein betontes *e* u.ä.

In der Arbeit sind auch einige terminologische Ungereimtheiten zu finden: der Terminus Vokalreduktion (S. 25) wird nicht im linguistischen Sinne verwendet; der Begriff „zusammengesetzte Deklination" ist unklar: „*der Instrum. der zusammengesetzten Deklination* auf -am: S'neisrezhenam (z neizrečenim), Satrozhiam (z otročjem) (...)" (S. 26); unzulänglich bzw. falsch ist auch der Gebrauch folgender Begriffe: „aber auch einige signifi-

kante *e : a* Erweiterungen (n*a* da = ne da, jes*a*n = jezen, h m*a*ne = k meni (...; S. 104); „So gibt es bei Gabernik auch kein einziges palatalisiertes *g : h* (ga: ha, ga niso gori: ha niso gori etc."; S. 100) u.ä.

Trotz der angeführten Unzulänglichkeiten sei zusammenfassend festgehalten: Eine übersichtliche Gesamtdarstellung des Phänomens ‚bukovništvo' war dringend notwendig. Dem Autor, der dieses anspruchsvolle und kaum überschaubare Thema gewählt hat, gebührt also besonderer Dank. Die Arbeit stellt zweifelsohne eine anerkennenswerte kultur- und literarhistorische Bereicherung für Kärnten und auch für die gesamte slowenische Sprachgeschichte dar.

Herta Maurer-Lausegger

Joachim WIDERA, *Möglichkeiten und Grenzen volkskundlicher Interpretation von Hausinschriften* (= Artes Populares – Studia Ethnographica et Folkloristica, Bd. 19). Frankfurt a.M./Bern/New York/Paris, Peter Lang, 1990, 417 Seiten, 46 Abb.

Joachim Widera legt mit dieser Arbeit eine Auswertung von Hausinschriften vor, die er in vierzigjähriger Sammeltätigkeit zusammengetragen hat. Dazu angeregt worden war er durch den „Vincke-Hausinschriften-Kreis" (Vorwort, S. 1), welcher durch den Freiburger Professor für Kirchengeschichte und Religiöse Volkskunde Prof. Dr. J. Vincke initiiert worden war. Zu diesem Arbeitskreis gehörten des weiteren Joh. Thomes und Anton Tumbrägel, auf deren Hausinschriftensammlungen der Autor u.a. zurückgreift. Die Sammlungen konzentrieren sich im Wesentlichen auf den Südoldenburger und Osnabrücker Raum, wobei die Kirchspiele Steinfeld, Damme, Lohne, Langfördern und Bakum näher betrachtet werden. Die Hausinschriften des Kirchspiels Steinfeld beruhen auf Wideras eigener Sammlungstätigkeit. Darüber hinaus werden die Inschriften des ehemaligen Hochstifts Osnabrück, genauer des Amtes Bersenbrück und des Kirchspiels Belm untersucht. Im Vergleich dazu zieht Widera die Sammlung K. J. Thieles aus Ostwestfalen, nämlich des ehemaligen Fürstentums Corvey heran.

Trotz dieser regionalen Einschränkung ist als ein Ergebnis herauszustellen, daß sich das Wesen der Hausinschriften offensichtlich nur im deutschsprachigen Raum nachweisen läßt (S. 19), eine Schlußfolgerung, zu der Widera aufgrund seines intensiven Literaturstudiums gelangt. Der Frage, warum es in anderen Ländern keine entsprechenden Parallelen gibt, müsse aber an anderer Stelle weiter nachgegangen werden.

Zu Beginn der Untersuchung stellt Widera drei „Grundforderungen" auf, welche an das Material bzw. an seine eigene Vorgehensweise zu knüpfen

sind: 1. Die Inschrift soweit wie möglich „aus sich selbst reden lassen"; 2. Erkenntnisse über die bäuerliche Art des Denkens und Lebens beachten; 3. von volkskundlichen und geschichtlichen Grundlagen ausgehend das Inschriftengut unter besonderer Beachtung seiner Eigenart und des allgemeinen Verzögerungseffektes gegenüber der Hochkultur bearbeiten (S. 11). Schon jetzt muß gesagt werden, daß Widera diese Forderungen nicht in allen Punkten erfüllen kann, was wohl auch im Titel seiner Arbeit zum Ausdruck kommen soll. Bei der Fülle des vom Autor bearbeiteten Materials muß dieses strukturiert werden. So sieht er zwei Hauptkategorien des Spruchgutes: „Leben" (d.h. Weisheit, wie es im Leben zugeht, und Moral, wie man es gestalten sollte) und vor allem „Schutz" (S. 64). Eine dritte Kategorie bilden die vielen Inschriften, „die vom Gottvertrauen Zeugnis ablegen". „Nimmt man diese Themen zusammen, dann hat man mehr als 50 Prozent aller Hausinschriften inhaltlich gerastert" (S. 64).

Für eine statistische Auswertung der Inschriften in den genannten Regionen differenziert Widera seine Hauptkategorien in neun inhaltliche Unterpunkte: 1. Der Bau, 2. Der Schutz, 3. Das Vertrauen, 4. Das Lob, 5. Der Neid, 6. Weisheitssprüche, 7. Tugend (Moral), 8. Brandinschriften, 9. Varia (S. 109 – 111). Formale Kriterien sind dabei: 1. Die Bauinschrift, 2. Die Spruchinschrift, 3. Das Zeichen (S. 83).

Bei der Auswertung der Inschriften gelangt Widera dann zu einer zeitlichen Periodisierung, die er in fünf Abschnitte gliedert: I. Vom Beginn der Neuzeit bis etwa 1650, II.1. Übergangszeit: 1650 – 1700, 2. Das 18. Jahrhundert, III. 1800 – 1830, IV. 1831 – 1870, V. nach 1870 (S. 104/105).

Die Bearbeitung der Hausinschriften in den o.g. Kirchspielen richtet sich in der Hauptsache nach inhaltlichen Kriterien. Zusammenfassend kommt der Autor dabei u.a. zu folgenden Ergebnissen: Die Hausinschriften konnten ohne fremde Hilfe nicht entstehen (S. 56). Initiierend wirkte hier offenbar eine intellektuelle Führungsschicht wie Pfarrer, Lehrer oder Zimmerleute, durch die die Spruchinhalte weitervermittelt wurden. Darüber hinaus wird am Beispiel des ehemaligen Fürstentums Corvey ein Stadt-Land-Gefälle beobachtet, wobei Widera in der „Hochkultur" der Stadt (Höxter) auch ein „höheres Bildungsniveau" konstatiert, welches Einfluß auf die ländlichen Inschriften nahm. Bei einer Vielzahl von Inschriften religiösen Inhalts läßt sich die Bibel als Vorlage ausmachen. In diesem Sinne findet der Autor allgemein eine tief verwurzelte „religiöse Grundeinstellung, in der sich das Verlangen nach Schutz für Haus und Hof und die dort lebenden Menschen offenbarte" (S. 313). Diese Aspekte sind im Grunde der Tenor der gesamten Arbeit Wideras. Darüber hinaus sind allgemein ein hoher Wiederholungsfaktor und eine Formelhaftigkeit der Inschriften von Norddeutschland bis in die Alpenländer zu bemerken, dabei jeweils unterschiedlichen Modeströ-

mungen unterworfen. Zuweilen läßt sich auch feststellen, daß bestimmte Moden oder Eigenheiten an Kirchspielsgrenzen gebunden sind.

Zwar wird in gesonderten Kapiteln darüber nachgedacht, wer Einfluß auf die Hausinschriften hatte (Kap. 3.1, 3.2), jedoch vermissen wir eine Erörterung bzw. Untersuchung über die Einflüsse und Wünsche der Bauherren, in diesem Fall der Bauern. Auch helfen hier die Kapitel über die „Eigenart früheren Bauerntums" und über den „Bauer(n) und den Hof" (Kap. 1.4, 1.5) nicht weiter, denn Widera kommt meist über pauschale Beurteilungen wie die folgende nicht hinaus: „Dies entspricht nicht zuletzt dem Bild, das selbst wir in einer sehr nüchtern gewordenen Zeit noch vom Bauerntum haben: Es ist skeptisch gegenüber allem Fremden, akzeptiert nur etwas, was in seinen Rahmen und für seine Zwecke paßt" (S. 56). Selbst bei der konkreten Auswertung der Inschriften bleibt der Autor oft bei stereotypen Formulierungen, man möchte fast sagen, Vorurteilen: „Wenn der Inhalt der Inschrift auch meist relativ knapp bemessen bleibt – in dieser Gegend sprach man eben nicht gern viele Worte –, so sieht man doch, daß die Tendenz zu einer behaglichen Breite vorhanden ist, was eine Parallele zum Schmucksinn der Dammer Inschrift (reiche Schnörkel besonders von etwa 1770 bis 1830) bedeutet" (S. 206).

Widera streicht zwar an verschiedenen Stellen heraus, daß bei einer Interpretation der Hausinschriften die „Umwelt", also das soziale und ökonomische Umfeld, die äußeren Lebensbedingungen etc. beachtet werden müssen, doch gerade diesen Schritt unterläßt er, indem er die Inschriften aus ihrem Kontext löst und nur für sich betrachtet bzw. allgemeine Bewertungen abliefert. Es würde uns heute über den Inhalt der Inschriften hinausgehend durchaus interessieren, in welchem sozialen Klima sie anzusiedeln sind. An welchen Häusern sind welche Inschriften angebracht, und vor allem welcher sozialen Schicht sind diese Häuser zuzuordnen. Gab es vielleicht im 16. Jahrhundert gerade in der ländlichen Oberschicht ein neues Bewußtsein, das die reichen Bauern dazu veranlaßte, ihre Namen an die Häuser zu schreiben, um damit nicht nur ihre religiöse Grundeinstellung kundzutun (welche auch als kämpferischer Ausdruck protestantischen Bewußtseins verstanden werden kann), sondern auch für alle sichtbar zu zeigen, daß dieses Haus und damit Grund und Boden ihnen gehörte und auch späteren Generationen möglichst gehören sollte. Vielleicht haben wir hier eine neue Besitzerschicht vor uns, die sich von dem stark anwachsenden Landproletariat absetzen wollte?

Alle diese Fragen läßt der Autor unbeantwortet bzw. schneidet sie nicht einmal an. Ebenso fehlt in der Untersuchung eine Unterscheidung zwischen den ursprünglichen und den modernen, historistisch/folkloristischen Inschriften, die ja einen bewußten Rückgriff auf tradierte Formen bedeuten und in diesem Zusammenhang ganz anders interpretiert werden müßten.

Leider läßt die Arbeit Wideras gerade die Fortschritte in der historischen Hausforschung der letzten Jahre völlig außer acht, daher verwundert es nicht, wenn sie ziemlich schnell an ihre Grenzen stößt.

Christoph Dautermann

Heinz ELLENBERG, *Bauernhaus und Landschaft in ökologischer und historischer Sicht*, Stuttgart (Hohenheim), Verlag Eugen Ulmer, 1990, 585 Seiten, 224 Farbtafeln, 357 Zeichnungen und Karten, 9 Tabellen

Der stattliche und stoffgesättigte Band ist die neueste zusammenfassende Darstellung der vielfältigen Bauernhausformen Deutschlands in dessen Grenzen vor 1938, wie immer man sich zu diesem Gegenstand stellen mag. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens liegen auf der Hand und lassen sich wohl nur überwinden, wenn jemand wie der Verfasser dieses Buches, von „der Schönheit und Vielfalt alter Bauernhäuser und Höfe" überzeugt, mit wahrer Begeisterung es auf sich nimmt, die Fülle des anstehenden Stoffes und dessen gesamten Komplex der Fragen und Probleme zu bewältigen. Dazu kommt, daß Heinz Ellenberg als Geobotaniker und Ökosystemforscher ganz spezielle Seiten des bäuerlichen Siedlungswesens anpeilt und versucht, die ländlich-bäuerlichen Bauweisen in geoökologischer und genetischer Sicht zu betrachten. Wie er selbst sagt, kommt es ihm „... darauf an, das Zusammenwirken natürlicher und kultureller Faktoren in seiner geographischen und historischen Vielfalt zu verfolgen, ohne dabei den Überblick zu verlieren" (S. 388a). Schon in diesem Programm liegen gewissermaßen die Fußangeln eines so multidimensionalen Gegenstandes wie der vernakulären Architektur, deren Abhängigkeit von so vielen „Faktoren" in großräumiger Zusammenschau immer zu fragwürdigen Lösungen treibt, zumal wenn bei aller Verankerung in historischen Tatbeständen allein nach äußeren „Haus- und Hofmerkmalen" und nach einem Versuch jüngster flächendeckender Geländeaufnahmen vorgegangen wird.

Den engen und harmonischen Beziehungen zwischen Bauernhaus und Landschaft an Hand eigener Kartierungen sowie vergleichender und historischer Darstellungen vor Ort nachzugehen, ist bekanntermaßen das Hauptanliegen des Autors. Dazu setzt er sich in den ersten Abschnitten seiner Darstellung sowohl mit der von ihm angewandten „Methodik" der Kartierungen wie auch mit den einzelnen Hauptstufen der Landschafts- und Bauformen-Entwicklung seit der Steinzeit auseinander. In Abschnitt III und IV erörtert Ellenberg einzelne Haus- und Hofmerkmale, ihre Verbreitung und deren Ursachen sowie deren Auswirkung auf Hofform und Landschaft. Sie sind für ihn, angefangen von Anlage und Aufbau der Gebäude bis zu

den äußeren Hofformen, „Zeigerwerte", nach denen er die räumlichen Kartogramme aufbaut und das gesamte Gebiet Deutschlands dann in eine große Zahl von Regionen, Gebieten und Teilgebieten unterteilt, auf einer bloßen Grenzlinienkarte (Abb. 141), nach deren Leitziffern sodann im eigentlichen Hauptkapitel des Buches, Abschnitt V, die unzähligen Formenräume der Bauernhäuser Deutschlands besprochen und dargestellt werden.

In einer kurzen Buchanzeige ist es nicht möglich, auf die vielen Einzelheiten und besonderen Aspekte einer doch auch an die ökologischen und naturräumlichen Gegebenheiten gebundenen Sichtweise näher einzugehen. Aus der Sicht einer kleinräumiger konzentrierten historischen Hausforschung zeigen sich dabei unwillkürlich die Schwächen einer oberflächenhaften und an gewisse äußere Merkmals-Parameter gebundenen Betrachtungsweise, auch wenn allenthalben versucht wird, auch konstruktiv-gefügemäßige, baugeschichtliche und funktionelle bzw. soziale Vektoren der Einzelgebiete mitzuberücksichtigen. Solche Parameter sind für Ellenberg Ein- und Mehrstöckigkeit bzw. Längs- und Queraufschließung der Gebäude, Einfirst- und Umbauhöfe, Typen der Ständergefüge, Hölzerne Fensterläden, Farbanstriche, Oberlauben, Kellerbildungen, Nebengebäude bzw. „ungeregelte und regelhafte Dorfformen". Wenn also beispielsweise nach den „Einfirsthöfen" selbst unter der Berücksichtigung von deren längs- und quergeteilten Anlagen im Grundriß vorgegangen wird, fällt vieles in sich zusammen, was nach unserer bisherigen Kenntnis der Verhältnisse ganz und gar nicht miteinander verwechselt werden kann. Eher schon glaubhaft erscheint die Unterscheidung alter und ausgesprochen viehwirtschaftlicher bzw. weidewirtschaftlicher Zonen etwa in den niederländischen und friesischen (Gulf) Häusern und ebenso längsteiliger Ackerbauzonen mit den niederdeutschen Hallenhausformen, wobei Ellenberg hier stark an Karl Baumgarten anschließt. Daß freilich auch solche ausgeprägt gerichtete Gebäudeanlagen im Lauf der Jahrhunderte und im Wechsel der Baugefüge nicht ein für allemal sakrosankt und bindend sein müssen, zeigen selbst beim niederdeutschen Hallenhaus die Übergänge von Zwei- zum Drei- und Vierständerbau, d.h. die Entwicklungen der Hausbreiten, der Kammerfache und sogen. „Utluchten" etc. In derlei Perspektiven werden sich ebenso auch die quergeteilten Anlagen Mittel- und Süddeutschlands wie etwa die Wohnstallhäuser der Eifel, die oberschwäbischen Großanlagen oder gar die sogenannten Hochstudhäuser des schweizerischen Aargaus schwerlich über einen Leisten schlagen lassen, zumal jede Zeit ihre besonderen Moden und Vorlieben für das Bauen gehabt haben kann. In einer solchen nach „Zeigerwerten" wie bei Gefäßpflanzen ausgerichteten Paradigmatik sehe ich gewisse Schwächen, ja vielleicht sogar Gefahren einer Verallgemeinerung, zumal wir heute den Glauben an feste „Hausformen" angesichts der historischen

Zufallswirkungen in der Kulturgeschichte von Bauen und Wohnen erheblich einschränken müssen.

Heinz Ellenberg hat in seine Darstellung eine ganze Bibliothek einer mehr als hundertjährigen Hausforschung in Mitteleuropa eingearbeitet. Seine Darstellung behält daher so und so ihren großen Eigenwert, wenn auch vielleicht gerade die mitherangezogenen Übersichten zu den Nachbarländern Deutschlands doch eher ungleichwertig ausgefallen sind, was namentlich für seinen „Ausblick" einleitend auf Österreich (S. 515 – 517 (Abschnitt VII.1) zu sagen ist, der teilweise Mißverständnisse und Fehler enthält und wozu unverständlicherweise kaum ausreichend Literatur herangezogen erscheint. Das im übrigen überaus bemühte Darstellungswerk über die Bauernhäuser Deutschlands zeigt einmal mehr die Gefahren, die nach unseren Erfahrungen in einer stark geographisch orientierten Übersicht landschaftlichen überlieferten Bauens und gar Wohnens und Lebens allein liegen können.

Oskar Moser

Reinhard JOHLER, Ludwig PAULMICHL, Barbara PLANKENSTEINER (Hg.), *Südtirol – Im Auge der Ethnographen.* Wien/Lana, Der Prokurist, 1991, 214 Seiten, Abb.

Anzuzeigen ist hier das (bereits 1991 erschienene) publizistische Ergebnis einer vor nunmehr vier Jahren in Lana/Südtirol stattgefundenen Tagung, über die seinerzeit auch in dieser Zeitschrift recht ausführlich berichtet wurde (s. Helmut Eberhart in ÖZV 92/43 (1989), S. 242 – 246). Die Thematik ist – in ihrer Virulenz für gegenwärtige politisch-martialische Praxis unvermindert aktuell: Es geht – will man die recht heterogenen Beiträge in einen gemeinsamen begrifflichen Rahmen stellen – um Ethnizität, Nation und Nationalismus, um ideologische Konstruktionen, unter deren Dominanz dem aufs „Eigene" fixierten Blick die Sicht auf dessen Verhältnis zum Anderen (und somit auch auf dieses) verstellt ist (um den Titel eines Aufsatzes von Åke Daun verallgemeinernd zu paraphrasieren: Swedishness as an Obstacle in Cross-Cultural Interaction, Ethnologia Europaea XIV, 1984, S. 95 – 109). Diesem Sujet nähern sich die Autoren in unterschiedlichem fachlichen Zugang und von unterschiedlichem Erkenntnisinteresse geleitet.

Der Kölner Historiker *Peter Alter* spürt der Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins nach, dessen Anfänge er im frühen 19. Jahrhundert ortet, als „soziale Entwurzelung und die Aushöhlung traditioneller politischer Legitimität, regionaler, ständischer und religiöser Bindungen Raum

für neue Loyalitäten (schufen)" (S. 19). Er geht der weiteren Entwicklung und Artikulierung dieses nationalen Impulses – dem zunächst, im Gegensatz zu westeuropäischer Tradition, kein staatliches Gebilde als der Verkörperung einer Einheit von Volk und Staat entsprach – bis in die heutigen Tage eines inzwischen wiedervereinigten Deutschland nach, wobei er den Begriff der „Nation" in seiner Abhängigkeit vom Zufall historischer Konstellationen herausstellt. Auch der amerikanische Kulturanthropologe *John Cole* (dessen zusammen mit Eric Wolf vor rund zwanzig Jahren publizierte Untersuchung „The Hidden Frontier" demnächst übrigens auch in deutscher Fassung vorliegen wird) behandelt die Verlagerung lokaler Identität auf die nationale Ebene. Er untersucht in gerafftem Überblick die unterschiedlichen Entwicklungen, wie sie die Entstehung der Nationalstaaten in dem von Urbanisierung, Industrialisierung und kultureller Homogenität geprägten Kerngebiet Nordwesteuropas einerseits und in den Peripherien der Mittelmeerländer und Südosteuropas andererseits bedingt haben, und diskutiert die Interdependenz ethnischer, ökonomischer und politischer Faktoren. Während *Emanuela Renzetti,* die den „Namen des Volkes" einer ‚anthropologischen' Begriffsbestimmung zu unterziehen und am Beispiel einer ethnographischen Beschreibung anno 1856 Südtirol aus der Sicht der frühen italienischen Ethnographen vorzustellen sucht, noch im theoretischen Rahmen bleibt, gehen *Brunamaria Dal Lago Veneri* und *Umberto Raffaelli* auf konkret-regionalem Terrain interethnischen Beziehungen nach, wie sie sich in den Erscheinungen der Folklore wie auch der materiellen Kultur Trentino-Südtirols manifestieren. Ebenfalls beispielhaft wird die „rituelle Faktizität fixierter Begriffe und kultureller Muster" (Johler, S. 11) von *Gunther Waibl* und von *Martina Steiner* behandelt; *Waibl* widmet sich der medialen Umsetzung ideologischer Weltbilder am Beispiel der Photographie, *Steiner* geht der „Entwicklung des ethnischen Bewußtseins in Südtirol" im Gefolge der italienischen Annexion nach, die für lange „zwei Völker mit dem Rücken zueinander stehen" ließ (vgl. Silvio Furlani/Adam Wandruszka, Österreich und Italien. Ein bilaterales Geschichtsbuch, 1973).

Kann man die genannten Beiträge unter volkskundlichem Aspekt insofern auf einen gemeinsamen Nenner bringen, als in ihnen implizit gezeigt wird, was diese Disziplin auf dem thematischen Feld der Tagung – etwa an nationaler Symbolforschung oder in Betrachtung „volksnachbarlicher Wechselseitigkeit" (oder auch Gegensätzlichkeit) – zu leisten aufgerufen wäre, so geht es den übrigen Autoren vor allem darum darzustellen, was sie angerichtet hat. „Im Auge der Ethnographen" – das zielt ja auch auf jene „déformation professionelle", der die Fachvertreter (vor allem, wenn auch nicht nur) in autoritären politischen Verhältnissen in einer Weise erlegen sind, die einem „professionellen" Moment kaum mehr Raum gab. Beispiele dafür finden sich zur Genüge in den Aufsätzen von *Anka Oesterle, Peter*

Schwinn und *Olaf Bockhorn,* die sich mit verschiedenen Aspekten der deutschen Volkskunde, vor allem im Rahmen der „Kulturkommission" des „SS-Ahnenerbes", beschäftigen, und in jenen von *Stefano Cavazza* und *Christoph Gasser,* die die Rolle des Faches als Legitimationsinstanz nationalistischer Politik in italienischer Perspektive thematisieren. Und man wird hier in der Tat wieder einmal mit einer derartigen Akkordanz so mancher volkskundlicher Protagonisten mit dem Ungeist jener Zeit (auch in ihrer privaten Sphäre) konfrontiert, daß man sich resümierend an die ironische Mahnung Robert Musils erinnert fühlt, nicht alles ausschließlich auf die Dummheit schieben zu sollen – es müsse schließlich auch für die verschiedenen Arten der Charakterlosigkeit Platz bleiben.

Zugleich aber denkt man auch an die zeitgenössische Betroffenheit etwa eines Adorno, die diesen von der Notwendigkeit einer Aufarbeitung der Vergangenheit als einer „Beseitigung der Ursachen des Vergangenen" reden ließ (Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. In: Eingriffe. Frankfurt a.M. 1963, S. 146) – und fragt sich, ob diese „Ursachen" durch simple Entrüstung des Nachgeborenen, wie sie etwa *Oesterle* obstinat exerziert, eingeholt werden können; ob, mit anderen Worten, im Zorn des Gerechten (der ja laut Brecht ebenfalls die Züge verzerrt) jene Frage geklärt werden kann, vor der nicht nur Gerhard Lutz seinerzeit passen mußte: „Warum Menschen immer wieder bereit sind, sich einseitig ideologischer Führung anzuvertrauen, im Dritten Reich bis hinein ins Verbrechen" (Das Amt Rosenberg und die Volkskunde. In: Brückner/Beitl, Volkskunde als akademische Disziplin, Wien 1983, S. 171); und ob, ganz im Gegensatz zur Intention einer mit Akribie betriebenen Fachgeschichtsschreibung, mit der Repetierung simpler Nachweise, daß „auch ein Volkskundler verantwortlich war" (Oesterle, S. 83), nicht doch auch jener zu recht vielgescholtenen Historisierung als Vorstufe der Verharmlosung in die Hände gespielt wird. Denn möglicherweise ist, was die Bedeutung der eigenen Disziplin anlangt, das Auge des Ethnographen zuweilen nicht richtig akkommodiert und trifft *Reinhard Johler* mit seiner Einleitung in das Tagungsthema auch für die angeschnittene Problematik ins Schwarze, wenn er die Volkskunde – unbeschadet ihrer Funktion, „Teil der weltanschaulichen Kulisse" (Jeggle) des Nationalsozialismus gewesen zu sein – als eine „marginale" Disziplin charakterisiert (S. 11), die ihre Konjunktur während des Faschismus nicht ihrer fachlichen Potenz und Kompetenz verdankte, sondern vielmehr dessen irrationalem Programm, in dem wissenschaftliches clare et distincte keinen Platz hatte.

Herbert Nikitsch

Nikolaus GRASS, *Alm und Wein.* Aufsätze aus Rechts- und Wirtschaftsgeschichte. Hg. von Louis Carlen und Hans Constantin Faussner, Hildesheim, Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, 1990, 435 Seiten, Abb.

In diesem Sammelband sind insgesamt 21 Aufsätze zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der Almwirtschaft und des Weinbaus aus der Feder des Begründers der Innsbrucker Schule für Almwirtschaft publiziert. Bei dreien handelt es sich um Erstveröffentlichungen, ansonsten sind es zum Teil überarbeitete Wiederveröffentlichungen verstreuter Beiträge aus rund vierzig Jahren wissenschaftlicher Arbeit. Nach seiner gründlichen Neubearbeitung von Georg Schreibers Deutscher Weingeschichte (Köln 1980, 534 Seiten), seiner Geschichte des Tiroler Metzgerhandwerks (Innsbruck 1982, 408 Seiten) und dem Sammelband „Königskirche und Staatssymbolik" (Innsbruck 1983, 320 Seiten) ist dieser über 400 Seiten starke Band ein erneutes Zeugnis des unermüdlichen Fleißes, aber auch der enormen Vielseitigkeit von Nikolaus Grass, der Rechtsgeschichte, Volkskunde, Wirtschafts- und Kunstgeschichte mit der Geschichte seiner Tiroler Heimat so beispiellos zu verbinden weiß.

Von den 12 Aufsätzen zur Rechtsgeschichte der Almen nimmt die Beschäftigung mit der Seiser Alm, der größten des deutschen Sprachraums, den größten Platz ein. Bemerkenswert lesen sich die Beiträge zur Frühgeschichte der Almwirtschaft, die eindrücklich die schon von Richard Pittioni aufgrund seiner Grabungen im Gemeindegebiet von Kitzbühel vertretene These bekräftigen, daß bereits eine urzeitliche Hochweidenutzung spätestens seit der mittleren Bronzezeit existiert haben muß. Vorgeschichtlich sind bereits Kerbhölzer und Geräte zur Milchverarbeitung nachweisbar. Möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich läßt sich deshalb der geheimnisvolle Mann aus dem Similaungletscher mit der steinzeitlichen Weidewirtschaft in Verbindung bringen. Ein Beitrag behandelt ausdrücklich „Die Almwirtschaft in Geschichte, Volkstum und Recht", ein anderer die Kontinuität im bäuerlichen Recht. Der dankenswert wieder abgedruckte Nachruf auf Richard Weiss (1907 – 1962), den früh verstorbenen Züricher Ordinarius des Faches Volkskunde und vorzüglichen Kenners besonders des Alpwesens Graubündens, rundet diese Gruppe von Beiträgen ab.

Bei den Abhandlungen zur Rechts- und Kulturgeschichte des Weins überrascht besonders das kapitalistische Denken der Kirche. Das Weinschankrecht der Klöster und Pfarreien (ius propinandi) brachte diesen willkommene Einnahmen. 1495 etwa beklagen sich eine Reihe Salzburger Städte darüber, daß die Geistlichkeit Wein, aber auch Safran, Fensterglas und Tuch kauft und verkauft, was „irer gaistlichkeit nit gepurlich" sei. Weingüter gehörten zur Ausstattung von Klöstern und Universitäten. In den Bischofsstädten älterer Ordnung garantierte der grundherrliche Weinbann

wie Backhaus- und Fleischbann die Versorgung der Bevölkerung, aber auch des Grundherrn selbst. Wein hatte seinen Platz im religiösen Kultus wie im akademischen Brauchtum. Nicht nur als Meßwein diente er der Kirche. In den Wein wurden Reliquien getaucht, damit sich deren Heilkraft auf das Getränk übertrage. Als besonders wirksam wurde das Trinken aus der Hirnschale von Heiligen gehalten. Noch bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts tranken Wallfahrer aus der Hirnschale des seligen Nantwein aus Wolfratshausen/Bayern.

Nikolaus Grass ist all diesen Themen mit der ihm eigenen weitgespannten Quellen- und Literaturkenntnis nachgegangen und kann so weitgespannte Zusammenhänge aufzeigen. So wird auch dieses Buch, wie so viele andere Arbeiten des Verfassers, für die künftige Forschung maßgebend bleiben. Nikolaus Grass kann 1993 seinen 80. Geburtstag feiern. Obwohl er eine reiche wissenschaftliche Ernte bereits eingebracht hat, wäre zu wünschen, daß er die bereits vor Jahren angekündigte Arbeit über die Tiroler Bergknappen fertigstellen kann.

Herbert Schempf

Helga Maria WOLF, *Das BrauchBuch. Alte Bräuche, neue Bräuche, Antibräuche.* Freiburg i.Br./Basel/Wien, Herder, 1992, 318 Seiten.

Glaubt man dem steirischen Volkskundler Hanns Koren, so hat die (Groß-) Stadt fast keine Bräuche. „Denn auf den Asphaltblöcken und Katzenköpfen wächst Brauchtum nicht." (Volksbrauch im Kirchenjahr. Ein Handbuch. Salzburg, Leipzig, Anton Pustet 1934, S. 18; [fast unveränderte!] Neuauflage Innsbruck, Pinguin-Verlag 1986, S. 16.) Koren führt Brauch(tum) auf die Bindung des Menschen an die Natur und den Lauf der Jahreszeiten zurück; Stadtbräuche früherer Jahrhunderte erklärt er damit, daß damals noch zahlreiche „Ackerbürger" in den Städten wohnten. Dieser enge, ideologisch gefärbte Begriff stimmte schon zum Zeitpunkt nicht, da das genannte Buch erstmals erschien. – Liegt es vielleicht an solchen Vorstellungen – die ja v.a. in der Brauchtumspflege, aber auch in wissenschaftlicher Literatur verbreitet waren –, daß es im deutschen Sprachgebiet nur wenige Arbeiten über Großstadtfrömmigkeit gibt?

Helga Maria Wolf hat im vollen Sinn des Wortes ein Gegen-Stück zu Publikationen von der Art des genannten Buches geschaffen. Sie stellt dar, wie kirchliche und weltliche Feste heute in der Großstadt Wien begangen werden. Dafür stützt sie sich auf eigene Recherchen: Den größten Teil des Materials lieferte eine Umfrage, die die Autorin 1990/91 im ORF-Landesstudio Wien, Abteilung Religion/Volkskultur (seit 1988 von ihr geleitet),

bei den katholischen und evangelischen Wiener Pfarren durchgeführt hat. Mit 96,7% (katholische) bzw. 91,3% (evangelische Gemeinden) war die Rücklaufquote erstaunlich hoch. Detailliert (nach einem rund 200teiligen Raster) wurden Bräuche im Jahreslauf erhoben, weiters „Gebets- und Andachtsformen, Wallfahrten, Gruppen und Vereine, ‚Bräuche' in den Gruppen, neue Bräuche, abgekommene Bräuche und ökumenische Aktionen" (S. 291).

Die Darstellung (S. 17 – 289) folgt dem Kalenderjahr. Geordnet nach dem Datum, werden in rund 250 Abschnitten Festzeiten, Feiern, Bräuche, Antibräuche beschrieben, auch, soweit faßbar (d.h. ohne mythologische Spekulation), deren Geschichte und deren Sinn erläutert. Für den kirchlichen Bereich hat die Autorin ausgiebig theologische Literatur sowie die amtlichen Liturgiebücher herangezogen. Ausführungen, die für den ganzen Monat oder Teile davon gelten, stehen jeweils an dessen Anfang. Ostern ist nach dem frühestmöglichen Termin (22. März) eingereiht, entsprechend die übrigen beweglichen Feste.

Der Anhang bringt eine zusammenfassende Auswertung („Alte und neue Bräuche in den Wiener Pfarrgemeinden"; S. 291 – 301) und listet die Tage auf – Patrozinien, Heiligengedenken usw., die einzelne Wiener Pfarren besonders begehen („Wiener Festkalender"; S. 302 – 307). – Ein Register (S. 309 – 318) erschließt das Buch.

Die Auswahl der behandelten Bräuche, aber auch Vorwort und Zusammenfassung zeigen klar den Standpunkt, den die Autorin einnimmt. Helga Maria Wolf hält sich an die realistische und offene Definition Hermann Bausingers (die sie einleitend, S. 6, zitiert): „Brauch ist äußerer Vollzug einer überlieferten Form" (in allen Lebensbereichen), Brauchtum „bewußt gepflegte Formen und Abzeichen von einzelnen Gruppen". Nicht nur Althergebrachtes hat hier Platz, sondern ebenso verschiedenste neuere Gestaltungselemente, gesellige und karitative Aktionen, kulturelle Veranstaltungen, spirituelle Angebote. (Die Grenze zwischen Alt und Neu verschwimmt ohnehin, etwa wenn objektiv alte Bräuche revitalisiert werden. Und manche neu eingeführte Zeichen oder Feiern gelten schon nach kurzer Zeit als traditionell [S. 291f.].) Sicher müssen Bräuche von „unten" getragen werden, sie entstehen aber durch die Initiative einzelner Personen oder von Gruppen (oft, wenn auch nicht immer, „von oben"): „Nichts kommt aus der Volksseele" (so die Überschrift S. 292). Bräuche als Ausdruck der Religiosität haben gleichermaßen positive und negative Seiten: Sie helfen leben – vermitteln Geborgenheit und Heimat, bieten Freiräume der Eigenverantwortung und Spontaneität. Ebenso können sie aber Leben hemmen – wenn an Traditionen festgehalten wird, die aufgrund neuer Verhältnisse eigentlich fallen müßten, wenn man Peripheres überbetont, wenn die bloße Form wichtiger wird als der Inhalt. („Braucht man Bräuche?", S. 297 – 301.)

Für weitere Auflagen sind zwei Desiderate anzumelden: 1.) Die Klassifizierung nach Haupt- und Unterabschnitten stimmt z.T. zwischen Text und Inhaltsverzeichnis nicht überein (z.B. sind Ausländersonntag und Tag der offenen Tür im Rathaus [beides Ende September] Hauptabschnitte, müßten also konsequenterweise im Inhaltsverzeichnis kursiv gesetzt werden), ist aber auch im Text selbst stellenweise verbesserungsbedürftig (Beispiel: „Die vorweihnachtliche Woche" [S. 262] wäre ein Hauptabschnitt). 2.) Ein Literaturverzeichnis sollte man doch einfügen – schon wegen der Fülle zitierter Publikationen; diese werden nämlich in den Fußnoten nur bei der ersten Nennung mit vollem Titel angeführt, weshalb der Leser immer wieder zurückblättern muß.

Aber das mögen Beckmessereien sein angesichts der Vorzüge dieses Werkes. Es bietet umfassende Information, und zwar auf dem neuesten Stand. Es befaßt sich mit einer Großstadt, nicht das dreihundertste Mal mit dem ländlichen Raum. Und: Es eröffnet eine neue (zumindest vielen ungewohnte), entkrampfte Sicht auf Brauch und Brauchtum.

Rudolf Pacik

Michael G. MERAKLIS, *Studien zum griechischen Märchen.* Eingeleitet, übersetzt und bearbeitet von Walter Puchner (= Raabser Märchen-Reihe Band 9). Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1992, 244 Seiten.

Das Buch stellt den raren Glücksfall dar, daß das hervorragende Werk eines führenden fremdsprachigen Gelehrten kongenial übersetzt worden ist. So, wie Meraklis mit der deutschen Volkskunde absolut vertraut ist, hat umgekehrt Puchner auch wie wenig andere eine tiefe Kenntnis der griechischen Materialien, ja darüber hinaus ein Gespür für die richtige Nuancierung bei der Übertragung der wissenschaftlichen wie der volkstümlichen Texte.

Den Lebenslauf von Meraklis skizziert Puchner in seiner Einleitung, worin er auch von den Studien und der Assistententätigkeit in Deutschland des heutigen Ordinarius für Volkskunde an der Universität Athen (als Nachfolger von Megas) berichtet.

Zu den Vorzügen des Bandes gehört, daß es über den vielen scharfsinnigen Analysen von Märchenmotiven und grundlegenden Fragen der Erzählforschung nicht die Synthese schuldig bleibt, sondern daß neben dem Mosaik der Einzeluntersuchungen das große Gesamtbild der griechischen Märchenwelt ersteht. Ein solcher Überblick wird gleich mit dem ersten Kapitel „Das griechische Märchen" geboten; damit wird zugleich der Einstieg in die dann folgenden Spezialthemen – Byzantinisches Erzählgut,

Rationalität im griechischen Märchen, Zur Ästhetik des Märchens, Märchenthemen und Märchenmotive: drei erläuternde Beispiele, Verwandlung und Totenauferstehung als Gattungselemente der griechischen Volksliteratur, Lieder im griechischen Märchen, Mechanik im Märchen, Anmerkungen zu einer kleinasiatischen Märchensammlung, Orale Biographien von Dorfbewohnern, Lebenserzählungen von messenischen Bäuerinnen, Der griechische Märchenkatalog von Georgio A. Megas – vermittelt.

Das Buch bietet sowohl eine Hinführung zur lebendigen Praxis oralen Erzählens wie mit Akribie durchgeführte Auflösungen theoretischer Fragen und Probleme. Es wiederholt sich nicht, auch wenn manchmal ein Thema zum zweitenmal ins Gesichtsfeld tritt, sondern erweitert den Aspekt, unter dem manche Frage bereits aufgegriffen worden war. Vor allem aber vermeidet der Autor jegliche Einseitigkeit in seiner Betrachtungsweise, er wägt sorgsam Deutungsmöglichkeiten ab, berücksichtigt wohl vorliegende Ergebnisse anderer Forscher, ohne jedoch seine eigene Meinung dominierend zur Geltung zu bringen.

Es ist hier nicht möglich, im Detail die Forschungsaspekte von Meraklis anzuschneiden. Als pars pro toto soll lediglich ein kurzes Zitat stehen, das dem Rezensenten wichtig scheint: „Vieles ist über den Inhalt und die Funktion des ‚Motives' geschrieben worden, ... Die vielfachen Diskussionen zum Thema, die geführt worden sind und immer noch anhalten, haben aber doch gezeigt, daß die beiden Begriffe von Erzähleinheiten bedeutungsmäßig nicht genau übereinstimmen. Man kann vielleicht sagen, daß das Motiv ein Thema ist, das schon eine typische oder stereotype Form angenommen hat, die in den einzelnen Erzählgattungen (Märchen, Ballade usw.) oder den verschiedenen Typen der gleichen Gattung (z.B. des Märchens) ständig wiederholt wird. In der Folge soll diese Beobachtung an drei Beispielen erläutert werden. Das erste bezieht sich auf ein Motiv ‚strictu sensu', die beiden andern auf Themen: beim Motiv geht es um ein typisches Kleidungsstück, von den Themen behandelt das erste die erotische Beziehung des Menschen zu Gegenständen, die er selbst geschaffen hat, das andere die erotische Bindung des Menschen an Tiere." (S. 65)

Vieles an diesem Buch geht zwar von griechischen Materialien aus, reicht aber weit über die lokale Situation hinaus. Nur einzelne Kapitel – wie die zu kleinasiatischen Volkserzählungen, die über orale Biographien und die über Lebenserzählungen messenischer Bäuerinnen – akzentuieren räumliche Gegebenheiten. Trotz der breiten Streuung der Thematik des Buches wirkt sich keine zentrifugale Tendenz aus; der Zusammenhang ergibt sich selbst bei weit auseinander liegenden Kapiteln, die ihre Entstehung verschiedenen Zeiten und Funktionen verdanken.

Man erhält manche Erleichterung beim Studium dieses Buches durch die exakten und sinnvoll angelegten Register. Neben einem Register der Mär-

chentypen stehen ein „Namens- und Autorenregister", „Werke und Titel", „Ortsregister" und schließlich ein „Register der Sachen und Begriffe".

Einen beachtlichen Anteil haben im Gegensatz zu anderen Landschaften religiöse Themen, sodaß manche Geschichten als Legendenmärchen betrachtet werden dürfen. Das mag cum grano salis für einen Großteil des Balkans gelten, wird jedoch öfters von den Märchensammlungen übersehen.

Dankbar begrüßt man die gute Lesbarkeit des Buches, die zweifellos auch ein Verdienst des Übersetzers ist. Man kann so dieses Werk nicht nur als fachwissenschaftliches Handbuch benützen, sondern es kann auch Interessierten außerhalb der Volkskunde eine aufschlußreiche Information liefern.

Felix Karlinger

Maria Jesus LACARRA, *Pedro Alfonso,* Colección „Los Aragoneses", 3. Zaragoza, Diputación General de Aragón, 1991, 132 Seiten.

Mit Petrus Alfonsi hat die Brücke der morgenländischen zur abendländischen Novelle volkstümlichen Zuschnitts begonnen. Der Leibarzt des Königs Alfons I. von Aragonien hat in seinem Hauptwerk „Disciplina clericalis" die wichtigste Sammlung (in lateinischer Sprache) zusammengetragen, aus der die beiden folgenden Jahrhunderte – das 13. und das 14. – ihre Stoffe und darüber hinaus auch formale Anregungen erfahren haben. Wenn sich auch viele Geschichten bis ins Indische zurückverfolgen lassen, so war die unmittelbare Quelle doch das Arabische. Es ist also ein alter Weg für so manches, das auf uns gekommen ist. „Gott möge mir bei diesem Werkchen zu Hilfe kommen, Er, der mich dieses Buch verfassen und ins Lateinische übertragen ließ ." So schreibt Petrus Alfonsi in seinem Vorwort. Es handelt sich dabei um phantastische Märchen und Schwänke, um teils antike teils orientalische Tiergeschichten und Exempla, daneben ist auch der Typus der Legende vertreten.

Neben einer Reihe von einzelstehenden Sinnsprüchen enthält das Werk 34 in sich geschlossene Erzählungen, darunter 11 Exempel, 11 Schwänke (von denen 5 erotische Schwänke sind), 8 Märchen, sowie je eine Legende, Anekdote, Sage und Tierfabel.

Die Funktion seiner Sammlung hat der Autor sehr eindeutig formuliert: „Ich habe auch über die Gebrechlichkeit des menschlichen Wesens nachgesonnen: damit sich kein Widerwillen einstellt, ist es nötig, in der Belehrung sozusagen nur Schritt für Schritt vorzugehen; und indem ich mich seiner harten Bedingung erinnerte, habe ich – damit er sein Pensum leichter behält – soweit als nötig den Stoff milder und angenehmer gestaltet; so ist (scil. der Mensch) ja auch vergeßlich, und man muß ihm mit vielen Hilfsmitteln Entfallenes wieder ins Gedächtnis bringen."

Maria Jesus Lacarra hat dieses Werk des 12. Jahrhunderts nicht nur ins moderne Spanische übersetzt, sondern eine farbige Darstellung der Zeitumstände und des Lebens des Autors verfaßt. Ihr wissenschaftlicher Kommentar ist ausführlich und gründlich und analysiert nicht nur die einzelnen Geschichten, beschreibt vielmehr darüber hinaus die in Frage kommenden Quellen sowie auch die spätere Ausstrahlung.

Die Bibliographie ist primär für einen spanischen Leser gedacht und ließe sich ergänzen. Doch enthält sie die grundlegend wichtigen Ausgaben und Studien auf internationaler Ebene.

Was das Bändchen daneben wertvoll macht, sind die beigegebenen 28 – zum Teil ganzseitigen – Tafeln mit Abbildungen aus dem Mittelalter herauf bis ins 15. Jahrhundert.

Insgesamt eine für die Erforschung der frühen Übertragungen orientalischer Erzählungen in den europäischen Raum wichtige Schrift.

Felix Karlinger

Beate GROSSEGGER, Susanne ROLINEK, Regina WONISCH (Hg.): Museum. Ausstellung. Didaktik. Wien, Eigenverlag des Fakultätslehrganges für Museums- und Ausstellungsdidaktik der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, 1993, 75 Seiten, S/W-Abb.

Licht-Spiele. Neubauer Kinos gestern und heute. Eine Ausstellung im Bezirksmuseum Neubau vom 19. Mai bis zum 17. Oktober 1992 (= Bezirksmuseum Neubau: Mitteilungen, Berichte, Notizen 24). Wien 1992, 64 Seiten, 47 S/W-Abb.

Ein Pilotprojekt an der Universität Wien, nämlich einen viersemestrigen interdisziplinären Lehrgang für Museums- und Ausstellungdidaktik (M.A.D.) dokumentiert das gemeinsam von Lehrenden und Studierenden bestrittene schmale aber inhaltsreiche Bändchen gleichen Namens. Es ist daher schon aufgrund seiner Bestimmung nicht etwa an museumstheoretisch intendierten Schriften zu messen, sondern soll als Überblick des Studienprogrammes sowie der im Zuge des Lehrgangs gesetzten Aktivitäten aufgefaßt werden.

Anders als bei den bisher meist auf Museumspädagogik konzentrierten Lehrgängen, deren Finanzierungsschwierigkeiten übrigens die Idee einer universitären Verankerung bestärkten, wurde bei M.A.D. ein umfassenderes Programm angesteuert. Es reichte von der theoretischen Dimension der Museologie bis zur praktischen Betätigung bei Konzeption und Realisation von Ausstellungen und Museen. So bunt wie das Lehrprogramm ist nun auch der vorliegende Band: Einerseits stellt er in oft sehr persönlich reflektierender Absicht und Manier Lesefrüchte und Erkenntnisse aus den einzelnen

inhaltlichen Arbeitsgruppen – etwa zu dem nach wie vor arg vernachlässigten Genre der Ausstellungskritik – vor, andererseits dokumentiert er die praktischen Projekte der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, ihre Erfahrungen mit Konzepten und deren Umsetzung. Realisiert wurden: *Ruhezeit. Eine Ausstellung über Denkmäler* (in der niederösterreichischen Provinz) mit einem besonderen Augenmerk auf den Besucherreaktionen, *Mein Favorit. Auf den Spuren des Bildhauers Leopold Kosig (1864 – 1944)*, eine Nachlaßsichtung mit Umfeldrekonstruktion (in der Gebietsbetreuung Favoriten) sowie eine lokale industriegeschichtliche Ausstellung über *Die Schmidtstahlwerke. Arbeitsbilder aus Favoriten* (im Bezirksmuseum daselbst). Eine für das Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus geplante *Depotausstellung sammel-T-räume*, in der die Bedeutungsebenen musealer Objekte exemplarisch thematisiert hätte werden sollen, scheiterte an räumlichen Problemen, während eine für das Jubiläumsjahr der *Naturfreunde 1995* konzipierte Präsentation inzwischen wegen angeblicher Finanzierungsschwierigkeiten zurückgestellt worden ist. Die Berichte der einzelnen Vorhaben mögen zwar von so unterschiedlicher Professionalität wie die Vorhaben selbst sein, sie belegen doch allemal die Bedeutung experimenteller Terrainbeschreitungen für eine fundierte und reflektierte Museographie.

Letzteres demonstriert auch in recht eindrucksvoller Art und Weise der hier exemplarisch vorzustellende Begleitband zu einer mit viel Erfolg im vergangenen Sommer gezeigten Lehrgangs-Austellung *Licht-Spiele. Neubauer Kinos gestern und heute.* Im Mittelpunkt der Verortungen stehen die Lokalgeschichte des Faszinosums Kino, seine Versprechungen und Verführungskünste, die Dynamik seiner Attraktivität und seine gegenwärtigen Probleme und Konkurrenten. Die zehn Projektantinnen und Projektanten verstehen es dabei, den Anforderungen des Gegenstandes wie des Mediums Film entsprechend, stets die richtige Balance zwischen Essay und Analyse, zwischen Erzählung und Dokumentation zu finden. Das lokale Material, umsichtig recherchiert und zusammengestellt, erfährt somit eine weit über die Bezirksgrenzen hinausreichende Interpretation: ein geglücktes Modellbeispiel, das zudem zeigt, wie unerläßlich eine gezielte museologische Ausbildung für die Qualitätssteigerung in der alltäglichen Praxis ist.

Bernhard Tschofen

Renate BANIK-SCHWEITZER u.a. (Hg.), Peter LACHNIT (Red.): *Wien Wirklich*, Der Stadführer. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1992, 383 Seiten, Abb.

Einmal ein Stadtführer der anderen Art und vielleicht oder höchstwahrscheinlich genau so einer, wie Sie ihn schon immer und überall gesucht,

erhofft, ersehnt haben. Unter dem blauroten Umschlag verbergen sich amüsante bis informative Kurzgeschichten vom Innenleben einer Stadt, ethnologische Miniaturen aus der Feder von Eingeweihten, Initiierten, die in dieser Zusammenstellung ein äußerst reizvolles Kaleidoskop ergehen. Wien ist eine Stadt der Anachronismen, ein Museum mit lebendem Inventar, ein Ort, an dem die Friedhöfe die einzigen Grünanlagen sind, in denen Hunde keinen Zutritt haben. Was allein schon Grund genug wäre, die öffentlichen Grünanlagen fürderhin zur Gänze zu meiden und die Stunden der Muße im Grünen an des Wieners zweitliebstem Ort (der liebste wird wohl der Heurige sein – denn zuerst wird ein Wein sein und dann werden wir nimmer sein) zu zelebrieren. Vom Sterben ist in Wien allemal die Rede, ob sie Albern – eine Ortschaft am östlichen Wienrand – mit dem „Friedhof der Namenlosen" erkunden oder den jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofs; Wien ist eine makaber lustvolle Morbidität zueigen. In einer Stadt wie Wien den 1. Stock eines Hauses erreichen zu wollen, kann in ein „survival training" ausarten. Vom Tief- bis zum Hochparterre müssen Stufen, Stufen, Stufen überwunden werden – wem dergleichen kein Problem ist, der kann dann auch durch kein Mezzanin erschüttert werden. Wien eröffnet sich dem untouristischen Betrachter als Jahrmarkt der Eigenheiten – Modernes mischt sich ungeniert mit Rückständigkeit und „Ostcharme mit Westkomfort". Über die Annehmlichkeiten mit und dem Leiden an der Zurückgebliebenheit erfährt der Leser genauso Wissenswertes wie über das Jungsein in einer alten Stadt. Wien ist die Wiege der Psychoanalyse und Wien ist für sich schon ein Trauma – der Heldenplatz ist nur einer der Plätze der Verdrängung in einem Land der Verdrängung. In Wien geht man auf ein kleines Gulasch und ein kleines Bier, und in Wien geht es auch um die Wurst, nämlich dann, wenn es um die letzten Greißler dieser Stadt geht. Die Herausgeber dieses Buches bekunden, die Stadt nicht erklären zu wollen, sondern sie denen näher zu bringen, die sie schon kennen – so richtet sich der Blick auf die Monumente von hinten und die Hinterhöfe von vorne. Der öffentliche Verkehr in Wien stellt sich als eine Geschichte des langen Wartens auf eine kurze Reise dar, und da fehlt es auch nicht an Tips für Schwarzfahrer. Der „Gürtel" wird als die dunkle Seite der Stadt bezeichnet – ein neuralgischer Punkt für Verkehrschaos und Unsittlichkeiten. Der Gürtel ist der Unterleib dieser Stadt – in seiner Beschreibung eher etwas liebevoll Antiquiertes als zündend Erotisches. Rot sind in Wien nicht nur die Laternen gürtellängs, auch ein bedeutendes Stück Wiener Geschichte, mittlerweile zu einem Mythos geworden, schreibt sich rot. Grün und Violett bekämpfen sich die Wiener, wenn dem runden Leder hinterhergejagt wird: „Rapidler und Austrianer" sind wie die Antipoden dieser Stadt, und wenn die ursprünglich proletarisch gefärbten Rapidler auf den Club des liberalen Wiener Bürgertums – die Austria – trafen, dann begegneten sich hier auch zwei Weltanschauungen. Zum Treffpunkt anderer

Art wird Wien, wenn die Stadt Jahr für Jahr von den Krähen erobert wird. In riesigen Schwärmen kommen sie aus Osteuropa, um hier zu überwintern. „Steinhof" heißt eins der bevorzugten Domizile, und wer das Schauspiel der spätnachmittäglichen Schlafplatzaufsuchung schon einmal gesehen hat, dem wird es unvergeßlich bleiben. Unvergeßlich auf seine besondere Weise ist auch der Böhmische Prater am Laaer Berg – er mutet wie ein Relikt aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt an. Einer der schönsten Anachronismen, den diese Stadt zu bieten hat. Wien ist Märchen und Wien ist Alptraum – zwischen den verschiedensten Requisiten aus Monarchie und Postmoderne möge sich der Neugierige aufmachen, sich bedenkenlos im Detail verlieren und Verbundenheit und/oder Irritation erleben – guter Führung, scharfsinnig und witzig, kann man schon vorab einmal sicher sein.

Maria Present

Hermann EHMANN, *affengeil. Ein Lexikon der Jugendsprache* (= Beck'sche Reihe 478). München, Beck, 1992. 156 Seiten.

Nicht nur Kleider, sondern auch Wörter machen Leute – Outfit und (besondere) Sprache signalisieren Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe (und stärken die Zusammengehörigkeit). In der Regel wird der Abstand zur Standardsprache vor allem durch einen gruppenspezifischen Wortschatz hergestellt, der nach den jeweiligen Erfordernissen bzw. Interessen ausgebildet ist. Auch die Sprache der jungen Generation ist als derartige Sondersprache anzusehen. – Hermann Ehmanns Lexikon liegt eine „sprachwissenschaftlich-didaktische Dissertation mit umfangreichen Feldforschungen", im Druck erschienen 1992, zugrunde (S. 22). Die Belege wurden in verdeckt-teilnehmender Beobachtung sowie mit Hilfe von situativ-punktuellen Interviews und Fragebögen gesammelt, wobei der Autor eindeutig umgangssprachliche Ausdrücke nicht berücksichtigen wollte (S. 22f.). Vollständigkeit konnte freilich nicht angestrebt werden; erstaunlicherweise wird der Leser jedoch über die Kriterien für die Auswahl der Lexikoneinträge im ungewissen gelassen (nach Ausweis des Anhangs war Ehmanns Fundus sehr viel umfangreicher).

Einleitend gibt der Verfasser eine kurze Charakteristik der deutschen Jugendsprache (S. 9ff.). Das Hauptaugenmerk gilt naturgemäß dem gruppenspezifischen Wortschatz, der zum Teil in die Umgangssprache Eingang findet/finden wird; bekannt ist, daß die Jugendsprache reich an Elativierungen (vgl. Bildungen wie *übergeil* oder, im Wiener Raum, *urleinwand),* Schimpfwörtern und auch Obszönem ist. Die Vorbemerkungen Ehmanns sind allerdings doch etwas allgemein gehalten; so etwa wäre eine Typisie-

rung der jugendsprachlichen Neologismen (Bedeutungsübertragung, Wortbildung, Entlehnung, Wortschöpfung) auch für den interessierten Laien zweifellos von Nutzen gewesen. Die Berücksichtigung sprachwissenschaftlicher Aspekte hätte auch den Autor selbst vor unglücklichen Formulierungen bewahren können – daß „die jugendsprachentypische Endsilbe ‚-i'" im Dienste der Sprachfaulheit bzw. Bequemlichkeit stehe (S. 110, s.v. *Schlaffi;* S. 111, s.v. *Schleimi),* trifft in dieser Form kaum zu; ein genauerer Blick auf die Wortbildung hätte zu einem differenzierteren Urteil verholfen (vgl. Albrecht Greule, Muttersprache 94, 1983/84, S. 207ff.). Bei einem in der Jugendsprache gängigen Typ unisegmentaler Kurzwörter wie *Alki* (: *Alkoholiker), Studi* (: *Student)* oder *Prolo* (: *Prolet[arier])* etc. erfolgt neben der Reduktion des Wortkörpers auch Ableitung (mit den Suffixen *-i* bzw. *-o);* charakteristisch ist die Zweisilbigkeit. Vorbilder für die Kurzwörter auf *-i* und *-o* gibt es vor allem in der Personennamengebung (Hypokoristika wie *Rudi* [woneben auch Appellativa wie *Mutti],* Kurznamen wie *Heino);* zum Zuwachs der Substantiva auf *-i* haben insbesondere englische Lehnwörter *(Bunny, Hippie, Rowdy* etc.) beigetragen, für die (weniger häufigen) Substantiva auf *-o* italienische bzw. spanische Lehnwörter *(Salto, Macho* etc.). Der Typ ist durch Kopfwörter wie *Uni* (: *Universität), Skandi* (: *Skandinavist), Foto* (: *Fotografie)* etc., die formal keine Derivate sind, verfestigt. Daneben kennt die Jugendsprache aber auch Bildungen wie *Grufti, Hirni, Schleimi, Brutalo, Normalo* etc., bei denen Ableitung, jedoch keine Reduktion erfolgt. Der Vorwurf simpler Mundfaulheit geht also für einen Teil der Beispiele ins Leere – abgesehen davon, daß die Bildung derartiger *-i-* und *-o-*Wörter Freude am spielerischen Umgang mit Sprache und/oder gewisse Kreativität beweist.[1]

Im Hauptteil des Lexikons (S. 27 – 134) sind etwa 450 jugendsprachliche Ausdrücke verbucht und erklärt; ich beschränke mich hier auf Bemerkungen zu österreichischen Belegen.[2] – *Einedrücken* (S. 57): nachzutragen ist eine dritte Verwendung: *jemandem etwas e.* ‚jemanden etwas glauben machen, von etwas überzeugen'. – *Dodel* ‚Dummkopf' (S. 53) ist nicht erst seit Rainhard Fendrich in Mode,[3] sondern ist ein seit langem und allgemein, d.h. nicht speziell von Jugendlichen, verwendetes Dialektwort (belegt bei: Julius Jakob, Wörterbuch des Wiener Dialektes, Wien – Leipzig 1929, S. 49, s.v.). Auch *(sich) fadisieren* ‚(sich) langweilen' (S. 59) gehört dem Dialekt (bzw. der Umgangssprache) an und war auch schon vor Wolfgang Ambros gebräuchlich. Für den Ausdruck finden sich zwar im unveröffentlichten Hauptkatalog zum Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (Einrichtung österreichische Dialekt- und Namenlexika der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) keine alten Nachweise[4] (soweit ich sehe, zuerst bei: Jakob Ebner, Wie sagt man in Österreich? [= Duden-Tb. 8], Mannheim etc. [1]1969, S. 80, s.v.), dies könnte jedoch zu Lasten der Beleglage gehen. Jedenfalls haben die genannten Austro-Popper keineswegs die

beiden Ausdrücke kreiert und/oder durch ihre Lieder für signifikant größere Verbreitung gesorgt, sondern sie verwenden lediglich geläufige dialektale (bzw. umgangssprachliche) Ausdrücke. – Zum Verbreitungsgebiet des im übrigen gleichfalls dialektalen *Palawatsch* ‚Durcheinander, Verwirrung' (S. 96) zählt nicht nur der Wiener und Grazer Raum, sondern auch Niederösterreich und das Pustertal [!] (s. Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich II, Wien 1976, S. 99, s.v.). Ehmann läßt *Palawatsch* (ohne jede Erklärung) aus dem Ungarischen stammen; dies ist mangels geeigneter Anknüpfungen nicht zu halten. Eine überzeugende Herleitung steht übrigens nach wie vor aus (von ital. *balordaggine* ‚Dummheit, Unsinn'?; weniger plausibel zu čech. *palovati* ‚laufen'). – *Sandler* ‚Stadtstreicher' (S. 109, s.v. Sand) ist nicht, wie Ehmann will, als Ableitung von *Sand* zu fassen, sondern zu mhd. *seine* ‚langsam, träge' zu stellen. Als allgemein gebräuchlicher Dialektausdruck gehört *Sandler* wie auch *stier* ‚mittellos' (S. 117) im Grunde genommen nicht in ein Lexikon der Jugendsprache.

Der zweite Teil, ein Appendix (S. 137 – 154), bringt unter hochsprachlichen Stichwörtern jugendsprachliche Synonyme sowie verwandte Ausdrücke. Unerklärt und unerklärlich bleibt, daß die beiden Lexikonteile nur zum Teil kompatibel sind – nicht alle Einträge des Hauptteils sind in den Anhang aufgenommen (z.B. fehlt *sich fadisieren* bzw. *fadisiert* in der Rubrik „langweilig"), außerdem finden sich im Anhang zahlreiche Ausdrücke, die nicht in den Hauptteil aufgenommen und folglich nicht näher erläutert sind. Manche Unstimmigkeiten bzw. Mängel bleiben so bestehen: Bei *Taschapperl* ‚Dummkopf' (S. 141) hat sich ein Druckfehler eingeschlichen; *rumfäulen* (recte: *umadumfäulen* ‚nörgeln') ohne Bedeutungsangabe unter „nervös machen" (S. 146f.) anzuführen, ist verwirrend; *Kretzn* hat in der Rubrik „Mädchen/Frau (weniger schön)" (S. 146) nichts zu suchen; *Gosch!* (Stichwort „ruhig sein/bleiben", S. 148) ist eine ‚Unform', hinter der entweder *(Halt die) Goschn!* oder *Kusch!* steckt. Vor allem jedoch wäre man auf die Rechtfertigung für die Erwähnung eines Verbs *highdeln* in der Rubrik „Sex" (S. 149; vgl. S. 11) gespannt – man wird indessen den Eindruck nicht los, daß hier dreifacher Irrtum passiert ist. Sollte tatsächlich *heide(r)ln* ‚schlafen, schlummern' (s. Jakob, Wörterbuch des Wiener Dialektes, S. 84, s.v.) gemeint sein, handelt es sich um einen Dialektausdruck in irreführender Orthographie, dem eine falsche Bedeutung unterschoben ist. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, daß sich nicht wenige österreichische Belege auch in Ehmanns Anhang als Dialektausdrücke entpuppen, die nicht spezifisch jugendsprachlich sind.

Bisweilen muß man *sich ordentlich abhauen,* was manche *Kids* da *von sich gegeben haben* – insofern sorgt Ehmanns Lexikon zweifellos für gute und anregende Unterhaltung. Darüber hinausgehenden Ansprüchen (vgl. S. 21f.) wird das Werk allerdings leider nur in beschränktem Umfang gerecht.

Nachtrag: Mir ist nun die eingangs erwähnte Dissertation des Verfassers zugänglich (Hermann Ehmann, Jugendsprache und Dialekt. Regionalismen im Sprachgebrauch von Jugendlichen, Opladen 1992). Auch hier wird *Dodel* als Kreation Rainhard Fendrichs ausgegeben (S. 84); in der *Hänsel und Gretel*-Version eines Vierzehnjährigen wird die Hexe als *alte Kretzn* bezeichnet (S. 228), was Ehmann offenbar zu dem Trugschluß verleitet hat, das Schimpfwort *Kretzn* sei auf Frauen beschränkt (S. 138: „häßliches Mädchen"); wiederum begegnet die ‚Unform' *Gosch!* (S. 158, in einer Rubrik „ruhig bleiben"). Die Unstimmigkeiten hängen wohl auch damit zusammen, daß nach Ausweis der Bibliographie (s. S. 237f.) für den Wortschatz der österreichischen Dialekte lediglich ein einziges Werk (Peter Wehle, Sprechen Sie Wienerisch?, Wien ^{2}1980) herangezogen wurde!

Robert Nedoma

Anmerkungen

1 Übrigens haben die unisegmentalen Kurzwörter aus initialem Segment mit suffigiertem *-i* die Schwelle zur Schriftsprachlichkeit erreicht *(Profi, Pulli* etc.) und sind bereits in einer jüngst erschienenen grundlegenden Darstellung behandelt: Wolfgang Fleischer/Irmhild Barz, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen 1992, S. 220ff.

2 In diesem Zusammenhang ist ferner zu verweisen auf: Wolf-Dieter Schmutzer, Die Wiener Schülersprache der Gegenwart (Diss. [ms.] Wien 1980).

3 Ganz abgesehen von den formulierten Bedenken, wäre statt an Fendrichs *Macho-Macho* (1988) noch viel eher an Georg Danzers *Dodel mit der Rodel* (ca. 1975) zu denken gewesen.

4 Ich habe dem Leiter, Dr. Werner Bauer, für freundliche Hinweise und Auskünfte zu danken. – Einer Angabe von Heinz Küpper (Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache II, Stuttgart 1983, S. 773, s.v.: „1900ff.") ist nicht zu entnehmen, wo der Ausdruck belegt ist.

Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ). Hg. von der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 30. Lieferung (8. Lieferung des 4. Bandes). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1992, Spalten 1313 – 1472 (Teich-Temper).

Die neue, eben erschienene 30. Lieferung des WBÖ enthält in der bewährten und umfassenden Materialdarbietung mundartkundlicher und wortgeschichtlicher Lexeme auch wieder eine große Fülle volkskundlichen

Stoffes. Darunter sollte man in etwa die wie bisher vielfach eingestreuten Redensarten und Sprichwörter oder die Volksrätsel hervorheben neben vielen Exzerpten aus der Dialektdichtung und Gebrauchsliteratur des Alltages bis hin zum Zeitungsdeutsch der Gegenwart.

Dazu bietet sich auch spaltenlang speziell volkskundliches Wortmaterial an, und zwar hier namentlich zur materiellen Volkskultur für die Sachforschung, aber auch rechtsgeschichtliche und rechtsvolkskundliche Termini sowie vor allem ein brauchgeschichtlich besonders exponierter Wortartikel, der bis heute in der Forschung über einen ersten Problemansatz eigentlich nicht hinausgekommen ist.

Im Vordergrund stehen freilich wieder einige Wörter und Sachbezeichnungen, die hier lexikalisch umfassend aufgeschlossen erscheinen. So zunächst der Artikel „Deichsel" für die verschiedensten Zugvorrichtungen von Tiergespannen, zu dem gleich eingangs die Gottscheer Scherzfrage: „Was ist das Härteste zwischen einem Paar Ochsen?" und Hinweise auf den Aberglauben um die Deichsel stehen. Dann folgen historische Wortbelege aus österreichischen Weistümern des 16. bis 18. Jahrhunderts. Solche lägen in noch größerer Zahl und Sachdifferenzierung nach bäuerlichen Verlassenschaftsinventaren für die gleichen Jahrhunderte vor; z.B. aus dem Gebiet des steirischen Domstiftes Seckau: „Ain halber Wagn, zway Par Änzn, ain Deixl, 2 Seil, 1 Arl, 1 Aidn (Egge) 1 Pfd. 2ß" (Gimplach: 1565) oder „3 Laitter Wägen mit 1 Deixl und 2 Änzgatter ohne Saill 35 fl" (Seckau: 1752). Die große sachliche Vielfalt dieser wichtigen Anspannvorrichtung zeigt sich aber vor allem in den Synonymen und Komposita zu „Deichsel". Hier wäre Sp. 1324f. vielleicht ergänzend noch auf die Synonyma „Fürstall" bzw. „Vorsetz" für Vorspanndeichseln hinzuweisen, über die der Ref. als mundartliche Spezifika ausführlicher berichtet hat (FS Franz Maresch, Wien 1979, S. 355 – 370, Abb.). Ebenso wären etliche wichtige Komposita für spezielle Arten der „Deichsel" einzufügen: Anleg-, Kohl-, Mitten-, Waag-, Zungendeichsel z.B. Indessen ist der von Werner Bauer wohl überlegt gearbeitete Artikel jedenfalls für die Sachforschung äußerst wichtig.

Etwas anders aufgebaut ist der umfangreiche Artikel „Teig" samt seinen div. Ableitungen von Erika Kühn (Sp. 1353 – 1378). In ihm werden neben den sprachwissenschaftlichen Aspekten des Wortes und seinen unzähligen Zusammensetzungen auch die verschiedensten „Fügungen für Teigarbeiten", Arten der Teigzubereitung und Bäckereivorarbeiten zusammen mit der enormen Fülle an Brotarten und Gebäcken vermerkt und damit für eines der wichtigsten Grundnahrungsmittel Angaben verzeichnet, für die besonders die Nahrungsvolkskunde dankbar sein wird. Auch die verschiedenen Arten des „Sauerteigs" zur Brotbereitung sind gesondert ausgeworfen (mit ihren div. Dialektnamen) (Sp. 1366 – 1368). Bei der Herleitung des Appellativs „Dêsen-/Têsenteig" für „Sauerteig" aus einem slow. Lehnwort „Dêse"/

déža muß man seitens der Volkskunde darauf verweisen, daß mit der auch in Inventaren häufig registrierten „Back-Dêse/-Döse" ein ganz spezielles Zubereitungsverfahren des Brotteiges in Inner- und Oberkärnten sowie auch in Ost- und Südtirol zusammenhängt. Hier wird nicht ein muldenartiger Backtrog dazu verwendet, sondern ein bottichartig rundes, gebundenes Tiefgefäß mit einer spatelförmigen Teigschaufel, das eher an einen unmittelbaren Zusammenhang mit „Dose/Döse" denken läßt, zumal es sich um ein sehr altertümliches Verfahren der Bereitung des Brotteiges handelt.

Unter den Sachwörtern sei nicht zuletzt auch „Têie" = Almhütte, Sennhütte angeführt, ein altes alpenromanisches Lehnwort der westlichen Alpenländer, mit dem auch Ortsnamen wie das Ötztaler Kühtai u.a. zusammenhängen. Der Artikel „Teie" von Elisabeth Groschopf läßt immerhin schon die sachlich-strukturellen und funktionellen Unterschiede der so bezeichneten Almbehausungen etwa in ganz Alt-Tirol sowie im Alemannischen Raum gegenüber denen in den östlichen Alpenländern erkennen.

Rechtsgeschichtlich aufschlußreich sind die Stichwörter „Teiding" samt dessen Ableitungen („ferteidingen": verteidigen) (Sp. 1328 – 1348) bzw. „Teil" bis „Teilung" (Sp. 1379 – 1423) von verschiedenen Bearbeitern mit manchem formalen und Bedeutungswandel. U.a. wird aus dem Tiroler Unterland „Geißteiding" für eine Fastnachtsbelustigung durch einen Geißhirten und dessen gereimten Faschingsbrief gemeldet (Sp. 1337).

Schließlich muß man für die Volkskunde insbesondere auf die Artikel von Werner Bauer zu „telkeln" und „Telker/Tölkner/Tölgger" hinweisen (Sp. 1446 – 1449). Die Wort- und die Sachgeschichte dieser heute vermutlich kaum noch üblichen oder auch nur bekannten Bezeichnungen betreffen jedenfalls einen altbairischen Ansingbrauch der Mittwinterzeit und sind schon in den fünfziger Jahren in der Münchener volkskundlichen, historischen Schule eingehend diskutiert worden (Hans Moser, Hellmut Rosenfeld, Josef Hanika – Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1955/56). Hier hat J. Hanika die seit 1325/26 (Regensburg) als „Telcharner" und noch 1570 bis 1690 durch Kirchenrechnungen in St. Veit in Defreggen (Osttirol) kontinuierlich bezeugten Begehungen eines solchen Umsingbrauches mit den sogen. „Klöpflern" und „Klöcklern" anderswo verglichen und umfassend herausgearbeitet. Die Verwendung eigener, quasi „kultischer" Hämmerchen sowie die Nähe zu sonstigen Klopfan-Bräuchen und winterlichen Dämonenvorstellungen hat Hanika breit herausgestellt. Vergessen sollte man allerdings nicht den rechtshistorischen Hintergrund um den „Hausfrieden", der dazu wohl unmittelbarer Anlaß war. Hans Moser denkt dagegen mit H. Rosenfeld an ein Germanisches *telkan/telken „stampfen, schroten" im Sinne der „Urtechnik" zur Breibereitung (A. Gamerith) und, damit verbunden, an die im ganzen Donauraum reichlich belegten Brot-, Teig-, Semmel- und Kuchenspenden und meint zusammenfassend: „Sieht man das Telkkorn in

diesem Zusammenhang, so läßt das für seine brauchtümliche Verwendung zwei Möglichkeiten zu. Man konnte heischen und singen, um es zu erlangen (wobei die Bezeichnung Telkkornsinger der der Krapfensinger entspräche) oder man konnte mit daraus hergestellten Gebäcken herumziehen), um sie an freundliche Spender abzugeben ..." (H. Moser 1956, S. 118). Alles das waren damals „Erklärungsversuche", die weiteren kritischen Erwägungen bis heute anheimgestellt geblieben sind.

Daß das WBÖ seinen Hauptzweck der Information und Erklärung von in der heutigen Alltags-Sprache verlorenen Ausdrücken und Wortbildungen unserer vielen bairischen Dialekte wahrnimmt und allen damit verbundenen Schwierigkeiten zum Trotz mit Gewissenhaftigkeit erfüllt, zeigt auch hier wieder die lange Reihe von Lemmata, die den ernsthaften Benützer wie auch den Forscher anlocken und neugierig machen sollten; z.B. solche wie „teichen I und II", „Teicher", „teideln", „teien" mit „Teikalb", „Teier(in)", „deigetzen", „Deime", „Teine", „deinzeln/Deinzellein"" „Teisch(en)", „Del", „Telach/telachen", „Delén", „Teler(er)", „Telke", „Tell", „Telst" bis „telstern", „Telz(e)", „temeln/teimeln" und sogar das Maskulinum „Tempel" im Sinne von „3) Wohnhaus o.ä."

Oskar Moser

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 229 – 241*

Eingelangte Literatur: Frühjahr 1993

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Rainer Alsheimer, Internationale Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1987 und 1988 mit Nachträgen für die vorausgehenden Jahre. Bonn, Dr. Rudolf Habelt GmbH, 1992, 496 Seiten.

Carl Aigner, Peter Assmann, Interventionen. Künstlerische Fotografie in/aus Oberösterreich seit den siebziger Jahren. Katalog zur Ausstellung im OÖ Landesmuseum. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums, Neue Folge 59), Linz, Eigenverlag des OÖ Landesmuseums, o.J., 157 Seiten, zahlr. Abb.

Rudolf G. Ardelt, Erika Thurner (Hg.), Bewegte Provinz. Arbeiterbewegung in mitteleuropäischen Regionen vor dem Ersten Weltkrieg. Wien/Zürich, Europaverlag, 1992, 413 Seiten, Abb., Tab.

Peter Assmann, Valie Export. Katalog zur Ausstellung im OÖ Landesmuseum vom 22.10. – 29.11.1992. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums, Neue Folge 56), Linz, Eigenverlag des OÖ Landesmuseums, 1992, 336 Seiten, zahlr. Abb.

Peter Assmann, Josef Bauer. Katalog zur Ausstellung im OÖ Landesmuseum. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums, Neue Folge 55), Linz, Eigenverlag des OÖ Landesmuseums, o.J., 69 Seiten, zahlr. Abb.

Robert Baron, Nicholas R. Spitzer (Hg.), Public Folklore. London/Washington, Smithsonian Institution Press, 1992, 370 Seiten, Abb.

Albert Bärtsch, Holzmasken. Fasnachts- und Maskenbrauchtum in der Schweiz, in Süddeutschland und Österreich. Aarau, AT Verlag, 1993, 288 Seiten, zahlr. Abb.

Angelos Baš, Oblačilna kultura na Slovenskem v 17. in 18. stoletju. Ljubljana, Državna založba Slovenije, 1992, 297 Seiten, 80 Abb.

Rotraud Bauer, Die Portugiesen in Indien. Die Eroberungen Dom Joan de Castros auf Tapisserien. Katalog zur Ausstellung im Kunsthistorischen

Museum Wien vom 21.10.1992 – 10.1.1993, Wien, Eigenverlag des Kunsthistorischen Museums Wien, 1992, 210 Seiten, Abb.

Karl Baumgarten, Kleine Mecklenburgische Bauernhaus-Fibel. Rostock, 3.Auflage 1992, 56 Seiten, Abb., Graph.

Susanne Bäumler, Hans Ottomeyer, Ulrike Zischka (Hg.), Die Anständige Lust. Von Esskultur und Tafelsitten. Katalog zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum, München, Edition Spangenberg, 1993, 632 Seiten, Abb.

Klaus Beitl (Hg.), Volkskunde. Institutionen in Österreich. Mit Beiträgen von Olaf Bockhorn, Franz Grieshofer, Herbert Nikitsch und Margot Schindler und einem Institutionenverzeichnis. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde XXVI) Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1992, 144 Seiten.

Friedrich Berg, Josef Höbarth (1891 – 1952). Ergänzungen zu seiner Biographie. Sonderdruck aus „Das Waldviertel", 41. Jg., Heft 4, Horn, Museumsverein, 1992, 12 Seiten, Abb.

Giuseppe Bergamini, Ori e Tesori d'Europa. Mille anni di oreficeria nel Friuli-Venezia Giulia. Milano, Electa, 1992, 477 Seiten, zahlr. Abb.

Elisabeth Bertol-Raffin, Peter Wiesinger, Die Ortsnamen des politischen Bezirkes Ried im Innkreis (Mittleres Innviertel). (= Ortsnamenbuch des Landes Oberösterreich 2), Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1991, 196 Seiten, 32 Karten im Anhang.

Régis Bertrand, Crèches et santons de Provence. Avignon, Édition a. Barthélemy, 1992, 186 Seiten, Abb.

Gerald Beyreuther, Barbara Pätzold, Erika Uitz, Fürstinnen und Städterinnen. Frauen im Mittelalter. Freiburg/Basel/Wien, Herder, 1993, 352 Seiten.

Anita Binder u.a. (Red.), MultiKultur Journal 1992. Weltstadt Frankfurt am Main? Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1992, 117 Seiten, Abb.

Hans Bisanz, Ferdinand Georg Waldmüller zum 200. Geburtstag. Werke im Besitz des Historischen Museums der Stadt Wien. Katalog zur 172. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 18.3. – 30.5.1993. Wien, Eigenverlag des Historischen Museums der Stadt Wien, 1993, unpag., zahlr. Abb.

Domingo Blanco, A poesía popular en Galicia 1745 – 1885. Recopilación, estudio e edición crítica. 2 Bände, Vigo, Xerais, 1992, Band 1: 484 Seiten, Band 2: 580 Seiten.

Emmi Böck, Max Direktor, Bayerische Schwänke. München, W. Ludwig Verlag, 1992, 151 Seiten, Graph.

Siglinde Bolbecher, Konstantin Kaiser (Bearb.), ... Unsere schwarze Rose Elisabeth Bergner. Katalog zur 170. Ausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien in Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum der Stadt Wien vom 21.1. – 21.3.1993. Wien, Eigenverlag des Historischen Museums der Stadt Wien, 1993, 123 Seiten, Abb.

Mila Bosić, Ženidbeni običaje Šokaca Hrvata u Bačkoj. (= Vojvođanski Muzej Monographie XII), Novi Sad, Museum von Voivodina, 1992, 174 Seiten, 65 SW-Abb.

Maja Bošković Stulli, Žito posred mora. Usmene priče dalmacije. Split, Književni krug, 1993, 395 Seiten.

Gerhard Bott, Die Grafen von Schönborn. Kirchenfürsten, Sammler, Mäzene. Katalog zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg vom 18.2. – 23.4.1989, Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 1989, 599 Seiten, Abb.

Rolf Wilhelm Brednich, Das Huhn mit dem Gipsbein. Neueste sagenhafte Geschichten von heute. (= Beck'sche Reihe 1001), München, Verlag C. H. Beck, 1993, 186 Seiten.

Peter Brock, Folk Cultures and Little Peoples: Aspects of National Awakening in East Central Europe. New York, Columbia University Press, 1992, 210 Seiten.

Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli, Paul Messerli (Hg.), Umbruch im Berggebiet. Les régions de montagne en mutation. Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht. Bern/Stuttgart, Verlag Paul Haupt, 1984, 1097 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Christiane Cantauw-Groschek, Ulrich Tenschert, Damals bei uns in Westfalen. Kinderalltag in Stadt und Land 1800 – 1945. Bilder und Berichte aus dem Archiv für Westfälische Volkskunde. Rheda-Wiedenbrück, Güth Verlagsgesellschaft, 1992, 168 Seiten, 282 Abb.

Jacques Chatelain, Mobili Tradizionali delle Alpi Occidentali. (= Collana:I Grande Libri), Mariogros/Torino, Priuli & Verlucca, 1991, 191 Seiten, zahlr. Abb., Text in französischer und italienischer Sprache.

Silvia Conzett (Bearb.), Filmkatalog der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1993, 252 Seiten, Abb.

Otto R. Croy, Josef Haslinger, Leben in der Asche. Trümmerjahre in Wien 1945 – 1948. Wien, Kremayr & Scheriau, 1993, 160 Seiten, Abb.

Gaston Deschênes (Red.), Les symboles d'identité québécoise. Québec, Publications du Québec, 1990, 39 Seiten, Abb.

Wilfried Doppler, Peter Haiko, Gottfried Haubenberger, Renata Kassal-Mikula, Wiener Landschaften. Katalog zur 173. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien in der Hermesvilla vom 27.3.1993 – 13.2.1994. Wien, Eigenverlag des Historischen Museums der Stadt Wien, 1993, 186 Seiten, zahlr. Abb.

Franz-Josef Dubbi, Himmelbett – Schlafbank – Strohschütte. Ländliche Schlafkultur im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. (= Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 11), Detmold, Eigenverlag des Westfälischen Freilichtmuseums, 1991, 44 Seiten, Abb.

Elisabeth Dühr, Markus Groß-Morgen, Zwischen Andacht und Andenken. Kleinodien religiöser Kunst und Wallfahrtsandenken aus Trierer Sammlungen. Katalog zur Gemeinschaftsausstellung des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Trier und des Städtischen Museums Simeonstift Trier vom 16.10.1992 – 17.1.1993, Trier, Selbstverlag des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Trier und des Städtischen Museums Simeonstift Trier, 1992, 491 Seiten, Abb.

Manfred Dünser, Politischer Katholizismus in Vorarlberg. Katholische Aktion und Katholische Männerbewegung 1920 – 1990. (=Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 27), Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 1991, 247 Seiten, Abb.

Loreto Echeverría, Nicholas Perry, Under the Heel of Mary. London/New York, Routledge, 1988, 434 Seiten.

Hubert Ch. Ehalt, Othmar Weiß (Hg.), Sport zwischen Disziplinierung und neuen sozialen Bewegungen. (= Kulturstudien Bibliothek der Kulturgeschichte 23), Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1993, 271 Seiten, 16 Abb., Graph.

Manfrid Ehrenwerth, Teufelsgeige und ländliche Musikkapellen in Westfalen. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 79), Münster, F.Coppenrath Verlag, 1992, 224 Seiten, 37 Abb.

Hajo Eickhoff, Himmelsthron und Schaukelstuhl. Die Geschichte des Sitzens. München/Wien, Carl Hanser Verlag, 1993, 255 Seiten, Abb.

Bernd E. Ergert, Karl-Heinz Zeitler, Deutsches Fischereimuseum München. (= Museum), Braunschweig, Westermann, 1993, 128 Seiten, Abb.

Jean Favier, Gold und Gewürze. Der Aufstieg des Kaufmanns im Mittelalter. Aus dem Französischen von Roswitha Schmid. Hamburg, Junius, 1992, 408 Seiten, Tab., Karten.

Helmuth Feigl, Willibald Rosner (Hg.), Adel im Wandel. Vorträge und Diskussionen des elften Symposions des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde, Horn, 2. – 5.Juli 1990. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 15), Wien, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 1991, 168 Seiten, Tab.

Marc Forster, The Counter-Reformation in the Villages. Religion and Reform in the Bishopric of Speyer, 1560 – 1720. Ithaca/London, Cornell University Press, 1992, 272 Seiten.

Jean Fraikin (Hg.), Límés I. Les Langues régionales romanes en Wallonie. (= Catalogues et monographies de la Collection Tradition wallonne 4), Bruxelles, Traditions et Parlers populaires Wallonie-Bruxelles, 1992, 156 Seiten, Abb., Karten.

Jean Fraikin (Hg.), Límés II. Choix de Textes en Langues régionales romanes en Wallonie (= Catalogues et monographies de la Collection Tradition wallonne 5), Bruxelles, Traditions et Parlers populaires Wallonie-Bruxelles, 1992, 108 Seiten, Graph.

Jean Fraikin (Hg.), Médailles de Saint Hubert. Enseignes, Médailles, Cornets de XVe au XXe Siècle. (= Catalogues et monographies de la Collection Tradition wallonne 6), Namur, Traditions et Parlers populaires Wallonie-Bruxelles, 1992, 124 Seiten, Abb.

Jean Fraikin (Hg.), Le Temps de Noël. (= Catalogues et monographies de la Collection Tradition wallonne 7), Liège, Traditions et Parlers populaires Wallonie-Bruxelles, 1992, 108 Seiten, Abb.

Werner Galler, Zuagrast zuigroast. Bibi Wunder Tuschzeichnungen. Katalog zur Ausstellung im Niederösterreichischen Museum für Volkskultur Meierhof Groß Schweinbarth. Wien, Amt der NÖ Landesregierung, o.J., unpag. SW-Abb.

Werner Galler, u.a., Die Znaimer Scharfschützen. Katalog zur Ausstellung im Südmährischen Museum 1992, Znaim, Südmährisches Museum, 1992, unpag., Abb.

Beatrice Gottlieb, The Family in the Western World. From the Black Death to the Industrial Age. New York/Oxford, Oxford University Press, 1993, 309 Seiten, Abb.

Beate Großegger, Susanne Rolinek, Regina Wonisch (Hg.), Museum, Ausstellung, Didaktik. Wien, Geisteswissenschaftliche Fakultät der Universität Wien, 1993, 75 Seiten, Abb.

Elisabeth Grossegger, Der Kaiser-Huldigungs-Festzug Wien 1908. Mit einem Vorwort von Margret Dietrich. (= Sitzungsberichte der Philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 585), Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1992, 368 Seiten, 182 Abb.

Eduard Gugenberger, Roman Schweidlenka, Die Fäden der Nornen. Zur Macht der Mythen in politischen Bewegungen. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1993, 427 Seiten.

Walter Hafner, 20 Jahre Fassadenerneuerungsaktion im Rahmen der Altstadterhaltung. Wien, o.J., 40 Seiten, Abb., Tab.

Clodagh Brennan Harvey, Contemporary Irish Traditional Narrative. The English Language Tradition. (= Folklore and Mythology Studies 35), Berkeley/Los Angeles/Oxford, University of California Press, 1992, 130 Seiten, Karte.

Norbert Hauer, A Mensch möcht i bleib'n. Eine Folgeaktivität der Ausstellung „Kreative Aktivitäten im Gefängnis". Wien, „Hände", 1987, unpag., zahlr. Abb.

Bettina Heinrich, Christel Köhle-Hezinger u.a. (Hg.), Gestaltungsspielräume. Frauen in Museum und Kulturforschung. 4.Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 10), Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1992, 336 Seiten, Abb. Tab.

Torkild Hinrichsen, Erzgebirge. Die Sehnsucht nach dem Licht. Spielzeug und Kunsthandwerk aus der Sammlung Martin und dem Altonaer Museum. Katalog zur Ausstellung im Altonaer Museum vom 31.10.1992 – 10.1.1993. Hamburg, Altonaer Museum, 1992, 100 Seiten, Abb., Graph. mit einem Beiheft.

Maria Hornung, Siegfried Kogler, Die altösterreichischen Sprachinseln. Forschung, Pflege und Dokumentation im „Verein der Sprachinselfreunde". Wien, Verein der Sprachinselfreunde, 1992, 24 Seiten, 14 Abb.

Wolfgang Kaschuba, Ute Mohrmann, Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1992, 338 Seiten, Abb.

Renata Kassal-Mikula (Red.), „Denn die Schatten sind farbig" Französische Impressionisten aus dem Puschkin-Museum, Moskau. Katalog zur 171. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 18.2. – 25.4.1993. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1993, 120 Seiten, Abb.

Andrea Kastens (Red.), Städtisches Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen. (= museum), Braunschweig, Westermann Verlag, 1993, 130 Seiten, zahlr. Abb.

Andrea Kastens (Red.), Gemäldegalerie Neue Meister Dresden. (= museum), Braunschweig, Westermann Verlag, 1993, 130 Seiten, zahlr. Abb.

Bernhard Kästle, Petrefaktensammlung Kloster Banz. Versteinerungen und Orientalische Sammlung. (= Bayerische Museen 17), München/Zürich, Verlag Schnell & Steiner, 1992, 88 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Sally Kevill-Davies, Yesterday's Children. The Antiques and History of Childcare. London, Antique Collectors' Club, 1991, 316 Seiten, zahlr. Abb.

Tima Koho, Teatterianrkkitehtuurin Merkitysarvot. Teatterirakentamisen suhde yhteiskunnan arvomaailmaan kaupungistuvassa Suomessa. (= Suomen Muinaismuistoyhdistyksen Aikakauskirja Dinska Fornminnesföreningens Tidskrift 97), Helsinki, Vammala, 1991, 147 Seiten, Abb., Graph.

Christel Köhle-Hezinger, Gabriele Mentges (Hg.), Der neuen Welt ein neuer Rock. Studien zu Kleidung, Körper und Mode an Beispielen aus Württemberg. (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 9), Stuttgart, Kommissionsverlag Konrad Theiss, 1993, 342 Seiten, Abb., Graph.

Günter Krause (Hg.), Stadtarchäologie in Duisburg 1980 – 1990. (= Duisburger Forschungen 38), Duisburg, Walter Braun Verlag, 1992, 560 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Leopold Kretzenbacher, Leben und Geschichte des Volksschauspiels in der Steiermark. Ausgewählte Aufsätze. (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 23), Graz, Historischer Verein für Steiermark, 1992, 323 Seiten, Abb.

(Inhalt: Gerhard Pferschy, Statt einer Einleitung. 1 – 3; Die steirisch-kärntischen Prasser- und Hauptsündenspiele. Wien 1947, 4 – 22; Magdalenenlegende und Volksschauspiel. Innsbruck 1948, 23 – 40; Die Steiermark in der Volksschauspiellandschaft Innerösterreich. Wien 1948, 41 – 88; Bühnenformen im steirisch-kärntischen Volksschauspiel. Klagenfurt 1951, 89 – 113; Der Graf von Backenweil. Ein Heimkehrerspiel aus dem steirischen Barocktheater. Graz/Köln 1954, 114 – 131; Schlangenteufel und Satan im Paradeisspiel. Zur Kulturgeschichte der Teufelsmasken im Volksschauspiel. Wien 1955, 132 – 154; Legende und Spiel im Traumgesicht des Sünders auf der Jenseitswaage. Zu Fortleben und Gehaltwandel einer frühchristlichen Legende um einen „sozialen" Heiligen. Bonn 1956, 155 – 184; Adams Testament und Tod. Apokryphe und Totentanz im lebendigen Volksschauspiel der Steiermark. Basel 1958, 185 – 205; Altsteirischer Bergmannstanz.

Knappenfeier und Landesrepräsentation im Schwert- und Reiftanzspiel. Esslingen 1959, 206 – 215; Totentänze im Südosten. München 1959, 216 – 247; Jesuitentheater in Alt-Judenburg. 1961, 248 – 251; Vom Mysteriendrama zum Volksschauspiel. Wien 1971, 252 – 258; Christus soll nicht gegeißelt werden. Ein mittelalterlich-schwedisches Visionsmotiv in einem altsteirischen Passionsspiel. Wien 1972, 259 – 269; Das „Komödie Buch über das Leben des heil. Martyrer Christoph". Ein bisher ungedrucktes Volksschauspiel-Bruchstück aus der Steiermark. Berlin 1975, 270 – 287; Volksschauspiel. Wien 1984, 288 – 299; Zur „Frau des Pilatus" (Matth. 27,19) im österreichischen Christileiden-Spiel der Gegenwart. Wien 1986, 300 – 315.)

Beatrix Kriller, Georg Kugler, Das Kunsthistorische Museum. Die Architektur und Ausstattung. Idee und Wirklichkeit des Gesamtkunstwerkes. (= Führer 42), Wien, Edition Christian Brandstätter, 1991, 303 Seiten, Abb., Graph.

Christian Krötzl, Asko Timonen, Toivo Viljamaa (Hg.), Crudelitas. The Politics of Cruelty in the Ancient and Medieval World. Proceedings of the International Conference Turku/Finland, May 1991. (= Medium Aevum Quotidianum Sonderband II), Krems, Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters, 1992, 188 Seiten.

Annette Krus-Bonazza,"Auf Cranger Kirmes". (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 80), Münster, F.Coppenrath Verlag, 1992, 455 Seiten, 238 Abb., Graph., Tab.

Eva Labouvie, Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16. – 19. Jahrhundert). (= Saarland Bibliothek 4), St.Ingbert, Röhrig Verlag, 1992, 404 Seiten, 31 Abb., Graph., Tab. (R)

Otmar Längle, Die Walser in Churrätien. Graubünden, Liechtenstein, Südvorarlberg. Dornbirn, Vorarlberger Verlagsanstalt, 1992, 160 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten im Anhang.

Petri Lauerma, Vatjan Vokaali-Sointu. (= Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 214), Helsinki, Soumalais-Ugrilainen Seura, 1993, 300 Seiten.

Roger Lecotté, Chantre du Compagnonnage et du Folklore. Ligugé, Éditions de la Nouvelle République, 1992, 190 Seiten, Abb., Graph.

Hermann Lehner, Otto Wutzel, Vilma Eckl 1892 – 1982. Katalog zur Ausstellung im OÖ Landesmuseum. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums, Neue Folge 58), Linz, Eigenverlag des OÖ Landesmuseums, o.J, 83 Seiten, zahlr. Abb.

Oskar Lehner, Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte mit Grundzügen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Linz, Universitätsverlag Rudolf Trauner, 1992, 398 Seiten.

Carsten Lenk, Geht's Bouma, tanzt's a weng! Otto Peisl und die Anfänge der Volksmusikpflege in der Oberpfalz 1948 – 1969. (= Schriftenreihe des „Oberpfälzer Freilichtmuseums" 7), Regensburg, Erhardi, 1992, 116 Seiten, Abb., Graph., Karte.

Elisabeth Lichtenberger, Wien – Prag. Metropolenforschung. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1993, 193 Seiten, Abb., Tab., Graph., Karten.

Bernd-Wilhelm Linnemeier, Ein Gut und sein Alltag. Neuhof an der Weser. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 78), Münster, F.Coppenrath Verlag, 1992, 607 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Franz C. Lipp, Das Ausseer Gwand. Urtrachten, Blütezeit im 18. und 19. Jahrhundert, Gegenwart. Zugleich ein Wegweiser durch die Trachtensammlungen des Kammerhofmuseums in Bad Aussee. (= Schriftenreihe des Kammerhofmuseums Bad Aussee 14), Bad Aussee, Verein der Freunde des Kammerhofmuseums, 1992, 95 Seiten, 64 Abb.

Robert Matzek, So warn's die Holzknecht'. Geschichten und Dokumente aus ihrem Leben. Gernsbach, Deutscher Betriebswirte-Verlag, 1992, 218 Seiten, Abb., Graph.

Paul Messerli, Mensch und Natur im alpinen Lebensraum. Risiken, Chancen, Perspektiven. Zentrale Erkenntnisse aus dem schweizerischen MAB-Programm. Bern/Stuttgart, Verlag Paul Haupt, 1989, 368 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Elisabeth Meyer-Renschhausen, The Porridge Debate: Grain, Nutrition, and Forgotten Food Preparation Techniques. Sonderdruck aus Food and Foodways 5(1), Harwood 1991, 95 – 120.

Paul Münch, Lebensformen in der frühen Neuzeit 1500 – 1800. Frankfurt a.M./Berlin, Propyläen, 1992, 601 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Joan Newlon Radner (Hg.), Feminist Messages Coding in Women's folk Culture. Urbana/Chicago, University of Illinois Press, 1993, 305 Seiten, Abb.

Arnold Niederer, Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel. Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956 – 1991. Herausgegeben von Klaus Anderegg und Werner Bätzing. Bern/Stuttgart/Wien, Verlag Paul Haupt, 1993, 518 Seiten, Abb.

Meta Niederkorn-Bruck, Der heilige Koloman. Der erste Patron Niederösterreichs. (= Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen

Institut für Landeskunde 16), Wien, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 1992, 117 Seiten, 15 Abb.

Helmut Ottenjann, Karl-Heinz Ziessow (Hg.), Die Kartoffel. Geschichte und Zukunft einer Kulturpflanze. (= Arbeit und Leben auf dem Lande 1), Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1992, 396 Seiten, Abb., Graph., Tab. (R)

Katharina Oxenius, Vom Promenieren zum Spazieren. Zur Kulturgeschichte der Pariser Parks. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 79), Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1992, 158 Seiten, 11 Abb.

Kriston Pál, Heves Megyei Iparosítása a Dualizmus Korában. (= Studia Agriensia 13), Eger 1992, 110 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Cristina Papa, Il pane. Antropologia e storia dell'alimentazione. Perugia, Electa Editori Umbri, 1992, 210 Seiten, 87 Abb., Graph.

Astrid Paulsen, Kai Detlev Sievers (Bearb.), Volkskundler und Volkskundlerinnen in Schleswig-Holstein und Hamburg heute. Nach den Unterlagen des bio-bibliographischen Lexikons der Volkskundler im deutschsprachigen Raum des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Wien. Kiel, Selbstverlag des Seminars für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität, 1992, 37 Seiten.

Susan Pearce (Hg.), Museums and Europe 1992. (= New Research in Museum Studies 3), London, The Athlone Press, 1992, 232 Seiten.

Ingeborg Petraschek-Heim, Seidenstoff aus Grab II in der evangelischen Pfarrkirche St.Martin am Attersee, Grabung 1980. Sonderdruck aus: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 8, 1992, S. 53 – 60.

Ján Podolák (Red.), Etnokultúrny vývoj na južnom Slovensku, na území medzi dolným Váhim a Iplom. Bratislava 1992, 166 Seiten, Graph., Tab.

Siegfried W. de Rachewiltz, Kastanien im südlichen Tirol. Mit einem Beitrag von Bernd D. Insam. (= Arunda 33), Schlanders 1992, 150 Seiten, 136 Abb.

Martine Roberge (Red.), Guide d'enquête orale. Québec, Publications du Québec, 1991, 265 Seiten, 32 Abb., Graph., Tab.

Bruce Robertson, Antony White, Möbel Stilkunde. Ein Bildlexikon. Übersetzung und Bearbeitung des Textes von Henriette Graf. München, Orbis Verlag, 1992, 113 Seiten, Graph., Tab.

Helena Ruotsala, Oulujoen vesistön rakentaminen ja säännöstely sosiokulttuuriset vaikutukset. (= Turun yliopisto kansatiede 2), Helsinki 1992, 311 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Håkan Rydving, The End of Drum-Time. Religious Change among the Lule Saami, 1670s – 1740s. (= Acta Universitatis Upsaliensis, Historia Religionum 12), Uppsala 1993, 211 Seiten, 5 Karten.

Maria Helena Sánchez Ortega, Dieser wichtige Zweig der Landesordnung ... Zur Geschichte der Zigeuner in Spanien bis zum Ende des 18.Jahrhunderts. Darstellung und Dokumente. (= Studien zur Tsiganologie und Folkloristik 9), Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Verlag Peter Lang, 1993, 174 Seiten.

Sabine Schweinitz, Hermann Schwengel (Red.), Völker unterwegs. (= Ästhetik und Kommunikation 78), Berlin 1992, 128 Seiten, Abb.

Ingraban D. Simon, Die erotische Nadel. Fruchtbarkeits- und Liebessymbole. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Iserlohn vom 3.8. – 23.9.1990, Iserlohn, Eigenverlag des Stadtmuseums Iserlohn, 1990, 141 Seiten, 89 Abb.

Gerd Spelsberg, Rauchplage. Zur Geschichte der Luftverschmutzung. Köln, Kölner Volksblatt Verlag, 1988, 239 Seiten, Abb.

Gerd Spies, Technik der Steingewinnung und der Flußschiffahrt im Harzvorland in früher Neuzeit. (= Braunschweiger Werkstücke Reihe B 14), Braunschweig 1992, 188 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Wolfgang Strauss, Rußland, was nun? (= Eckartschriften 124), Wien, Österreichische Landsmannschaft, 1993, 128 Seiten, Karte im Anhang.

Renja Suominen-Kokkonen, The Fringe of a Profession. Women as Architects in Finland from the 1890s to the 1950s. (= Soumen muinaismuistoyhdistyksen Aikakauskirja Finska Fornminnesföreningens Tidskrift 98), Helsinki 1992, 138 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Helmut Swozilek, Johann Joseph Kauffmann (1707 – 1782). Katalog zur gleichn. Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum Bregenz vom 10.2. – 7.3.1993, Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 1993, 41 Seiten, 15 SW-Abb.

Alexander Szalai, The Meaning of Comparative Research on the Quality of Life. In: The Quality of Life. London/Beverly Hills, International Sociological Association, 1980, Seite 8 – 21.

János Szulovszky, Füstfaragók. Könyv a kéményseprökröl. (= Studia Folcloristica et Ethnographica 32), Debrecen, Lehrstuhl für Volkskunde der Lajos Kossuth Universität, 1992, 307 Seiten, Abb., Graph., dt. und engl. Zus.,

Małgorzata Szymańska (Red.), Kontakty Etnologiczne. (= Acta Universitatis Lodziensis, Dolia Ethnologica 6), Łódź, Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, 1992, 130 Seiten

Maguelonne Toussaint-Samat, A History of Food. Translated from the French by Anthea Bell. Cambridge, Blackwell, 1992, 801 Seiten, Abb., Graph.

Günter Trautmann (Hg.), Die häßlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1991, 337 Seiten, Abb.

Paul Tschurtschenthaler, Das Landschaftsproblem im Fremdenverkehr dargestellt anhand der Situation des Alpenraumes. Eine ökonomische Analyse. Bern/Stuttgart, Verlag Paul Haupt, 1986, 380 Seiten, Graph., Tab.

Thomas Urban, Deutsche in Polen. Geschichte und Gegenwart einer Minderheit. (= Beck'sche Reihe 1012), München, Verlag C. H. Beck, 1993, 220 Seiten, Karten im Anhang.

Werner Vogt, Erzählungen und Sagen aus der Talschaft Bregenzerwald. Dornbirn, Heimatpflegeverein Bregenzerwald, 1992, 347 Seiten, Graph.

Lorna Weatherill, Consumer Behaviour and Material Culture in Britain 1660 – 1760. London/New York, Routledge, 1988, 252 Seiten,Abb., Tab.

Johannes Karl W. Willers, Focus Behaim Globus. Katalog zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg vom 2.12.1992 – 28.2.1993. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 1992, Teil 1: Aufsätze, 495 Seiten, Abb., Graph., Teil 2: Katalog, S. 502 – 977, Abb., Graph.

Josef Wysocki, Leben im Berchtesgadener Land 1800 – 1990. Bad Reichenhall, Sparkasse Berchtesgadener Land, o.J., 512 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Alexander M. Zacke, Asiatika. Katalog zur 1679. Auktion am 27.4.1993 im Dorotheum. Wien, Eigenverlag des Dorotheums, 1993, unpag., zahlr. Abb.

450 ans de noms de lieux français en Amérique du Nord. Allocutions et conférences prononcées lors du premier congrès international sur la toponymie française de l'Amérique du Nord. Québec du 11 au 15 juillet 1984. Québec, Gouvernement du Québec, 1986, 555 Seiten, Graph., Tab., Karten.

Burgenländische Kroaten. (= Österreichische Volksgruppenhandbücher 5), Wien, Österreichisches Volksgruppenzentrum, 1993, 58 Seiten, Abb., Tab., Karte.

Der Wiener Stadtatlas. Eine Publikation des Presse- und Informationsdienstes der Stadt Wien, zahlreiche lose Blätter zu den Themen Freizeit und Energie. Unpag.

Ein Koch- und Artzney-Buch. Originalgetreue Wiedergabe der bei den Widmanstetterischen Erben 1686 in Grätz gedruckten Ausgabe mit einem Geleitwort von Dr. Klaus Edlinger. Graz, Verlag für Sammler, 1992, 272 Seiten

Kovács Mihály Önéletírása. (= Studia Agriensia 12), Eger 1992, 206 Seiten, Abb.

Tirol-Atlas, herausgegeben im Auftrag der Tiroler Landesregierung unter der Leitung von Adolf Leidlmair, bearbeitet von der Abteilung Landeskunde am Institut für Geographie der Universität Innsbruck. 10. Lieferung, Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1992, 7 Blätter, 16 Karten, mit Begleittexten XI, 24 Seiten, Graph., Tab.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Mag. Elisabeth Bockhorn
Anzbachgasse 63
A-1140 Wien

Dr. Christoph Dautermann
Rheinisches Freilichtmuseum
Auf dem Kahlenbusch
D-5353 Mechernich-Kommern

Drs. Ton Dekker
P. J. Meertens-Instituut
Keizersgracht 569 – 571
NL-1017 DR Amsterdam

Prof. DDr. h.c. Béla Gunda
Kossuth Universität
P.O.Box 36
H-4010 Debrecen 10

Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger
Hauptstraße 20
A-3420 Kritzendorf

Elfriede G. Lies
Deutschordenstraße 7 – 25/12/1/4
A-1140 Wien

Univ.-Ass. Dr. Herta Maurer-Lausegger
Institut für Slawistik
der Universität für Bildungswissenschaften Klagenfurt
Universitätsstraße 65 – 67
A-9020 Klagenfurt

Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser
Wilhelm Raabe Gasse 19/3
A-8010 Graz

Dr. Magdalena Mrázová
Slovenské Národné Múzeum
Historické Múzeum
SO-814 36 Bratislava

Univ.-Ass. Dr. Robert Nedoma
Institut für Germanistik
Dr. Karl Lueger Ring 1
A-1010 Wien

Mag. Herbert Nikitsch
Michaelerstraße 13/11
A-1180 Wien

Ass.-Prof. Dr. Rudolf Pacik
Institut für Liturgiewissenschaft
der Universität Innsbruck
Stillgasse 8
A-6020 Innsbruck

Mag. Maria Present
Zentagasse 28/20
A-1050 Wien

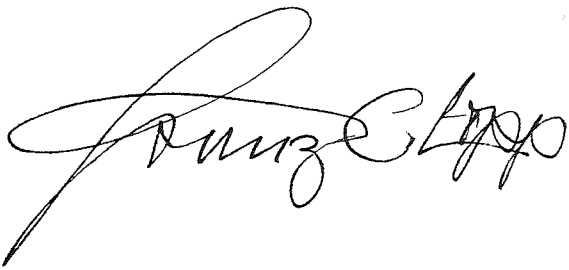
Mag. Bernhard Purin
Maurachgasse 1
A-6900 Bregenz

Dr. Herbert Schempf
Hauffstraße 12
D-7015 Korntal

Dr. Magdalena Schwenter
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Dr. János Szulovszky
Zentrum für Ost- und Zentraleuropäische Studien
der Ungarischen Akademie der Wissenschaften
Fövám tér 8
PF 489
H-1828 Budapest

Mag. Bernhard Tschofen
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien



Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 245 – 251*

Franz Carl Lipp
Zum 80. Geburtstag am 30. Juli 1993

Von Oskar Moser

Die Volkskunde, wie wir sie gelernt und gelebt haben, geht in die Jahre. Es verdichtet sich daher der Reigen von Anlässen und besonderen Gedenktagen, unter denen für die Volkskunde in Österreich der 80. Geburtstag von *Franz Carl Lipp* ganz gewiß der geringste nicht ist. Unter den vielen festlichen Gedenken, die dem bedeutenden Oberösterreicher da ins Haus stehen mochten, war der Festakt, den die oberösterreichische Landesregierung gemeinsam mit mehreren einschlägigen Landesinstituten bereits am 8. Juli 1993 hatte ausrichten lassen, nicht nur Einleitung sondern zugleich ein erster Höhepunkt nach Zahl und Gewicht der Gratulanten wie auch nach Ort und festlichem Rahmen im Landhaus zu Linz. Schon darin wurde deutlich, wie sehr die Persönlichkeit des Jubilars das Kulturleben Oberösterreichs als Volkskundler nach verschiedensten Richtungen geprägt hat. Zudem war Franz Carl Lipp auch mit dem übrigen Österreich, nicht zuletzt auch mit Bayern und mit dem Verein für Volkskunde in Wien aufs engste verbunden, als dessen Vizepräsident er mehrfach und durch lange Jahre wirkte. Noch ist vielen dort sein Vortrag vor kurzem in Erinnerung, mit dem der Jubilar gleichsam Rechenschaft und Bekenntnis zu seinem Tun und Wirken in der Volkskunde in aller Frische und mit der ihm eigenen Verve abgelegt hat.

In der Tat ist die Vollendung des 80. Lebensjahres von Franz Carl Lipp ein großer Tag nicht nur für seine oberösterreichische Heimat, der er ein langes Leben und bis weit in seinen Ruhestand hinein mit aller Hingabe und mit letzter Aufopferung gedient hat, der er Großes und Bleibendes erarbeitet und geschaffen und wissenschaftlichen Ruhm in seinem Fach nicht zuletzt auch von draußen hereingeholt hat; ein großer Tag in Wahrheit auch für die Volkskunde dieses Landes, zu deren führenden Köpfen, vielfach ausgezeichnet, Franz Lipp zählt, aber eben auch für Österreich, ja weit darüber hinaus.

Der immer noch rüstige Jubilar steht in jener Generation, in der sich die Volkskunde eben erst als akademische Disziplin zu etablieren

begann und entschiedener als bislang die Gliederung und analytische Durchdringung ihres immensen Stoffgebietes unternahm. Erst daraus begannen Sammlungen und Museen zu entstehen, mit denen man jenseits vieler und eher hilfloser Erstversuche neue Vorstellungen von Herkommen, Eigenart und Identität unserer Menschen und Länder auf einer wissenschaftlich fundierten Basis entwickeln konnte; man also aus dem Geiste der Aufklärung und im Sinne eines Gianbattista Vico eben das Volk selber mit Interesse und Wißbegier zu betrachten begann.

Franz C. Lipp steht freilich auch noch in jener Generation, deren undankbare Aufgabe es war, dafür die ersten großen Schneisen in ein unsichtiges Gelände zu schlagen, über alle Untiefen und Fahrnisse dieses unseres gewaltigen und zugleich so gewalttätigen Jahrhunderts hinweg unser Fach in seinen ideellen wie materiellen Grundlagen zu festigen, gewissermaßen dessen Fundamente für alle Kommenden zu bauen und dieses über so manche schwanke Brücke herauf in die Gegenwart und in ein ganz neues Zeitalter zu tragen. Die Jungen unter uns, denen es Wohlstand und Sicherheit von heute gottlob besser und leichter ermöglichen, sie sind – wie man immer deutlicher merkt – offenbar nicht mehr (oder sollte man vielleicht richtiger sagen) noch nicht imstande, diese einsame Pionierleistung, diesen risikoreichen Brückenschlag zu ermessen und zu erkennen, der fast immer und überall ja auch ein persönlicher Opfergang von uns Älteren gewesen ist.

Wir müssen da weit in den Annalen zurückblättern und wir müssen ein gewaltiges Spannungsfeld im Wandel der Dinge und Anschauungen ausschreiten zwischen dem Gestern und Heute, um wirklich zu ermessen, was und wie es gewesen ist, als unser Jubilar 1913 noch im kaiserlichen Ischl zur Welt kam und als Kind einer Beamtenfamilie den Ersten Weltkrieg erlebt hat und dann als Zögling des strengen Kollegium Petrinum zu Linz ebenda das Gymnasium besuchte. Nach der Matura entschied sich der schon durch sein jugendliches Heimweh als „Salzkammergutler" geprägte Studiosus für die Lehramtsfächer Deutsch und Geschichte, die er in Wien belegt hatte. Aber die Zeiten waren damals für so einen Beruf wenig aussichtsreich und äußerlich schlimm genug. So verlagerte sich sein Interesse alsbald auf die Volkskunde, verbunden mit dem Studium der Philosophie. Dabei kam Lipp schnell zu Arthur Haberlandt und in dessen eigenartig überfülltes Museum für österreichische Volkskunde in der Laudongasse in Wien. Schon hier sind wohl erste entscheidende Anregungen

gefallen: Franz Lipp ist ihnen zeitlebens in seiner Grundeinstellung, in seinem Hang zur großen Überschau und mit seinem sicheren Blick aufs Ganze und auf das wahre Maß der Dinge verbunden geblieben. Hier auch mag sein stetes und lebendiges Interesse für Hausbau und Wohnen Wurzeln geschlagen haben, wofür ja A. Haberlandt und die Wiener siedlungsgeographische Schule von damals nachhaltig eingetreten sind; ihnen ging es nicht zuletzt um die kennzeichnende Morphologie der Siedlungs-, Gehöft- und Hausformen auch als Quellen für eine erweiterte geschichtliche Kenntnis und deren eifrig diskutierte Problematik gerade auch in den Donauländern Österreichs. Da waren also Michael und Arthur Haberlandt zugleich auch die ersten, die in jenen Jahren in einer großartigen Übersicht die Volkskulturen Europas vorstellten und so eine europäische Volkskunde konzipiert und veröffentlicht hatten, ein säkulares Werk, das man heute noch von Oslo bis Athen zu schätzen weiß und das immer noch gerne zitiert zu werden pflegt.

Später ist Franz Lipp nach Graz zu Viktor von Geramb gezogen. Er tat es in jenen unvergeßlichen Semestern, da der steirische erste Ordinarius für Volkskunde sein Trachtenkolleg hielt und erstmals und einzigartig versuchte, die neuen Erkenntnisse seiner „Doktrin der Volkstracht" auch pflegerisch und zugleich didaktisch-volksbildnerisch wie auch dann museal beim Aufbau des Trachtensaales im Stöcklneubau seines „Steirischen Volkskundemuseums" umzusetzen. Folgte also die Doktorarbeit Franz Lipps, die er bei Ernst Mally in Graz einreichte, noch durchaus dem erstgenannten Grundkonzept seiner Wiener Erfahrungen – Lipp dissertierte über „Grundformen des Kulturlebens" – ein großartiges und nachgerade modernes Thema – so motivierte und bestimmte ihn später wohl ebenso Viktor von Geramb zum Einstieg in die engere und detaillierte Sachforschung, vor allem auch in die Trachtenforschung, ebenso wie zu einer prospektiven und allezeit fortschrittlichen, betont gestalterischen Museumsarbeit, aber auch und nicht zuletzt zur nachhaltigen Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Praxis pflegerischer oder – wie Franz Lipp es alsbald selbst formulieren sollte – zur „angewandten Volkskunde als Wissenschaft". In diese hat ihn ja sein ganzer späterer Lebensweg neben aller Vielfalt an wissenschaftlicher Grundlagen- und Feldforschung und an Museumstätigkeit hineingeführt.

Heute steht vor uns ein eindrucksvolles, in Wahrheit gewaltiges Lebenswerk unseres Jubilars.

Allein wer das Verzeichnis von weit über 500 einschlägigen Titeln seiner Veröffentlichungen durchschaut, darunter über ein Dutzend gewichtiger und prächtiger Großbände, eine große Zahl von Spezialuntersuchungen zu den verschiedensten Sachgebieten und eine Fülle von Museumsführern und Ausstellungskatalogen, der weiß, was wir damit meinen. Wie kaum ein anderer so hat Franz Carl Lipp Volksleben und Volkskultur seines Landes gekannt und kongenial erschlossen. So hat er in den letzten 60 Jahren auch aktiv an deren Erforschung beträchtlichen Anteil, und zwar auf den verschiedensten Gebieten, namentlich aber in der Haus- und Möbelforschung, in der historischen und erneuerten Kleider- und Trachtenkunde, auf vielen Gebieten des Handwerks und der Volkskunst sowie nicht zuletzt auch in der Brauchforschung. Immer erwies er sich als ein unermüdlich Suchender und als erfolgreicher Sammler für sein Museum, als ein genialer Interpret und als ein großartiger, künstlerisch begnadeter Neugestalter. Und das nicht nur im haptischen Bereich musealer Darstellung, als Lehrender am Institut für Volkskunde der Universität Wien, sondern immer und überall auch draußen im Leben, in allen Schichten der Gesellschaft, in Stadt und Land. Es war die gewinnende Ausstrahlung eines Mannes, dessen Nähe zur lebendigen Kunst – zur „Kunst im Ursprung", wie er selbst es gerne formuliert hat – von der Vorzeit bis zur Moderne und zu den Künstlern der Gegenwart. Gerade dies hat ihn ja auch als einen Ästheten par excellence letztlich in all seinem Wirken beflügelt, ja geradezu getrieben. Sein Bestreben galt daher immer einer zeitgemäßen Verlebendigung des Museums: „Musen – Museum – Musik" war sein Dreiklang ... „Ein Gleiches im nämlichen Reihen / Ein Schicksal im selben Geschick!" sagt er selbst. Letzter Sinn alles dessen ist für ihn nicht bloße Konservierung des Gewesenen, sondern dessen tiefere geistige und schöpferische Hereinnahme und Vergegenwärtigung ins Heute.

Franz Lipp war nie ein Schreibtischgelehrter. Er stand immer draußen in der größeren Welt, er hatte Kontakte mit bedeutenden Persönlichkeiten und Stellen in seinem Land wie auch in der Wirtschaft, die sich ihm darum gerne helfend zur Seite stellten. Und er stand ebenso gerne draußen unter seinen Landsleuten, am liebsten wohl unter ihnen, deren Gewand er selber trug und zeigte, deren Sprache er sprach, um deren Schwächen und Stärken, deren musischen Genius er Bescheid wußte, mochten es Salzarbeiter bei den Ausseer Schweglpfeifern, Holzknechte aus der Gegend von Goisern,

Zimmerleute oder Landtischler seiner prächtigen Hausmöbel, Bauersleute aus dem Innviertel, Kleinhäusler und Weber aus dem Mühlviertel oder Großbauern im Florianer Land sein. Doch Franz Lipp war nichts weniger als ein „Heimattümler" von der billigen Sorte, trotz und gerade in seiner engen Bindung an diese Heimat. Er verstand es vielmehr wie wenige, diese seine Welt im großen und tiefen Prospekt einer umfassenden Kulturwissenschaft und vor einem weiten Hintergrund mitteleuropäischen Kulturschicksals zu sehen, zu interpretieren und zu verstehen. Das macht es letztlich aus, was ihm von Anbeginn Format und Ansehen allerwärts verlieh, was sein Werk in allem, in der Wissenschaft, in der Museumsarbeit und in der pragmatischen Anwendung und Rückführung ins heutige Leben beflügelt, ihn selbst angespornt und zugleich ausgezeichnet hat.

Als der junge Akademiker schon nach kurzer Lehrtätigkeit durch die Empfehlung Viktor Gerambs am 1. Jänner 1939 ans oberösterreichische Landesmuseum nach Linz gerufen wurde, war er sozusagen noch ein General ohne Soldaten. Ganze 550 sogen. „Folklore-Nummern" unterstanden ihm in zwei altmodischen Bauerninterieurs im Keller seines Hauses, in denen schon Kaiser Franz Joseph bei der Eröffnung des Hauses Zuflucht vor dem Rummel des Publikums gesucht hatte, kein Arbeitsplatz, kein Schauraum, kein Depot. Doch bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand als Direktor des größer gewordenen Museums brachte er allein es für seine Abteilung auf elfeinhalbtausend Inventarnummern, brachte er wertvolle Verlässe ins Haus und begründete ein wichtiges volkskundliches Archiv für sein Institut. 24 Jahre mußte darum – wie er selbst sagt – die „Dunkelhaft" seiner Sammlungen mit Stücken von immensem Wert und unter schwierigsten Raumverlagerungen dauern. Nicht zuletzt über sein nachhaltiges Betreiben kam es dann im Jahre 1963 zur großen Lösung auch für seine volkskundliche Abteilung durch die Adaptierung des geräumigen Linzer Schlosses. Und schon 1964 trat dort Lipp sozusagen mit einem Paukenschlag in das Licht der Öffentlichkeit, gewann er sich den Ruf auch in Fachkreisen mit seiner denkwürdigen Sonderausstellung „Oberösterreichische Bauernmöbel", die er im Schloß Linz in neun großen Sälen mit einem vielbeachteten Fachkatalog verband. Franz Lipp hatte ja schon früh mangels eines eigenen Dauerausstellungsraumes zum Medium von Spezialausstellungen greifen müssen und ihrer im ganzen 70 bis in die Spätzeit mit stets neuen und bahnbrechenden Themen aus eigenen Ideen und Anregun-

gen oder unter aktiver Mitarbeit neben aller sonstigen Museumsarbeit bewältigt. Ebenso realisierte er als ein weiteres Großprojekt seine Idee oberösterreichischer Freilichtmuseen, seit es galt, im Jahre 1959 das Rauchhaus Bischofer zu retten und oberhalb von Mondsee neu aufzustellen. Weitere Objekte konnte er als ganze Hofeinheiten im Lauf der Jahre sichern und bereitstellen wie z.B. den großen Sumerauerhof bei St. Florian als zentrales Beispiel für sein Land.

Nimmt man hinzu seine umfassende sonstige Tätigkeit als Initiator, Berater und Helfer außerhalb seines Landesmuseums, auch nicht allein in Oberösterreich, seine Mitwirkung also in zahlreichen Ortsmuseen (Hallstatt, Haslach und Gutau, Kastenreith/Weyer, Kremsmünster, Micheldorf, Bad Ischl, Bad Aussee u.v.a.), so zeigt sich das Bild einer erstaunlichen Vielseitigkeit und Aktivität allein schon äußerlich und organisatorisch, ganz abgesehen von den vielen Problemen museologischer Innovation und der vielen materiellen Fragen, die es da zu lösen gilt.

Die umfassende Sammel- und Museumstätigkeit entsprang bei Franz Carl Lipp allerdings einer stets wach-lebendigen wissenschaftlichen Neugierde, so wie umgekehrt jene die Grundlagen für seine schrittweise ausgebauten Spezialforschungen und letztlich dann seine respektablen Publikationen geworden sind. Wieder kann auch hier nur Beispielhaftes genannt werden wie etwa sein Werk über „Oberösterreichische Stuben" (1966), geradezu sensationell wirkten seine fünf Mappen zur Erneuerung der Trachten Oberösterreichs mit ihren kostümgeschichtlichen Grundlagen und Einleitungen und in ihrer starken Auswirkung auf ganz Österreich (1951 – 1960), seine Darstellung der Männer- und Frauentracht im Österreichischen Volkskunde-Atlas (1971 und 1975), sein profundes Werk über „Goldhaube und Kopftuch" (1980), das wunderschöne und gediegen gearbeitete Buch im G. Callwey-Verlag/München „Bemalte Gläser. Volkstümliche Bilderwelt auf altem Glas" (1974) und als ein weiterer Höhepunkt sein monumentaler Band „Die oberösterreichischen Bauernmöbel" (1986) neben einer Reihe feiner Übersichten gemeinsam mit der Chemie Linz mit Bänden wie „Vom Flachs zum Leinen", „Herzhafter Haustrunk: Most", „Historische Bauerngehöfte Österreichs" zusammen mit dem Aquarellisten W. Kreindl, und zu erwähnen auch seine feinsinnige Darstellung zur „Graugrünen Stammestracht im Industriezeitalter" oder in jüngster Zeit seine hübsche Zusammenfassung zum „Ausseer Gwand".

Allein des Aufzählens wäre kein Ende. Wir müssen das Entscheidende noch kurz herausstellen: den Menschen, den Freund und Fachkollegen, den lyrisch so sehr begabten Schriftsteller und Schilderer, den kunstbegeisterten und musisch veranlagten Menschen wie auch den allzeit kritischen Beobachter seiner Zeit Franz Carl Lipp. In seiner erlesenen Sammlung von Gedichten, die unter dem Titel „Kostbar die Zeit – Erinnerungen an ein Museum" 1983 im Oberösterreichischen Landesverlag zu einem hübschen Band zusammengefaßt wurden, zeigt sich Lipps berufliche Erfahrung und seine Lebensphilosophie. Schwer auszumessen, wieviel daraus allein für die Trachtenarbeit und -pflege nicht nur in Oberösterreich und in ganz Österreich gewonnen worden ist, wieviel Franz C. Lipp zugleich durch seine geniale und unermüdliche Arbeit für die Heimatwerke hier, in Österreich, ja für viele Länder Europas getan hat. Schon seine Bibliographie verrät die unzähligen persönlichen Kontakte und Freundschaften zu Gleichgesinnten und Fachkollegen nicht nur in Österreich. Und immer war es der engagierte und initiative Mensch Franz Carl Lipp, der auf dem Grunde seines profunden Wissens, seines lebendigen Interesses und so positiven Kulturbewußtseins die anderen gewann, ja mitriß, anspornte und begeisterte. Man sollte freilich auch nicht übersehen, daß er es in seiner Zeit gewiß nicht leicht hatte, die vielen Schwierigkeiten und Hemmnisse zu überwinden und aus dem Weg zu räumen, ging es doch fast immer um erhebliche äußere Werte und Mittel, die sich da zu Buche schlugen. In der Rückschau und im helleren Glanz eines erfolgreichen Lebens neigt man allzu gerne dazu, derlei zu übergehen und zu vergessen, vergißt man auch das persönliche Schicksal und den Menschen in seinen existentiellen Heimsuchungen mit Krankheit und Krisen, vergißt man die Opfer, die seine Familie und seine Frau für ein solches Lebenswerk haben bringen müssen. Nicht zuletzt steht da auch das Erlebnis des ganzen Zweiten Weltkrieges, der ihn weiter in Europa herumgetrieben hat, als es ihm selber lieb gewesen war. Alles das vermochte glücklicherweise nicht, den großen Idealisten und passionierten Volkskundler Lipp von seinen großen Vorhaben und Leistungen für sein Land abzubringen. Und so darf an seinem hohen Lebensjubiläum mit mir eine große Schar derer, die Franz Carl Lipp kennen und schätzen gelernt haben, vollen und bewegten Herzens die Glückwünsche für weitere gesunde, gute und glückliche Jahre entbieten nach des Lateiners bedeutendem Wort:

Quod bonum, faustum, felix fortunatumque sit!

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 253 – 259*

Bibliographie Franz C. Lipp II

Fortsetzung zum Schriftverzeichnis 1938 – 1978 in: Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag. Hg. v. Verein für Volkskunde, geleitet von Klaus Beitl und Franz J. Grieshofer. Wien 1978 (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 3)

Redigiert von Franz Grieshofer

1978 (Nachträge)

Figural bemalte Bauernmöbel. Katalog zur (gleichnamigen) Ausstellung des OÖ. Landesmuseums im OÖ. Freilichtmuseum St. Florian – Sameslei-ten. Linz, OÖ. Landesverlag, 1978, 23 Seiten, Abb. (= Katalog des OÖ. Landesmuseums 100 = Nr. 12 der Volkskundeabteilung).

gem. mit Heidelinde Dimt: Schloßmuseum Linz. Führer durch die Sammlungen. Katalog des OÖ. Landesmuseums, Nr. 101, Linz 1978, 192 Seiten, 132 Abb.

Die Volkskunde-Abteilung am OÖ. Landesmuseum. Zu ihrem vierzigjährigen Bestand. (OÖ. Kulturbericht, Folge 32, 1978, 137 – 140, 3 Abb.).

Die Volkskunde-Abteilung am OÖ. Landesmuseum. Zu ihrem vierzigjährigen Bestand. (Österr. Ärzte Zeitung/Kultur im Zeitgeschehen 33, 1978, 183 – 186, 2 Abb.).

Bericht über die Volkskunde-Abteilung am OÖ. Landesmuseum. (Jb. d. OÖ. Musealvereines 123/II, 1978, 46 – 49).

1979

Führer durch das OÖ. Sensenschmiede-Museum Micheldorf. Hg. v. Verein zur Pflege und Erhaltung der Kulturgüter der Sensenschmiede und v. Amt der OÖ. Landesregierung. Mit Katalogbeiträgen über „Die Kultur der Sensenschmiede" (59 ff.) und „Das Herrenhaus" (64 ff.), o.O., o.J. (1979), 94 Seiten, viele Abb.

„Tracht" und „Gwand". (Salzburger Heimatpflege 3, 1979, H. 2, 51 – 56).

Zwischen Ende und Neubeginn. Zur Geschichte der Kopftuchtrachten im 20. Jahrhundert. (Die Kärntner Landsmannschaft 1979, H. 10, 12 – 15).

Goldstickerei – eine neubelebte Volkskunst. (Volkskunst. Zs. f. volkstüml. Sachkultur 2, München, 1979, 9 – 16, 11Abb.).

Ehrenring des Österreichischen Heimatwerkes für Frau Theres Metzler. (Jb. Vorarlberger Landesmuseums-Verein 122/123. Jahr, 1978/1979, ersch. 1979, 407 – 410).

1980

Ischler Albumblätter. Mit 138 alten Photographien, Stichen und Zeichnungen aus der Zeit von Kaiser Franz Joseph und Franz Lehár. Linz, Verlag Wimmer, 1980, 175 Seiten.

Goldhaube und Kopftuch. Zur Geschichte und Volkskunde der österreichischen vornehmlich Linzer Goldhauben und oberösterreichischen Kopftücher. Linz, OÖ. Landesverlag, 1980, 196 Seiten, 42 Farb- u. 138 Schwarzweißabb., 42 Zeichnungen.

Die bunte Welt der Bauernmöbel. Möbel aus den Beständen des OÖ. Landesmuseums im OÖ. Freilichtmuseum St. Florian – Samesleiten. Werksdruckerei der Chemie Linz AG., Linz o.J., unpag., Farbabb.

Heimatmuseum Pelmberg. Denkmalhof „Mittermayer", Hellmonsödt/Mühlviertel, OÖ. Kurzführer. Linz, Heimatverein Urfahr, o.J. (1980), 17 Seiten, Abb., Skizzen.

Der Stehrerhof in Neukirchen a.d. Vöckla – ein lebendiges Freilichtmuseum. (OÖ. Kulturbericht, 34, 1980, F. 21, 179 – 181, 4 Abb.)

Rundbrief des Verbandes der OÖ. Freilichtmuseen, 1980.

1981

Die phrygische Mütze war es nicht. Zu den formprägenden Kräften der Linzer Goldhaube. (ÖZV, XXXV/84, 1981, 109 – 113).

Region Salzkammergut. (Oberösterreich, 31:1, 1981, 2 – 16, 15 Abb., 1 Kt.).

Die Hausruckviertler. (Oberösterreich, 31:3, 1981, 11 – 18, 10 Abb.).

Der „Gimpelmaler" Peter Brunner (1743 – 1811) – zugleich ein Beitrag zur Wiederkehr des Toleranzpatentes von 1791. (Oberösterreich, 31:4, 1981, 9 – 14, 8 Abb.).

Trachtenerneuerung heute. Probleme der Trachtenerneuerung aus der Sicht der Österr. Heimatwerke. (Salzburger Heimatpflege, 5:1, 1981, 47 – 57, Abb.)

Bericht über den Verband der oö. Freilichtmuseen. (Jb. d. OÖ. Musealvereins, 126/II, Linz 1981, 103 – 106)

Freilichtmuseen in Oberösterreich. Mitt. d. Verb. OÖ. Freilichtmuseen, Rundbrief 1981.

1982

gem. mit Helga Jungwirth, Hilde Kelp: Oberösterreichische Trachten. Beispiele für der Zeit entsprechende und vorbildliche Trachten in Oberösterreich. Folge 1: Im ganzen Lande gültige Trachten. Linz, OÖ. Heimatwerk, 1982 (2), 63 Seiten, Abb., Schnittmuster.

Die bunte Welt der Bauernmöbel. Möbel aus den Beständen des OÖ. Landesmuseums im OÖ. Freilichtmuseum St. Florian – Samesleiten. St. Florian, Freunde des OÖ. Freilichtmuseums, 1982 (2), 16 Seiten, Abb.

Folklorismus-Aspekte. Zur Bedeutung des Folklorismus in der gegenwärtigen Volkskultur. In: Edith Hörandner, Hans Lunzer (Hg.), Folklorismus. Neusiedl a.S., Verein „Volkskultur um d. Neusiedlersee", 1982, 149 – 166.

Volksmusik in Oberösterreich mit besonderer Berücksichtigung der Volkskulturlandschaften. In: Walter Deutsch u.a., Beiträge zur Volksmusik in Oberösterreich. Wien, A. Schendl, 1982, 39 – 54 (= Schriften zur Volksmusik, Bd. 6).

Die Granitskulpturen von Wienau. (Volkskunst. 5, München 1982, 2, 95 – 101, 8 Abb.

Zum Ableben des Hinterglasbildforschers Friedrich Knaipp (ÖZV, XXXVI/85, 1982, 137 – 139).

1983

Kostbar die Zeit. Erinnerungen an ein Museum. Linz, Landesverlag, 1983.

Die Ischler Kalß-Krippe. Linz, Chemie Linz AG, 40 Seiten.

Volkskundliche Forschung in Oberösterreich 1933 – 1983. (Jb. d. OÖ. Musealvereins, 128/I, Linz 1983, 169 – 209).

Volkskundliche Sammlungen 1933 – 1982. (Jb. d. OÖ. Musealvereines, 128/II, Linz 1983, 99 – 118).

Freilichtmuseen und Denkmalhöfe in Oberösterreich. (Oberösterreich, 33: 3, 1983, 31 – 40, 12 Abb.).

Das Heimatwerk in Europa. (Schönere Heimat, München, 1983: 3, 167 – 171, Abb.).

Zu neuen Ufern. Rundbrief des Verbandes der OÖ. Freilichtmuseen, 1983.

Rez.: Monika Oberhammer, Sommervillen im Salzkammergut. (OÖ. Heimatblätter, 37: 4, 1983, 337).

1984

gem. mit E. Längle, G. Tostmann, F. Hubmann (Hg.): Tracht in Österreich. Geschichte und Gegenwart. Wien, Christian Brandstätter, 1984, 263 S., 259 Abb.

Ebda.: Tracht in Österreich, 7 – 20, Abb.

Ebda.: Tracht in Oberösterreich, 35 – 48, Abb.

Ebda.: Hüte und Hauben der Frauentrachten. 169 – 178, Abb.

Die Einkleidung der Blasmusikkapellen in erneuerte Tracht, 1951 – 1978. In: FS zum 6. Landesmusikfest in Linz, 35 Jahre OÖ. Blasmusikverband. Linz 1984, 79 – 86.

Das Heimatwerk in Europa. (Heimatwerk, 3:2, 1984, 25 – 27, 2 Abb.).

Geliebte Lederhosen. Das soll man über Lederhosen wissen. (Heimatwerk, 3:3, 1984, 13 – 16, 4 Abb.).

Wo Handwerk noch Hauswerk, Hauswerk noch Heimatwerk ist. Zum Kongreß 1984 des Verbandes Europäisches Heimatwerk in Cagliari 27.9. – 1.10.1984. (Heimatwerk, 3: 4, 1984, 30).

Franz Koschier zum 75. Geburtstag. (Heimatwerk, 4:3, 1984, 22 – 23, 1 Abb.).

Das soll man über Lederhosen wissen. (Mitteilungsblatt des Landesverbandes der Heimat- und Trachtenvereine Oberösterreichs, 99, Enns, 1984, 3 – 8, 1 Abb.)

Verband Oberösterreichischer Freilichtmuseen. (Jb. d. OÖ. Musealvereines, 129/II, 1984, 187 – 190).

Geschätztes Erbe – bewahrte Umwelt. Mitt. des Verb. der OÖ. Freilichtmuseen (= Rundbrief 1984/85). Darin: Merksätze für die Freilichtmuseen.

1985

Führer durch das OÖ. Freilichtmuseum St. Florian – Samesleiten. München u. Zürich, Schnell & Steiner, 1985, 30 Seiten, 30 Abb. (= Schnell

Kunstführer Nr. 1530 bzw. Schriften und Führer des Vereins OÖ. Freilichtmuseen, Nr. 2).

Führer durch die Anzenau Mühle. Erweiterte Auflage. Mit Texten von Alfred Peer u. Josef H. Handlechner. 1985, Abb.

Erzherzog Johann und Oberösterreich. (Oberösterreich. 35: 4, 1985, 57 – 64, Abb.).

Verband Oberösterreichischer Freilichtmuseen. (Jb. d. OÖ. Musealvereines, 130/II, 1985, 97 – 99).

Tracht und Mode oder einmal zur Abwechslung: „Der Unter sticht den Ober". (Heimatwerk, 4:1, 1985, 29 – 30).

Urform des „Dirndlkleides". Ein Tragmiederrock, vergessen und wiederentdeckt. (Heimatwerk, 4:2, 1985, 16 – 18, 3 Abb.).

Rez.: Josef M. Ritz, Gislind M. Ritz, Alte bemalte Bauernmöbel. Geschichte und Erscheinung – Technik und Pflege. München, Callwey, 1984 (10). (Bayer. Jb. f. Volkskunde, 1985, 149).

Rez.: Margot Schindler, Unter der Bedeckung eines Hutes. Hauben und Hüte in der Volkstracht. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. (ÖZV, XXXIX/88, 1985, 77 – 79)

1986

Oberösterreichische Bauernmöbel. Wien, Kremayr u. Scheriau, 1986, 360 S., 542 Abb.

Oberösterreichische Trachten, Folge 2: Innviertel. Linz, OÖ. Heimatwerk, 1986 (2), 63 S., Abb., Schnittmusterbogen.

„Florianer Bauernbarock". In: Katalog der OÖ. Landesausstellung. Wien, Herder, 1986, 284 – 300, Abb..

Die Tracht im Salzkammergut. In: Der Bezirk Gmunden und seine Gemeinden. Gmunden 1986, 621 – 626, Abb.

Hanns Koren zum Gedenken. (Volkskunst heute, 5:1, 1986, 26 – 27, 3 Abb.).

Verband Oberösterreichischer Freilichtmuseen. (Jb. d. OÖ. Musealvereines, 131/II, 1986, 129 – 130).

Mitt. des Verb. der oö. Freilichtmuseen. (= Rundbrief 1986). Darin: „Ist und Soll" eines Freilichtmuseums am Beispiel Samesleiten, 9 – 12; Der Zehentspeicher aus St. Leonhard bei Pucking, 6 – 8; Sorgenkinder der oö.

Denkmalpflege: Der Humelbauer („Hoisen") in Wienau und der „Üli" in Pollham, 13 – 16, 7 Abb.

1987

Trachtenmode, Modetrachten und modische Strömungen innerhalb lebendiger Tracht. In: K. Beitl, O. Bockhorn (Hg.), Kleidung – Mode – Tracht. Wien, Verein für Volkskunde, 1987, 177 – 186 (= Buchreihe der ÖZV, 7).

Die Männerhüte unserer Volkstracht. (Salzburger Heimatpflege, 11: 2, 1987, 61 – 86, Abb.)

Bemalte Möbel des 20. Jahrhunderts. (Oberösterreich, 37:4, 1987, 2 – 11, Abb.).

Helmuth Huemer zum 60. Geburtstag. (Volkskunst heute, 6:1, 1987, 27 – 28, 1 Abb.)

„Krippendeckerl" und Krippentuch. Eine wiederentdeckte Handarbeit. (Volkskunst heute, 6:4, 1987, 11 – 13, 6 Abb.).

Freilichtmuseen – Denkmäler der Arbeits- und Bauernwelt. (Mitt. d. Verb. oö. Freilichtmuseen, Rundbrief 1987). Darin u.a. „Begriffe und Leitgedanken zum Thema Freilichtmuseen".

1988

Herzhafter Haustrunk Most. Linz, Agrochemie, 1988, 64 Seiten, Abb., Karten.

Friedrich Knaipp, Hinterglas-Künste. Eine Bilddokumentation. Hg. von Wolfgang Brückner, unter Mitwirkung von Hans Jesserer, Franz C. Lipp, Raimund Schuster. Linz, Landesverlag; München, Callwey Verlag, 1988, 240 Seiten, 340 Abb. Darin: Franz C. Lipp, Friedrich Knaipp, 1907 – 1982, ein Forscherleben, S. 9 – 13.

Hans Gielge (1901 – 1970). Ein Leben für das Ausseerland. In: Oberösterreicher. Lebensbilder zur Geschichte Oberösterreichs, 6, Linz, Landesarchiv, 1988, 103 – 120, Abb.

gem. mit Irmtraut Froschauer: Friederike Prodinger zu ihrem 75. Geburtstag. Leben und Wirken. In: Tracht. Überliefert – getragen – modernisiert. FS. F. Prodinger. Salzburg, Landesinst. f. Volkskde., 1988, 10 – 46 (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 3).

„Pless", „Trommelweiber" und „Flinserl", die Regenten der „heiligen Faschingsdaag" des Ausseerlandes. (Leben mit Tradition, 17, Salzburg, 1988, 12 – 16, 11 Abb.)

Erlebniswanderung zu den Denkmälern oberösterr. Volksarchitektur. (Mitt. des Verbandes oö. Freilichtmuseen, Rundbrief 1988). Darin: Die Konzepte für das Freigelände „Vierkanthof-Freilichtmuseum" und „Speicher-Lehrpfad" 20 – 27.

1989

Vom Flachs zum Leinen. Linz, Agrochemie, 1989, 67 Seiten, 81 Abb. Ebenso erschienen beim OÖ. Landesverlag, 1989.

Die Ischler Kalß-Krippe. Linz, Ernst Denkmayr, 1989, 2. Aufl.

Von „Volk" zu „folk". In: Volkskunde in der Hanuschgasse. 25 Jahre Institut für Volkskunde Wien. Wien 1989, 145 – 152. (= Veröffentlichungen des Inst. f. Volkskunde der Univ. Wien, Bd. 13).

Hier lebt noch ein Stück der alten Kaiserzeit – zur Eröffnung des neuen Museums der Stadt Bad Ischl im ehemaligen „Hotel Austria". In: „Oberösterreich Kulturzeitschrift" 2/1989, 45 – 53, 8 Abb.

„Ich bin ein Bauer und Maler zugleich". Neue Bildquellen zur bäuerlichen Selbstdarstellung. In: Forschungen zur historischen Volkskultur. Festschrift für Torsten Gebhard zum 80. Geburtstag. München 1989, 191 – 213.

1992

Das Ausseer Gwand. Urtrachten, Blütezeit im 18. und 19. Jahrhundert, Gegenwart. Zugleich ein Wegweiser durch die Trachtensammlungen des Kammerhofmuseums in Bad Aussee. Bad Aussee, 1992, 95 S., 64 Abb. (= Schriftenreihe des Kammerhofmuseums Bad Aussee, Bd. 14).

gem. mit Walter Kreindl: Österreichs historische Bauerngehöfte. Bilder von Walter Kreindl, Text von Franz C. Lipp. Wels, Verlag Welsermühle, 1992, 1 Übersichtskarte.

Der Denkmalhof Mittermayr, Hellmonsödt, Mühlviertel. Kurzführer durch das Freilichtmuseum Pelmberg. Hg. vom Heimatverein Urfahr u. Umgebung. 1992, 2. Auflage.

Joseph Ramsauer, der Tonschöpfer aus Bad Ischl. (Mitteilungen des Ischler Heimatvereines, 21, 1992).

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 261 – 276*

Ein halbes Jahrhundert erlebte, erforschte und gestaltete Volkskunde[1]

Von Franz C. Lipp

Wenn ich damit beginne, daß meine volkskundliche „Laufbahn" hier in diesem Hause, nicht unbedingt in diesem damals noch unerschlossenen Keller, sondern weiter oben, im Lesesaal begann, so sollte nicht unerwähnt bleiben, daß mich, so unglaubwürdig es klingen mag, volkskundliche Fragestellungen schon als kleines Kind bedrängten. In meiner Heimatstadt Bad Ischl der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg gab es, besonders in der Sommersaison, neben den Einheimischen schon seit Kaiserszeiten die sogenannten „He'schaften" (Herrschaften), meistens wohlhabende Wiener Familien, oft noch mit Personal, dieses ebenfalls meist aus Wien, dann verarmte Adelige, die in alten Villen saßen, die kaum mehr zu halten waren und das fluktuierende Element der „Schieber" genannten Neureichen, das „tonangebend" die gerade in Mode gekommenen Tanzbars und Kaffeehausgärten bevölkerte. Was war das für ein Unterschied zwischen den Leuten, die immer da waren und den sogenannten „Fremden", in der Sprache, in der Lebensweise und, was damals im Salzkammergut noch sehr auffiel, in der Kleidung. Mit der „Lederhosenfrage" bedrängte ich schon in der 2. und 3. Volksschulklasse unseren dafür aufgeschlossenen Lehrer Josef Lechner. Die Fragen des So- und Andersseins, die natürlich senkrecht auch zur Soziologie führen könnten, die aber noch kaum zur Debatte stand, brachten mich schließlich ganz konkret zur Volkskunde, in der immer auch ja die Frage nach der sozialen Einbettung und Herkunft impliziert ist.

Nun aber von Bad Ischl mit einem mächtigen Sprung – die fruchtbaren Mittelschuljahre klammern wir aus – gleich nach Wien und in diese heiligen Hallen. Als ich mich zum Studium der Germanistik und

1 Vorliegendes Manuskript basiert auf einem Vortrag, welchen wHR o.Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp auf Einladung des Vereins für Volkskunde anläßlich seiner Ernennung zum ordentlichen Hochschulprofessor bei der Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien am 15. März 1991 gehalten hat.

Geschichte entschloß – eigentlich um den Brotberuf eines Mittelschullehrers ergreifen zu können – wußte ich noch nicht einmal, daß es eine Volkskunde als eigenes Fach gab und eigentlich gab es das ja auch nicht. Ich suchte das mir bis dahin sogar dem Namen nach Unbekannte so zwischen Anthropologie, Germanistik, Geschichte und Geographie. Schließlich fand ich im Vorlesungsverzeichnis „Arthur Haberlandt, Privatdozent, Volkskunde, Vorlesungsort Volkskundemuseum Laudongasse; Thema: „Interpretation von Fragebögen des Deutschen Volkskundeatlas", und als Zweites: „Volkskundliche Interpretation der Bildwelt des Pieter Breughel, Ort: Kunsthistorisches Museum." Das war es vielleicht, was ich so sehnsüchtig suchte. Ich belegte es. Die faszinierende Welt der Volkskunde ging mir aber erst richtig auf in den Schausälen und im Lesesaal des Museums. Was war das für eine Wonne, dem kulturellen Niederschlag der Völker Mitteleuropas Aug' in Aug gegenüberzustehen. Wie herrlich dazu in der Bibliothek gleich die entsprechende Literatur zu finden!

Nach und nach lernte man auch die ständigen Benützer dieser Einrichtungen kennen. In Erinnerung aus diesen Jahren zwischen 1933 und 1935, wo ich selbst zwischen Vorlesung, Museum und Burgtheater, in dem ich mir als Chorsprecher ein kleines Zubrot verdiente, hin- und her pendelte, blieben mir haften natürlich der Chef des Hauses, der in seinem alten Militärmantel in den kalten Sälen arbeitete, dann der Trachtenforscher Gustav Hans Baumgartner, dem es gelang, jedes Gespräch auf den Brustfleck, seinem speziellen Forschungsgegenstand, hinzulenken und der zum Mißfallen der Direktionsassistentin Dr. Adelgard Perkmann bei jedem Besuch ganze Berge von Büchern anschleppen ließ, von denen er höchstens jeweils eines benützte; dann den stets braungebrannten, Lodenjoppe tragenden Berchtesgadener Rudolf Kriss, der mit seinen superkurzen Lederhosen und Loferlstutzen auf keinen Fall zu übersehen war; ihm gegenüber wirkte der stille und blasse Leopold Schmidt, mit dem er hier ja gerne zusammentraf, bescheiden, ja unscheinbar, obwohl man ihm geistige Kapazität damals schon anmerkte und auch zuschrieb. Der typische Feldforscher Karl Haiding, der damals noch Paganini hieß, trat gerne in Wandervogelkleidung auf, mit Bergschuhen und Rucksack, in den er seine Leihbücher verstaute.

Ich erinnere mich noch gut an diese Menschen von ausgeprägter Eigenart, obwohl ich erst viel später, nach dem Krieg, mit ihnen in nähere fachliche Beziehung trat. Eines Tages bat mich Frau Dr.

Perkmann, ihr bei einer Ausstellung des Volkskundemuseums über lebendige Volkstrachten im Messepalast behilflich zu sein und Material aus dem Salzkammergut zu beschaffen. Ich tat es gerne und stellte eine eigene Koje zusammen. Es war dies, im Frühjahr 1935, meine erste Ausstellungsarbeit.

Eine Wendung trat in meinem recht zuversichtlich begonnenen Studium – Volkskunde war ja damals nur als Nebenfach möglich – ein, als ich auf die eben erschienene Folge des steirischen Trachtenbuches von Mautner-Geramb „Ausseer Landl und Ennstal" stieß. Das waren ja doch auch meine, unsere Salzkammergut-Trachten sozusagen, und es gab einen Mann, der dafür kompetent war. Mein Entschluß, bei Geramb weiter zu studieren, war rasch gefaßt. In meiner Naivität teilte ich dies voll Freude sogar Arthur Haberlandt in der Annahme mit, daß er dies positiv aufnehmen würde. Aber das Gegenteil war der Fall und er ließ mich nur ungern ziehen. Doch der Ruf in die Steiermark war stärker.

Nun, in Summa, meine Erwartungen wurden in Graz nicht enttäuscht, die Persönlichkeit des damals erst knapp 42jährigen Mannes mit seinem rötlich-blonden Vollbart, der mir aber fast greisenhaft alt vorkam, hatte eine starke und natürliche Ausstrahlung und wirkte schon damals als Vaterfigur, der seine zahlreichen Hörer wie eine Familie um sich scharte. Der familiäre Charakter der Hörer-Lehrergemeinschaft wurde noch verstärkt durch die allwöchentlichen Sprechabende in der Wirtsstube des Steirischen Volkskundemuseums, die in der Art eines wissenschaftlichen „Heimgartens" jeweils auch mit Referat stattfanden. Hier war es auch, wo ich Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher, mir noch aus dem Knabenseminar in Linz-Urfahr in Erinnerung, traf und zu schätzen begann, wo ich Oskar Moser, Sepp Walter, Maria Kundegraber, Gundl Lawatsch, später Holaubek, und viele andere mehr kennenlernte, die später die österreichische Volkskunde in dieser oder jener Hinsicht prägten. Ich hatte in Graz nicht nur die wertvolle und selbstverständliche Verbindung von Museum und Forschung erneut kennengelernt, sondern seit 1936 auch den Aufbau und die Eröffnung des ersten Heimatwerkes in Österreich in allen seinen Phasen, seinen hochgestellten Erwartungen und seinen immer wieder zu überwindenden Schwierigkeiten. Museum und Heimatwerk sollten für lange Abschnitte meines Lebens Leitschienen, um nicht zu sagen „Sachzwänge" der Tagesarbeit bedeuten.

Da war aber noch ein Anderes. Graz besitzt – so habe nicht nur ich es erlebt – vielleicht anders als andere Städte eine Atmosphäre in der Philosophisches, Metaphysisches, ja sogar Esoterisches besonders gut gedeiht. „New age" ist in Graz schon lange zu Hause gewesen, bevor es im Westen Mode wurde. Ich erinnere mich schon bald nach meinem Eintreffen in Graz, in philosophische Zirkel gezogen worden zu sein; einer befand sich in der Wohnung der später namhaften Künstlerin Margret Bilger – ihr Vater war Ordinarius für Geschichtswissenschaften –, wo sich nicht nur Anthroposophen, Astrologen, Graphologen, Psychologen und Parapsychologen trafen, sondern auch ambitionierte Studiosi Eingang fanden. Ich beschäftigte mich damals sehr mit der Frage nach der Wirklichkeit dessen, was hinter dem Brauchtum etwa steht, was das Existentielle z.B. in Erscheinungen wie der „Wilden Jagd" oder beliebig anderen Gestalten des Volksglaubens sei. Hier fand ich, so in meinem 6. Semester etwa, in Ernst Mally, Professor der Philosophie an der Universität, einen Lehrer, der Antworten gab und dessen Erklärung der Wirklichkeit als Strebung einer Ursache zu Sache, einer Ur-Person in Person, ein Schlüssel zur Beantwortung sein konnte. Den Begriff der „Strebung" hat Ernst Mally in seinem Hauptwerk „Erlebnis und Wirklichkeit", 1935 eben herausgekommen, nach allen Seiten, von Mythos und Magie, Religion, Kunst und Wissenschaft hin abgewandelt. „Der Dichter, der das Innerste der Dinge ausspricht, vollendet ihr Dasein" oder: „Das Wirkliche ist das Wirkende" ist einer der weiterführenden Kernsätze Mallys. Ich habe, da es vor 1946 noch nicht möglich war, aus Volkskunde zu dissertieren, meine Doktorarbeit bei Ernst Mally über das Thema „Grundformen des Kulturlebens" eingereicht. Die darin entwickelte Denkrichtung machte sich auch in meiner späteren wissenschaftlichen Arbeit bemerkbar.

Ohne jetzt der Chronologie meines Lebensablaufes zu folgen, möchte ich gleich an dieser Stelle versuchen, meine wissenschaftliche Ansicht von Volkskunde zu charakterisieren und auf Einiges, was mir seit diesem ersten Einstieg zu erforschen und darzustellen wichtig erschien, hinweisen. Volkskunde war und ist für mich immer eine alle Lebensgebiete umfassende Kulturwissenschaft gewesen, zunächst bezogen auf das gewöhnliche Volk, vulgus oder Mutterschicht, wie immer man es benennt, aber nicht nur das „vulgus in populo", sondern ebenso erschien mir das „vulgus in individuo" wichtig. Die Bezüge zur Psychoanalyse und zur Kulturmorphologie waren und sind selbst-

verständlich. Wenn man irgend eine Erscheinung oder ein Objekt des Volkslebens, sei es ein Volkslied, ein Gerät, ein Möbel, ein Kleidungsstück, erklären bzw. darstellen will, kommt man ohne die Kenntnis des gesamten Kulturzusammenhanges, also ohne Kenntnis der zugehörigen Parallelen in der sogenannten Oberschicht nicht aus. Das macht die Volkskunde, die von den Verfechtern der hohen Kunst, der klassischen Musik, der feudalen oder bürgerlichen Einrichtung von Schlössern, Bürgerhäusern und -wohnungen usw. nicht selten und noch immer als Interpretin des nur Gewöhnlichen von „oben", eben von der sozialen Höhe der Oberschicht, nicht ganz vollgenommen wird, so schwierig aber auch so reizvoll. Ein Student der Volkskunde tut also gut daran, sich auch in den höheren Gefilden seines Interesses gut umzusehen. Insofern ist es auch von vornherein richtig, etwa Kostüm und Tracht unter dem Oberbegriff Kleid, Bekleidung zu subsumieren, Volksmöbel und Stilmöbel einfach unter dem Begriff „Möbel", ohne allerdings den konkreten Forschungsgegenstand aus dem Bereich des, nun sagen wir, Alltagslebens zu verleugnen oder gar verschwinden zu lassen. An sich sind das für jeden Fachkollegen Selbstverständlichkeiten, aber sie waren es nicht immer und auch die Volkskunde ist vor Betriebsblindheit nicht gefeit.

Ich darf von mir behaupten, daß ich den angedeuteten Grundsätzen ein Leben lang gefolgt bin. Sie finden den kulturwissenschaftlichen Ansatz in meinen Arbeiten und Beiträgen zur Trachtenforschung, z.B. in den Kommentaren zum Volkskundeatlas oder auch in den Einleitungen zum Sammelband „Tracht in Österreich" (Wien, 1984), zu den fünf Folgen „Oberösterreichische Trachten", zuletzt in „Goldhaube und Kopftuch" (Linz, 1980), zur Volkskunstforschung, außerdem in den zahlreichen Einzelaufsätzen, in meinen „Bemalten Gläsern" (Callwey München, 1974) und in den „Oberösterreichischen Bauernmöbeln" (Kremayr & Scheriau Wien, 1986), dort besonders pointiert im Kapitel zur „Terminologie" und „Ideologie" des Möbels. In diesem Buch, das ich als Zusammenschau einer lebenslangen Arbeit mit den Möbeln verstanden wissen wollte, ging es mir darum, in das zuletzt beinahe unübersichtliche Chaos bisher meist unbekannter Objekte, die vor allem in den Konjunkturzeiten des Antiquitätenhandels zwischen 1950 und 1980 in unglaublichem Ausmaß ans Licht geschwemmt wurden, Ordnung zu bringen und schließlich, wo immer es ging, auch zum Erzeuger, mindestens aber zur Werkstätte vorzudringen.

Der erwähnten Veröffentlichung war bereits 1964 bis 1966 eine Arbeit über die „Oberösterreichischen Stuben" und eine repräsentative Möbelausstellung mit mehr als 200 Objekten im neu eröffneten Schloßmuseum in Linz vorausgegangen. Der dazugehörige Katalog, übrigens die erste Zusammenschau über oberösterreichische Bauernmöbel, könnte der Anlaß gewesen sein, daß mich der Ordinarius für Volkskunde an der Universität Wien, Prof. Richard Wolfram, ermunterte, ein einschlägiges Thema für eine Habilitation einzureichen. Diese ging 1967 über die Bühne und ich bekam die Lehrbefugnis für Volkskunde von Mitteleuropa. Für meine Antrittsvorlesung und für die Vorlesungen der ersten zwei Semester wählte ich als Thema „Die österreichischen Kulturlandschaften, ihr System, ihre Problematik, ihre Abgrenzungen und ihre Gliederung in Formenlandschaften". Es gab natürlich noch viele andere mir wichtig erscheinende Themen, die ich in den Vorlesungen behandelte, z.B. das Folklorismusproblem in Verbindung mit dem schwierigen Komplex der angewandten Volkskunde und museologische Probleme in Beziehung zu den Freilichtmuseen. In der Verbindung solcher Vorlesungsthemen mit Exkursionen folgte ich nicht nur einem Zug der Zeit, sondern primär meiner Überzeugung, daß der akustische Eindruck nach Möglichkeit vom optischen unmittelbaren Eindruck ergänzt werden müsse. – Im Laufe meines Lebens habe ich wohl keinen Forschungsgegenstand der Volkskunde unberücksichtigt gelassen, ich darf hier an den ganzen Komplex der Volksheiligen, insbesondere den Hl. Wolfgang erinnern, nicht weil ich unbedingt ein „Allround-Volkskundler" sein wollte, sondern weil ich es sein mußte und vor allem deshalb, weil mich Volkslied, Schauspiel, Brauchtum, Volksglaube usw. nicht weniger interessierten als die dreidimensionalen Sachgüter, mit denen man es als Musealist meistens zu tun hat.

Für mein zweites „Standbein" muß ich zur Erklärung des ersten, des musealen Standbeines, ein bißchen in der Biographie ausholen. Nach Zwischenspielen als Lehrer wurde ich über Empfehlung von Prof. Geramb mit Beginn des Jahres 1939 an das Oberösterreichische Landesmuseum gerufen. Dem verlockenden Auftrag, dort die Volkskunde von Grund auf zu etablieren, also gewissermaßen Neuland betreten zu können, konnte ich nicht widerstehen. Die technischen Voraussetzungen wie Kanzlei, Telefon, Schreibkraft, waren noch nicht vorhanden, dennoch entschädigten das Gefühl, selbständig eine große Sache in die Wege leiten zu können, und der jugendliche

Impetus für alle Anfangsschwierigkeiten. Nie mehr in meinem späteren Leben habe ich in so kurzer Zeit so viel bewältigen können, u.a. die volkskundlichen Aufnahmen der neuen Landesteile Ausseerland und Böhmerwald, die erste Gründung eines Heimatwerkes, die aktive Mitgliedschaft in den wissenschaftlichen Gesellschaften des Landes, die Anlage von Archiven der verschiedensten Art, die ja alle noch nicht vorhanden waren. Es gelang mir auch schon im ersten halben Jahr einige hundert volkskundliche Objekte zu erwerben, und sogar während des Krieges liefen die Ankaufsaufträge, z.B. für Bauernmöbel, weiter. Im Juli 1939 kam der letzte, unaufschiebbare Einrückungsbefehl zur Wehrmacht, aus der ich erst im Juli 1945 entlassen wurde. Dann sofort Dienstaufnahme am Landesmuseum, Rückführung eines großen Teiles der verlagerten Volkskundebestände aus Schloß Mühlheim im Mühlviertel, bevor noch die Russen kamen. Schönster Augenblick in meinem musealen Dasein war die Öffnung der unberührt gebliebenen Amulettkisten der Sammlung Pachinger, die während des Krieges erworben und ausgelagert wurden. (Abb.) Vom Winter 1945/46 an ging es Schlag auf Schlag. Ich könnte vielleicht, der Kürze halber, auch in Zahlen fassen, wieviele Ausstellungen veranstaltet, wieviele Kataloge gedruckt, wieviele Objekte gesammelt, wieviele restauriert, wieviele Kundfahrten bis zu den entlegensten Bauernhäusern, wieviele Auslandsfahrten zum Studium neuer Museologien usw. unternommen wurden. Ich bin absolut kein Anhänger der Meinung, daß man Kultur primär mit Zahlen ausdrücken soll, wie es heute üblich geworden ist, noch weniger teile ich natürlich die Ansicht, daß Museen Handelsobjekte seien. Eines aber sei hier ganz eindeutig festgehalten: der junge Kollege, der das Glück hat, an ein Landesmuseum berufen zu werden, kann sich nicht der Hoffnung hingeben, daß er es nur mit seiner Abteilung zu tun und sie, wie man so sagt, zu betreuen hat. Genau das Gegenteil ist richtig. Ein Landesmusealist hat es mit allen Museen des Landes zu tun – in Oberösterreich gibt es deren fünfzig, die reinen Kunstmuseen ungerechnet – und viele Gemeinden, Vereinigungen oder selbst Einzelpersonen werden an ihn herantreten, für sie ein Museum neu zu errichten oder es zu sanieren, neu zu ordnen und zu gestalten, vielleicht auch nur es zu eröffnen und die Festrede zu halten. Mal zwei ist das wenigste, was man an Mehrarbeit hinsichtlich der Museen rechnen muß.

Die Stationen meiner Museumsarbeit waren, kürzest, zwischen 1960 und 1968 die Umwidmung der alten Schloßkaserne zu einem

modernen kulturgeschichtlichen Landesmuseum, die ich seit Kriegsende intensiv betrieb und schließlich auch erleben und mitbeeinflussen konnte. Die Volkskunde erhielt nicht ganz zwei Stockwerke des alten Schlosses, das Tiefgeschoß für „Mostmuseum" und „Wagenburg", den 2. Stock für die gesamte Volkskultur vom Bauernhaus bis zu den Krippen. Als schöne Draufgabe bekamen wir noch, durch Schenkung der Baronin Luzie von Spiegl, die berühmte Sammlung an Salzkammergut-Volkskunst, die bisher in Engleithen bei Lauffen untergebracht war. In den folgenden letzten zehn Jahren meiner aktiven Dienstzeit kamen vor allem die im ganzen Lande noch offenen Museumsprojekte zum Tragen, ich erwähne nur diejenigen, bei denen ich nicht nur plante, sondern wortwörtlich auch mit „Hand anlegte", z.B. für das alte Ortsmuseum von Hallstatt, für die Errichtung des Flößerei- und Landschaftsmuseums in der Flößertaverne Kastenreith bei Weyer unter dem Oberbegriff „Ennsmuseum" (die Enns ist bekanntlich der bedeutendste Binnenfluß Österreichs) oder bei der Errichtung des Sensenschmiedmuseums Micheldorf im Kremstal; hier war es besonders das „Herrenhaus", in dem die eigenartige Sensenschmiedkultur in den einstmals bewohnten Räumen eine Wiederauferstehung feierte. Zum Anlaß der 1200-Jahr-Feier von Kremsmünster wurden auch die interessanten Sammlungen im mathematischen Turm neu aufgestellt. Zwei Stockwerke sind der Volkskultur des reichen Stiftslandes gewidmet. Entscheidende Mitarbeit mußte auch bei der Planung des Webereimuseums in Haslach a.d. Mühl und zur Verwirklichung des Färbermuseums in Gutau geleistet werden.

Einen Gutteil meiner Arbeitszeit, schon seit dem Ende der vierziger Jahre, widmete ich den *Freilichtmuseen.* Die Anfänge des Rauchhauses in Mondsee und seine schließliche Übertragung im engen Zusammenwirken mit den örtlichen Kräften gelang schon 1960; die Gründung eines Verbandes der oberösterreichischen Freilichtmuseen 1964. Sein Ziel, in jeder Hauslandschaft einen typischen Hof zu erhalten und um einen Vierkanthof ein größeres oberösterreichisches Freilichtmuseum zu etablieren, konnte ich nicht mehr zum Abschluß bringen. Wohl stehen heute im Salzkammergut der Paarhof Anzenaumühle, im Hausruckviertel das genannte Rauchhaus und der Stehrerhof in Neukirchen/Vöckla, ferner der stolze Vierkanthof „Sumerauer" nächst St. Florian im Traunviertel, der Tormauerhof Pelmberg und der Vierseithof Unterkagerer, beide im Mühlviertel, aber noch nicht alle Hoflandschaften sind damit abgedeckt und der Ausbau des zentralen

Freilichtmuseums in St. Florian-Samesleiten läßt noch auf sich warten.

Die wahrhaft intensive Befassung mit der Verwirklichung der Idee der Freilichtmuseen in Oberösterreich brachte mich in die verschiedensten nationalen und internationalen Gremien, so in die Gründungsphase des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing, wohin ich aus Oberösterreich den Vierkanthof aus St. Ulrich bei Steyr und den Bundstadel aus Tarsdorf im Innviertel dirigieren konnte. Bald stellte sich eine gute Zusammenarbeit mit den führenden europäischen Hausforschern durch die Gründung des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen heraus und von Skansen bis Bukarest, Arnheim, Kiel, Cloppenburg, Kommern und Ballenberg bei Brienz in der Schweiz, ich will sie nicht alle aufzählen, blieb mir kaum ein größeres Freilichtmuseum in Europa unbekannt. Viele, davon manche auch schon verewigte Pioniere wie Jozef Weyns aus Bokrijk in Belgien, Josef Schepers von Detmold, von den Zeitgenossen Claus Ahrens von Hamburg-Harburg, Adelhard Zippelius von Kommern, vor allem die österreichischen Vorkämpfer Viktor H. Pöttler und Kurt Conrad wurden mir zu Freunden. Engen Kontakt hielt ich auch zu den bayerischen Freilichtmuseums-Gründungen in Glentleiten bei Murnau und in Amerang in Ostniederbayern.

Bekanntlich genügen zwei Beine zum Gehen, aber schon die Arbeit mit den Freilichtmuseen war ein Fulltimejob, wenn ich mich so ausdrücken darf, der mich nicht weniger beansprnchte, wie die sonstige museale Arbeit, die ich seit 1975 auch als Direktor des Gesamtmuseums mit seinen zahlreichen Außenstellen (von denen nur das Schiffahrtsmuseum in Grein, das Jagdmuseum Schloß Hohenbrunn, die Bruckner-Gedächtnisstätte in Ansfelden und das Mühlviertler Heimathaus Freistadt erwähnt seien), wahrzunehmen hatte. Es kamen dann aber noch weitere Aufgabengebiete dazu, die ich nicht ganz unter den Tisch fallen lassen kann.

Ich muß sagen, zu meinem Leidwesen, identifizieren mich nicht wenige Landsleute mit der Arbeit, die ich z.B. für die Einkleidung der Blasmusikkapellen in Tracht geleistet habe. In den Augen der Menschen auf dem Lande ist das wahre Öffentlichkeitsarbeit, denn man kann die Musikkapellen in jeder Gemeinde sehen. Es war jener Teil meiner Arbeit, der gewiß zeitraubend, mir sicher aber auch am leichtesten gefallen ist, weil ich fachlich ja wirklich mitten in der Tradition stand und das Künstlerische an dieser Arbeit mir Freude machte.

Dieser Teil meiner Arbeit wurde von den Sonntagsrednern am meisten gewürdigt. Ihre im Gedächtnis haftenden Eindrücke beziehen sie ja eher vom Festplatz als aus den Schatzkammern des Landes, wie man die Museen gerne bezeichnete. Immerhin hatte ich im Auftrag der Landesregierung bis zu meinem Ausscheiden aus dem öffentlichen Dienst nahezu alle Musikkapellen von Oberösterreich in eine erneuerte Tracht gekleidet. Die ersten dieser Kapellen begleiteten die in St. Florian gegossene „Pummerin" 1952 auf ihren Triumphzug nach St. Stephan.

Die Einkleidung der Blasmusikkapellen war nur ein Teilbereich aus dem schon seit den ersten Tagen meiner Berufsausübung eingeleiteten Bemühen, die regionaltypische Kleidung der Oberösterreicher von Mißverständnissen und Verkitschungen zu befreien und sie der Gegenwart anzupassen, d.h. sie zu erneuern. Dieses Bemühen lag auch auf der Linie eines richtig verstandenen Heimatwerkes, so wie es Geramb ursprünglich für die Steiermark geplant hatte. Geramb konnte es noch primär um Erhaltung der „survivals" steirischer Volkskultur gehen. Nach 1950 gab es aber in Österreich nicht mehr allzuviel derartige Überlebsel zu erhalten. Kreatives Weiterentwickeln des traditionell Angelegten und Vorgezeichneten, Innovation statt Restauration, konnte und mußte die Parole sein. Den wenigsten dürfte bekannt sein, daß ich seit etwa 1946 in Oberösterreich auch die Geschäfte des Werkbundes, einer internationalen Vereinigung von Entwerfern und Kunsthandwerkern, wahrzunehmen hatte, was sich durch eine persönliche Zusammenarbeit mit dem aus Prag gebürtigen Münchner Professor Wolfgang von Wersin ergab, der nach dem Krieg in Linz an der Kunstschule das Entwerfen kunsthandwerklicher Objekte und Architektur lehrte. Den Werkbund gab es in Österreich seit 1913, ein Ableger davon waren die Wiener Werkstätte von Josef Hoffmann auf der Kärntnerstraße, die ebenfalls wieder kurz nach dem Krieg zu arbeiten versuchten. Auch am Oberösterreichischen Landesmuseum war seit 1913 unter der Direktion Ubell bis 1938 eine Sektion des Werkbundes etabliert. Werkbund und Heimatwerk waren für mich keine Doppelgeleisigkeit, sondern gegenseitige Ergänzung.

Wenn Wolfgang von Wersin eine Ausstellung „Ewige Form" hauptsächlich anhand von Gefäßen, von der Antike bis zu modernsten Schöpfungen, gestaltete, versuchte ich schon 1953 das Thema auf breiterer Basis mit dem Titel „Kunst im Ursprung", ein Vergleich zwischen archaisch-prähistorischer, antiker, der Kunst der Naturvöl-

ker, natürlich auch europäischer Volkskunst, und auch von Kinderzeichnungen mit Werken moderner Kunst aufzuzeigen. Peter Baum, der Leiter der Neuen Galerie in Linz, hat dieses Thema 1990 in abgewandelter Form als Teil einer Landesausstellung wieder aufgegriffen. Daß die Volkskunde schon 1953 solche Vergleiche zog, daß man einen gotischen Schmerzensmann neben einen Rouault, einen Kandinsky und Franz Marc neben ein Hinterglasbild stellte, wurde damals von der Mehrzahl der Fachkollegen nicht verstanden. Lediglich Josef Maria Ritz, der Generalkonservator von Bayern und bahnbrechende Möbelforscher, war begeistert einverstanden, weil er u.a. ja auch die Stellungnahmen des „Blauen Reiters" über die bäuerlichen Ikonen von Murnau kannte. Im Almanach der „Blaue Reiter" stand zu lesen „daß die verderbliche Gewohnheit unter den verschiedenen äußerlichen Formen nicht die innere Wurzel der Kunst im allgemeinen zu sehen, zum totalen Verlust der Wechselbeziehung zwischen Kunst und dem Leben der menschlichen Gesellschaft führen konnte". In solchen gemeinsamen Wurzeln aller Kunst lag für mich der Ansatz für jegliche innovative Erneuerung und auch für das, was ich unter „Angewandter Volkskunde" verstehe. Die Ideen, die ich 1953 in der Ausstellung „Kunst im Ursprung" vertrat, wurden in diesen restaurativen Jahren z.B. von der „Furche" sehr beargwöhnt und kosteten mich ums Haar die Stelle. Aber erfreulicherweise hielten mir aufgeschlossene Künstler wie Herbert Dimmel und Walter Ritter, aber auch Theologen wie Günter Rombold die Stange. Ziemlich angeschlagen flüchtete ich zur Erholung in das heitere Schruns, wo ich in Richard Beitl, dem verehrten Vater unseres derzeitigen Präsidenten Klaus Beitl, einen verständnisvollen Freund und Tröster fand. Dies erlaubte ich mir ein bißchen auszuführen, um auch zu zeigen, daß das Leben eines Volkskundlers nicht nur mit Volksmusik und rustikaler Volksnahrung, sondern auch mit Episoden der mannigfachsten Art gewürzt ist. Das Feld, auf dem wir uns tummeln können und umzugehen haben, ist ja beinahe grenzenlos.

Ich hatte 1954 zum 70. Geburtstag von Prof. Geramb für dessen Festschrift einen Beitrag über „Angewandte Volkskunde als Wissenschaft" geschrieben. Schon im Titel wollte ich zum Ausdruck bringen, daß auch die Anwendung volkskundlicher Erkenntnisse und Einsichten nach wissenschaftlichen Methoden erfolgen müßte, dies war vor allem an die Adresse der meist das Feld pflügenden Laienapostel und wohlmeinenden Pfleger gerichtet. Die Beispiele allerdings, die mir

damals für meine grundsätzlichen Ausführungen zur Verfügung standen, könnte ich heute durch wesentlich bessere und beweiskräftigere ersetzen, dennoch der Ansatz bleibt bestehen. Kein Volkskundler, der in einem Bundesland hauptamtlich das gesamte Fach vertritt, kommt um die praktischen Seiten der gelebten Volkskultur herum. Da ist es dann allemal besser, man folgt einem klaren Konzept, als man geht Irrwege, die andere längst verlassen haben.

Sehr viel und wertvolle Zeit mußte ich, nachdem die Sache einmal landesweit angelaufen war, der Erneuerung der längst nicht mehr tragbaren Trachten widmen; damit verbunden war eine fast missionarisch zu nennende Aufgabe, sie wieder an die Bevölkerung heranzutragen. Sie dürfen sich aber nicht vorstellen, daß das besonders schwierig war; im Gegenteil, alles Regional- und Lokaltypische wurde zwischen 1950 und 1980 geradezu gierig aufgenommen und setzte sich auch durch. Das Postulat, mit dem Richard Beitl seinen Wörterbuchartikel „Trachtenerneuerung" abschließt, die Zukunft wird den echten Erfolg erweisen müssen, ist schon lange zu unser aller Erstaunen im meist positiven Sinne eingetroffen. Markstein der Trachtenerneuerung war bereits das Jahr 1952, in dem ich anläßlich des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde gleichzeitig auch den I. Kongreß für Trachtenerneuerung in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Passau einberief und dort die methodischen Grundsätze der Erneuerung entwickeln konnte.

Der unzweifelhafte Erfolg der Trachtenerneuerung ist in erster Linie der Existenz von Heimatwerken zu verdanken, deren eine Hauptaufgabe, in Österreich zumindest, die Bereitstellung jedes möglichen Trachtenbedarfes war. In den Wirren der ersten Nachkriegszeit gingen die Ansätze zu einem noch 1939 initiierten Heimatwerk unter, 1952 bemühte ich mich in Zusammenwirken von Land und Kammern in Oberösterreich ein neues Heimatwerk, diesmal als Genossenschaft, ins Leben zu rufen. In dem Team von kaufmännischen und fachlichen Helfern war mein besonderes Anliegen, nicht nur die Idee in den Institutionen durchzusetzen, sondern auch einen organisatorischen Zusammenschluß aller konformen Bestrebungen in Österreich zu erwirken. Es gelang bereits in den frühen fünfziger Jahren ein „Kuratorium Österreichisches Heimatwerk" auf die Beine zu stellen, in dem alle Heimatwerke von Bregenz bis Eisenstadt vertreten waren. Manche bestanden vorerst nur als Bildungswerk, aber der Blick auf das Ganze der Volkskultur war überall gegeben. Von Anfang an

pflegten wir auch internationale Kontakte, besonders mit Skandinavien und der Schweiz. Aus diesen erwuchs 1972 das „Europäische Heimatwerk", „European folk art and craft federation", mit dem Sitz in Zürich, zu dessen erstem Präsidenten man mich wählte. Erst 1981 konnte ich den Vorsitz über die verschiedenen genannten Heimatwerk-Organisationen niederlegen.

Es gibt zahlreiche Querverbindungen zwischen den Heimatwerken in aller Welt zu der Freilandmuseumsbewegung und den Museen überhaupt. Besonders deutlich ist das in Skandinavien, wo es der Gründer des Nordischen Museums (1870) Arthur Hazelius war, der übrigens genau vor 100 Jahren, 1891, auch das 1. Freilichtmuseum in Skansen errichtete. Die Tochter von Arthur Hazelius, Gunnel Hazelius-Berg, war viele Jahre auch Präsidentin des skandinavischen Verbandes der „Hemslöjden" genannten Heimatwerke. Ihr Gatte, Gösta Berg, ein anerkannter Geräteforscher, war, wie sein Schwiegervater, ebenfalls Direktor des Nordischen Museums und zugleich von Skansen. Ich befand mich also in den skandinavischen Heimatwerken, wofür klingende Beispiele auch aus Norwegen, Finnland und Dänemark angeführt werden könnten, in bester Gesellschaft, sowohl mit Museologen als auch mit Forschern.

Ohne Forschung wäre auch in Österreich die Gegenwartsarbeit sichtlich erlahmt. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf die vorzüglichen Arbeiten, die Michael Martischnig für das Gebiet gegenwärtiger Volkskunst in den letzten Jahren für Salzburg und Elfriede Hanak für das Burgenland geleistet haben.

Seit Beginn des Jahres 1979 befinde ich mich nun, wie man es nennt, „im Ruhestand". Es hatte sich dadurch kaum etwas für mich geändert, einige Zweige meines Wirkens führte ich ja bis zu meinem 75. Geburtstag fort. Besonders fruchtbar waren diese Jahre für die literarische und die wissenschaftliche Arbeit, ich konnte in manchen Jahren bis zu drei Publikationen in Buchform herausbringen, darunter so stattliche Bände wie das Möbel- und das „Goldhauben- und Kopftuch"-Buch. Bei einigen größeren Werken wirkte ich als Mitherausgeber und Mitautor mit, z.B. bei „Tracht in Österreich" oder bei den „Hinterglaskünsten" von Knaipp. Freude machten mir die hübsch ausgestatteten Monographien über den „Most", über „Flachs und Leinen" und die „Kalßkrippe von Bad Ischl". Meiner musealen Passion konnte ich ausgiebig frönen durch die Errichtung eines neuen Stadtmuseums für Bad Ischl, für das ich die Gesamtkonzeption er-

stellte und die Volkskunderäume selbst gestaltete. Das war eine Arbeit, die mich zwei Jahre hindurch sehr beschäftigte. 1989 wurde das Stadtmuseum Bad Ischl eröffnet. Augenblicklich bin ich dabei, für das schöne Kammerhofmuseum in Bad Aussee die Trachtenabteilung nach modernen Gesichtspunkten neu zu gestalten. Sie wurde 1990 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Wie Sie vielleicht wissen, bin ich ja Wahlausseer geworden und erfreue mich zwischen Trisselwand, Loser und Dachstein an den ursprünglich verbliebenen Resten des alten Kammergutes.

Nicht alles in meinem Leben war eine Blumenwiese. Das Tragische stand immer neben dem Beglückenden. Obwohl mit Leib und Seele Museumsmensch, litt ich an der Vergänglichkeit und über das in Verlust Geratene, dem ich eben durch das Museum Einhalt gebieten wollte. Vergänglichkeit, aber auch Dauer sind so das Thema eines Lyrikbandes, der unter dem Titel „Kostbar die Zeit, Erinnerungen an ein Museum" zu meinem 70. Geburtstag herausgekommen ist. In dem Gedicht „Museum – Leben – Tod" habe ich der Summe meiner Empfindungen über das Museum Ausdruck verliehen.

Zuletzt, verehrte Zuhörer, liebe Freunde, möchte ich einen Dank aussprechen. Der Verein für Volkskunde in Wien hat mir über Anregung seines damaligen Präsidenten Prof. Leopold Schmidt und unter Mitarbeit von Klaus Beitl und Franz Grieshofer zu meinem 65.Geburtstag eine stattliche Festschrift beschert. Nicht weniger erfreut war ich über die Nachricht, die mir im vergangenen Herbst auf den Ausseer Schreibtisch flatterte, daß ich über Anregung des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien den Titel eines Ordentlichen Professors erhalten sollte. Beides war für mich nicht nur Anerkennung der wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch ein Beweis, daß ich mich den beiden genannten Institutionen noch immer zugehörig fühlen darf.

An der Arbeit eines Einzelnen wirkt immer auch die ganze Generation der Mitstrebenden direkt und indirekt mit. Mein Dank umfaßt auch sie. Ich müßte alle nennen. Wenn ich nur solche anführe, mit denen ich auch durch Arbeit oder Streben besonders eng verbunden war, so wären dabei viele Abgeschiedene, deren ich in Liebe gedenke; unter den lebenden Älteren Richard Wolfram und Torsten Gebhard, unter den Generationsgenossen Oskar Moser, Kurt Conrad, Viktor Herbert Pöttler, Friederike Prodinger, Helene Grünn, Helmut Huemer, Franz Koschier usw., unter den Jüngeren Olaf Bockhorn mit

allen meinen vielgetreuen Hörern und Hörerinnen des Instituts, die heute als Doktores, aber auch als Professoren, Lehrbeauftragte und Mitgestalter an der gegenwärtigen Volkskunde Österreichs, die Leitung und Mitarbeiter dieses Hauses miteingeschlossen, tätig sein dürfen. Allen sei Dank gesagt!

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 277 – 288*

Wiederzuentdecken: Pater Amand Baumgarten
Ein Beitrag zur Geschichte der oberösterreichischen Volkskunde

Von Olaf Bockhorn

Dem Anlaß entsprechend sei dem Autor eine persönliche Vorbemerkung gestattet: Es muß um 1950 gewesen sein, als der damals Achtjährige erstmals das Oberösterreichische Landesmuseum Francisco Carolinum in der Linzer Museumstraße betrat. Anlaß war weder ein heimatkundlicher Schulausgang noch früherwachtes wissenschaftliches Interesse, sondern die Tatsache, daß seine Mutter fallweise in der naturwissenschaftlichen Abteilung besagter Institution tätig war. Sie am Arbeitsplatz zu besuchen, ermöglichte natürlich auch einen Blick in die Sammlungen; als besonders eindrucksvoll erwiesen sich – neben den immer wieder besichtigten Modellen der Donauschiffe im Oberstock – die unterschiedlichen Palmbuschen, die im Souterrain des Hauses sozusagen im Verborgenen „blühten". Sie „gehörten", so wurde dem neugierig Fragenden beschieden, dem „Dr. Lipp" – jenem Dr. Lipp, der eineinhalb Jahrzehnte später dem nunmehr Volkskunde Studierenden als akademischer Lehrer sowie als geschätzter Museologe wieder begegnen sollte, und der dann im Laufe der beruflichen Tätigkeit am Institut für Volkskunde der Universität Wien (dem Franz Lipp seit 1967 als Dozent, seit 1973 als tit.A.o., seit 1990 als tit.O. Universitätsprofessor für Volkskunde von Mitteleuropa zugeordnet ist) zum väterlichen Freund wurde. Besagte Palmbuschen haben die spätere Studien- und Berufswahl sicherlich nur marginal beeinflußt – weniger marginal waren da schon die Kontakte zu und die Arbeiten von Franz Lipp, der mit seiner „regionalen" Volkskunde, seiner Tätigkeit in und für Oberösterreich schon lange vor Wolfgang Brückners Umschreibungsversuch die Bedeutung der Volkskunde als „Sozialgeschichte regionaler Kultur"[1] her-

1 Wolfgang Brückner: Volkskunde als Sozialgeschichte regionaler Kultur. In: Wolfgang Lipp (Hg.): Industriegesellschaft und Regionalkultur. Untersuchungen für Europa (= Schriftenreihe der Hochschule für Politik München, Bd. 6). Köln u.a. 1984, S. 71 – 88.

ausgestellt hat. Ihm, der ab 1939 unserer Wissenschaft in der von ihm aufgebauten und 40 Jahre lang geleiteten volkskundlichen Abteilung die erste „offizielle" wissenschaftliche Heimstätte in Oberösterreich gab,[2] sei daher als Geburtstagsgruß der folgende kleine Beitrag gewidmet. Er befaßt sich mit der Arbeit eines Mannes, den Albert Depiny zu Recht mit der Geschichte der Volkskunde am Oberösterreichischen Landesmuseum in Zusammenhang brachte: Pater Amand Baumgarten. Depiny bezeichnete ihn als „Sammler der Überlieferung Oberösterreichs und ihre(n) wissenschaftlichen Darsteller";[3] mit seiner in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in drei Teilen erschienenen Abhandlung „Aus der volksmässigen Ueberlieferung der Heimat"[4] benutzte Baumgarten die „Berichte über das Museum Francisco Carolinum" (denen die „Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns" beigegeben waren) als Sprachrohr für seine volkskundlichen Forschungen. Die Beziehung zum Museum wird schon im Einleitungssatz deutlich: „Ein Landesmuseum setzt sich die Aufgabe, Kunde von Land und Leuten zu geben, in die Eigenthümlichkeit beider mit einem Blicke, welchen die Betrachtung des heimischen Wesens schärft, liebend einzudringen."[5] Franz Lipp, der mehr als hundert Jahre danach für geraume Zeit als Direktor die Führung dieses Museums übernehmen sollte,[6] darf hier unterstellt werden, daß ihn – neben selbstverständlicher und zeitgemäßer wissenschaftlicher Ausrichtung musealer Sammel-, Ausstellungs- und Forschungstätigkeit – das poetisch ausgedrückte „liebende Eindringen" zeitlebens geprägt hat.

*

P. Amand Baumgarten, im Dezember 1819 in Passau geboren, trat 1839 in das Stift Kremsmünster ein, wo er als Gymnasiallehrer für

2 Gunter Dimt: Volkskunde. In: 150 Jahre Oberösterreichisches Landesmuseum. Linz 1983, S. 251f.

3 Adalbert Depiny: Das Oberösterreichische Landesmuseum und die Volkskunde. In: Jahrbuch des oö. Musealvereines, Bd. 85 (1933), S. 507 – 540, hier S. 517.

4 P. Amand Baumgarten: Aus der volksmässigen Ueberlieferung der Heimat. In: 22., 24. und 28. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Nebst der 17., 19. und 23. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns. Linz 1862 (S. 1 – 167), 1864 (S. 77 – 176), 1869 (S. 1 – 159).

5 A. Baumgarten (wie Anm. 4), 1862, S. 3.

6 Zu Leben und Werk vgl.: Volkskultur. Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 3). Wien 1978, S. 1 – 18.

deutsche Sprache und Literatur, als Präfekt, als Konviktsdirektor, 1873 – 1877 als Gymnasialdirektor sowie als Leiter der Stiftsbibliothek tätig war. Im Sommer 1882 starb er in Salzburg, als er bei seiner Schwester einen Erholungsurlaub zu verbringen gedachte.[7] Sein volkskundliches Oeuvre ist relativ gering: neben einer „literargeschichtlichen" Studie über den aus Schärding stammenden Jesuiten, Bibliothekar und Schriftsteller Michael Denis (1729 – 1800),[8] welcher speziell durch seine 1797 veröffentlichten „Lesefrüchte" auch für die Frühgeschichte der österreichischen Volkskunde von Bedeutung ist,[9] sind nur zwei Arbeiten erwähnenswert: die 1860 veröffentlichte über „Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat",[10] deren Überarbeitung Baumgarten vorbereitete, aber nicht mehr abschließen konnte (und die in dieser revidierten Fassung von Adalbert Depiny 1926 aus dem Nachlaß herausgegeben wurde)[11] sowie die schon erwähnte umfangreiche Zusammenfassung „Aus der volksmässigen Ueberlieferung der Heimat",[12] welche mehrfach von A. Depiny gewürdigt wurde.[13]

Leopold Schmidt bezeichnete A. Baumgarten als den „bedeutendsten Sammler seiner Zeit im Lande ob der Enns", spürbar beeinflußt von der „romantischen Mythologie".[14] Diese Beeinflussung zeigt

7 Bio-bibliographische Angaben zu A. Baumgarten finden sich mehrfach: P. Lambert Guppenberger: Bibliographie des Clerus der Diöcese Linz von deren Gründung bis zur Gegenwart 1785 – 1893. Linz 1893, S. 11; Ferdinand Krackovicer, Franz Berger: Biographisches Lexikon des Landes Österreich ob der Enns. Linz 1931, S. 16 f.; Österreichisches Biographisches Lexikon, I. Bd. Graz – Köln 1957, S. 58.

8 P. Amand Baumgarten: Michael Denis. Eine literargeschichtliche Biographie. In: Gymnasial-Programm von Kremsmünster 1852 (andernorts zitiert als: Jahresbericht des Stiftsgymnasiums Kremsmünster).

9 Leopold Schmidt: Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Öst. Zeitschrift f. Volkskunde, N.S., Bd. II). Wien 1951, S. 37f.

10 Gymnasial-Programm = Jahresbericht des Stiftsgymnasiums Kremsmünster 1860.

11 P. Amand Baumgarten: Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Adalbert Depiny. In: Heimatgaue, 7. Jg. 1926. Linz 1926, S. 1 – 23, S. 96 – 118. – Die Arbeit ist auch separat erschienen (Sonderabdrucke aus den „Heimatgauen", Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde, Heft 12, Linz 1927).

12 Wie Anm. 4.

13 A. Depiny (wie Anm. 3), S. 518f.; A. Depiny, Vorwort. In: A. Baumgarten (wie Anm. 11), S. 2.

14 Leopold Schmidt (wie Anm. 9), S. 88, S. 100.

sich nicht nur in mancher Interpretation, sondern auch in den von Baumgarten herangezogenen Autoren, auf die er in den Fußnoten verweist: Grimm, Mannhardt, Rochholtz, Simrock, Wolf usw. Streichungen in den nachgelassenen Manuskripten lassen vermuten, so A. Depiny, daß Baumgarten „an seinem Lebensabend in der mythologischen Ausdeutung selbst zurückhaltender geworden zu sein (scheint)".[15] Besagter Nachlaß wanderte aus naheliegenden Gründen in das Archiv der Stiftsbücherei Kremsmünster, wo er – einigermaßen ungeordnet und ohne die nicht erhaltenen numerierten Übersichten, die A. Baumgarten besessen haben muß – nur schwer zu bearbeiten war, wie A. Depiny mitteilt. Dieser hatte in den 20er Jahren mit der Sichtung der Materialien begonnen und plante, die „heimatkundlich wichtigen Aufzeichnungen" nach und nach in den „Heimatgauen" zu veröffentlichen.[16] Es scheint tatsächlich zu einer gewissen Ordnung und zu Abschriften durch die heimatkundliche Fachgruppe des Oberösterreichischen Heimatvereines gekommen zu sein; „die Frage der Herausgabe ist bisher an wirtschaftlichen Schwierigkeiten gescheitert".[17] Daran hat sich bis zum heutigen Tag nichts geändert; die reiche Stoffquelle ruht, unbenützt und wohl auch etwas aus dem Blickfeld der volkskundlichen Forschung geraten, immer noch in Kremsmünster.[18] Die dieser Tage verstorbene Doyenne der deutschsprachigen Volkskunde, Ingeborg Weber-Kellermann, hat 1965 mit der Bearbeitung der Fragebögen, die Wilhelm Mannhardt 1865 in hoher Anzahl verschickte, um die „mythischen Gebräuche beim Ackerbau" zu erheben, aufgezeigt, wie man derartige Aufzeichnungen nicht „mythologisiert", sondern in ihrer „lebenswirklichen Gegenwart" darstellen kann.[19] Die Arbeit von Frau Weber-Kellermann wird an dieser Stelle nicht zufällig erwähnt: Zum einen soll sie auf die Möglichkeiten verweisen, welche bei entsprechender Analyse und Interpretation mythologische Materialien aus dem 19. Jahrhundert heute noch bieten (und A. Baumgartens Nachlaß fällt in diese Kategorie von Archivalien), zum anderen besteht ein direkter Bezug zwischen Wilhelm

15 A. Depiny: Vorwort (wie Anm. 13), S. 3.

16 Ebenda.

17 A. Depiny (wie Anm. 3), S. 519.

18 Zumindest war kein anderer Aufbewahrungsort in Erfahrung zu bringen.

19 Ingeborg Weber-Kellermann: Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts auf Grund der Mannhardtbefragung in Deutschland von 1865 (= Veröffentlichungen des Instituts f. mitteleuropäische Volksforschung d. Philipps-Universität Marburg-Lahn, A. Allg. Reihe, Bd. 2). Marburg 1965.

Mannhardt und P. Amand Baumgarten – letzterer war nämlich der oberösterreichische Bearbeiter der besagten „Circulare" genannten Mannhardt'schen Umfrage.[20] Die Grundlagen für die detaillierte Ausarbeitung, eventuell auch eine Abschrift, sollten sich in Baumgartens Nachlaß finden, die umfassende und aus zwei Teilen bestehende Beantwortung der Mannhardt-Umfrage durch „Amand Baumgarten, Gymnasiallehrer" liegt in der Handschriftenabteilung der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin.[21] Von den insgesamt 2.128 erhaltenen Antworten stammen 216 aus dem Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie; sie wurden von Frau Weber-Kellermann nur marginal berücksichtigt und von ihr in Kopie dem Institut für Volkskunde der Universität Wien zur Verfügung gestellt (in zwei Beiträgen ist bislang auf dieses ansonsten unveröffentlichte Material zurückgegriffen worden[22]).

*

P. Amand Baumgarten erweist sich in seiner Beantwortung des „Circulare" (welche insgesamt zu den detailliertesten gehört) nicht nur als Kenner der – W. Mannhardt besonders interessierenden – „niederen Mythologie", sondern vor allem als hervorragender Samm-

20 Die Umfrage ist dargestellt bei I. Weber-Kellermann (wie Anm. 19), S. 25 – 46. – Mannhardt hat die eingegangenen Antworten mehrfach ausgewertet; verwiesen sei vor allem auf sein zweibändiges Hauptwerk „Wald- und Feldkulte", Berlin 1875, 1877 (2. Auflage Berlin 1904/05, Neudruck 1966). Zu Person und Werk vgl.: Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie (= Sammlung Metzler, Realien zur Literatur, Bd. M 79), Stuttgart ^{2}1985, S. 38 – 40.

21 So lautete zumindest bis zur deutschen Einigung die offizielle Bezeichnung. – Die von A. Baumgarten stammende Ausarbeitung weist spätere handschriftliche Vermerke und eine doppelte, nicht übereinstimmende Paginierung auf. Ob mit dem von L. Guppenberger (wie Anm. 7) 1893 erwähnten Manuskript im Ausmaß von 68 Seiten, das unter dem Titel „Agrarische Meinungen und Bräuche in Oberösterreich" in Kremsmünster aufbewahrt wurde, Übereinstimmungen bestehen, konnte zum jetzigen Zeitpunkt nicht festgestellt werden.

22 Helmut P. Fielhauer: Palmesel und Erntekrone. In: Olaf Bockhorn, Helmut P. Fielhauer (Hg.): Kulturelles Erbe und Aneignung. Festschrift für Richard Wolfram zum 80. Geburtstag (= Veröffentlichungen d. Instituts f. Volkskunde d. Univ. Wien, Bd. 9). Wien 1982, S. 79 – 113; Olaf Bockhorn: „Vor dem Binden bringen die Schnitter dem Gutsherrn eine Erntekrone ...". Die Mannhardt-Umfrage auf Gutshöfen im Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie. In: Olaf Bockhorn, Wolfgang Slapansky unter red. Mitarbeit von Elisabeth Bockhorn (Hg.): Gutshofknecht- und Saisonarbeit im pannonischen Raum (= Veröffentlichungen der Ethnographia Pannonica Austriaca, Bd. 2). Wien 1990, S. 53 – 64.

ler. Als solcher sieht er sich primär, wenn er 1862 schreibt: „... seit Jahren (ist) in allen deutschen Gauen das Bedürfnis erwacht, die Quelle volksmässiger Überlieferung, welche die Ungunst mehrerer Jahrhunderte hatte versanden und von fremdem Gestrüpp feindlich umwuchern lassen, wieder zu reinigen und, wenn auch nur mehr aus still und spärlich rieselnder Fluth, daraus Erkenntniss des eigenen innersten Lebens des Volkes zu schöpfen, den poetischen Sinn desselben in seinem geheimen Wehn zu belauschen, in seine Kultur- und Sittengeschichte sich lebendiger zu vertiefen, sein Lachen und Jauchzen, sein Fürchten und Bangen, seine Liebe und seinen Zorn zu verstehen, seine Vorzüge und Tugenden zu achten und zu ehren, seine Irrthümer und Fehler aufzudecken und zu verurtheilen. Diesen Zweck suchen auch, obschon im bescheidenen Mass, die gegenwärtigen, und so Gott will, die künftigen Beiträge zu verfolgen. Ich nehme mit ihnen nur den Namen eines Sammlers in Anspruch."[23]

Den veröffentlichten Schriften Baumgartens ist nicht zu entnehmen, wie er gesammelt hat. Er scheint mit einem Netz von Gewährspersonen gearbeitet zu haben und versuchte auch, Vergangenes von Gegenwärtigem zu trennen, also einigermaßen historisch-korrekt vorzugehen. Eine Fußnote, welche er seiner unter dem Titel „Die Ernte in Oberösterreich" an Mannhardt gesandten Ausarbeitung beigegeben hat, zeigt dies deutlich: „Wo der ergebenst Gefertigte die Lokalität feststellen konnte, hat er es gethan. So oft die Angabe fehlt, konnte er sich eben auf keine bestimmte Mittheilung hierüber berufen. Die Bestimmung nach den alten 4 Kreisen oder Vierteln des Landes erschien ihm naturgemäßer, als jede andere. War es ihm möglich, so hat er durch den wechselnden Gebrauch des Präsens und des Präteritum angedeutet, ob ein Brauch noch geübt, eine Meinung noch festgehalten wurde oder nicht. Doch bekennt er, daß es höchst schwierig sei, in diesem Punkte ins Reine zu kommen, da seit einem Jahrhundert wachsender Einfluß der Schule, der jährlich sich steigernde Verkehr haben im Gedankenkreise des oberösterreichischen Volkes eine gewaltige Umwälzung und Zersetzung hervorgerufen, und es muß fast einer aus ihnen sein, sollen sie in dieser Einsicht volle Aufrichtigkeit zeigen: so groß ist die Furcht, für abergläubisch gehalten, oder gar als dumm verlacht zu werden."[24]

23 A. Baumgarten (wie Anm. 4), 1862, S. 3f.

24 Amand Baumgarten: Die Ernte in Oberösterreich, Ms., Titelseite. Dem Titel ist beigefügt: „Verschiedene Ortschaften".

Baumgarten hat, wie die Numerierung seiner um einen „zweiten Beitrag" vermehrten Antwort beweist, nicht die nur 25 Fragen beinhaltende und zwei Druckseiten umfassende erste „Bitte" von Wilhelm Mannhardt als Grundlage benützt,[25] sondern deren auf 35 Punkte erweiterte Zweitfassung, die ebenfalls schon 1865 verschickt wurde, weil Mannhardt bereits 1866 auf sie zurückgreift.[26] Das Baumgarten'sche Manuskript weist zwar keine Jahreszahl, aber die Datierung „Kremsmünster, den 30ten Jänner" auf, sodaß wohl 1866 als Jahr der Abfassung angenommen werden kann. Es ist hier weder beabsichtigt noch möglich, die Handschrift in größeren Ausschnitten zu edieren oder gar zu kommentieren; es soll jedoch beispielhaft die Arbeits- und Denkweise dieses „Ahnherrn" einer oberösterreichischen Volkskunde verdeutlicht werden. Nicht von ungefähr sei ausgewählt, was Baumgarten über die Palmbuschen schreibt.

*

1860 hatte er sich im Abschnitt „Palmsonntag" noch kurz gehalten und war auf Einzelheiten kaum eingegangen: „An diesem Tage wirft man drei geweihte Palm in die Hauslache, damit die Frösche den Sommer hindurch nicht so lästig quacken (Wartberg, Traunkreis). Anderswo gibt man sie in Lache oder Brunnen, damit niemand darin ertrinke. Pferden und Rindern reicht man meistens je drei ‚Palmmul'; in Wiesen und besonders in Äcker steckt man die in der Kirche geweihten ‚Palmbuschen'. Zu diesen nimmt man in Grünau Sebnbaum, Schrádl, Örtbaum, Haselgezweig, Palmen, Wintergrün, Kranáwitn. Anderswo ist weder Zahl noch Art der Pflanzen so genau bestimmt: nur wählt man häufig Eichenlaub und Seidelbast. Um Eberstallzell werden ins Korn- und Weizenfeld, sowie ins ‚Landstroad' (Sommergetreide) und ‚in Har' Palmbuschen gesteckt; treibt das Stäblein bis zum ‚Schnitt' aus, so heiratet noch in dem nämlichen Jahr die Person, welche es hineingegeben hat. Der Palmbusch im Feld wehrt den Schauer ab. Einige schreiben das Johannes-Evangelium dreimal ab, binden je eine Abschrift an einen Palmbuschen und lassen sie weihen, um sie in die 3 Felder zu stecken."[27]

25 Dieser erste „Fragebogen über Erntesitten" ist verschiedentlich und zuletzt abgedruckt in: Wilhelm Hansen (Hg.): Arbeit und Gerät in volkskundlicher Dokumentation (= Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Heft 19), Münster 1969, S. 157 – 159.

26 Wilhelm Mannhardt: Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde. Danzig ^{2}1866.

Die gut ein halbes Jahrzehnt später verfaßte Schilderung in „Die Ernte in Oberösterreich" ergänzt die obige Darstellung in einigen Punkten: „Ist am Palmsonntag schönes Wetter, wird ein fruchtbares Jahr, ein besonders günstiges Anzeichen ist es, wenn während der ‚Palmweihe' /:kirchl. Ceremonie:/ die Sonne hell scheint; da gerathen alle Arten Früchte.

Treibt der ‚Palmbuschen oder Palmbesen', den man in den Acker steckt, aus, so wird ein gutes Jahr. Wie ‚der Palm', so's Korn; d.h. die Witterung des Palmsonntags bestimmt im vorhinein das Ergebnis der Kornfechsung. –

‚Der Palmbuschen' /:Steinerkirchen, Traunviertel:/. Zu den Palmbuschen, welche nach katholischem Brauch am Palmsonntag in der Kirchen geweiht werden nimmt man:

1.) Zweiglein von der weißen Felber, der ‚Weide';
2.) Felberschüß', d.h. frische Schößlinge der gelben Weide oder der ‚Felber';
3.) Haselschüß';
4.) ‚Segenbaum', Sebenbaum, junip. Sabin. Lin.;
5.) Zwilinden, d.h. Seidelbast;
6.) Eichenzweiglein;
7.) Schradl, ilex aquifol., Lin.;
8.) Albárázweiglein; Albárá, populus alba;
9.) Kranawitwipferl;
10.) Wintergrün, hedera helia, Lin.
11.) Buchsbaum.

Zu Stäblein werden junge Haseln, zu Widlein dünne Ruthen der ‚Felber' gebraucht. Die ‚Mudln' /:Samenknospen:/ liefert die Weide. Es wird jedoch dazu bemerkt, daß sich selten ein Palmbuschen findet, der alle diese Stücke in sich vereinigt. Solche Palmbuschen steckt man am Palmsonntag selbst, oder am Ostermontag in Acker und Wiesen, auch in die Getreidekästen. Im Innviertel hat man ‚Palmbäume', mit Äpfeln geschmückt. Sie werden, aus der Kirche heimgebracht, der Äpfel entledigt und ins Freie, häufig in den ‚Wurz- oder Pregarten' gesteckt, woselbst sie 8 Tage bleiben, sodann aber, wieder entfernt, im Getreidekasten aufgehoben werden."[28]

Baumgarten hat hier auf den schon 1862 veröffentlichten 1. Teil seiner „Volksmässigen Ueberlieferung", „Zur volksthümlichen Na-

27 A. Baumgarten (wie Anm. 11), S. 97.
28 A. Baumgarten (wie Anm. 24), Pkt. 22.

turkunde", zurückgegriffen, wo sich eine weitere Ergänzung zum „Palmbuschen" findet: „Nicht selten bindet man auf den Palmbuschen Aepfel, welche für diesen Tag eigens aufbewahrt wurden; die Zahl schwankt zwischen 1 – 5, beträgt aber kaum jemals mehr.

Mitunter bindet man in den Palmbuschen auch ein Päcklein Wicken, um sie nach der Weihe den Tauben zu füttern, damit sie ‚das Flöogad nicht fahe'.

Auch ein rothes Seidenband sieht man öfters angebunden, welches nöthigen Falls wider das ‚Leogföer' (Rothlauf) gebraucht wird. – Der Grund, warum man den Palmbuschen eben so zusammensetzt, liegt in der Meinung, welche man von den verschiedenen Bestandtheilen desselben hat.

Von dem Buchsbaum heisst es zwar, er diene als Zier. Den Segenbaum nimmt man, weil auf ihm und überall, wo er ist, der Segen Gottes ruht; er fehlt daher auch nicht leicht in dem Palmbuschen. Schrádl kommt vorzüglich in die Büschlein, welche für den Stall, besonders Rossställe, bestimmt sind. Er verhindert den Teufel, das Vieh, vornehmlich die Rosse bei der Nacht zu quälen, zu ‚reiten'. Dasselbe gilt von den Eichenzweigen, nur dass sie weit häufiger als Schrádl und besonders die gebraucht werden, woran wenigstens etwas altes Laub ist. Sie halten überall, in Stuben und Ställen und auch auf Feld und Acker, Teufel und Hexen ab. Die Kranewiten haben dieselbe Kraft; wo Kranewiten sind, da können Teufel und Hexe nicht hin. Die Beziehung der Haselstaude zu Ernte und Stall wurde bereits besprochen. Von der Zwülindn heisst es, sie hätte eine besondere Kraft, weil dem Heiland, als er seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt, nebst Palmen auch Zwülindn gestreut wurden; Er also selbst darüber gewandelt ist. –

Am häufigsten jedoch, denn es findet sich vielleicht kaum *ein* Palmbuschen, der die angeführten Stücke sämmtlich in oder an sich vereinigte, nimmt man neben den Palmzweigen und Palmmu'ln Segenbaum, Zwülindn, Hasel- und Eichenzweige; ebenfalls noch häufig kommen Schrádl, Kranewiten, ‚Albárá'- und Felberzweige und Wintergrün vor, am seltensten Buchsbaum u. Wicken. –

Von dem Gebrauche der Palmbuschen wird zu dem bereits Angeführten der Vollständigkeit halber noch bemerkt, dass man sie auch in die Getreidekästen steckt und bei Hochgewittern Theile davon ins Feuer wirft. – Man geht nüchtern zur Palmweihe und isst, heimgelangt, vor allem andern 3 Palmmu'l. –

Wenn der Palmbuschen bis zum Schnitt austreibt, heirathet die Person, welche ihn in das Feld gesteckt hat. –"[29]

Baumgarten hat – das ist aus obigen Ausführungen herauszulesen – tatsächlich die Bräuche und Meinungen *der* Bevölkerung wiedergegeben und, zumindest in diesem thematischen Umfeld, eine persönliche Interpretation nicht eingebracht, als deklarierter „Sammler" wohl auch nicht einbringen müssen. Natürlich ging es ihm um die schon angeführte „Reinigung" der „Quelle volksmässiger Überlieferung", doch hat er, um beim Bild zu bleiben, den dort entspringenden Bach weder umleiten noch aufstauen müssen. Die ursprüngliche Wasserqualität ist somit auch heute noch gegeben; zu überprüfen, teilweise zu erneuern ist lediglich die Befestigung der Ufer: für Baumgarten bestand sie aus den Autoren, die er in den „mythologischen" Anmerkungen seiner Arbeiten anführte (wobei die Erwähnungen ausdrücklich für seinen Schülerkreis im Gymnasium gedacht waren), uns stehen bereits ungleich mehr und unterschiedlichere Baumaterialien zur Verfügung. Was uns ebenfalls zur Verfügung steht, sind spätere Erhebungen – die es allerdings nur zu bestimmten Themenbereichen gibt, auch im Umfeld der ansonsten bevorzugten Brauchforschung. So hat sich die Volkskunde mit Form und Verbreitung der Palmbuschen im 20. Jahrhundert intensiv auseinandergesetzt (worauf unten noch kurz einzugehen sein wird), was man – um zumindest einen weiteren Hinweis bei A. Baumgarten aufzugreifen – von den kirchlichen Erntedankfesten nicht behaupten kann. Vor allem die Zeit ihrer Einführung bleibt dort, wo sie überhaupt Erwähnung finden, merkwürdig diffus; auch lassen konkrete Anleitungen für die Gestaltung einer katholischen Feier (wie sie etwa Leopold Teufelsbauer 1933 im Umfeld volksliturgischer Bemühungen der Zwischenkriegszeit gegeben hat)[30] die Vermutung zu, sie wäre nur vereinzelt – und da uneinheitlich – begangen worden. In enger Verbindung mit dem damals propagierten „kirchlichen" Erntedank stehen Bemühungen um ein „weltliches" Pendant; die sich daraus ergebende Kombination von Festzug, Dankgottesdienst und Dorffest hat nach dem Zweiten Weltkrieg andere Bräuche und Meinungen rund um den Ernteschluß weitgehend in Vergessenheit geraten lassen. Gerade zu diesen bietet natürlich, den Mannhardt'schen Intentionen entsprechend, Amand Baumgartens „Die

29 A. Baumgarten (wie Anm. 4), 1862, S. 154f.

30 Leopold Teufelsbauer: Erntedankfest. Mit einem Liederanhang (= Liturgische Praxis, hg. v. Pius Parsch, Heft 9). Klosterneuburg b. Wien 1933.

Ernte in Oberösterreich" eine Fülle von Angaben. Sie interessieren hier nicht; was interessiert, ist eine vergleichsweise kurze Mitteilung, die in den veröffentlichten Aufsätzen von 1860 – 1869 keine Ergänzung findet: „Das kirchliche Erntefest, häufig ‚Dankfest' schlechthin genannt, hält man hie und da nach beendigter Ernte, an einem Sonn- oder Feiertag ab, anderswo an bestimmten, von Jahr zu Jahr sich gleich bleibenden Tagen, besonders gerne an Maria Geburts- oder Namensfeste.

Im Innviertel werden hin und wieder bei dieser Gelegenheit von Männern Wachskerzen, von Frauen Flachs geopfert. –"[31]

Sie – die Mitteilung – läßt in ihrer Konkretheit (was die noch wechselnden, andernorts auch schon fixierten Termine betrifft, insbesondere aber durch das verwendete Wörtchen „häufig") die oben angestellte und durch die Sichtung der einschlägigen späteren Brauchliteratur scheinbar abgesicherte Vermutung von nur vereinzelter Begehung kirchlichen Erntedanks als das erscheinen, was sie ist: als Hinweis auf unzureichende Quellenforschung. Sie würde sich bei diesem Thema mit Pfarrchroniken, Kirchenbüchern und ähnlichen Archivalien zu beschäftigen haben und wäre wohl auch für andere Bräuche im Spannungsfeld von Weltlichkeit und Liturgie noch immer notwendig.

*

Will man den Nachlaß von A. Baumgarten sinnvoll nutzen, so ist der aufwendige Vergleich mit seinen publizierten Arbeiten absolut notwendig. Darüber hinaus wird sich eine kritische Edition vor allem mit dem Wandel der letzten 125 Jahre zu beschäftigen haben. Im Falle der Palmbuschen ist dieser unschwer anzustellen. Franz Lipp hat sie 1952 in seinem Bilderatlas „Art und Brauch im Lande ob der Enns" mitbehandelt;[32] Ernst Burgstaller widmete dem Palmsonntag und insbesondere den Palmbuschen im Rahmen seines Buches über das oberösterreichische Jahresbrauchtum breiten Raum.[33] Die von ihm erstellten Karten und der ausführliche Kommentar im Atlas von Oberösterreich geben im Vergleich zu Baumgarten ein ungleich differenzierteres, diesen jedoch bestätigendes Bild;[34] Karte und Kom-

31 A. Baumgarten (wie Anm. 24), Pkt. 14.

32 Franz Lipp: Art und Brauch im Lande ob der Enns. Salzburg 1952: Brauchtum Sommerhalbjahr.

33 Ernst Burgstaller: Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Salzburg 1948, S. 78 – 86.

34 Ernst Burgstaller: Frühlingsbrauchtum. Atlas von Oberösterreich, 3. Lieferung, Blatt 52 (52 b. Das Brauchtum der Palmbäume) und Erläuterungsband z. 3. Lfg.

mentar im Österreichischen Volkskundeatlas ergänzen es, u.a. im Hinblick auf einen österreichweiten Vergleich.[35] Die von A. Baumgarten befürchtete „Zersetzung" scheint nicht eingetreten zu sein, ganz im Gegenteil: die bei Erhebungen im 20. Jahrhundert festgestellte Formenvielfalt spricht eher für eine Luxurierung der Palmbuschen – eine Entwicklung, die im Umfeld kirchlich geprägter und sanktionierter Bräuche keineswegs alleine steht, man denke nur an Weihnachten, Erstkommunion und ... So gesehen bedürften die gesamten Materialien besagter vergleichender Sichtung; allenfalls wäre dieser Vergleich bezüglich Themen, deren Aktualität sich in volkskundlichen Arbeiten der Gegenwart alleine deshalb nicht widerspiegelt, weil kaum Forschungen angestellt wurden, ungleich lohnender. Gedacht sei insbesondere des Feldes der „Superstitio", des Aber-, Volks- oder wie auch immer -Glaubens.[36] Dieter Harmenings diesbezügliches Kapitel im bayrischen Volkskundehandbuch ist überwiegend historisch ausgerichtet,[37] wenngleich unübersehbar ist, welche Rolle naturwissenschaftlich nicht abgesicherte Vorstellungen heute im Umfeld religionsartiger Vereinigungen und speziell im Alltag spielen. Amand Baumgartens „Materialien" könnten, abseits seiner zeitgemäß-mythologischen Deutungsversuche, wieder an Bedeutung zunehmen, wenn man zum einen ihr „Fortleben" untersucht, zum anderen Martin Scharfes „Revision von Thesen von Volksreligiosität"[38] nachvollzieht, in welcher er u.a. die Überwindung der „infantile(n) Opposition zu den Kontinuitätsthesen des 19. Jahrhunderts" fordert.[39] Vielleicht gewänne unter diesen Voraussetzungen auch manche Passage in A. Baumgartens Aufzeichnungen erneut Gewicht? Jedenfalls wiederzuentdecken: Pater Amand Baumgarten!

Linz 1971, S. 88 – 102.

35 Monika Habersohn: Formen des Palmbuschens. In: Österreichischer Volkskundeatlas, 6. Lieferung/2. Teil (1979), Bl. 107 a, b und Kommentar.

36 Auf die Problematik des Wortes „Aberglaube" sei an dieser Stelle immerhin verwiesen. Vgl. dazu: Christoph Daxelmüller: Vorwort. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 1, unveränderter Nachdruck der Originalausgabe von 1927. Berlin – New York 1987, S. V – XL, hier S. XXV – XXXII.

37 Dieter Harmening: Superstition –‚Aberglaube'. In: Edgar Harvolk (Hg.): Wege der Volkskunde in Bayern (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 25). München – Würzburg 1987, S. 261 – 292.

38 Martin Scharfe: Legales Christentum. Eine Revision von Thesen zur Volksreligiosität. In: Westfälische Forschungen 42/1992, S. 26 – 62.

39 Ebenda, S. 59.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 289 – 309*

Von Jungfrauen, Blasmusikkapellen und Hausierern ...[1] Zur Emblematik der Kastelruther Tracht

Von Franz Grieshofer

Die Tracht im Dienste kirchlichen Pranges

Wie Hallstatt und Traunkirchen, um einen Vergleich aus der Heimat des Jubilars heranzuziehen, verbindet man auch Kastelruth mit seiner Fronleichnamsprozession. Ist es im Fall der Salzkammergutorte die Prozession über den See, so sind es in der Südtiroler Seiseralmgemeinde die schönen Trachten, die dem Umgang ein unverwechselbares Gepräge verleihen. In bunter Folge reihen sich die einzelnen Gruppen – nach altem Herkommen streng nach Alter, Geschlecht und Stand getrennt – hinter dem Prozessionskreuz: zunächst die Knaben mit ihren Fahnen und einer Aloisiusstatue, die Schüler mit dem Michaelskreuz und der Michaelsstatue, die Jünglinge mit ihrer Bundesfahne und dem Schutzengel, die Jungmänner und schließlich die Männer mit dem hl. Josef in ihrer Mitte, danach die Musikkapelle in ihrer altartigen Tracht, die Schützen, der Chor, die Laternenträger, die Ministranten und die Geistlichkeit mit dem Allerheiligsten unter dem „Himmel", der von vier Bauern in alter Tracht und mit blumenbekränztem Haupt getragen wird. Gleich dahinter schreiten die Vertreter der öffentlichen Körperschaften. Ihnen folgen die Kommunionkinder, die Mädchen mit der Notburgastatue, dann die wohl eindrucksvollste Gruppe der Jungfrauen mit Fahne und einer Statue der Unbefleckten Maria und schließlich die Frauen in den alten Trachten.[2] Dazu die blühenden Sommerwiesen, umrahmt von der mächtigen Kulisse des Schlern – alles in allem ein imposantes Schauspiel.

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrages im Salzburger Landesinstitut für Volkskunde am 8.10.1992.

2 Fronleichnamsprozession in Kastelruth. In: Gunther Kapfhammer, Brauchtum in den Alpenländern. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. München 1977, S. 86 – 88, 1 Abb.

All diese Pracht dient der Verherrlichung der Eucharistie. Besonders während der Gegenreformation gestaltete man die Fronleichnamsprozessionen zu wahren Triumphzügen aus, zum Zeichen der göttlichen Allmacht und zur Demonstration kirchlicher Stärke. Man bediente sich jenes Instrumentariums, dem man auch bei der Huldigung weltlicher Herrscher begegnet. Dazu gehört die Verwendung eines von auserwählten Personen getragenen Baldachins („Himmel"), der Aufmarsch festlicher Musik, wobei die Pauken und Trompeten im 19. Jahrhundert von der Blasmusikkapelle abgelöst wurden, das Ehrengeleit der in historische Uniformen gekleideten Gardisten und „Partisaner", die Böllerschüsse oder die Ehrensalven der „Himmelsschützen", das Bestreuen der Wege mit Blumen, etc. Dazu gehören auch die schweren Kirchenfahnen und die Tragefiguren, die vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert stammen und Ausdruck katholischer Restaurationsbemühungen sind.

Ein wesentliches Element des Pranges stellt die festliche Kleidung der Teilnehmer dar. Das gilt, wie eingangs bemerkt wurde, ganz besonders für Kastelruth. Hier weist die Prozessionskleidung nämlich einen eigenen Kleiderstil auf, der sie nicht nur von der üblichen Alltags- und Sonntagstracht unterscheidet, sondern auch zu einem Spezifikum gegenüber anderen Orten, zu einem Indentifikationssymbol für Kastelruth werden läßt.[3]

Das trifft speziell auf die Tracht der Himmelträger und auf jene der Jungfrauen zu (Abb. 1). Letztere tragen zum langen, in enge Falten gelegten Rock und dem mit grünen Samt- und Seidenbändern eingefaßten Schnürmieder aus rotem Wollbrokat am Prozessionstag eine weiße Schürze samt bunten Schleifen, weiße, aus Baumwollgarn gestrickte „Stützeln", einen weißen spitzenbesetzten, die gesamte Schulter bedeckenden Goller, sowie ein mit Blumen und Flitter geschmücktes Krönchen, das dem gesamten Erscheinungsbild einen besonderen Glanzpunkt verleiht.[4] Die Jungfernkrone, um beim sprechendsten Accessoire zu bleiben, hebt die solcherart Gekleideten als eine durch Geschlecht, Alter und sozialen Status ausgezeichnete Gruppe hervor. Darüber hinaus symbolisiert sie Jungfräulichkeit und Tugendhaftigkeit. Um sich dieser Auszeichnung würdig zu erweisen,

3 Hans Fink, Zum Kastelruther Trachtenwesen. In: Gemeinde Kastelruth. Vergangenheit und Gegenwart. Red. Josef Nössing. Kastelruth 1983, S. 359 – 363, Abb.

4 Herlinde Menardi, Jungfrauen- und Brauttracht in Gröden und Kastelruth. (Der Trachtler, 10, 1982, Nr. 28, 3 – 4, 2 Abb.).

muß die Trägerin den dörflichen Wertvorstellungen entsprechen. Die Inanspruchnahme der Krone verlangt die genaue Befolgung der sittlichen Normen, andernfalls riskiert die Trägerin, „ins Gerede zu kommen".[5] Mit dem öffentlichen Auftreten in der Jungfrauentracht unterwirft sich die Trägerin der dörflichen Kontrolle, wobei der Zwang zur Konformität bekanntlich mit dem Grad der Bindung an eine Gruppe bzw. an einen Anlaß steigt.

Es ist daher bestimmt kein Zufall, daß gerade bei kirchlichen Festen die Tracht einen so hohen Stellenwert einnimmt.[6] Durch die enge Bindung etwa an die Fronleichnamsprozession kommt es zu einer Gleichsetzung der Tracht mit dem religiösen Anlaß. Die Prozessionstracht wird zum Ausdruck religiösen Bekenntnisses.

Die Markierung eines festlichen Anlasses mit Hilfe der Tracht kommt aber auch bei der Hochzeit zum Tragen. Bei dieser Gelegenheit entfaltet sich, wie Paul Tschurtschentaler über „Die Brauttrachten jenseits des Brenners" schreibt, das Schmuck- und Prunkbedürfnis am reichsten.[7] Wie man aus alten Inventaren und Schilderungen weiß, trifft seine Feststellung wiederum insbesondere auf Kastelruth zu. Als Zeuge kann man Beda Weber anführen, der bereits 1838 berichtet:[8] „Beide Geschlechter kleiden sich sehr reichlich, an Festtagen sogar kostspielig, und hängen ihr Gelt lieber an ihre Person, als an den Besuch des Wirtshauses." Diese wertvolle Ausstattung war, wie Tschurtschentaler weiter bemerkt, aber nicht der Willkür der Braut überlassen, sondern sie mußte sich dem Diktat der Allgemeinheit beugen, die von der Braut die Hervorhebung durch die Kleidung am Tage der Hochzeit geradezu forderte. Tschurtschentaler sieht in diesem Gebot eine Heiligung der Brauttracht.

5 Eine Parallele dazu stellte einst der Waffenrock dar, der als „Ehrenkleid" ebenfalls nicht „besudelt" werden durfte. Andernfalls hatte der Träger mit Konsequenzen zu rechnen bzw. mußte er sie selber ziehen.

6 In Oberösterreich nehmen die Goldhaubentrachten diese Rolle ein. Hier haben sie sich allerdings – nicht zuletzt aufgrund kulturpolitischer Einflußnahmen – zusätzlich das Image einer Repräsentationsgarderobe für Anlässe jeglicher Art eingehandelt. – Zur Entwicklung der Goldhaube siehe Franz C. Lipp, Goldhaube und Kopftuch. Linz 1980.

7 Paul Tschurtschentaler, Die Brauttrachten jenseits des Brenners. (Tiroler Heimatblätter 10, 1932, S. 343 – 370).

8 Beda Weber, Das Land Tirol. Handbuch für Reisende. Innsbruck 1838, II, S. 230.

Die Rolle der Alttracht

Die sakrale Aura der Tracht wird laut Tschurtschentaler aber noch durch ein weiteres Merkmal gesteigert: durch ihre Altertümlichkeit.

Diese Beobachtung findet bei Josef Friedrich Lentner eine frühe Bestätigung. Der bayerische Maler und Literat registriert nämlich bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts den Trend, daß die Landleute nicht das Neue und Moderne als das Festliche und Würdigste an ihrer Tracht schätzen, sondern immer das, was für den gewöhnlichen Gebrauch bereits abgelegt worden ist, das Altertümliche, Großväterische. Er schreibt:[9]

„Selbst da, wo die eigentliche Tracht bereits allgemeineren Formen weichen mußte, wird man bei besonders festlichen Gelegenheiten sie sicherlich zu sehen bekommen; wo sie nur teilweise besteht, wird sie dann vollständig auftreten, und wo sie noch gang und gäbe ist, einer älteren, noch originelleren Platz machen. Schon das gewöhnliche Festgewand hält sich genauer an die überlieferten Schnitte, Farben und Zutaten; die allenfallsigen Neuerungen, deren man sich an einem Werktags- oder ordinären Sonntagskleide nicht schämt, würde man zum hohen Prunke nicht anzunehmen wagen. Am sorgfältigsten aber wird vom Kopfe bis zur Sohle alles nach der guten, ehrlichen Vätersitte zusammengefaltet oder ausgebreitet, wenn es sich darum handelt, in der bestmöglichen Würde „ehrbarig" aufzutreten an den wichtigsten Haus- und Kirchenfesten. Darum sind Hochzeiten und Prozessionen die erfreulichsten Schaugenüsse für den, der im Gewande des Volkes etwas mehr sieht, als eine gleichgiltige Mummerei. An diesen Tagen tauchen aus den Truhen und Schränken eine Menge der echtesten und ältesten Prachtstücke auf. Vielfach erscheint die Braut in ganz ungewöhnlichen Kleidern, wohl auch der Bräutigam mit eigenen Auszeichnungen, und ebenso wechseln sie die Kleidung bei den Verkündtagen, beim Handstreich- oder Stuhlfest, bei der Seelenmesse für die Brauteltern. Da schürzen sich die Kranzjungfern und setzen stolz das Krönlein ins eigens dazu gezopfte Haar, und in gleicher Weise putzen sich die Jungfrauen, die beim Umgange die Schwesterschaftsfahnen und die Tragaltäre mit den Marienbildern handhaben; im vollständigen Staate stolzieren auch die Buben und Männer, wenn sie mit dem Stutzen im Arme als Schützen in Reih'

9 Josef Friedrich Lentner, Über die Volkstracht im Gebirge. (Zs. f. österr. Volkskunde, 11, 1905, S. 1 – 16 und 145 – 158, 4 Abb., hier S. 4).

und Glied treten. Weil solche Gelegenheiten nicht zu häufig vorkommen, so werden die festlichen Gewänder auch in den Augen der Landleute zu Seltenheiten und vom jüngeren Geschlechte mit weit offenen Augen, nicht selten auch mit einem Lächeln angestaunt. Selbst Trägerinnen solch ungewöhnlicher Verschönerung sah ich häufig ihren eigenen Aufputz geschämig verlachen. Auf keinen Fall würde man es wagen, diese Festgewänder oder auch nur ihre Form zum gewöhnlichen Gebrauche anzuwenden, am Montag würde sogar häßlich heißen, was am Sonntag als wunderschön galt. Keine der Jungfrauen, die so stolz am „Blutstage" oder am Säkulum einhergeschritten, würde zu bewegen sein, in gleichem Anzuge den gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst zu besuchen. ‚Da würd' ich wohl ausgelacht', heißt es nicht ohne Grund."

Dieser Wertschätzung gegenüber der aus der Mode gekommenen Alttracht begegnete auch Erna Moser-Piffl, die in Verbindung mit der Kulturkommission des Ahnenerbes Anfang der 40er Jahre eine graphische Dokumentation der Trachten in Südtirol durchführte. Überall wo sie hinkam, holte man die alten Festtrachten aus den Truhen hervor, die bei Hochzeiten oder beim Umgang noch in Verwendung standen, um sich darin von der Künstlerin im Bild festhalten zu lassen. Das Österreichische Museum für Volkskunde konnte diese einzigartige Serie von Aquarellen erwerben und sie zusammen mit alten Bildquellen und Sachzeugnissen aus der eigenen Sammlung 1978 in einer Ausstellung zeigen.[10] Unter den porträtgetreuen Bildern finden sich die Darstellungen eines Hochzeitsjunkers und eines Hochzeitsladers aus Kastelruth. Martha Marmsoler aus Kastelruth Nr. 49 hielt Erna Moser-Piffl in der Tracht der Marketenderin fest (Abb. 3). Barbara Rier aus Seis am Schlern Nr. 36 zog für sie die Fronleichnamstracht an (Abb. 4).

Neben diesen Blättern ist noch auf ihre Serie von Aquarellen und Zeichnungen aus dem benachbarten Gröden zu verweisen, dessen Trachten ja bekanntlich eine verblüffende Übereinstimmung mit Kastelruth zeigen.

10 Südtiroler Volkstrachten in Sachzeugnissen, alten Bildquellen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffl. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, hg. v. Klaus Beitl und Franz Grieshofer, Selbstverlag des Österr. Museums f. Volkskunde, Wien 1978, 86 S., 8 Abb.

Von der Prozessionstracht zum Kostüm

Die funktionelle Bindung an bestimmte kirchliche Festtage bzw. an die Hochzeit und die verpflichtende Rolle innerhalb der jeweiligen Gruppe haben dazu geführt, daß die Trachten in Kastelruth ihre Altertümlichkeit und ihren Reichtum bis in die Gegenwart beibehielten. Dieser Umstand wiederum lenkte sehr früh die Aufmerksamkeit auswärtiger Besucher auf die Kastelruther Trachten. Daraus ergab sich eine Wechselwirkung, die im Laufe der Zeit zu einem Funktionswandel der Prozessionstrachten führte.

Die Fronleichnamsprozession von Kastelruth wird jährlich von tausenden Besuchern bewundert. Man darf aber annehmen, daß der Großteil nicht wegen der Eucharistiefeier nach Kastelruth kommt, sondern wegen des prachtvollen Schauspiels, das der Umgang bietet. Inmitten einer einzigartigen Landschaft erhält der Besucher ein religiöses Kulturspektakel vorgeführt, das seinesgleichen sucht. Um die bewußt erzeugte Erwartungshaltung der Besucher nicht zu enttäuschen und um sie weiterhin anzulocken, behält man den traditionellen Prang bei, obwohl dieser dem Kirchenverständnis des II. Vatikanischen Konzils widerspricht. Denn Ehrfurcht vor der Schöpfung und Solidarität mit den Mitmenschen bedürfen nicht der Äußerlichkeit, sondern innerer Werte und Einstellungen. Von seiten der Kirche könnte daher auf die Prozessionstrachten verzichtet werden. Sie hält aber weiterhin daran fest, um den Nimbus der Einmaligkeit zu wahren. Die Fronleichnamsprozession von Kastelruth gerät damit zu einem Kostümaufzug. Ihr Prang dient dem Ansehen von Kastelruth. Die Teilnahme in den alten Trachten wird zu einem Solidaritätsakt für die Gemeinde, wobei die Verpflichtung zur Mitwirkung aus der Mitgliedschaft zum jeweiligen Verein erwächst.

Historisierung der Tracht

Die Zurschaustellung führte um die Jahrhundertwende zur Neuanschaffung von historischen Trachten. Aus Kastelruth wandte man sich dabei sogar mit einem Aufruf um Spenden „Zur Erhaltung der alten Tracht" an den Verein für Volkskunde in Wien. Den Wortlaut findet man im 2. Jahrgang der Zeitschrift für österreichische Volkskunde wiedergegeben:[11]

11 Zur Erhaltung der alten Trachten. (Zs. f. österr. Volkskunde, 2. 1896, S. 288).

„Bei dem einzig schönen Feste am 1. Juni in Bozen und bei der in jeder Gemeinde des deutschen Tirol am 14. Juni mit Aufgebot aller Mittel abgehaltenen Herz Jesu-Feier hat es sich wieder gezeigt, was für einen Wert die alten Trachten haben. Denkt euch diese Trachten hinweg, was bleibt dann von der herrlichen Bozener Procession, was bleibt von allen Feierlichkeiten in Berg und Thal noch übrig? Man mag sagen was man will, zu einem echten und rechten Tiroler Feste gehören die alten Trachten. ...

In dieser Hinsicht können wir von Kastelruth sehr Erfreuliches berichten. Hier geht die bei 40 Mann starke tüchtige Musikcapelle daran, sich in jene ganz alte Tracht zu kleiden, die nur mehr in den bei festlichen Processionen fungierenden vier „Himmelträgern" vertreten ist. Diese Tracht mit ihren ausgesprochenen Anklängen an die mittelalterlichen Kostüme steht wohl einzig da im ganzen Lande Tirol; besonders Halskrause, Wams, Gurt und Schuhe dürften anderswo kaum mehr zu finden sein.

Eine ganze Musikcapelle, in diese ungemein malerische und von allen Fremden viel bewunderte Tracht gekleidet, muss schon durch ihr bloßes Erscheinen überall freudigen Willkomm finden, und auch nach anderen Seiten hin auf die Erhaltung der Volkstrachten mächtig einwirken."

Ob von den Vereinsmitgliedern tatsächlich Spenden beim Kapellmeister Peter Mayregger, dem Lammwirt von Kastelruth, einlangten, entzieht sich unserer Kenntnis. Insgesamt muß der Geldfluß aber ausreichend gewesen sein, denn im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde findet sich ein Atelierfoto, auf dem sich einzelne Vertreter der Musikkapelle stolz in den neuen Uniformen präsentieren (Abb. 2). Auf den Brusttüchern der beiden Musikanten hat man sogar die Eckdaten festgehalten: 1796 – 1896. Die beiden Jahreszahlen dokumentieren nicht nur das 100jährige Jubiläum der Musikkapelle, sondern auch das Jahr der Neueinkleidung bzw. jene Zeitmarke, aus der man die historische Vorlage für die Uniform entlehnte.

Das Österreichische Museum für Volkskunde besitzt in seiner Photothek unter den ersten Zugängen noch eine weitere Serie von Fotos mit Grödner und Kastelruther Trachten, deren Herkunft auch ohne handschriftlichen Vermerk leicht erkennbar ist. Dennoch nimmt man die Hinweise dankbar zur Kenntnis, denn dadurch erfährt man, daß die heute übliche Brauttracht um 1895 noch neu war, während

die alte Brauttracht von den Marketenderinnen beibehalten wurde. Die vom Innsbrucker Verlag S. A. Czichna herausgegebenen Fotos tragen außerdem den Aufdruck: „Approbirt vom Trachten-Comitee des Tiroler Landes-Verbandes" (Abb. 5 und 6).

Dazu bemerkt Josef Ringler in einer grundsätzlichen Betrachtung des Tiroler Trachtenwesens, daß mit der Erneuerung der alten Trachten keine kontinuierliche Weiterentwicklung der bäuerlichen Standestracht erreicht wurde, sondern daß damit nur eine Umwandlung in Uniformen für Schützen und Musikkapellen erfolgte.[12] Die Wiederbelebung der historischen Tracht (im Unterschied zur Trachtenpflege), die vor allem durch die Kaiser-Jubiläumsfestzüge und die Jahrhundertfeier des Tiroler Freiheitskampfes ausgelöst wurde, diente nämlich vorrangig dem Bedürfnis neuer Bevölkerungsschichten, die damit ihren Patriotismus und ihre lokale Eigenständigkeit unter Beweis stellen wollten. Die dabei erzielten Kreationen gerieten freilich nicht selten zur Maskerade.

Die Zeitströmung des Historismus hatte eben auch die Trachtenbewegung erfaßt. Es ist allerdings interessant, daß man bei der Erneuerung nicht auf mittelalterliche oder renaissancezeitliche Formen zurückgriff, sondern auf Trachten aus der Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Entdeckung und Fixierung der Tracht

Bekanntlich erfolgt in dieser Zeit – aus unterschiedlichen Gründen – eine Hinwendung zum Volk und die Beachtung der ländlichen Kultur. Bei dieser „Entdeckung" gelangt auch die Kleidung ins Blickfeld des Interesses. Durch die Beachtung von außen wird aus dem bäuerlichen Gewand das Konstrukt „Tracht" und es kommt in der Folge zur Fixierung und zum Festhalten an einem momentanen Kleiderstil.

Dieser Vorgang ist inzwischen hinlänglich erforscht. Für Tirol hat etwa Gertrud Pesendorfer die Entdeckung und die künstlerische Wiedergabe der Tiroler Tracht im Trachtenbild untersucht.[13] Dabei erwähnt sie sämtliche Trachtenserien, die Darstellungen der Kastelruther Tracht enthalten. Einige Blätter davon sind auch im Österreichi-

12 Josef Ringler, Grundsätzliche Bemerkungen zum Trachtenwesen unserer Zeit. (Tiroler Heimatblätter 10, 1932, S. 322 – 325).

13 Gertrud Pesendorfer, Das Tirolische Trachtenbild. (Tiroler Heimatblätter 10, 1932, S. 326 – 342).

schen Museum für Volkskunde vorhanden.[14] Als Beispiel sei hier nur der 1821 von Tranquillo Mollo in Wien verlegte kolorierte Kupferstich angeführt, auf dem die „Hochzeitstracht vom Berge Kastelrutt" in der uns geläufigen Form zu sehen ist (Abb. 7). Zur Neueinkleidung der Blasmusikkapelle im Jahr 1896 dienten derartige graphische Blätter als Vorlage.

Wann kam es aber zur Ausformung dieses unverwechselbaren Kleiderstils und was waren die Ursachen dafür?

Geschichte und Entwicklung der Tracht

Die Geschichte und die Entwicklung der Tracht können speziell in Tirol inzwischen gut überblickt werden. Zuletzt legte Herlinde Menardi einen informativen Abriß vor.[15]

Im Mittelalter gab es noch keine besondere Lokaltracht. Die allgemeine Kleidung bestand bei den Männern aus einem Leibrock (Kittel), einem Beinkleid und einem Mantel aus Leinen bzw. Loden. Die Frauen trugen längere, bis zu den Knöcheln reichende und in Falten gezogene Röcke. Im Gegensatz zur ritterlich-höfischen Oberschicht blieb die Kleidung der Landbevölkerung, die ihre Stoffe selbst herstellte, unauffällig grau oder dunkel.

Ab dem Spätmittelalter kommt es dann zu einem zunächst zögernden, mit Fortschreiten der Zeit aber zu einem immer lebhafteren Austausch zwischen der adelig-bürgerlichen Kleidung und dem bäuerlichen Gewand. Nun begannen auch wohlhabende Bauern Kleiderstoffe für die Festtagstracht zu kaufen und sich der modischen Kleidung durch die Betonung des Körpers anzupassen, wobei Kleiderordnungen dafür sorgten, daß die „gottgewollte" Ständepyramide nicht in Unordnung kam.

Über die Kleidung in Kastelruth während dieser Epoche weiß man durch die Veröffentlichung von Franz Colleselli recht gut Bescheid.[16] Anhand von 34 Nachlaßinventaren für Männer und 8 für Frauen aus der Zeit zwischen 1576 und 1600 bekommt man einen genauen

14 Im Katalog Südtiroler Volkstrachten (s. Anm. 10) enthalten.

15 Herlinde Menardi, Geschichte und Entwicklung der Tracht in Tirol. In: Kleidung – Mode – Tracht. Hg. v. Klaus Beitl und Olaf Bockhorn, Wien 1987, S. 245 – 262, 9 Abb. (= Buchreihe der Österr. Zs. f. Volkskunde, Bd. 7).

16 Franz Colleselli, Zur Kastelruther Tracht des 16. Jahrhunderts. (Tiroler Heimatblätter 32, 1957, S. 97 – 104).

Einblick über den Umfang, die Beschaffenheit und die Farbe der Kleidungsstücke. Das tatsächliche Aussehen der einzelnen Teile bleibt jedoch im Unklaren. Dazu bemerkt Colleselli resümierend, daß die Angaben aus Kastelruth bei einem Vergleich mit Nordtiroler Verlassenschaftsinventaren kaum Unterschiede zeigen. „Sollte damals die Tracht in Tirol einheitlich oder der Unterschied zwischen den einzelnen Landesteilen geringer gewesen sein, als wir heute annehmen?"[17] Um 1600 spielte die regionale Differenzierung offenbar noch keine besondere Rolle. Die Kleidung war weiterhin Standeskleidung, wobei die Kastelruther sich aufgrund ihres Getreidehandels nach Bozen wohl schon einen geringen Kleiderluxus leisten konnten.

Den Verlassenschaftsinventaren vom Ende des 16. Jahrhunderts können hier erstmals aus Kastelruth weitere aus der Zeit um 1800 entgegengestellt werden:[18] zwei Verlassenschaftsabhandlungen von Männern aus den Jahren 1799 und 1808 und vier von Frauen aus den Jahren 1740, 1800, 1811 und 1813. Zur besseren Übersicht und Vergleichbarkeit sollen die Inventare nur tabellarisch dargeboten werden. Zuerst jene von

Anton Gasser (1799)[19] und	Michael Goller (1808)[20]
3 Röcke 1 besserer lodener	*2 Röcke 1 grauer lodener*
2 schlechtere "	*1 schlechterer "*
	1 Joppe
1 löderes Hemd	*4 Hemader 1 schwarztüchenes*
	2 lodene
	1 rothkramesines abgetragenes
1 lederes Leibl	*2 rote lodene Kamisöler*
2 Kreuzbrusttücher	*5 Kreuzbrusttücher*
1 besseres	*3 scharlachrote*
1 schlechteres	*1 blaues*
	1 rotes

17 Ebda, S. 104.

18 Für die Überlassung der Verlassenschaftsinventare habe ich Herrn Dr. Josef Nössing vom Südtiroler Landesarchiv in Bozen zu danken.

19 *Inventur so auf Absterben des Anton Gasser gewesenen Schmied zu Peterbrunn vorgenohmen worden,* den 6. Sept. 1799: St.A.BZ., Verfachbuch Kastelruth 1799, fol. 408 – 410.

20 *Kleider Beschreibschätzung des Michael Goller, gewesten Mitinhaber des Grafayhofs in Frasens ghts Kastelruth,* den 30. Jänner 1808: St.A.BZ., Verfachbuch Kastelruth 1808, fol. 278 – 279.

2 Paar Beinkleider samt Hebe
1 P bessere
1 P. schlechtere
2 Paar Strümpf
1 Paar Strickhosen
6 Hemden 3 harbene
3 rupfene

1 gespängelte Bauchbind

1 grüner Hut

2 schlechte fellene Hosen mit grünen Hebern
2 schlechtere detto
3 Paar weißwollene Strümpf
1 Paar Überstrümpfe
11 Hemden 3 harbene
5 bessere rupfene
3 schlechtere "
4 schlechte Binden
2 weiße Brusttücher
2 schwarze Halsflöre
5 Hüte 1 schwarzer
4 grüne schlechte
2 weiße schlechte Hauben
2 neue Pelzhandschuhe
2 lederne Kniebänder
1 Paar Halbstiefel
5 Paar Schuhe

Diese Gegenüberstellung weist zunächst keine großen Unterschiede beim Kleiderbesitz auf. Vor allem die Garderobe von Michael Goller scheint den allgemeinen Normen zu entsprechen. Interessanterweise zeigt ein Vergleich mit den von Colleselli publizierten Inventaren eine weitgehende Übereinstimmung der „Wörter". Andererseits lassen die Angaben über das Material und die Farbe erkennen, daß es innerhalb dieser Zeitspanne von 200 Jahren aber zu einer Standardisierung der Kleidung und zur Ausprägung eines einheitlichen, für Kastelruth typischen Kleiderstils kam.

Ähnliches kann von der Frauenkleidung gesagt werden. Sie erscheint freilich entsprechend des Bedarfes für die jeweiligen Jahreszeiten und diversen Anlässe vielfältiger und aufwendiger. Die Frauengarderobe ist im Schnitt um das Doppelte umfangreicher als jene der Männer. Da die Verlassenschaftsinventare der Frauen einen größeren Zeitraum umfassen, erhält man durch die Zusammenstellung der Angaben auch Anhaltspunkte für Entwicklungstendenzen.

Das erste, noch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammende Inventar betrifft die Verlassenschaft der *Christina Fultererin, des Hans Santifaller gewöste Ehewirtin* und wurde ad Actum genommen *beim Khienzl ob den Dorff ghts Kastlruth in 13. Dez. 1740.*[21]

21 St.A.BZ., Verfachbuch Kastelruth 1740, fol. 694 – 696.

Der verstorbenen Anna Trokerin ledigen Stands vorgenohmene Inventur fand am 4. März 1800 in der *Koflbehausung allda im Dorfe Kastelruth statt.*[22]

Die *Mobilien Beschreibung der Margareth Thomasethin* erfolgte am 12. Feb. 1811 am *Grafayhofe in Frasens Ldghts Kastelruth.*[23]

Die *Kleider-Beschreib= und Schätzung der Katharina Mahlvertheinerin, geweßte Ehegattin des Kristian Meßner Wirths zu S. Michael* fand schließlich am 27. April 1813 im eigenen Wirtshaus zu St. Michael statt.[24]

Für die nachfolgende Tabelle wird auch noch das Verlassenschaftsinventar der Maria Fulterin aus dem Jahr 1783 berücksichtigt, das Oswald v. Zingerle 1915/16 in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde veröffentlichte.[25]

	1740	1783	1800	1811	1813
Kittel + Mieder	4	6	6	6	6
Unterrock	–	1	1	–	1
Hemater	3	4	4	3	3
Joppe/Jöpplen	1	–	–	/5	/2
Schälklen	6	3	6	–	–
Tscheppel	–	6	–	9	7
Erbl	–	–	7	1	–
Hemden mit Erbl	1	12	16	13	10
Leibl	–	–	2	2	3
Unterärmel (P)	2	–	–	–	–
Stützlen bzw. Tätzlen (P)	–	1	5	6	9
Fürtücher	3	13	10	11	6
Brusttücher(-stecker)	2	8	20	21	17
Goller	2	12	22	–	11
Kreß	3	3	4	4	4
Hauben	9	15	8	6	3
Hüte	3	2	1	1	–
Schlappen	–	–	–	3	17
Strümpf (P)	–	4	9	8	9

22 St.A.BZ., Verfachbuch Kastelruth 1800, fol. 199 – 201.
23 St.A.BZ., Verfachbuch Kastelruth 1811, fol. 220 – 222.
24 St.A.BZ., Verfachbuch Kastelruth 1813, Nr. 36.
25 Oswald v. Zingerle, Zur alten Kastelruther Tracht. (Zs. f. österr. Volkskunde, 21/22, 1915/16, S. 120 – 125).

Halbstrümpf (P)	–	–	2	–	3
Strickhosen (P)	–	–	12	–	1
Gürtel	1	–	–	–	–
Schliffer (= Muff)	1	2	1	–	–
Schuhe	2	2	2	2	2

weiters werden erwähnt:
Handschuhe
Fürtuchbänder
Neßtlen (= Miederbänder)
Schnupftuch
Bettzeug

Zum besseren Verständnis seien dazu noch einige Angaben aus den Inventaren beigefügt: In allen 5 Inventaren steht bei den Kitteln jener mit *einem rothscharletinen Mieder und grien portlen* an erster Stelle, gefolgt von einem *Kittl mit blauem Mieder,* weiters einem mit *grünem Mieder mit plaben Pörtlen,* dazu *schlechte,* auch *zeigene* und 1811 und 1813 je ein *Sommerkittl.*

Bei den *Hematen* (wie bei der Männertracht kragen- und knopflose Jacken) besteht ebenfalls Übereinstimmung; jede Frau besaß ein *grün tüchenes,* ein *schwarz tüchenes* und ein *schwarz lodens Hemd,* dazu eventuell noch detto ein *schlechters.* Bei der *Joppen mit griener aufschlög* dürfte es sich um eine Jacke für den Winter handeln, während *5 abgetragene habene Jöpplen* wohl zur Arbeit verwendet wurden.

Nicht so leicht deutbar sind die Angaben zu den *Schälcklen* und zu den *Tscheppeln.* Da heißt es 1740: *Ain par rupfene Pfaiten ohne Erbl und 2 par Schälckhlen und 4 schälkhler;* 1783: *Drey weise Schälklen bzw. Ein Grien Beyens Tscheppl* und *Fünf Besser und schlechtere Blaue Tschepplen;* 1800: *1 blaubeienes Schälkl, 1 blaues Schälkl, 3 harbene weise Schälklen und 1 rupfes do;* 1811: *3 bessere und 4 schlechte blaue Tschaippe, 2 schwarze detto;* 1813: *1 blautüchenes Tscheppel, 1 Paar lodene detto, 2 Tscheppeln von Visselan, 1 grünes, 1 blaues und 1 schwarzes detto.* Man unterscheidet hier offensichtlich zwischen den weißen, harbenen Schälcklen und den blau- oder grünbeienen (?) bzw. schwarzen Tscheppeln, wobei zunächst nur Schälcklen aufscheinen, 1783 und 1800 beides nebeneinander (1800 werden allerdings auch die farbigen Teile als Schälckel bezeichnet) und ab 1811 nur mehr Tscheppel. Beim Tscheppel oder Tschoap handelt es

sich demnach um jenen nur bis zur Taille reichenden enganliegenden Oberteil mit „Schinkenärmeln", der meist separat getragen wird (in der Art eines Spenzers), in anderen Gegenden (etwa im Vintschgau) aber an den Kittel angenäht wird. Die 1800 extra angeführten *3 paar blaue Erbel, 2 scharze detto, 1 paar grüne Erbel* lassen darauf schließen, daß man die Ärmel mehrfach wechselte.

Die *2 Paar Unterärmel* (1740) gehören jedoch in die Kategorie der *Stützeln* und *Tätzeln,* von denen 1813 *1 Paar Belzstützlen, 3 Paar Sommer Tatzlen* und *5 Paar Spitztatzlan* aufgezählt werden. Sie bedeckten nur den Unterarm, letztere wurden aus weißem oder schwarzem Garn gestrickt.

Unter dem Mieder bzw. dem Leibel, das ab 1800 auftaucht, trug man das Hemd. Davon hatte jede Frau mindestens 10 Stück (1740 heißt es *ain par rupfene Pfaiten),* und zwar *ganzrupfene, rupfene mit harbenen Ärmeln* und solche ohne Ärmel.

Eine reiche Auswahl besaßen die Frauen auch an *Fürtüchern* (1783: *ein schwarz Kärdisans fürtuch, ein schwarz Werschetes detto, drey härbene Mäselänene, drey rupfene detto, ein schlecht mäselanes* und *zwey schlechte detto)* und an *Brusttüchern (Prustflöckh)* bzw. Bruststeckern, von denen eine Frau 1811 *16 schlechtere* und *5 bessere* besaß, wovon *1 mit Gold- und 1 mit Silberborden* versehen war.

Auffallend ist auch die große Anzahl der *Goller,* während man von den *Krėß* (plissierte Halskrausen) im Durchschnitt nur 3 hatte.

Auch an *Hüten* besaß man maximal 3 Stück: *zwei schwarze und einen grünen bzw. gelben.* Bei den schwarzen handelt es sich um die typischen *Knodlhüt,* wie sie 1783 genannt werden, bei den anderen um die breitkrempigen, moosgrünen Hüte, die auch heute noch von der Braut getragen werden.

Bei den Hauben gab es ebenfalls zwei Arten: jeweils *bessere und schlechtere blaue Hauben,* worunter die spitzen Wollhauben („Fozzelhauben") zu verstehen sind, und weiße (1783 heißt es *ein weiß schwarz eingetragene weiberhauben),* die man wahrscheinlich darunter trug. Bei den Schlappen handelt es sich hingegen um ein Netz, das die verheirateten Frauen (im Unterschied zur „Gretlfrisur" der Unverheirateten) über ihrem Haarknoten trugen.

Als *Beinbekleidung* dienten *rote und weiße Strümpfe* (die *wollenen* werden extra angeführt), *Halbstrümpfe* (wohl Socken oder Stutzen) und *Strickhosen,* worunter fußlose Wadelstutzen gemeint sind. Dazu besaß jede Frau *ein besseres* und *ein schlechteres Paar Schuhe.*

Die Tracht als Warenzeichen

Wie man aus den „Wörtern", aus den „Sachen" und aus den Bildquellen erkennen kann, erlangten die Trachten im Verlauf des 18. Jahrhunderts ihre lokale Ausprägung. Die Gründe dafür sind in der wirtschaftlichen Entwicklung zu suchen. In dieser Zeit erreichte nämlich die Grödner Hausindustrie einen ersten Höhepunkt.

Wie Arthur Haberlandt in seiner grundlegenden Untersuchung über „Die Holzschnitzerei im Grödner Tale" aufzeigte, reichen ihre Anfänge bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück.[26] Ihr Beginn ist mit dem Namen Christian Trebinger und ab der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der kunstbegabten Familie Vinazzer verbunden. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts kommt es zu einem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, der durch die Umstellung von der Einzelanfertigung sakraler Kunstwerke auf Massenproduktion ausgelöst wurde. Neben der serienmäßigen Herstellung von Kruzifixen und religiöser Kleinplastik verlegte man sich nun vor allem auf die Erzeugung von Holzspielzeug, das man auf dem Hausierwege selbst vertrieb. Laut Marina Demetz dürfte die Anregung zur Spielzeugproduktion von den Hausierern ins Tal gebracht worden sein.[27] Es entstand im Anschluß daran jedenfalls eine florierende Hausindustrie und ein gut organisiertes Hausierwesen, was dazu führte, daß zeitweise mehr Grödner im Ausland lebten als im Tal. Dank ihres regen Handelsgeistes blieben die Grödner im Vertrieb ihrer Erzeugnisse selbständig. Sie gründeten in der ganzen Welt eigene Verlagshäuser, deren Zahl zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf 350 anwuchs. Der Profit, an dem die gesamte Region und somit natürlich auch Kastelruth Anteil hatte, war beträchtlich.

Um sich von den Hausierern aus Berchtesgaden oder aus Oberammergau, die ja eine ähnliche Massenware vertrieben, abzusetzen, begann man die Originalität durch die bodenständige Tracht zu unterstreichen. Die Grödner und Kastelruther Händler stilisierten ihre Tracht zu einem Gütezeichen für ihre hausindustriellen Produkte. Der Tiroler Spielzeugverkäufer wurde in der Folge zu einem Stereotyp, dem man in den diversen „Kaufrufen" begegnet.[28]

26 Arthur Haberlandt, Die Holzschnitzerei im Grödner Tale. In: Werke der Volkskunst, II, Wien 1915, S. 1 – 27, 19 Abb., XIV Tafeln.

27 Marina Demetz, Hausierhandel, Hausindustrie und Kunstgewerbe im Grödnertal. Vom 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert. Innsbruck 1987, 253 S., 34 Abb.

Es ist interessant, daß sich zur selben Zeit auch bei der Produktion ein Stilwandel vollzieht. Man verlegt sich nämlich nun auf das Schnitzen und Fassen von volkstümlichen Genrefiguren und von kleinen Figuren in Grödner und Kastelruther Tracht (Abb. 8). Man produziert und verkauft sich gewissermaßen selbst.[29]

Der wirtschaftliche Aufschwung bestärkte die Kastelruther jedenfalls in ihrem Selbstbewußtsein und steigerte ihrerseits das Bedürfnis zur Nachahmung des vornehmen Kleiderstils, wie man ihn auf den Handelsreisen kennenlernte. Auf diese Weise fand die rote Farbe, wie sie auch von den Bürgern der Augsburger Gegend bevorzugt wurde, im Verlauf des 18. Jahrhunderts Eingang in die eigene Festtracht. Die Frauen übernahmen die Schaube, ital. giubba, die in den Kastelruther Inventaren nun als Tscheppel bzw. als Schälckel auftaucht. Auch der reiche Schmuck, mit dem sich die Grödnerinnen und Kastelrutherinnen fortan stolz bei der Hochzeit und bei kirchlichen Prozessionen zeigten, kündete vom neuen Wohlstand.

Und damit schließt sich der Kreis: Grundlage für die reiche Ausgestaltung der Kleidung bildete die Hausindustrie. Durch die bewußte Hervorkehrung des neuen Kleiderstils verfestigte man sie zur unverkennbaren Tracht und machte sie zum Identifikationssymbol für Kastelruth. Daran hat sich – wie die Fronleichnamsprozession zeigt – bis heute nichts geändert.

28 Hubert Kaut, Kaufrufe aus Wien. Volkstypen und Straßenszenen in der Wiener Graphik von 1775 bis 1914. Wien 1970, S. 25, Abb. 19: Spielwarenverkäufer. Kupferstich von F. K. Wolf um 1800.

29 Vgl. Franz C. Lipp, „Selbstdarstellung" in der Volkskunst. Ein Beitrag zum Folklorismusproblem. In: Volkskunde-Fakten und Analysen. FS. f. Leopold Schmidt, Wien 1972, S. 425 – 432, 7 Abb.

Abb. 1: Jungfrauen und Himmelträger in Prozessionstracht.
Foto v. Michl Lackner, Kirchberg, Tirol, um 1895 (ÖMV Pos. 1007)

Abb. 2: Erneuerte historische Tracht der Blasmusikkapelle von Kastelruth.
Foto v. Aug. Wilcke, Innsbruck, 1896 (ÖMV Pos. 1006)

Abb. 3: Marketenderinnentracht: Martha Marmsoler, Kastelruth 49. Aquarell-Tempera v. Erna Moser-Piffl, 1940 (ÖMV 67.030)

Abb. 4: Jungfrau in Fronleichnamstracht: Barbara Rier, Seis am Schlern Nr. 36. Aquarell-Tempera v. Erna Moser-Piffl, 1940 (ÖMV 67.032)

Abb. 5: Kastelruther Brauttracht.
Verlag C. A. Czichna, Innsbruck, um 1895 (ÖMV Pos. 224)

Abb. 6: Kastelruther Bräutigamtracht.
Verlag C. A. Czichna, Innsbruck, um 1895 (ÖMV Pos. 228)

Abb. 7: Hochzeitstracht vom Berge Kastelrutt.
Kol. Kupferstich. J. Perger d., A Vienne chez Tranquillo Mollo, um 1821 (ÖMV 2983 A)

Abb. 8: Zwei Grödner Trachtenfigürchen.
Geschnitzt und gefaßt, 1. Hälfte 19. Jahrhundert (ÖMV 32.597, 32.175)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVI/96, Wien 1993, 311 – 329*

Chronik der Volkskunde

„Jubiläum einmal anders“ 80 Jahre Abteilung für Volkskunde des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum

Manches unterscheidet das Jubiläum des „Volkskundemuseums“ in der Grazer Paulustorgasse von ähnlichen Anlässen verwandter Institutionen. Im heurigen Jahr begeht die Abteilung für Volkskunde des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum ihr achtzigjähriges Bestehen, und schon mit der diesjährigen Sonderausstellung wurde versucht, dem Jubiläumsanlaß Rechnung zu tragen und doch andere Wege zu gehen. Es entstand eine Ausstellung zum Thema „Jubiläum“. Bei dieser Schau steht der Mensch in seinem Umgang mit Jubiläen im Mittelpunkt. Es ist kein feierlicher Rückblick auf die vergangenen achtzig Jahre der Museumsabteilung, es sind nicht Jahreszahlen, Namen, Fakten zur Geschichte des Hauses. Die Ausstellung „Jubiläum“ nimmt vielmehr das Museumsjubiläum zum Anlaß, den weitläufigen Bereich der Jubiläums- und Jubilarskultur, mit dem jeder von uns viel öfter, als uns bewußt ist, in Berührung kommt, einmal näher zu betrachten. Vom persönlichen Jubiläum, der Jubelhochzeit oder dem „runden Geburtstag“ zum Arbeitsjubiläum, vom Orts- oder Vereinsjubiläum bis hin zum werbewirksamen Firmen- und Produktjubiläum reicht die schier unerschöpfliche Bandbreite dieser Facette der Festkultur. Im Ausstellungskatalog werden derartige Entwicklungen kritisch beleuchtet.

Die Ausstellung „Jubiläum“ ist gleichzeitig auch eine Jubiläumsgabe der Mitarbeiter an „ihr Museum“, das nach ungewissen Jahren, in denen unter anderem sogar über eine Auflassung des Standortes und Aufteilung der historisch gewachsenen Sammlung höheren Orts laut nachgedacht wurde, nun einer gesicherten Zukunft entgegengehen kann.

Am 16. Juni 1913 wurde vom Steiermärkischen Landesausschuß, dem Vorläufer des Landtages, der Beschluß zur Gründung einer eigenen volkskundlichen Abteilung des Landesmuseums Joanneum gefaßt, und der Kuratoriumssekretär Dr. Viktor von Geramb mit deren Aufbau und Leitung betraut. Dies war die Geburtsstunde der später als „Steirisches Volkskundemuseum“ zum Begriff gewordenen Joanneumsabteilung.

Am 16. Juni dieses Jahres wurde der richtungweisenden Abteilungsgründung vor achtzig Jahren mit einem Festtag im Museum und für das Museum gedacht. In einer Pressekonferenz wurde zunächst vom Direktor des Joan-

neums, Friedrich Waidacher, und dem Leiter der Abteilung, Dieter Weiss, Bilanz gezogen über acht Jahrzehnte, aber mehr noch, eine klare Standortbestimmung der Volkskunde innerhalb eines sich in Neuorganisation befindlichen Landesmuseums Joanneum gegeben. Waidacher konnte außerdem über erfreuliche Einzelheiten für die Zukunft des Hauses in der Paulustorgasse berichten, wie etwa über einen Grundsatzbeschluß des zuständigen Bauausschusses, den Standort Paulustorgasse grundlegend zu sanieren und in der Folge hier eine Pilotschausammlung zum Thema Kultur/Volkskultur erstehen zu lassen. Mit diesem Projekt, das auf der joanneischen Prioritätenliste in vorderer Position gereiht ist, ist nicht nur der Standort der volkskundlichen Sammlung sichergestellt, sondern auch die inhaltliche Linie für eine zeitgemäße fachübergreifende vernetzte Präsentation vorgegeben. In der Zeit bis zum Beginn der Bauarbeiten – voraussichtlich – 1995 haben die Mitarbeiter der volkskundlichen Abteilungen des Landesmuseums gemeinsam mit Kollegen aus fachverwandten Disziplinen der Kulturwissenschaften und einzelnen von außen zugezogenen Fachleuten die Gelegenheit, eine fundierte theoretische Basis für das zu schaffen, was dem Besucher in Zukunft das Verständnis für kulturelle Abläufe erleichtern soll und ihn erkennen läßt, „wie Kultur funktioniert".

Für das Publikum bot der 16. Juni Gelegenheit, bei „Stunden der offenen Tür" nicht nur die zugänglichen Bereiche des Hauses, die Sonderausstellungen „Jubiläum" und „Verborgene Schätze. Eine volkskundliche Sammlung in acht Jahrzehnten gewachsen" zu besichtigen, die Atmosphäre der Rauchstube zu erleben und den Trachtenssaal zu besuchen, sondern auch köstlichen Heidensterz, untersteirische Knoblauchsuppe und allerlei andere Leckerbissen aus der heimischen Küche zu verkosten, den idyllischen Innenhof des ehemaligen Kapuzinerklosters zu genießen und der Musik der Gruppe „Wullaza" zu lauschen. Man konnte das Museum mit allen Sinnen erfassen.

Der Abend stand im Zeichen eines Festaktes im Weißen Saal der Grazer Burg, zu dem der Landeshauptmann der Steiermark geladen hatte, und der einen würdigen Abschluß des Gründungstages bildete. Hier stand die Person des Museumsgründers einerseits und die Zukunft des Hauses andererseits im Mittelpunkt der Festreferate. Die Person Gerambs wurde durch Oskar Moser aus der Sicht eines Schülers und durch Helmut Eberhart aus der Sicht der Wissenschaftsgeschichte treffend beleuchtet. Als kleine Kostbarkeiten hatte Eberhart Original-Tonbeispiele mit der Stimme Gerambs und einigen grundlegenden Äußerungen zu seiner Einstellung zur Volkskultur seiner Zeit vorbereitet.

Der Direktor des Landesmuseums Joanneum, Friedrich Waidacher, sprach sodann zum Thema „Museum unterwegs", und auch die abschließenden Worte des Landeshauptmannes galten den Chancen und Aufgaben, die

eine kulturwissenschaftliche Sammlung in Zukunft haben kann. Beim anschließenden Empfang bot sich reichlich Gelegenheit, unter Freunden und der volkskundlichen Abteilung Nahestehenden angeregte Gespräche zu führen. Besonders erfreulich war die große Zahl derer, die der Einladung gefolgt waren und durch ihr Kommen ihre Wertschätzung und Solidarität bekundet haben.

Ein weiteres deutliches Lebenszeichen setzte die junggebliebene Museumsabteilung zu ihrem 80. Geburtstag durch die Präsentation der Aktivitäten der Arbeitsgruppe „KULTURLOS".

Vor mehr als zwei Jahren formierte sich aus Vertretern der Abteilung für Volkskunde, des Ländlichen Fortbildungsinstitutes und des Institutes für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz sowie anderen am steirischen Kulturgeschehen interessierten Personen eine lose Gemeinschaft, die zunächst in intensivem Gedankenaustausch Fragen der Volkskultur in der Steiermark erörterte. Als sichtbares Ergebnis zahlreicher Gespräche und Zusammenkünfte wurde rechtzeitig zum Museumsjubiläum nun das Veranstaltungsprogramm 1993/94 der Arbeitsgruppe „KULTURLOS" vorgestellt. Damit soll die Abteilung für Volkskunde wieder als Drehscheibe für kulturelle Aktivitäten fungieren, das Haus in der Paulustorgasse soll seiner früheren Funktion als Kommunikationsort für die verschiedenen Strömungen steirischer Kultur wieder vermehrt gerecht werden.

Die „KULTURLOS"-Veranstaltungen finden ab September allmonatlich statt und bringen Neues und Bewährtes in angemessener Mischung. Der Zyklus beginnt mit einer Gesprächsrunde unter dem Titel „Wurzelwerk", bei der renommierte Köche und Nahrungsexperten über Wesen und Wege der steirischen Küche diskutieren werden.

Ein Vortrag von Viktor Herbert Pöttler über „Baukultur im Geiste der Zeit" erschließt im Oktober einen anderen Bereich der Volkskultur.

Mit der Präsentation der ersten CD mit den „Steirischen Hirten- und Krippenliedern" im November steht ein künstlerischer bzw. musikalischer Höhepunkt in der Veranstaltungsreihe bevor. Die seit mehr als 75 Jahren alljährlich in der zum Museum gehörigen St. Antoniuskirche aufgeführten „Alten Hirten- und Krippenlieder" sind nun erstmals in einer gediegenen Auswahl aus den Liedfolgen der acht Jahrzehnte auf einem modernen Tonträger erhältlich. Der musikalische Leiter der Aufführungen, Sepp Spanner, wird aus diesem Anlaß eine Einführung zum Thema geben und mit akustischen Beispielen soll die neue CD dem Publikum vorgestellt werden.

Im Dezember folgen sodann die drei diesjährigen Aufführungen der Krippenlieder in der Antoniuskirche.

Das Veranstaltungsjahr 1994 wird am 20. Jänner mit einem eintägigen Symposion zum Thema „Arbeiterkultur im Schatten der Volkskultur?" eröffnet.

Es folgt am 8. Februar ein Sänger- und Musikantentreffen in Zusammenarbeit mit dem Steirischen Sängerbund, bei dem an verschiedenen Plätzen im Museumsgebäude ausgesuchte steirische Musikgruppen ihre Darbietungen bringen werden.

Der Monat März steht unter dem Motto „70 Jahre Volkskunde an der Universität Graz". Damit soll auch auf das Zusammenwirken von Museum und Universität hingewiesen werden, wie es vor allem unter dem Museumsgründer und ersten Lehrkanzelinhaber für Volkskunde an der Universität Graz, Viktor von Geramb, der Fall war. Helmut Eberhart wird aus diesem Anlaß einen Vortrag in der Veranstaltungsreihe „KULTURLOS" am 8. März 1994 halten.

Ebenfalls im März, nämlich am 23. und 24., stehen zwei Aufführungen der „Steirischen Passionslieder" auf dem Programm, zuvor, am 22. März, wird der musikalische Leiter der Veranstaltungen, Sepp Spanner, ein Referat zu diesen erst einige Jahre alten musikalischen Darbietungen halten, die nach dem Vorbild der bewährten Hirten- und Krippenlieder ins Leben gerufen wurden.

Am 21. und 22. April wird ein Symposium zum Thema „Kulturgeschichtliche Sammlungen auf dem Weg in die Zukunft" abgehalten werden. Darin soll eine Standortbestimmung versucht und aus der Sicht der Abteilung für Volkskunde praktische Beispiele aus dem Stand der Planung zur bevorstehenden Pilotschausammlung „Kultur" eingebracht werden.

Mit einer literarischen Konfrontation zum Thema „Heimatdichter?" im Heimatsaal geht der Jubiläums-Veranstaltungszyklus der Arbeitsgruppe „KULTURLOS" am 17. Mai dem Ende entgegen und wird mit einer Großveranstaltung, der „1. Steirischen Kulturmesse", einer zweitägigen Begegnung steirischer Kulturinitiativen am 18. und 19. Juni 1994, abgeschlossen.

Die Veranstalter wollen das vorliegende Programm aber nicht als eine einmalige Angelegenheit verstanden wissen, die nach einem Jahr zu Ende geht, sondern vielmehr als Anregung für weitere intensive Veranstaltungstätigkeit. Das „Volkskundemuseum" soll wieder zu einem „Bienenhaus" werden, wie es dies über lange Jahre war, und will als Impulsgeber für die Auseinandersetzung mit Fragen zur steirischen Kultur dienen.

Da bekanntlich sämtliche Aktivitäten mit entsprechenden Kosten verbunden und die Mittel der öffentlichen Hand eher dünn gesät sind, wurde die Arbeitsgruppe erneut aktiv und schuf – aus einem kleinen Wortspiel mit dem Namen der Gruppe – das „KULTURLOS", einen Baustein, der zur Mitfinanzierung der Veranstaltungsreihe dienen soll. So können ab sofort alle Interessierten KULTURLOSE zum Preis von je S 100,– oder eine Serie von acht Stück zum Preis von S 750,– erwerben. Als Lose dienen Farbpostkarten mit Motiven aus der volkskundlichen Sammlung. Jede Postkarte nimmt an

einer Ziehung teil, die im Rahmen der „1. Steirischen Kulturmesse" am 19. Juni 1994 stattfinden wird. Den Gewinnern winken attraktive Preise – vom Städteflug für zwei Personen, über Studienfahrten bis hin zu wertvollen Sachpreisen aus steirischem Kunsthandwerk.

Die Abteilung für Volkskunde zeigt trotz ihres würdigen Alters also keine Altersschwäche. Die Mitarbeiter sind vielmehr bemüht, durch neue Ideen und Initiativen die positive Stimmung zu verstärken, die derzeit durch ein vermehrtes Interesse an Fragen der Volkskultur feststellbar ist. Alle Arbeit geschieht in der Zuversicht, daß auch die notwendigen Entscheidungen der übergeordneten Stellen in angemessener Zeit zugunsten des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum und seiner kulturwissenschaftlichen Sammlungen eine gedeihliche Entwicklung über die Jahrtausendwende hinaus ermöglichen werden.

Roswitha Orač-Stipperger

„Stroh-Intarsia"
Kunsthandwerk, Hausgewerbe und Volkskunst in Europa vom 17. bis 20. Jahrhundert

Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 23. September bis 16. Dezember 1993

Mehrere Ausstellungen haben im vergangenen Jahr ausgewählte Beispiele von Kunstwerken in der so ausgefallenen wie auch landläufigen Technik der Stroh-Intarsia („Marqueterie de Paille") neuerlich bekanntgemacht: Auf der einen Seite hervorragende kunsthandwerkliche Stroheinlegearbeiten wie das Memento mori-Bild des A. F. Langgreber von 1635 im Museum Österreichischer Kultur in Eisenstadt, die einzigartige große Theaterkulisse von 1680 des Augustiner Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen oder die Nachbilder der Passionsdarstellungen von P. P. Rubens im neueröffneten Wiener Diözesanmuseum; auf der anderen Seite die Masse der in der Art von Holzintarsia ausgeführten feinen Stroheinlegearbeiten von Mosaikmustern, Bildszenen, Architekturen und Landschaften auf Schatullen, Büchsen, kleinen Truhen und Kästchen, aber auch auf Gegenständen religiöser Andacht hausindustrieller Fertigung, die als sog. „Berchtesgadener Ware" zum Sammlungsbestand vieler Museen gehört.

Die künstlerische Technik der Stroh-Intarsia für Bilder, elegante Gebrauchsgegenstände und Möbel hat sich im Zeitalter des Manierismus, der Stilrichtung der bildenden Kunst zwischen Renaissance und Barock, zugleich mit der Entwicklung von Holz-, Elfenbein-, Schuppen- und Metalleinlegearbeiten entfaltet. Der Reichtum der Dekors, die Vielfalt der Farben und das Spiel des Lichtes auf den Strohhalmen führten im 17. und 18.

Jahrhundert allenthalben in Europa zu einer Blütezeit dieser Kunst von Handwerkern und vielfach auch Ordensleuten. Die Entstehung von hausindustriellen Zentren für die massenhafte Herstellung von Erzeugnissen in Stroheinlegearbeit und auch ihre weitverbreitete Fertigung in Zuchthäusern und Kriegsgefangenenlagern bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts wiederum sind vor dem Hintergrund des Pauperismus, der dauernden Armut großer Bevölkerungsschichten dieser Epoche, zu sehen.

Die Ausstellung „Stroh-Intarsia" bietet den ersten Versuch, eine Darstellung der vielfältigen europäischen Erscheinungsformen, der geschichtlichen, regionalen und sozialen Ausdifferenzierung dieser Kunstfertigkeit zwischen Handwerk, Hausindustrie, Volkskunst und Bricolage zu geben.

Die wissenschaftliche Autorin der Ausstellung ist Lison de Caunes (Paris), die sich auch als Restauratorin und Kunsthandwerkerin auf dieses Gebiet spezialisiert hat. Die künstlerische Gestaltung der Ausstellung liegt in der Hand des Pariser Designers und Galerieinhabers Gérard Saint-Fort-Paillard. Die Ausstellung, die durch Sammlungsbestände des Österreichischen Museums für Volkskunde erweitert wurde, wird in Zusammenarbeit mit der Pariser Organisation „Scènes sur Seine" und dem Französischen Kulturinstitut in Wien im Rahmen des Programms der Gemischten Kulturkomitees Österreich-Frankreich durchgeführt.

Klaus Beitl

„Ǵelem, ǵelem lungone dromeja ..."

Ich bin einen weiten Weg gegangen ... Aus dem Leben der Roma

Sonderausstellung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee von Juni bis Oktober 1993

„Ǵelem, ǵelem, lungone dromeja" bedeutet auf Romanés „Ich bin einen weiten Weg gegangen". Es ist dies die erste Zeile eines Liedes, das beim ersten internationalen Romakongreß 1971 in London zur internationalen Hymne erklärt wurde. Wenn es sich hier auch um den Beginn eines in Romakreisen überall bekannten Liedes handelt, das an sich im ehemaligen Jugoslawien entstanden ist, so erschien es doch symbolisch für das Schicksal der Roma in den vergangenen Jahrhunderten und geeignet als Titel einer Ausstellung, die ausgewählte Bereiche aus dem Leben der Roma näher zu beleuchten sucht.

Im 10. Jahrhundert wanderten Roma bereits aus Indien in Richtung Europa, wo seit dem 15. Jahrhundert Chroniken von ihnen berichten. In das Gebiet des ehemaligen Westungarn kamen sie im Gefolge der türkischen Besatzung. Mit der Geschichte ihres Auftretens verbinden sich auch Nachrichten über ihre Verfolgung: Ihres fremdländischen Aussehens wegen als Außenseiter und Heiden betrachtet, galten sie als „vogelfrei" und waren der

Vertreibung, ja Hinrichtung ausgeliefert, obwohl sie schon damals für die Ausübung bestimmter Handwerke und vor allem als ausgezeichnete Musiker bekannt waren.

Unter der Regierung Maria Theresias wurden einige Romagruppen zwangsweise seßhaft gemacht. Um aus ihnen gute „Neuungarn" zu machen, errichtete man ihnen Hütten außerhalb der Ortschaften, konfiszierte Pferde und Wagen, um sie am Wandern zu hindern und nahm ihnen die Kinder ab dem fünften Lebensjahr weg, damit sie bei Pflegeeltern – oft in anderen Komitaten – umerzogen würden. Trotz des starken Assimilationsdruckes konnten die Verordnungen und Erlässe die Lebensgewohnheiten der Roma dennoch nicht wesentlich ändern.

Zu diesen – nach ihrem heutigen Siedlungsgebiet genannten burgenländischen – Roma kamen im 19. Jahrhundert Roma aus Ungarn und der Slowakei nach Österreich und ließen sich in der Umgebung des Neusiedlersees nieder. Sie waren vordem meist Pferdehändler und nannten sich Lovara nach ung. ló, Pferd. So lebten in Österreich vor 1938 ca. 11.000 Roma, davon etwa 8.000 Burgenland-Roma, und im Protektorat Böhmen und Mähren 6.500 Roma bis zum Jahr 1940. Nach dem Anschluß Österreichs an Hitler-Deutschland ergingen nach Verfolgungsmaßnahmen auch schon Einweisungen von Roma als „Asoziale" in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald, Mauthausen und Ravensbrück. Bevor 1942 nach dem Auschwitzerlaß alle Roma ins KZ Auschwitz-Birkenau eingewiesen wurden, was für die Mehrheit von ihnen den Tod bedeutete, wurde in Lackenbach im Burgenland ein Zigeuner-Anhalte- und Sammellager errichtet, in dem aufgrund der unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen und der furchtbaren sanitären Verhältnisse bereits viele Roma ihr Leben ließen.

So überlebte nicht einmal die Hälfte der österreichischen Zigeuner den Terror des Nationalsozialismus. Von den burgenländischen Roma war es nur ein Zehntel, in Böhmen und Mähren gar noch weniger. Nur die Slowakei, wo die restriktiven Gesetze ebenso galten, bildete eine Ausnahme, da von dort aus keine Transporte in Konzentrationslager gegangen waren.

Die wenigen österreichischen Roma mußten bei ihrer Rückkehr eine neue Enttäuschung hinnehmen. Vielfach hatte man ihre Siedlungen und Hütten geschliffen, da niemand mit ihrer Rückkehr gerechnet hatte, und in manchen Ortschaften verweigert man ihnen den Zuzug. Nur wenige fanden eine Unterkunft, in der sie – durch physischen und psychischen Schmerz gebrochen und des starken Haltes der früher so großen Familien beraubt – meist ohne Arbeit und wiederum der Diskriminierung ausgesetzt, in ärmlichen Verhältnissen lebten. Die jungen Roma gingen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten nach Wien und in andere große Städte, wie auch die Lovara nach dem Krieg nicht ins Burgenland zurückgekehrt waren, um in Wien – oftmals ihre Herkunft verbergend – zu leben.

Eine große Gruppe der in Österreich lebenden Roma kam im Zuge der Gastarbeiterwelle ab 1965 aus Serbien und Makedonien nach Österreich. Einer der interessantesten Stämme darunter sind die Kalderash, die ehemaligen Kesselschmiede, die ihre Traditionen auch in Österreich weiter pflegen. Als Gastarbeiter diskriminiert, fürchten sie – gezeichnet durch die Erinnerung an die Verfolgungen während der NS-Zeit in Serbien – aufgrund ihrer Identität als Roma noch schlechter behandelt zu werden, verleugnen diese oft der Öffentlichkeit gegenüber und gewinnen erst allmählich neues Selbstbewußtsein.

Während in den siebziger Jahren Roma in Ungarn, Rumänien, dem ehemaligen Jugoslawien und der damaligen Tschechoslowakei wieder nach ihrer eigenen Identität suchten, was sich in der Gründung von Vereinen, Publikationen und politischem Engagement äußerte und in der Slowakei zur Anerkennung als ethnische Minorität im Jahr 1991 führte, setzte in Österreich diese Entwicklung generell erst später ein.

Derzeit gibt es in Österreich drei Roma-Vereine, in denen sich Roma und Nichtroma in politischen, sozialen und kulturellen Fragen engagieren, was noch in diesem Jahr zur Anerkennung der Roma als Volksgruppe führen soll.

Die Ausstellung „Ǵelem, ǵelem lungone dromeja" „Ich bin einen weiten Weg gegangen" ist von Nichtroma mit der Unterstützung und Mitarbeit von Roma gestaltet worden. Vielleicht kann man diese Arbeit als einen gemeinsamen Schritt auf dem Langen Weg ansehen.

Die Ausstellung gibt einen Überblick über

– die Wanderungen der Roma nach Europa in den österreichischen Raum,

– die Gruppenvielfalt und eine Einteilung nach sprachlichen Kriterien

– die Wohn- und Lebenssituation der in der Slowakei lebenden Roma und der Burgenland-Roma und zeigt zur Lebensform der Lovara den letzten in Österreich befindlichen „Zigeunerwagen", der für die Ausstellung angekauft, restauriert und eingerichtet wurde

– die traditionellen handwerklichen Tätigkeiten der slowakischen Roma, der Burgenland-Roma und der aus Serbien kommenden Kalderash

– die musikalische Tradition der Roma in Österreich in ihrer Vielfalt

– das künstlerische und kunsthandwerkliche Schaffen von Roma in der Gegenwart

– die Sprache der Roma, das Romanés, in ihren verschiedenen Erscheinungsformen

– die Tätigkeit der drei Romavereine in Österreich, den Kulturverein österreichischer ROMA, Verein „Romano Centro", Roma Verein zur Förderung der Roma.

Allen drei Vereinen sind wir für ihre Kooperation zu großem Dank verpflichtet.

Barbara Mersich

Freilichtmuseum und Hausforschung
Eine österreichisch-slowenische Fachtagung in Klagenfurt

Die ausgreifenden Bemühungen sowohl in der Hausforschung als auch damit in Zusammenhang stehende aktuelle Probleme namentlich in der Planung und Gestaltung sowie Führung von Freilichtmuseen haben in den letzten Jahren zu verstärkten gemeinsamen Kontakten mit der überaus rührigen Forschung in Slowenien und den dortigen Bemühungen zur Planung von Freilandmuseen geführt. Nun fand am 24. und 25. Mai 1993 in Krastowitz bei Klagenfurt eine weitere solche Fachtagung über diesen großen Problemkomplex statt, an der sich über 20 Teilnehmer aus Slowenien und aus Österreich beteiligten, und zwar sowohl aus dem Bereich der Museumsarbeit wie aus der Denkmalpflege und der volkskundlichen Hausforschung. Fachgespräche in dieser Richtung fanden über Anregung von Dr. Silvester Gaberščck (Ljubljana) bereits 1991 in Kranj in Slowenien als Gäste des dortigen Denkmalamtes der Republik Slowenien statt und erwiesen sich als nützlich und hilfreich in verschiedener Richtung.

Auf dem diesjährigen Meeting in Klagenfurt ging es um aktuelle Probleme speziell in der Hausforschung beider Länder, insbesondere auch mit Bezug auf die Freilandmuseologie. Es wurde eingeleitet von O. Moser über „Grundsätzliche Fragen zur Forschung und Museumssituation", wobei insbesondere auch auf die intensiven Forschungsarbeiten der letzten Jahre in Slowenien hingewiesen wurde, über deren aktuellste Probleme und Aufgaben sodann Tone Cevc von der Slowenischen Akademie der Wissenschaften (SAZU) in Ljubljana sowie Direktor Ivan Sedej vom Slovenski Etnografski Muzej in Ljubljana berichteten. Kurt Conrad (Salzburg) verwies auf die Notwendigkeit der Berücksichtigung siedlungs- und kulturgeographischer Gesichtspunkte schon bei der Planung und Situierung von Freilandmuseen und zeigte deren sehr unterschiedliche Einhaltung an Beispielen solcher Museen in Europa.

Zu den konkreten Vorgaben dieser und einer Reihe weiterer Referate aus Slowenien entwickelte sich im Anschluß eine sehr angeregte Diskussion, die nicht zuletzt Notwendigkeit und Nutzen solcher grenzüberschreitender Kontaktgespräche spürbar werden ließ. Zugleich zeigte es sich wieder, daß selbst angesichts konkreter Vorhaben und Aufgaben in der Museologie die Klärung gewisser Grundfragen der Hausforschung wünschenswert ist, unter denen insbesondere vor allem Fragen der einheitlichen Terminologie und solche zur frühen und mittelalterlichen Genese unserer Hausformen und Wohntypen eine wesentliche Voraussetzung darstellen. Daß sich daneben in der Museumsarbeit viele meritorische Detailfragen immer wieder neu stellen, zeigte ein Besuch der Teilnehmer im Kärntner Freilichtmuseum Maria Saal, dessen Fördererverein, unterstützt von der Kärntner Landesregierung,

Abteilung für Kultur, diesmal als einladende Institution als besonders verdienstvoll hervorzuheben sind, sowie die Besichtigung des wenige Tage vorher neu eröffneten „Landwirtschaftsmuseums des Landes Kärnten" in Ehrental. Eine zweite Exkursion während der Tagung führte in die Hauslandschaft der Karawanken nach Zell Pfarre/Sele pri Fari, wo Tone Cevc nach seinen mehrjährigen Erhebungen einzelne besonders charakteristische und wichtige Baudenkmäler, z.T. leider auch abgehende Hofbeispiele zeigen und erläutern konnte.

Die unter der gemeinsamen Leitung von O. Moser und T. Cevc stehende Fachtagung war in ihrer Art die erste in Kärnten und erwies neuerdings ein sehr positives und förderliches Zusammenwirken slowenischer und österreichischer Fachexperten aus Forschung, Denkmalpflege und Museologie. Sie brachte mit ihren sehr konkreten Anfragen, Aufgaben und Diskussionen besonders auch zur Hausforschung und mit ihrem Erfahrungsaustausch auch in mancherlei Museumsproblemen abermals ein wirklich erfreuliches und alle Beteiligten befriedigendes Resultat. Man kam daher überein, diese Fachgespräche thematisch möglichst konzise in einem weiteren Meeting in den nächsten Jahren fortzusetzen, das wieder in Slowenien stattfinden sollte.

Oskar Moser

4. Hinterglassymposion vom 10. – 13. Juni 1993 in Sandl/OÖ

Unter dem Thema „Hinterglasmalerei vom Egerland bis Augsburg" stand das mittlerweile 4. Hinterglassymposion im oberösterreichischen Sandl. Diese Veranstaltungsreihe, kurz nach der Gründung des Sandler Hinterglasmuseums ins Leben gerufen, ist mittlerweile zu einem beliebten Treffpunkt von Sammlern, Wissenschaftlern und interessierten Laien geworden. Rund 40 Teilnehmer aus Österreich, Tschechien, Deutschland, Schweiz und Frankreich sind heuer der Einladung gefolgt.

Die weit gefaßte Thematik des diesjährigen Symposions sollte Gelegenheit geben, sowohl Sammlungen und Quellentexte als auch Produktionsgebiete vorzustellen und methodische Zugänge zu erläutern.

Vor allem die tschechischen Referenten hatten Interesse daran, ihre reichhaltigen Bildersammlungen zu zeigen und in einen Kontext zur Forschungssituation zu stellen. Dr. Helena Mevaldová (Museum Beroun) sprach über die „Hinterglasbildsammlung aus dem Museum in Eger", die sowohl bunte Bilder aus West- und Südwestböhmen als auch Eglomisé- und Grisaillebilder („Eger-Bilder") enthält. Letztere umfassen nicht nur jene regionalen Erzeugnisse mit der charakteristischen Rechteckkartusche, sondern auch Grau-in-grau-Bilder aus Südböhmen, Sandl und dem Böhmerwald.

Die „Nordböhmische hüttengewerbliche Hinterglasmalerei in der Sammlung des Volkskundemuseums Prag" analysierte Dr. Alena Vořišková (Volkskundemuseum Prag) unter Einbeziehung von authentischen Augenzeugenberichten. Im Gebiet von Česká Lípa wurde die Hinterglasmalerei seit dem 17. Jahrhundert betrieben, die Palette der Techniken ist entsprechend vielfältig. Sie reicht von den sogenannten Nonnenspiegeln (kleines gemaltes Motiv vor Spiegelhintergrund) über Spiegelschliffbilder (zusätzlich geschliffene Kartuschen) bis zu den „Goldschnitten" (mit Gold hinterlegte Kartuschen-Verzierungen vor schwarzem Hintergrund). Darüber hinaus zeigte sie Beispiele dekorativ geschliffener venezianischer Spiegelrahmen.

Kaum Hinterglas-Werkstätten, dafür umso höhere Importtätigkeit wies Mittelböhmen auf, wie Dr. Luboš Kafka (Akademie der Wissenschaften, Prag) erläuterte. An Wallfahrtsorten, durch Wanderhändler oder per Eisenbahn gelangten die Bilder an ihr Ziel. Vor allem die hüttengewerblichen Erzeugnisse des südböhmisch-österreichischen, des nordböhmisch-niederschlesischen und des ostböhmisch-Glatzer Glasmachergebietes als auch die malerhandwerkliche Arbeit der Städte, unter anderem Zifferblätter und Radierungen, fanden hier Abnehmer.

Einen in der bisherigen Hinterglasforschung wenig beachteten Zugang fand Dr. Alena Plessingerová (Prag), indem sie die Rezeption der Hinterglasbilder anhand literarischer Quellentexte beleuchtete – eine der wenigen Möglichkeiten, etwas über die Bedeutung der Bilder für die ländlichen Abnehmer zu erfahren. Die Texte stammten von Schriftstellern aus dem Chodenland Mitte des 19. Jahrhunderts. Božena Nemcová („Das Dorf im Gebirge") beispielsweise ließ in ihrem Roman eine Grafentochter über die „häßlichen Karikaturen, Schöpfungen von irgendwelchen Schmierern" räsonieren, während Jindřich Simon Baar die Erzählungen seiner Mutter wiedergibt, die als Kind zu zärtlichem Umgang mit den Hinterglasbildern angehalten wurde.

Dr. Berno Heymers Referat über die „Augsburger Hinterglasmalerei" führte weg von den hüttennahen, bäuerlichen Bildern zur künstlerisch orientierten städtischen Malerei. In einem Überblick über Maltechnik, Verbreitung und Malerwerkstätten wies er vor allem auf die Herkunft der Motive hin.

Ein „Kuckucksei" legte Prof. Wolfgang Brückner tradierten Forschungsmeinungen in seinen Ausführungen über die „Maria immaculata von der wundertätigen Medaille". Anhand von 12 Bildern wies er nach, daß aufgrund eines fehlenden Kultes kein Hinterglasbild mit dieser Thematik vor 1832 entstanden sein konnte. Infolge einer Vision 1830 war zwei Jahre später die „wundertätige Medaille" herausgegeben worden. Vor 1840 dürfte das Motiv den ländlichen Hinterglasmalern folglich kaum bekannt gewesen sein.

Im Anschluß an die Fachtagung wurde die im Aufbau befindliche EDV-Dokumentation vorgestellt. Schätzungsweise 7.000 Bilder aus Sandl und

Umgebung sollen dazu in einen Computer eingescannt, digitalisiert und bearbeitet werden und Forschern und Laien als Service zur Verfügung stehen.

Für Praktiker bot sich beim Hinterglas-Symposion die Möglichkeit, am Malseminar „Bemalen von Glasflaschen" teilzunehmen, nachdem in den Vorjahren Hinterglas-Maltechniken und Restaurierung behandelt worden waren.

Während der Tagung und bis Anfang September war in Sandl die Ausstellung „Hinterglasbilder und Heiligendarstellungen vom Egerland bis zum Böhmerwald" zu sehen.

Hermine Aigner

Bericht über die 2. Tagung tschechischer, bayerischer und sächsischer Museumsfachleute vom 23. – 25. Juni 1993 in Eger

Der Egerer Tagung war bereits eine erste Zusammenkunft bayerischer und tschechischer Museumsfachleute im vergangenen Jahr im Kloster Banz in Bayern vorangegangen. Veranstalter in Deutschland ist die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, die seit der Öffnung der Grenzen zur damaligen ČSFR den Kontakt zu tschechischen, mährischen und slowakischen Museen und Galerien gesucht hat; ein Bemühen, das bereits in der Übernahme verschiedener Ausstellungen vom jeweiligen Partnerland erste Ergebnisse gezeigt hat.

Seit dem Vorjahr wird auch enge Kooperation mit der Landesstelle für Museumswesen in Chemnitz für die sächsischen Museen gepflogen. Beim Aufbau eben dieser sächsischen Landesstelle war die Bayerische Landesstelle ein hilfreicher Partner gewesen, der in Fragen der Organisation und Neustrukturierung ein wesentliches Vorbild war. Das große Problem der Museen der ehemaligen DDR und ČSSR nach den politischen Veränderungen besteht darin, daß die frühere zentrale Verwaltung und Lenkung durch den Staat – bei relativ großzügiger finanzieller Ausstattung – nun nicht mehr besteht. Das bedeutet, daß die einzelnen Museen auf andere Erhalter angewiesen sind, was einerseits völliges Umdenken in der Kultur- und Museumsarbeit erfordert, die andererseits durch die wirtschaftlichen und finanziellen Nöte des Freistaates Sachsen, der tschechischen Republik und vermutlich sämtlicher Länder des ehemaligen Ostblocks in ihrer Tätigkeit beschränkt ist. Die bayerische Landesstelle mit den von ihr betreuten Kreis-, Bezirks-, Stadt- und Gemeindemuseen in Bezug auf Museumsprojekte, Konservierungsaktionen, Zuschüsse, Tagungen, Veröffentlichungen, EDV-gestützte Inventarisierung ist für Museumsleute aus Sachsen und der tsche-

chischen Republik ein so wichtiges Vorbild, daß auch bei der jüngsten Tagung in Cheb/Eger in erster Linie Referenten aus Bayern zu Wort kamen. Die Teilnehmer vertraten Museen in Bayern, Sachsen, der tschechischen Republik; die Berichterstatterin als Mitarbeiterin eines österreichischen grenznahen Museums mit seinerseits grenzüberschreitenden Kontakten wollte sich über die Erfahrungen der deutschen und tschechischen Kollegen informieren.

Nach Grußworten von Frau Dr. Novotná, der stellvertretenden Bürgermeisterin von Eger und Frau Dr. Simková vom Kulturministerium der ČR in Prag, die die Wichtigkeit betonte, Kontakte unter den Nachbarländern, die lange unterbrochen waren, nun unter neuen Bedingungen fortzusetzen, sprach Dr. Sebek für die Assoziation tschechischer, mährischer und schlesischer Museen. Dieser Verband wurde 1990 gegründet, um eine neue Plattform zu finden, nachdem die bisher zentralistisch geführte Organisation zerfallen war. 1991 bildete sich bereits eine Struktur für Kommunikationsaufgaben heraus, nach der 1. sich 16 Regionalkollegien zu regionalen Körperschaften zusammenschlossen, 2. sich eine Fachkommission der einzelnen Fachbereiche bildete. In einem „Senat" wird gegenwärtig „Museumspolitik" gemacht. Er reagiert auf die neuen Gesetze, gibt eine Zeitschrift der Museen und Galerien heraus; die Assoziation hat bereits 180 Mitglieder (Museen und Experten).

Dr. Fuger von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern berichtete über „Deutsche und tschechische Museen – Grundlagen und Ziele künftiger Zusammenarbeit". Mitarbeiter der Landesstelle hatten gleich nach der Wende Museen in Tschechien besucht und den Kontakt zu den Kollegen aufgenommen. Sehr bald wurden auch die ersten Ausstellungen vom jeweiligen Nachbarland übernommen, und vom Nordböhmischen Museum in Reichenberg/Liberec und der Landesstelle gemeinsam wurde auch ein zweisprachiges Informationsheft herausgebracht.

Dr. Voigtmann von der Landesstelle für Museumswesen, Chemnitz, sprach über „Traditionen böhmisch-sächsischen Kulturaustausches", die eine „Verpflichtung zur Zusammenarbeit dieser Regionen" darstellten. Kulturaustausch und Bevölkerungswanderungen haben aus den verschiedensten Ursachen heraus auch schon in der Vergangenheit stattgefunden, sodaß man mit berechtigten Hoffnungen an eine neue Zusammenarbeit gehen kann.

Das Bundesministerium des Innern in Bonn unterstützt die zahlreichen Vertriebenenvereine und -museen in Deutschland. Über diese Aufgaben wie auch insgesamt die Kulturförderung über Deutschland hinaus referierte Dr. Buth aus Bonn.

Dr. Monika Glettler zeigte auf, wie unterschiedlich Länder, Nationen ihre (nationale) Kultur präsentierten. Einerseits entstanden im 19. Jahrhundert aus den landespatriotischen Sammlungen die entsprechenden Nationalmuseen, in Ungarn, Böhmen, Mähren z.B., während England und Frankreich

sozusagen „Weltkultur" im Museum zeigten. Parallel dazu entstanden zahlreiche Lokalmuseen, die dem Kulturauftrag der Nationen nachkommen sollten. Am Beispiel des Sorbischen Museums in Deutschland und des Museums in Sonderburg in Dänemark, das der deutschen Bevölkerung in diesem Land gewidmet ist, demonstrierte sie auch die Darstellung nationaler Minderheiten in einem Museum.

Wie und daß man in Museen auch auf Probleme der Zeitgeschichte eingehen und damit auch andere Perioden der Geschichte aufarbeiten kann, erläuterte Dr. Stäbler von der Landesstelle in Bayern. Gerade die ehemals deutsch-deutsche Grenze mit ihren Grenzanlagen böte sich an, zumindest in Resten als Museum erhalten zu bleiben, um daran die jüngsten Jahrzehnte deutscher Geschichte zu demonstrieren.

Über praktische Fragen der Museumsträgerschaft sprach Landrat Dr. Seißer aus Wunsiedel. An möglichen Formen der Zusammenarbeit von Museen untereinander bzw. der Museen mit der jeweiligen Kommune führte er an die Arbeitsgemeinschaft, die Zweckvereinbarung, den Zweckverband und die Stiftung. Eine Zweckvereinbarung könne etwa für gemeinsame Werbung und Außenarbeit getroffen werden. Den Zweckverband hält er – selbst Vorsitzender eines Zweckverbandes dreier Museen – für die günstigste Form der Museumsträgerschaft. Im Gegensatz zu Vereinen sei hier die beste finanzielle Absicherung gegeben, wenn nämlich die Kommune (Gemeinde, Bezirk o.ä.) sich verpflichtet, für bestimmte Kosten fix aufzukommen. Die Schwierigkeit bestünde darin, die Gemeinden von Nutzen und Rentabilität eines von ihnen erhaltenen Museums zu überzeugen, wobei z.B. bei zentraler Personalverwaltung wieder Kosten gespart werden könnten.

Über konkrete Museumskonzepte und Erfahrungen mit gemeinsamen Ausstellungsprojekten ging es in den Referaten von B. Kleindorfer-Marx M.A, E. Gewinner und E. Fendl M.A. Eine rege Diskussion entspann sich nach dem Vortrag von Herrn Sluka vom Egerer Zollamt, der über „Rechts- und Zollprobleme des Leihverkehrs" sprach. Es schien, als seien hier Fragen berührt worden, mit denen die meisten der Anwesenden schon ihre höchst unterschiedlichen Erfahrungen gemacht hätten.

Technische Fragen der Versicherungspflicht waren das Thema der Ausführungen von Dr. Mohr aus Liberec/Reichenberg, über EDV-gestützte Inventarisierung sprachen Ing. Martínek, Dr. Pröstler und Dr. Durmonová, deren Vortrag verlesen wurde.

Dr. Greipl, der Kulturreferent der Stadt Regensburg, stellte die Museen in Regensburg hinsichtlich des Personals, der Finanzen und der Organisation vor. Wie er betonte, seien generell die Personalkosten die höchsten Ausgaben, während Sponsorgelder nahezu zu vernachlässigen seien.

Dr. Fuger von der Landesstelle sprach über „Bayerische Museen – Aspekte der Organisation und staatlicher Einfluß". Bisher sei freiwillige,

ehrenamtliche Tätigkeit in Museen ein wesentlicher Bestandteil des kulturellen Lebens gewesen. Die Ansprüche stiegen aber immer mehr, sodaß die Arbeit nur mehr von fachlich ausgebildetem Personal bewältigt würde. Da die Vereine als Museumsträger weder personell noch finanziell diese Probleme lösen könnten und auch der Staat nicht ausreichend Hilfe leisten könnte, sei nun die kommunale Ebene angesprochen, Sorge und Trägerschaft zu übernehmen, indem Planstellen, Zuschüsse und Werkverträge gesichert würden. Auch er betonte, daß sich ein Museum nicht auf „Fremdmittel", Spenden, Sponsoring u.ä. verlassen könne.

Dr. Stäbler gab einen statistischen Überblick über Art und Trägerschaft der bayerischen Museen, unter denen sich viele Spezialmuseen befänden. Träger seien hauptsächlich Städte, Gemeinden und Vereine.

Eine „Gemeinde als Träger eines Museums" stellte daraufhin der Bürgermeister von Frauenau, Herr Hannes, vor. Eine Glasfabrik in der 4.000 Einwohner zählenden Gemeinde sei der Ausgangspunkt für die Gründung eines Glasmuseums gewesen, das in Glassymposien Künstler zur Herstellung von Kunstwerken animiere. Obwohl ein solches Unternehmen – die Leitung des Museums hat eine Kunsthistorikerin inne – auch eine finanzielle Belastung bedeute, dürften doch nach Sicherung der materiellen Voraussetzungen in einer Gemeinde die kulturellen Aktivitäten nicht zu kurz kommen.

Über die schwierige Lage der sächsischen Museen sprach Dr. Voigtmann. Bis 1989 seien alle Museen staatlich verwaltet worden und einer zentralen Planung unterlegen. Jetzt seien die Kommunen für die Museen verantwortlich, könnten aber aus finanziellen Schwierigkeiten diese Probleme nicht lösen, sodaß es schon zu ersten Kündigungen im Museumsbereich gekommen ist.

In der darauffolgenden Abschlußdiskussion berichtete Dr. Švancar aus dem Museum in Plzen/Pilsen über die ähnliche Lage der Museen in der tschechischen Republik. Es gäbe noch keine endgültige staatsrechtliche Form für eine Museumsträgerschaft, Städte und Gemeinden seien in finanziellen Nöten, die Gesetzeslage ändere sich ständig, es fehlten Durchführungsverordnungen der bisherigen Gesetze usw. Besonders die kleinen Museen litten darunter, da die finanziellen Zuschüsse sich nach der Anzahl der Objekte in einem Museum richteten.

Auch in privaten Gesprächen wurde das große Dilemma deutlich, in dem sich die tschechischen Museen und Museumsleute befinden: Jetzt, wo sie ihre Arbeit in eigener Verantwortung und Initiative leisten könnten, fehlten die finanziellen Voraussetzungen. So scheint eine Tagung wie diese, der im nächsten Jahr eine Zusammenkunft in Sachsen folgen soll, dennoch schon ein „kleiner Sieg", hätte man doch vor nur wenigen Jahren nicht einmal über die Probleme der Museen so offen sprechen können.

Barbara Mersich

Europäische Ethnologie und kulturelles Erbe

Identität und Zugehörigkeit. Vom Lokalen zum Übernationalen. Europäischer Kongreß, 8. bis 11. Dezember 1993 in Tours/Frankreich

Es ist nicht zu übersehen, daß die europäische Gemeinschaft nicht in der Lage ist, das Aufkommen von Nationalismus und Auseinandersetzungen aus nationalistischen Gründen zu unterbinden und daß die Konstruktion eines gemeinsamen Europa zur Abschottung führen kann.

Angesichts dieser Situation hat die Europäische Ethnologie, die im Laufe ihrer Geschichte nur zu oft dazu benutzt wurde, territoriale, politische oder kulturelle Ansprüche zu erheben und zu rechtfertigen, allen Grund, einen kritischen Standpunkt zu beziehen.

Es wird auch zunehmend klar, daß kulturelle Traditionen im Mittelpunkt der Entstehung von Identitätsbewußtsein stehen. In zahlreichen Ländern stützt sich die Wiederherstellung eines lokalen Identitätsbewußtseins sowie die Entwicklung des Regionalismus auf die Aneignung und Hervorhebung kultureller Traditionen. In tragischer Weise wird dieser Zusammenhang deutlich, wenn die absichtliche Vernichtung eines Volkes und seines kulturellen Erbes, von Orten und Symbolen, von Identität, miteinander Hand in Hand gehen.

Die „Mission du Patrimoine ethnologique" lädt daher europäische Forscher ein, auf diesem Kongreß gemeinsam über die Zusammenhänge zwischen Ethnologie/Volkskunde, kultureller Tradition, Eigen- und Fremdbild, nationaler Bindung und Nationalismus nachzudenken.

Drei Themenkreise werden vorgeschlagen:
- Kulturelles Erbe und kollektives Identitätsbewußtsein
- Fremdheit als soziales Konstrukt
- Nationalismus und nationale Bindung

Kulturelles Erbe und kollektives Identitätsbewußtsein

Kulturelle Traditionen werden hier als Mittel betrachtet, Identitätsbewußtsein auszudrücken und hervorzubringen. Es soll versucht werden, ihre Rolle bei der Erzeugung lokaler, regionaler und nationaler Identität in der Vergangenheit aufzuzeigen. Der gegenwärtige „Boom" von ethnographischen Museen zeigt, daß diese Frage noch immer relevant ist. Sowohl die Museen als auch das Fach europäische Ethnologie befinden sich im selben Zwiespalt. Sollen sie eine partikuläre oder eine universelle Sichtweise der Kultur einnehmen? Wie kann man (kulturelle) Besonderheiten hervorheben, ohne gleichzeitig zwangsläufig Abgrenzungen zu bewirken? Führt die Wertschätzung von kulturellen Traditionen zu einer Konfrontation oder zu einer Versöhnung von unterschiedlichen Identitäten? Wird die Vereinigung Euro-

pas sich auf die Anerkennung eines gemeinsamen kulturellen Erbes gründen?

Fremdheit als soziales Konstrukt

Es soll versucht werden zu verstehen, wie unsere gegenwärtigen Gesellschaftssysteme Fremdsein begreifen und auf welche Weise sie das rechtliche Statut des Fremden konstruieren. Dies betrifft den Fremden außerhalb der Grenzen, aber auch den innerhalb dieser Grenzen lebenden Immigranten. Geht man davon aus, daß die Erstarkung des Identitätsbewußtseins den Prozeß der Ausschließung verstärken kann, muß man sich die Frage stellen, ob ein gesamteuropäisches Gemeinschaftsgefühl nicht erst recht zur Ausgrenzung des Fremden führt.

Es soll aufgezeigt werden, wie Andersartigkeit in alltäglichen sozialen Umgangsformen zum Ausdruck gelangt und stigmatisiert wird, wobei besonders auf die Frage von Berührungspunkten und Konfliktbereichen zwischen den Gruppen verwiesen werden soll.

Nationalismus und nationale Bindung

Ausgehend von den zwei großen philosophischen Konzepten vom Begriff der Nation – der Einheitsvorstellung der Aufklärung und der föderativen Idee der deutschen Romantik – soll überlegt werden, wie sich nationale Bindung heute äußert: in symbolischen Manifestationen, in Form von politischer Legitimation, in alltäglichen staatsbürgerlichen Verhaltensweisen und im Verfahren der Einbürgerung bis hin zur Rolle von Institutionen und gemeinsamer geschichtlicher Erfahrung.

Dieser Kongreß ist als erster Schritt gedacht zur Erarbeitung europäischer Forschungsprogramme, die ihrerseits durch die gemeinschaftliche Vermittlung ihrer Ergebnisse zur Etablierung einer umfassenden europäischen Ethnologie führen sollen – einer europäischen Ethnologie, die in der Lage ist, jene sozialen Veränderungen zu erfassen, die mit der Errichtung eines gemeinsamen Europas einhergehen.

Um Informationen über Datum, Ort und genaues Programm dieses Kongresses wenden Sie sich bitte an: Mission du Patrimoine ethnologique, 65, rue de Richelieu, F-75002 Paris, Tel: (1) 40.15.87.24, Fax: (1) 40.15.87.33

Ingeborg Weber-Kellermann †

Am 12. Juni 1993 starb Ingeborg Weber-Kellermann in ihrem Haus in der Marburger Wilhelmstraße 19 – zwei Wochen später wäre sie 75 Jahre alt geworden. In einer Trauerfeier nahmen wir auf dem Marburger Rotenberg-Friedhof Abschied, die Urne aber ist in Berlin beigesetzt.

Der Tod kann Frau Weber-Kellermann kaum überrascht haben, sie war durch Krankenhausaufenthalte und Operationen gewarnt, mit denen man ihre Krebskrankheit aufhalten wollte, und sie wußte, daß dies nicht gelang. Der Tod traf sie arbeitend, so wird erzählt, und das ist ein schönes und tröstliches Bild, das bleiben wird.

Denn wie faßt man ein Leben zusammen, wie beschreibt man einen Menschen, was wollen wir in Erinnerung behalten? Die sogenannten äußeren Daten wären ja rasch erzählt: Geboren am 26. Juni 1918 (also: kurz vor dem Ende des deutsch-preußischen Kaiserreiches) in Berlin-Wilmersdorf, Kriegsdienst (Flugmelde- und Rotkreuz-Dienst) und anderes, dazwischen die Promotion 1940, Heirat 1948, Geburt eines Sohnes, Scheidung – aber wie ließen sich diese Daten von denen der beruflichen Karriere trennen: seit 1946 am Institut für Volkskunde an der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin (als Stellvertreterin von Adolf Spamer, später Wolfgang Steinitz), 1960 dann von Gerhard Heilfurth ans neugegründete Institut für mitteleuropäische Volksforschung geholt (die Assistentin war da immerhin schon 42 Jahre alt), 1963 Fertigstellung der Habilitationsschrift, 1968 „zum Professor ernannt" (man schrieb noch nicht wie heute: Professorin!), 1983 dann pensioniert? Oder soll man die „eigentlichen Ehrungen" nennen: Premio Internationale di Folklore Giuseppe Pitrè 1967, die Wilhelm-Leuschner-Medaille des Landes Hessen 1985, die ungarische Staatsauszeichnung „Pro Cultura Hungaria" 1992? Soll man das hoch einschätzen oder nicht so hoch, da ihr der nach äußerer Ehre und Dotierung höchste Rang eines deutschen Professors zeitlebens verweigert blieb – was objektiv sicher Skandal genannt werden muß?

Dies alles benennt noch nicht die menschlichen Tugenden, welche die Schülerinnen und Schüler Ingeborg Weber-Kellermann nachrühmen, unterstreicht noch nicht die organisatorischen Leistungen etwa um den Aufbau des Marburger Instituts und in Projekten und Publikationsreihen und Filmen, hebt noch nicht die Bedeutung ans Licht, welche die Gründung einer „wissenschaftlichen Familie" (oder „Schule") darstellt. Ich selber – als Nachfolger auf ihrer Stelle (auf die ich eintreten, auf der ich sie aber nicht eigentlich vertreten konnte) – bin ihr zu selten wirklich begegnet, ich kann nur die Verehrung, die ihr entgegengebracht wurde, registrieren und bewundern. Was der einstige Kommilitone Adelhart Zippelius vor 15 Jahren schrieb (in: Brauch, Familie, Arbeitsleben. Schriften von Ingeborg Weber-

Kellermann. Hg. von Andreas C. Bimmer u.a. Marburg 1978, S. 199 – 207), wird so warm und wahr sicher nie mehr geschrieben werden.

Ich hätte Ingeborg Weber-Kellermanns „eigentliche", die wissenschaftliche Leistung noch nicht berührt und gerühmt? Ich tue mich schwer wegen der ungewöhnlichen Breite und Tiefe des Werks; zum Teil mag ich nicht einmal ihrer eigenen Einschätzung folgen – etwa da, wo sie ihre Lehrer (vor allem Spamer) hervorhebt: denn was sie geleistet hat, hat sie aus sich selber geleistet. Und natürlich kann ich mich nicht dazu verstehen, mich den Ehrenrednern anzuschließen, die frühzeitig gefällige Schubladen geschreinert haben, in denen sie das Werk abgelegt wissen möchten („Brauch", „Interethnik", „Familie", „Film" usw.). Einerseits beschämt ein schlichtes Veröffentlichungsverzeichnis, das herzusetzen hier nicht der Platz ist, in seiner Breite jeden Bündelungsversuch; andererseits geht, so ließe sich murren, keine bisher bekanntgewordene Einschätzung genügend in die Tiefe. Die kulturellen Erscheinungsformen als Hinweise auf anderes (etwa auf soziale Verhältnisse) zu sehen – Ingeborg Weber-Kellermann sprach von Zeichen: das ist, möchte ich vermuten, ein dauernder und kolossaler Gewinn. Und ihre spät formulierte Identität als Frauenforscherin hat wohl längst mehr Früchte getragen, als die meisten glauben; und könnte es nicht sein, daß wir nicht begriffen haben: viel von dem, mit dem sie aneckte, war darin begründet, daß sie Frau war? Vielleicht ist das die größte Leistung: daß sie Mut machte. Aber wie sollen wir das wissen, da ihre menschliche und wissenschaftliche Leibhaftigkeit uns noch zu frisch vor Augen steht?

Martin Scharfe

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1992, 330 – 352*

Literatur der Volkskunde

John COLE, Eric R. WOLF, *La Frontiera Nascosta.* Ecologia e Etnicità fra Trentino e Sudtirolo. (= Classici dell'Etnografia delle Alpi). San Michele all'Adige 1993, 353 Seiten, Abb.

Die vielfältigen Aktivitäten des „Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina" in San Michele all'Adige wurden in dieser Zeitschrift bereits angezeigt.[1] Dazu gehört auch eine vom jetzigen Direktor, Giovanni Kezich, und dem Historiker Pier Paolo Viazzo initiierte Vortragsreihe „Seminario permanente di etnografia alpina", in deren Rahmen die italienische Ausgabe des 1974 erschienenen Buches „The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley" präsentiert wurde. Die Übersetzung ist sorgsam, exakt und auch politisch sensibel. Denn im Untertitel wird etwa „Sudtirolo" genannt und nicht das erst im Faschismus gebräuchlich gewordene „Alto Adige". Das Buch ist gegenüber der englischen Originalausgabe um zahlreiche Photographien erweitert. Allein diese lassen bereits auf den Inhalt schließen, der von Cesare Poppi in der treffenden Einleitung in den Zusammenhang der kulturanthropologischen Diskussion um Kulturgrenzen gestellt wird.

In zwei längerdauernden Feldforschungsaufenthalten in den Jahren 1960 und 1969 haben Erich R. Wolf und sein Schüler John W. Cole den Mikrokosmos der beiden benachbarten Nonsberger Gemeinden Tret (italienisch) und St. Felix (deutschsprachig) untersucht und diesen in Verbindung zum Makrokosmos zweier Kulturmuster gebracht. Denn trotz nahezu identischer ökologischer Anforderungen haben die beiden Dörfer ein jeweils unterschiedliches kulturelles Repertoire entwickelt und sind damit durch eine „versteckte Grenze" getrennt. Diese Studie entwickelt – und dies macht sie bis heute modellhaft – ein genaues Instrumentarium zur Analyse der Nationalisierung von bäuerlichen Kulturen bzw. dem Entstehen von Sprach- und Kulturgrenzen.

Wenn hier auf eine nähere Besprechung verzichtet werden kann, dann hat dies mehrere Gründe: Das Buch ist in der Fachwelt bekannt genug und zudem wird gegenwärtig eine deutsche Übersetzung vorbereitet. Eine solche kann noch immer Gültigkeit beanspruchen, auch wenn Teile – wie etwa die Siedlungsforschung – nicht mehr den neuesten Stand der Forschung beinhalten. Denn „The Hidden Frontier" ist längst zu einem Klassiker geworden. Es thematisiert Fragestellungen (etwa kulturökologische), die vor der kul-

turanthropologischen Wendung von Geschichtswissenschaft und Volkskunde weitestgehend unbekannt waren. Dementsprechend wurde es Vorbild für zahlreiche amerikanische „community studies", die mittlerweile auch die europäische Forschung befruchtet haben. Vor allem aber, darauf hat Eric J. Hobsbawm hingewiesen, ist es gerade für die Nationalismusforschung ein „Schlüsselwerk".

Für einen österreichischen Volkskundler stellen sich trotzdem zwei Fragen: Warum konnte eine ähnliche, vergleichende Studie von heimischen Forschern nicht bewerkstelligt werden und warum blieb die Rezeption des Buches in der hiesigen Fachwelt so zurückhaltend? Das trentinische Volkskundemuseum hingegen hat für seine Reihe „Classici dell'Etnografia delle Alpi" einen bedeutenden Anfang gesetzt. Man darf auf die folgenden Bände gespannt sein.

Reinhard Johler

Anmerkung

1 Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, XLVI/95, 1992, S. 91 – 92.

Jean CUISENIER, *La maison rustique – Logique sociale et composition architecturale* (= Collection „Ethnologies"). Paris, Presse universitaires de France [upf]. (1991), 380 Seiten, 79 Fig.

Die Lektüre dieses fesselnd geschriebenen Buches über das ländliche Bauen und Wohnen in Frankreich und über dessen Voraussetzungen in der Entwicklung seit der Renaissance läßt auch denjenigen nicht leicht los, der – zunächst in die Axiome der volkskundlichen Hausforschung im übrigen Europa eingelebt – hier auf ganz neue Spuren baulichen Denkens und Gestaltens hingewiesen wird. Es geht um die Frage: Wieweit hatten die Humanisten und großen Architekten der Renaissance auch Einfluß auf das vernakuläre Baugeschehen und auf das damit notwendig verbundene architekturale (nicht architektonische!) Raumgefüge? Bestehen also zwischen deren Vorstellungen rustikalen Bauens und der Masse ungewöhnlich vielgestaltiger Volksarchitektur irgendwelche Zusammenhänge?

Und wenn ja, welche können dies sein? Fürs erste scheint es ja kaum Beziehungen dieser Art gegeben zu haben. Denn zwischen den Arbeiten, die sich seit über hundert Jahren schon dem ländlich-bäuerlichen Hausbau bei uns zuwenden, und der Geschichte der „architecture savante", der gelehrten Architektur also, bzw. den baulichen Befunden der übrigen Gesellschaftsschichten Europas bestehen kaum überbrückbare Lücken und Gegensätze. Das neue Werk von Jean Cuisenier, des bekannten französi-

schen Ethnologen und Museumsexperten, sucht dies erstmals zu überwinden. Sein Verfasser kann sich dabei sowohl auf die von ihm langjährig geleitete, stattliche Buchreihe des „Corpus de l'architecture rurale française" (Paris 1977 ss.) stützen wie auf gewisse Standardwerke der Architekturgeschichte Italiens, Frankreichs und Englands und insbesondere auch auf deren reichen Fundus an graphischen Entwürfen. Voran steht hier der vielseitige Humanist Charles Estienne (1504 – 1564) im Gefolge von Sebastiano Serlio (1475 – 1554), dem großen Italiener und späteren königlich-französischen Staatsbaumeister, und selbst wieder gefolgt vom Begründer der französischen Renaissance Philibert de l'Orme (1510/15 – 1570). Herangezogen wurden indessen auch die jüngeren Theoretiker ländlichen Bauens in England und neuestens aus der bekannten Schule von Manchester mit Ronald W. Brunskill u.a. sowie die bedeutenden Ökonomen und Agronomen Frankreichs aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

In der Tat war schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Kreisen humanistischer Architekten und landwirtschaftlich Interessierter ein architekturgeschichtliches Genre entwickelt worden, dessen Vorläufer sich bis auf Varro und Vitruv zurückführen lassen und das sich in bestimmten Bereichen des späteren Feudalismus auch mit der „architecture ordinaire" eingehend beschäftigte. Charles Estienne, aus einer bekannten Drucker-, Verleger- und Humanistenfamilie stammend und vielseitig schriftstellerisch tätig, nannte daher eines seiner Werke über den „Feldbau" zunächst „praedium rusticum" (1554), ein weiteres aber schrieb er in der Volkssprache unter dem Titel „La Maison rustique" (1564). Er lieferte darin eine idealisierte Beschreibung ländlicher Wohnsitze mit Bedacht auf alle jene Elemente, die auch nach ihm im Bemühen um die ländliche Baukunst bis gegen 1800 herauf Berücksichtigung fanden.

Jean Cuisenier geht nun von der Frage aus: „Was war diese ‚maison rustique' in Wirklichkeit?" Er streift kurz die Geschichte der Hausforschung in Frankreich seit Alfred de Foville und in deren Weiterführung namentlich durch die Humangeographie und Arreallinguistik über A. Demangeon bis zu A. Dauzat, Marc Bloch und Le Corbusier und verweist auf das besondere Argument der „logique sociale" in den baulichen Raumstrukturen und der davon abhängigen Sinngefüge in den diversen „compositions architurales", in denen er das Programm seines Buches zusammenfaßt.

Dieses nun gliedert sich in *vier* Hauptpartien. Zunächst geht es dem Verfasser um eine Analyse der modellhaften Vorstellungen von Charles Estienne und deren Spiegelung, ja Nähe zu Baufällen im „Corpus de l'architecture rurale en France", woraus sich für ihn aus der generellen räumlichen Ordnung die Wichtigkeit der „latéralisation", d.h. einer nach bestimmten Seiten hin orientierten „valeur sociale" ableitet. Diese Gewichtung äußert sich nach allgemein anthropologischen Gesichtspunkten in den

unterschiedlichen Oppositionen von rechts/links, vorne/hinten, oben/unten, durchgängig/verschlossen oder der kosmischen Richtungen wie Sonnenauf- und -untergang, Osten/Westen. So werden schon bei Ch. Estienne die Menschen in der Behausung beispielsweise „situés à dextre et les animaux à senestre", und es ergibt sich eine neue Art räumlicher Hierarchie des Hausens und der Anlagen von Hof und Haus je nach den Räumlichkeiten und nach deren Funktion, deren Zugänglichkeit oder Entfernung vom Haupteingang des jeweiligen Gebäudes.

Der zweite Abschnitt des ersten Teiles widmet sich der Frage und Suche nach den Ursprüngen: Wie verhält sich ein solcher Idealtyp nach Estienne zu den primitivsten menschlichen Behausungen? Auch hier glaubt sich Cuisenier bestätigt. Weniger in den improvisierten und temporären Schöpfungen und Hütten aus vergänglichem Astwerk oder Schilf als in den mythenhaften Vorstellungen, „si souvent narrés de la maison primitive", sieht er sich bestärkt, u.a. im Hinweis auf Vergleichbares auf Kreta, auf den Balearen oder auf Sardinien. Wenn dazu freilich Cuisenier auch Viollet-le-Duc und Le Corbusier als Kronzeugen ins Treffen führt, so dürfte dies doch eher Ausdruck von deren besonderer Autorität als Repräsentanten der Hocharchitektur sein, wobei diese sich umgekehrt auch am Primitiven bestätigt sehen wollten, und um damit zu versuchen, die Regeln zu grammatikalisieren, welche die Generationen von Bauformen schon allein im Geometrischen beherrschen. Wenn nicht schon zuvor bei den genannten Klassikern der Architekturgeschichte, werden hier doch auch gewisse erkenntnistheoretische Probleme bei der enormen Fülle an Objekten des Bauens relativiert. Dies allein schon aus den Widersprüchen von Technik und Sozialem, von semantischer Sinngebung und praktischer Wirtschaft, von geographischer Ortsbindung und allgemeinerer Symbolhaftigkeit, von Ästhetik und Funktion, so daß sich ein bestimmtes Objekt der Architektur wohl kaum je nach einer einzigen Grundtheorie restlos umschreiben und erklären läßt.

Im dritten Hauptteil seines Buches wird Jean Cuisenier ein weiteres Mal für uns eindrucksvoll fündig. Es ist der Weg baulichen Denkens und planerischen Gestaltens von der Aufklärung bis herauf ins 19. Jahrhundert und bis zum Positivismus der Agronomen und zum Hygienismus der Spitzen der Gesellschaft. Auf ihm gelangt der Verfasser zur berühmten „Encyclopédie Roret" und den kühnen Entwürfen von MM. de *Fontenay* père et fils von 1836. Erst ihnen gelang es, den lange vergeblichen Wünschen und Ausschreibungen der Société Royale et centrale d'Agriculture seit 1799 und von 1821 im Sinne einer neuen Praxis ländlichen Bauens zu entsprechen. Es wird gut sein, sich in Europa auch anderwärts gerade diesen Abschnitt über das so entscheidende 19. Jahrhundert und seine führenden Köpfe angefangen von J.-C. Loudons „Encyclopaedia of the cottage" (London 1833 mit 1138

Seiten) über Michel de Fontenays „Manuel pratique" (Paris: Librairie Roret 1836) bis zu Louis Bouchard-Huzards „Traité des constructions rurales" (Paris: 1870², 3 vol.) genauer und mit Bedacht anzusehen. Bei allen planerischen Bestrebungen seit Estienne und de l'Orme und bei aller erregten aufklärerischen Aktivität im Reformwandel der Landwirtschaft sticht vor allem ins Auge, daß erst um 1830 sowohl in Frankreich wie etwa auch bei uns in den Ländern Österreichs die Fesseln traditionalen Bauens fallen, sogar radikal fallen, und einem neuen baulichen Denken auf Basis planmäßiger Typen und neuer Bautechniken in breiter Front weichen. Fontenays „Manuel pratique propre â guider les habitants des campagnes et les ouvriers dans les constructions rustiques" von 1836 wird so mit allen seinen wichtigen Vorläufern von Perthuis bis J.-C. Loudon zu einem regelrechten Meilenstein in der Gesamtentwicklung der Bauernhäuser in Europa. Mit ihm ist selbst für eine vergleichende morphologische und typologische Hausforschung unseres Kontinentes eine neue und ganz entscheidende Wende im ländlichen Hausbau erreicht. Mit ihm endet zugleich das autochthone, oft noch mittelalterliche Bauen und der Einfluß der Renaissance planerischen Denkens, und mit ihm beginnt unverkennbar die Freisetzung der Bauformen in einem verstärkten Ausgleich zwischen Stadt und Land. Mit Recht nennt daher der französische Architekturwissenschaftler Philippe Boudon in seiner Besprechung des Buches von J. Cuisenier „ce texte superbement démonstratif de M. de Fontenay".[1] Denn nun wird deutlicher noch als bisher der innere Gegensatz der verschiedenen Wertskalen, die in der Architektur wirksam sind, etwa die eine als sozio-kulturelle oder die andere als geographische erkennbar, in der zuvörderst Rationalismus und Nützlichkeitsdenken bestimmen. Für deren höhere Effizienz erbringt der Verfasser bei Fontenay wie bei Le Corbusier treffende Beispiele, und es zeigt sich abermals, was Cuisenier unter dem Diktum „raison bâtiseuse" zusammenfaßt und was dieser im Gegenhalt zum rein geometrisch verorteten Begriff des „Raumes" als leere und bloße Ausdehnung ohne Grenzen etwa im Sinne von Descartes auf einer höheren Ebene als „champ spatial" bezeichnet, nämlich ein vom Leben erfülltes Raumgefüge, das für ihn in den verschiedenen Oppositionen polarisiert quasi ein soziales Spannungsfeld ergibt, das jeweils durch Lateralität oder Zentralität, Axialität oder Frontalität strukturiert ist.

Danach aber baut Cuisenier den vierten Hauptabschnitt seines Buches auf. Hier nimmt er sich in Anlehnung an Bill Hillier und die Bartlett School of Architecture vom University College London nach deren „social logic of space" (Cambridge 1984) an 17 Beispielen aus dem Corpus-Werk der Normandie eine „analyse syntaxique" von deren Relation bzw. Integration ihrer Einzelräume vor, und zwar jeweils an der Hand von Grundrissen und graphischen Gliederungsmodellen („graphs") je nach deren Durchgängigkeit („structure circularisante") bzw. deren Sonderfunktion („structure ar-

borescente"), in denen sich die konkreten Einzelfälle und Muster („spécimens") letztlich ausformen können.

Am Ende freilich läuft auch dieses System einer übergreifenden Kategorisierung auf zwei Grundformen von menschlichen Behausungen hinaus: Einmal auf den plurifunktionalen *Einraum,* als der sich auch in Frankreich seit alters die „salle commune" mit der zentralen Feuerstelle, dem „foyer", als ein Phänotypus erweist oder wie es bereits Sire de Gouberville in seinem Journal (1553 – 1562) einmal viel anschaulicher ausdrückt: In einem solchen voll integrierten „être céans" (eigenen Gemeinschaftsraum) lebt sich's „au même pot et au même feu". Seinen anderen Gegentyp sieht Cuisenier im Raumgefüge des Wohnens oder Hausens mit einem neutralen und zentralen Flurraum: „l'habitation à vestibule central". Dessen Genotypik erklärt sich viel eher als Resultat bestimmter Modellentwürfe und als Ergebnis einer bereits überlegten und quasi plangestützten Modellvorstellung.

Es wäre nun gegenüber den ungleich verschiedenen Anlagen französischer Landhäuser, wie sie hier Cuisenier nach dem Corpus in verschiedenen Konfigurationen aus Frankreich auf mehreren Tafeln vorstellt, aufschlußreich, auch die ganz andersartigen, aber im Genotypus durchaus verwandten Sachverhalte von Wohnanlagen und Bauernhäusern anderer Länder heranzuziehen. Von daher gesehen, stellt sein Buch ohne Zweifel einen bedeutenden Wurf auch für eine vergleichende Hausforschung in Europa dar. Es wirft in der enormen Dichte seines Materials und seiner Darstellung und in seiner neuartigen Positionierung gegenüber einem gewaltigen Stoffkomplex viele neue Fragen auf und vermag nicht alle auch völlig und endgültig abzuklären, und dies, obwohl es sich durchwegs freihält von allen sachbezogenen Einblicken und Details der bisher gewohnten Betrachtungsweise. Seine Stärke liegt woanders, nämlich darin, daß er stark generalisierend und übersichtig, aber zugleich streng methodisch sein Ziel verfolgt. Wir finden hier gleichsam eine große Fülle hauskundlichen Materials auf andere Positionen umverteilt und seine oft überraschenden Exposés bieten sich dem Leser fast durchwegs als eine anspruchsvolle, aber dennoch auch anregend fruchtbare Lektüre dar, von der wir in unserem Versuch eines kurzen Überblickes zu Beginn ja auch ausgegangen sind.

Oskar Moser

Anmerkung

1 Ethnologie française XXII, Paris 1992, S. 500 – 507, hier S. 505.

Martin ROTH, Manfred SCHESKE, Hans-Christian TÄUBRICH (Hg.), *In aller Munde. Einhundert Jahre Odol* (= Begleitband zu einer Ausstellung im Deutschen Hygiene-Museum, Dresden, in Zusammenarbeit mit der Lingner + Fischer GmbH, Bühl/Baden). Stuttgart, Edition Cantz, 1993, 228 Seiten, zahlr. Farb- u. S/W-Abb.

Den hundertsten Geburtstag eines Produktes, das mit der Geschichte des Deutschen Hygiene-Museums wie kein anderes verbunden ist, hat man in Dresden zum Anlaß für eine Ausstellung genommen, in deren Mittelpunkt zwar die „weiße Flasche mit dem Seitenhals" stand, die aber zugleich weit mehr bot als eine Produktgeschichte von Odol. Der zur Ausstellung erschienene aufwendige Begleitband spiegelt dies in einer Reihe von Essays wieder und stellt das Mundwasser in die Zusammenhänge der Kulturgeschichte. Daß dies durch die Unterstützung der heutigen Odol-Produzenten geschieht, sei hier gleich eingangs vermerkt, weil eine so gelungene Synthese von Firmenjubiläum und kulturwissenschaftlicher Arbeit allzu selten ist.

Der Vorzug eines solchen Bandes liegt in der Methode. Dies gerade deshalb, weil keine besondere Methode zu erkennen ist, sondern Autoren unterschiedlichster Provenienz von verschiedenen Seiten Licht auf Odol zu werfen suchen. Die Annäherung ist also zum einen eine radiale, zum anderen eine mehr lineare, indem einzelne Beiträge Teilaspekte der weiteren Produkt- und Firmengeschichte durch das Jahrhundert verfolgen oder eben vom Kontext her auf den engeren Kern hinarbeiten. So konnte den Odol-Chronisten wenig entgehen, und da und dort stößt man bei der Lektüre – vor allem des in der Tat hinreissenden Abbildungsmaterials – auf einen Aspekt oder Gedanken, der dann prompt auf den nächsten Seiten weitergesponnen wird: Ein kurzweiliges Lesevergnügen.

Der Band enthält siebzehn größere Beiträge, zu viele, um jeden einzelnen zu skizzieren; deshalb seien hier nur knapp einige wichtige Linien angedeutet. Ein erster Teil bringt quasi die Lokal-, Personen- und Firmengeschichte von Odol. Dabei wird mit Blick auf das Thema Hygiene ein Bild Dresdens am Ende des 19. Jahrhunderts gezeichnet und der Odol-Erfinder Karl August Lingner porträtiert, dessen aufgeklärte Unternehmerpersönlichkeit für den Erfolg und Mythos des Dresdener Mundwassers – doch zentral zu sein scheint. Daß Lingner – ganz „animal ambitiosum" – alles unternahm, durch soziale und volkspolitische Unternehmungen seinen und den Ruf Odols zu mehren, tut seinen Leistungen keinen Abbruch: Schließlich ist auch das Deutsche Hygiene-Museum auf seine Initiative zurückzuführen. Interessant erscheint dabei aber vor allem, wie Lingner den Zeitnerv traf: Indem er es verstand, gestützt auf die Rezeption von Erkenntnissen der jüngeren Medizin und Bakteriologie, Odol vom Beigeschmack des nur kosmetischen Mundwassers – und mithin vom Vorwurf der Scharlatanerie –

zu befreien, gelang ihm die Integration seiner Produkte in die wachsenden Bedürfnisse nach medizinisch Erprobtem. Dementsprechende und heute wohl bewußt etwas schwerfällige Lehrsätze schmückten von allem Anfang an jede Odol-Flasche.

An dieser Stelle kommen die Informationen aus den Beiträgen eines zweiten Themenkomplexes sehr zurecht: Sie erzählen von den historischen – quasi vormedizinischen – Zahnpflegemitteln und skizzieren den Quantensprung der Zahnheilkunde am Ende des 19. Jahrhunderts. Daß dieser mehr medizinhistorische Part ein solides Widerlager in der mentalitätshistorischen Annäherung an die Reinlichkeitsideale im Kaiserreich und die sich wandelnden Körpergefühle in diesem Jahrhundert findet, verhilft zur Sicht auf die Zusammenhänge. Aber hier wird auch das Terrain glatter, weil es um die symbolhistorische Ausdeutung von Praktiken geht und vor allem um die richtige Dechiffrierung ihrer Zeugnisse. Die Einbettung in das soziokulturelle Umfeld wirkt dabei manchmal etwas gar bemüht, etwa wenn bestimmte – in Ansätzen sicher nicht falsche – Klischees über die zwanziger Jahre zur Illustration der Odol-Geschichte herangezogen werden oder hinter Reklameeinschaltungen Seherisches vermutet wird: So ein exakter Spiegel ist die Odol-Flasche dann doch wieder nicht. Dennoch möchte man diese Abschnitte am wenigsten vermissen, weil sie mit einem hohen Maß an Inspiration die symbolischen Ebenen etwa von Mund und Wasser, von Frische und Pflege offenlegen.

Zu einem dritten Bereich ließen sich all jene Beiträge des Bandes zusammenfassen, die sich um den Mythos Odol ranken. Doch so sehr die Relikte aus hundert Jahren Firmen- und Werbegeschichte zum Ikonenhaften tendieren mögen, hier wird zunächst einmal entmystifiziert. Breiter Raum wird nämlich der Analyse der Lingnerschen Werbefeldzüge eingeräumt, und es lassen sich manche Verbindungen zu dem „Gesicht der Moderne" ziehen. Odol-Werbung war bereits in den Anfängen exakt kalkuliert; in puncto Aktualität, Gestaltung und Orientierung war sie der gängigen zeitgenössischen Reklame um Jahre voraus. Dieses Thema wird noch gestützt durch jeweils mit viel Bild- und Quellenmaterial illustrierte Untersuchungen zu Einzelaspekten – der Affinität zwischen schwarzer Haut und weißen Zähnen in der Werbung etwa oder der Modifikation der Werbebotschaften an die populärsten Zeitschriften der ersten Jahrhunderthälfte. Daß der Band seine Schwerpunkte ganz deutlich auf eine metaphorische Ebene legt, zählt zu seinen großen Vorzügen; die kulturelle Dimension, die Prägung des Alltags, läßt sich so weit besser fassen als durch die in Jubiläumsschriften gelegentlich doch recht aufgesetzt wirkenden – und sich überdies gerne wiederholenden – Ausführungen zur Arbeit in der Fabrik.

Vor allem bis in die dreißiger Jahre hatte Odol-Werbung ein entschiedenes Nahverhältnis zur Kunst. Ihm wird in einem eigenen Beitrag nachge-

gangen, wobei autonome Arbeiten, in denen Odol mehr zufällig auftaucht (wie in jenen von Carlo Carrà, Stuart Davis oder Karl Schmidt-Rottluff), neben dezidierten Entwürfen von Künstlern für Odol stehen. Vielleicht hätte man besser daran getan, die Trennung in bildende Kunst und Werbung erst gar nicht zu vollziehen, um zu griffigeren Aussagen zu gelangen? Letztlich fehlt nämlich die Interpretation dessen, was – über das bloße „Vorkommen" der vier Buchstaben hinaus – die Bedeutung Odols in jener Gemengelage von „hoher" und „niederer" Kunst ausmacht.

„Odol to me means Heimatklänge", schrieb eine deutsche Emigrantin 1990 an den amerikanischen Odol-Produzenten. Und bei aller Internationalität des Produktes – „in aller Munde" –, sind sich die Autoren des Bandes doch sehr wohl bewußt, daß ihre Mühen vor allem einer Inkunabel deutschen Alltags gelten. Odol nämlich, heißt es in einem der Beiträge, „riecht nur nach Odol und nach Deutschland". Mit diesem unausgesprochenen Leitsatz im Hinterkopf und in der Odol-eigenen erfrischenden Art sind die einzelnen Aufsätze geschrieben. Das Ergebnis kann sich trotz mancher Mängel sehen lassen: Mit seinen undogmatischen Schwerpunktsetzungen und aufgrund des faszinierenden Materials wird es nicht nur an Alltagsgeschichte Interessierte ansprechen.

Bernhard Tschofen

DINZELBACHER, Peter (Hg.), *Sachwörterbuch der Mediävistik.* Stuttgart, Kröner, 1992, 941 Seiten.

P. Dinzelbachers ‚Sachwörterbuch der Mediävistik' bietet auf 941 Seiten in knapp gefaßten Überblicksartikeln prägnante Detailinformationen und weiterführende Literatur zu rund 3000 Stichwörtern. Das im bekannten Kröner-Design gehaltene einbändige Nachschlagewerk bemüht sich um größtmögliche Interdisziplinarität[1] mit Schwerpunkt Literaturwissenschaft und nennt als Zielgruppe gleichermaßen Studierende, Lehrende und ein interessiertes Laienpublikum. Ein ausführliches Vorwort gibt Auskunft über Methode und Zielsetzung des Bandes; eine Art „Gebrauchsanweisung", ein Abkürzungsverzeichnis und ein Verzeichnis der Mitarbeiter sollen eine ökonomische Benützung gewährleisten. Eine Zusammenstellung mittelalterlicher Autoren und Anonyma im Anhang bietet ergänzende chronologische Angaben, eine Auswahl an Speziallexika[2] hält grundlegende bzw. weiterführende Literatur bereit.

Bereits ein erster kurzer Blick auf Anspruch und Form der Verwirklichung läßt die Notwendigkeit von Kompromissen erahnen. Die Problematik eines einbändigen Sachwörterbuchs der Mediävistik spiegelt sich denn auch in der Genese des Werkes wider: Zwei Herausgeberschaften[3] haben sich

über Jahre um das Lexikon bemüht, die Drucklegung ließ geraume Zeit auf sich warten. P. Dinzelbachers Tätigkeit ist durch Umgestaltung und Bearbeitung bereits bestehender Artikel einerseits,[4] durch Ergänzungen[5] und inhaltliche Erweiterung in der Form von neuen Beiträgen andererseits gekennzeichnet.

Trotz der überformenden Bearbeitung durch den Herausgeber läßt die Vielzahl der Mitarbeiter[6] ein bisweilen recht uneinheitliches Bild entstehen: Fachlich anspruchsvolle und – sofern bei der gebotenen Kürze möglich – tiefgreifende Beiträge wechseln in bunter Reihenfolge mit oberflächlichen und kaum informativen Zeilen. Pauschalurteile vereinfachen oft komplexe Sachverhalte in unzulässiger Weise und führen zu einseitiger Information.[7] Zudem treten insbesondere bei der Vernetzung einzelner Artikel innerhalb eines größeren Themengebietes vermeidbare Ungenauigkeiten[8] und Widersprüche[9] zutage. Befremdend mutet die unkritische Übernahme umstrittener Begriffe von der Art des „ritterlichen Tugendsystems" (S. 706) an; zu diskutieren wäre ebenso die gewählte Form der Systematisierung.[10] Die weiterführenden Literaturangaben erweisen sich zum Teil als wertvolle Hilfsmittel, zum Teil sind sie aber unglücklich gewählt oder bereits veraltet und daher nur wenig hilfreich.[11]

Neben inhaltlichen Aspekten muß die Kritik nicht zuletzt auch formale Ungereimtheiten aufgreifen: Störend wirken die uneinheitliche Schreibung zentraler mittelhochdeutscher Begriffe[12] und Verschreibungen.[13] Im Hinblick auf die im Klappentext genannte Zielgruppe[14] hätte man sich insbesondere für Fachtermini fremder Herkunft zusätzlich zur prägnanten Etymologie auch Angaben der Artikel gewünscht.

Trotz der erwähnten Unzulänglichkeiten, die zu ihrem großen Teil aus der gewaltigen und disparaten Stoffülle resultieren, bietet P. Dinzelbachers umsichtig zusammengestelltes ‚Sachwörterbuch der Mediävistik' maximale Information auf kleinstem Raum. Das Lexikon stellt die mutige Antwort auf ein seit geraumer Zeit urgiertes Desiderat der Forschung dar und wird innerhalb seiner Möglichkeiten einer Vielzahl an Benützern wertvolle Hilfestellung auf dem Gebiet der Mittelalterforschung leisten. Daß es sich – um die Illustration des Schutzeinbandes[15] aufzugreifen – lediglich um ein Anklopfen bzw. Rütteln an der Tür des riesigen Gebäudekomplexes der Mediävistik handeln kann, muß im Bewußtsein des Herausgebers wie des Benützers liegen.

Ursula Klingenböck

Anmerkungen

1 Religion, Recht, Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst.
2 U.a. Personenlexika, Lexika zur Antike und zu einzelnen Fachgebieten (Theologie u. Kirchengeschichte, Philosophie, Recht, Literatur, Geschichte, Volkskunde etc.).
3 P. Dinzelbacher baut auf die Vorarbeiten von H. D. Mück, U. Müller, F. V. Spechtler u. E. Thurnher auf.

4 Art und Grad der Bearbeitung sind an der Verfassersigle zu erkennen.
5 V.a. im Bereich der bibliographischen Angaben.
6 Das Verzeichnis der Mitarbeiter zählt 95 Namen.
7 Daß im Antikenroman Abenteuer und *Liebe* im Zentrum stehen, mag mit geringfügigen Einschränkungen wohl für den Eneas- und Trojaroman zutreffen; im Falle der Alexanderdichtung (namentlich des ‚Vorauer' bzw. ‚Straßburger Alexander', zum großen Teil auch noch im ‚Alexander' des Rudolf von Ems) rücken Frau und *minne* im Vergleich stark in den Hintergrund.
8 Im Anschluß an das Lemma „Mandorla" findet sich ein Verweis auf „Heiligenschein"; dort taucht aber weder die Bezeichnung, noch das damit Gemeinte (nämlich mandelförmiger Heiligenschein, der die ganze Person umgibt) auf. Der Artikel „Spielmannsdichtung" läßt den – wohl umstrittenen – ‚Dukus Horant' vermissen.
9 Als Beispiel sei hier genannt: Rudolfs von Ems ‚Alexander' wird im Rahmen der Ausführungen zum Alexanderstoff „um 1230" (S. 17) datiert; nach der *communis opinio* der neueren Forschung wurde der ‚Alexander' aber in zwei Arbeitsphasen verfaßt (die spätere reicht bis in die Mitte des Jahrhunderts herauf); die Datierung „um 1230" greift daher eindeutig zu kurz. Das Verzeichnis mittelalterlicher Autoren und Anonyma gibt (der S. 927 erläuterten Schreibweise folgend) entweder „den Zeitraum seiner [i.e. eines mittelalterlichen Dichters] literarischen Tätigkeit" (?!) oder „den der Entstehung einer [?!] Schrift" an. Ersteres erweist sich mit einem Blick auf Rudolfs Biographie (seine literarische Schaffenszeit ist etwa mit den Jahren 1220 bis um 1250 einzugrenzen) als unhaltbar. Im zweiten Fall ist nicht ersichtlich, *welches* Werk des Autors angesprochen wird; es dürfte wohl der ‚Alexander' – nunmehr mit den Jahren 1225/30 datiert – gemeint sein. Wenige Seiten vorher nennt dasselbe Verzeichnis einen für den Laien auf den ersten Blick nicht identifizierbaren ‚Alexander' „um 1245" (S. 927).
10 So wird etwa die Grobiani[sti]sche Dichtung dem Schlagwort „Obszönität" untergeordnet (S. 318 bzw. 594).
11 Die bibliographischen Angaben zum Alexanderstoff erschöpfen sich in der Nennung von drei Werken zur Alexanderliteratur: Neben dem Standardwerk G. Carys (1956) und dem ungenügenden Bändchen von H. Buntz (1973) scheint mit J. Brummack (1966) aus unerfindlichen Gründen eine Spezialuntersuchung zur Darstellung des Orients in deutschen Alexanderdichtungen auf.
12 So werden etwa *mâze, milte* und *huote* im Lemma in – allerdings im Druckbild nicht ausgezeichneter – mittelhochdeutscher Schreibweise wiedergegeben, Ehre, Hoher Mut und Saelde erscheinen dagegen in neuhochdeutscher Schreibung.
13 Exemplarisch seien hier genannt: Merkmale eines Ritter waren [...] (S. 706); [...] enpfiehlt es sich (S. 927).
14 Studierende und interessierte Laien.
15 Türzieher, Niedersachsen um 1150 – 1160.

Anna-Dorothee von den BRINCKEN, *Fines Terrae. Die Enden der Welt und der vierte Kontinent auf mittelalterlichen Weltkarten.* Hannover 1992 (= Monumenta Germaniae Historica. Schriften 36). XLIII, 243 Seiten, 48 Abb.

Der vorliegende Band stammt von einer der derzeit besten Kennerinnen mittelalterlicher Geographie und Kosmographie und beschäftigt sich keineswegs nur mit dem Australkontinent und den Randbereichen der Ökumene, wie der Untertitel vermuten lassen könnte, sondern kann, bei einigen Vorkenntnissen, als Darstellung mittelalterlicher Universalgeographie überhaupt gelesen werden.

Knapp hundert Seiten sind dem Überblick über traditionelle Vorstellungen zum Thema Ökumene und Australkontinent gewidmet (I und II), im Rest des Buches sind verschiedene Aspekte der weniger einheitlich behandelbaren Vorstellungen vom Rand der Ökumene zu Problemkreisen geordnet: u.a. werden die Gestalt der Erde, die Mongolen, die Westexpansion der Skandinavier, der Rand der Ökumene im Allgemeinen behandelt; überraschenderweise fehlt ein eigener Abschnitt über die immer wieder angeschnittene Antipodenfrage. Ein Exkurs zu der bekanntesten Fälschung der Kartographiegeschichte unseres Jahrhunderts, der Vinlandkarte, schließt das Buch auf berechtigt ironische Weise ab.

Besonders hervorzuheben ist noch, daß die Autorin mehr noch als in früheren Veröffentlichungen wiederholt und dezidiert gegen falsche neuzeitliche Vorstellungen vom mittelalterlichen Weltbild ins Feld zieht, sei es nun gegen das Märchen von der Scheibenform der Erde im Mittelalter (z.B. S. 100ff) oder gegen die angebliche Wissensfeindlichkeit von Kirchenvätern und mittelalterlichen Klerikern (z.B. S. 214).

Der Band ist durch Register und ein ausführliches Inhaltsverzeichnis bestens erschlossen, der – wohl aus drucktechnischen Gründen ans Ende gestellte – Bildteil auch in der Reproduktionsqualität einwandfrei. Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist umfangreich (XV bis XLIII) und enthält kaum Fehler (XXI, Z. 33f lies zweimal Kosmographie statt Kosmologie; XXXIII, Z. 13 falsche Silbentrennung), wie überhaupt der Text bestens korrekturgelesen ist.

Die Darstellung ist durchwegs klar und systematisch – manchmal vielleicht sogar zu systematisch, wenn in Hauptteil II und III chronologisch geordnete Autoren und Werke der Reihe nach vorgenommen werden; dies tut aber der Lesbarkeit des Buches keinen Abbruch, ganz im Gegenteil: Auch als Nachschlagewerk wird es somit brauchbar und sei als solches jedem, der sich mit mittelalterlicher Geographie beschäftigt, trotz des nicht ganz niedrigen Preises wärmstens empfohlen.

Rudolf Simek

Doris SAUER, *Erinnerungen: Karl Haiding und die Forschungsstelle „Spiel und Spruch"*. Redaktion: Helmut Eberhart – Elke Maria Hammer (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, Band 6). Wien, Selbstverlag des Helmut-P.-Fielhauer-Freundeskreises (Gesellschaft für Volkskunde und Kulturanalyse), 1993, 229 Seiten, Abb.

Als einen „ersten Beitrag" (S. 118) zur Geschichte von Archiv und Forschungsstelle „Spiel und Spruch" hat die Autorin ihre in der Reihe des Helmut-P.-Fielhauer-Freundeskreises am Institut für Volkskunde der Universität Wien herausgegebenen „Erinnerungen" verstanden. Es sollte der einzige bleiben: Doris Sauer ist unmittelbar vor Erscheinen des Bändchens bei einem Verkehrsunfall tödlich verunglückt – und mit ihr ist eine wichtige Zeitzeugin der österreichischen Volkskunde verstummt, von der sicher noch so manches Mitteilenswerte zu erwarten gewesen wäre. Dies gilt für die genannte Sammlung – 1942 von Karl Haiding als „Forschungsstelle ‚Spiel und Spruch'" in Stift Rein bei Graz etabliert und 1985 als Legat in den Besitz des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde übergegangen –, deren Kenntnis D. Sauer ihrer wiederholten Beschäftigung mit der Thematik[1] und den Sammelbeständen verdankte; dies gilt auch für die Person (bewundert viel und viel gescholten) Karl Haidings, den sie erstmals 1939 im Rahmen des Lehrgangs für Volks- und Jugendmusikleiter der Reichsjugendführung in Berlin kennenlernte. Mit diesen inhaltlichen Schwerpunkten ihrer Reminiszenzen behandelt D. Sauer eine Institution und eine Persönlichkeit, die für die österreichische Fachgeschichte wenn schon nicht von überragender, so doch und zweifellos von repräsentativer Bedeutung sind.

Die Forschungsstelle „Spiel und Spruch" des 1942 gegründeten „Instituts für deutsche Volkskunde" (einer Unterabteilung der unter Kuratel des Reichsleiters Alfred Rosenberg stehenden „Hohen Schule" der NSDAP) war der Autorin bereits aus den Tagen ihrer studentischen Kriegshilfsdienste bekannt; nach dem Zweitstudium der Medizin und einer fachfernen beruflichen Karriere wurde sie Anfang der achtziger Jahre von Haiding-Paganini zur Neuordnung seiner Sammlung eingeladen. In ihrer Schilderung der ersten Erfahrungen mit dem Archiv und der Tätigkeit in ihm vier Jahrzehnte später spiegelt sich dieses als ganz im Dienste einer, zur „Waffe im Kampf um deutsches Land" (S. 147) umfunktionierten Volkskunde stehend und als beispielhaft für die politisch-ideologische Okkupation des Faches, deren konkrete Abläufe und Ergebnisse auf institutioneller Ebene z.T. noch recht im Dunklen liegen.[2]

In Rückschau ihrer Begegnungen mit dem Gründer dieser zum propagandistischen Medium arischer Gesinnung herabgekommenen „Forschungsstelle" (der zugleich auf Kriegsdauer die Leitung des gesamten „Instituts für deutsche Volkskunde" übertragen bekommen hatte) zeichnet D. Sauer

gleichfalls eine von charakteristischen Zügen der Fachentwicklung geprägte Gestalt: Als Führer im Jugendbund „Adler und Falken", einer jener Gruppierungen der sog. „bündischen Zeit" der deutschen Jugendbewegung, von denen es in den zwanziger Jahren bis zur Zäsur von 1933 eine schier unüberblickbare Vielfalt gab,[3] erweist sich K. Haiding wie ein Großteil der Fachkollegenschaft seiner Generation eingebunden in jene Erneuerungsbewegung ursprünglich kulturkritischer Intention und deren durch zunehmend verschärft politisierte „Grenzlandarbeit" vom Wandern zum Marschieren mutierende ideologische Gangart.[4] Zugleich aber steht er, als in wissenschaftlichen Erklärungszusammenhängen stets weltanschaulich präjudiziert, in der Tradition eines oft beschworenen „Amateurismus" im Fach: Schließlich kann dieser nicht nur wie üblich als Mangel an theoretischem Überblick und disziplinärem Werkzeug beschrieben, sondern auch durch ein Überwiegen privater Gefühlslagen charakterisiert werden, das seinen Vertreter hindert, auch dem, was ihm persönlich zuwider ist, gerecht zu werden; weshalb er auch, wie jeder Dilettant, „leicht von Zeiten der Eingeistigkeit in die Höhe getragen wird" (R. Musil: Der Dichter und diese Zeit, Abschn. XII).

D. Sauer bietet in ihrem Bändchen jedoch mehr als einen Beitrag zur NS-Fachgeschichtsschreibung. Sie ergänzt diesen durch ihre z.T. recht persönlich gehaltenen Jugenderinnerungen, in denen das alltägliche Leben während nationalsozialistischer Diktatur in jener Anschaulichkeit vor Augen geführt wird, wie sie die Schilderungen von Einzelsituationen als Sonderfälle, die den Durchschnitt des allgemein Üblichen bilden, wie sie Berichte über konkrete Bedingungen seinerzeitiger Umstände und deren Bewältigung auszeichnen. Vor allem geht es der ehemaligen BDM-Führerin in ihrem Bericht darum, was im damaligen Jargon „totale Nachwuchslenkung" genannt wurde, um die Versuche des totalen Staates, die Menschen schon von Kindesbeinen an in paramilitärische Zwangskollektive zu pressen. Wie immer fragmentarisch die Ausführungen zuweilen anmuten, skizzieren sie dennoch in Ergänzung systematischerer Abhandlungen[5] zur Thematik ein lebendiges Bild des Übergangs von den Mitteln propagandistisch-gewaltloser Gesinnungslenkung zu Terror und physischem Zwang. Bald als „politisch und weltanschaulich unzuverlässig" eingestuft, erlebte die Autorin auch die fachgeschichtlich interessanten Aspekte dieses ihres Lebensabschnittes mit einer Distanz, die ihr nicht nur die hier vorgelegten Aufzeichnungen ermöglichte, sondern sie wohl auch zu jenen Urteilen berechtigt, die sie in ihnen artikuliert.

Herbert Nikitsch

Anmerkungen

1 Die Dissertation, mit der D. Sauer 1945 an der Prager Universität zum Dr. phil. promovierte, hatte „Das Lied- und Tanzgut des Kreises Bielitz/Ost-Oberschlesi-

en" zum Thema. Siehe auch: Doris Sauer: Der Letzte muß gefangen sein. Überlieferte Kinderspiele aus der Steiermark (= Kleine Schriften der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, 16). Trautenfels 1990.

2 Wenig weiß man beispielsweise über die ebenfalls im Rahmen des „Instituts für deutsche Volkskunde" von Karl von Spieß gegründeten „Forschungsstelle Mythenkunde" in Wien, zu der erläuternde Unterlagen vermutlich im Salzburger Landesinstitut für Volkskunde zu finden, derzeit jedoch aus Gründen der Archiv-Sperre unzugänglich sind.

3 Der von D. Sauer herangezogene 3. Band der „Dokumentation der Jugendbewegung" (Werner Kindt (Hg.): Die deutsche Jugendbewegung 1920 bis 1933. Die bündische Zeit. Düsseldorf – Köln 1974) behandelt für den gesamten deutschsprachigen Raum über siebzig Bünde unterschiedlichster ideologischer, politischer und konfessioneller Ausrichtung.

4 Rainer Erb: Wandeln-Wandern-Marschieren. Die Gangarten in der deutschen Ideologie. Phil. Diss., Univ. Berlin 1984.

5 Z.B.: Dagmar Reese: Straff, aber nicht stramm – herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund Deutscher Mädel im soziokulturellen Vergleich zweier Milieus (= Ergebnisse der Frauenforschung 18). Weinheim – Basel 1989.

Lada Čale FELDMAN, Ines PRICA, Rena SENJKOVIĆ, *Fear, Death and Resistance. An Ethnography of War: Croatia 1991 – 1992.* Hg. vom Institute of Ethnology and Folklore Research, Matrix Croatica bei X-Press, Zagreb 1993, 257 Seiten, 37 z.T. farbige Abb.

Das hatte uns gerade noch gefehlt: eine „Etnographie des Krieges". Und das über einen „Krieg", der 1. gar keiner mehr ist, sondern nur noch sinnloses Zerstören, Vertreiben, Morden, Haß eines jeden gegen jeden ... und 2. das in Siedelräumen jahrhundertelanger Symbiose von (bis tief ins 20. Jahrhundert vorwiegend bäuerlichen oder eine Hirtenkultur tragenden) Menschen verschiedener Religionen, Konfessionen mit dünner intellektueller Oberschicht, alle gleicher Sprache und alle schon zwei Jahre lang hungernd, frierend, leidend, blutend; geängstigt vor Gewalttaten und Massakern, Vergewaltigung, Vertreibung als Heimatverlust und Lagerqualen. „Polarisation" heißt das nun, was vor uns und den Augen der (sich eher „blind" und nur ungern betroffen fühlenden) Welt täglich und allnächtlich geschieht an Grauen, von Millionen unserer Zeitgenossen bequem allabendlich im Fernseh-Lehnstuhl mitanzusehen. Tatsächlich bilden sich „dort unten" neue „politische Riten" heraus; solche der verzweifelnden Ergebenheit, solche des (bisher fast nutzlosen, zu immer neuer Bedrängnis führenden) Protestes. In diesem eben (Juni 1993) ausgelieferten Buche gesehen von kroatischer

Seite her. Aus der Verzweiflung derer, die vorher (auch in kommunistischer Tito-Zeit!) Maria als die „Königin der Kroaten" besungen hatten, wie ich es so oft selber und mit meinen Volkskundestudenten an Wallfahrtsorten in Dalmatien wie im Zagorje erlebt hatte. Heute flattern die Spruchbänder: „Herr, schütze Kroatien!" oder es schreien Plakate von den Wänden mit „Kroatien am Kreuz", mit Haßtiraden gegen Serbien unterm Hakenkreuz als Wappen auf seinen Panzern, mit Symbolen gegen „serbischen Faschismus = Kommunismus" bis hin zu traurig stimmenden Kinderzeichnungen bombenwerfender Serben-Flugzeuge und Klagen über Vukovar und Kindertränen. Gleiches im Fernsehen und im Hörfunk, gern untermalt mit Mozarts Requiem ...

Wer soll hier durchfinden zwischen „Identität und Integrität"? Die hier vorgetragene „Ethnonymie" schaukelt sich hier in der (immer genauestens nach Tonbandaufnahmen, Zeitungsberichten, sich ins Fachliche von Ethnologie und Soziologie vorwagender) Literatur zu tragischer Groteske auf. Es hilft auch dem sogenannten „Südostkenner" kaum, mit überkommenen Ethniennamen wie Serben, Kroaten, Makedonen, Vlachen, Bunjevci, Šokci, Šiptari usw., zudem mit religionsbedingten Namen und Begriffen wie „orthodox-pravoslavci : katholisch : muslimani" zu verfahren und in den dokumentarwertigen Berichten erschüttert (auch in den durchwegs ins Englische übersetzten Berichten) nachzulesen: „... wie wir alle wie Brüder miteinander gelebt haben". Die Dokumente häufen sich im Agramer „Institut für Ethnologie und Folkloristik" wie in der (altehrwürdigen!) Kulturorganisation so vieler slawischer Völker, hier in der kroatischen „Matica Hrvatska" (übersetzt als „Matrix Croatica"). Es geht um „Wahre oder erlogene Identität", über Siedelräume einst und jetzt, über das vom Kriegsgeschehen erzwungene Alltagsleben. (Dieser Tage schrieb mir eine mir sehr liebe Kollegin: „Ich schäme mich manchmal, daß ich hier in Agram fast normal esse, schlafe, ja gelegentlich arbeiten kann in unserm Fach ...") Es geht um Rituale für die Gefallenen (besonders bei den Soldaten in Samobor bei Zagreb/Agram; um die besondere Zeitungsberichterstattung, Gedenktexte, um Gedichte als Aufschrei und leises Weinen, um Flüchtlingselend der slawonischen Kroaten nach den Geschehnissen in Osijek (Esseg) und Vukovar, nach dem in Karlovac, Zadar und Šibenik, Dubrovnik. Durst nach Wasser, Hunger nach Brot, Vertreibung und Lagerpsychosen, dargestellt in dokumentierten Einzelschicksalen und kein Ende ... Ähnliches wächst nun in naher Zukunft wohl auch „von den anderen Seiten her" nach: von den Moslems, von den Serben in der (kroatischen, sich als eigener „Staat" ausrufenden) Krajina, von denen in Bosnien und der Hercegovina, wohl bald auch aus dem Kosmet (Kosovo und Metohija, Amselfeld; mit 10% „Serben" gegenüber 90% Šiptari/Albanern und von den Serben beansprucht als einem der wichtigsten und ältesten Siedelräume neben Raška und Zeta und – dies

vor allem – als „die Schicksalslandschaft der serbischen Nation" seit dem Veitstag 1389 mit der „kosovska bitka", der immer neu mythisierten, für jedes Schulkind als Glaubensgrundsatz geläufigen „Amselfeldschlacht".

Eine „Ethnographie des Krieges" ist hier also schon jetzt von kroatischer Seite her versucht und sie ist reich dokumentiert. Was soll hier noch mit einer mit Gewißheit zu erwartenden Stereotypie des Leidens und des Sterbenmüssens folgen? Nur die Namen der Betroffenen wechseln, die „Gewalt" bleibt gleich. Gewiß, das ist „Zeitgeschichte" und wir in Österreich hatten bis in unsere Tage uns sehr um eine „Gegenwartsvolkskunde" erfolgreich bemüht. Aber es ist eben noch nicht „Geschichte", sondern beklemmende Gegenwart und von keiner Seite ist ein ent-subjektivierender „Abstand" in dieses Wortes vielfältiger Bedeutung gerade auch für das Wissenschaftliche zu erwarten. Wir alle warten bisher vergeblich ...

Leopold Kretzenbacher

Paul W. ROTH, *Soldatenheilige*. Graz, Wien, Köln, Verlag Styria, 1993. 155 Seiten, 15 Seiten Farb- und 25 Seiten SW-Abbildungen.

Paul Werner Roth, Historiker und Träger des Erzherzog-Johann-Forschungspreises 1992, hat in seinem reich bebilderten, liebenswerten Büchlein über Soldatenheilige, das hier kurz angezeigt werden soll, eine ikonographische Bestandsaufnahme jener meist wenig bekannten Heiligen vorgelegt, die uns auf den Bildwerken des christlichen Abendlandes in Rüstung und Waffen entgegentreten. Auffallend groß ist die Anzahl von Heiligen, die als römische Legionäre, Offiziere und Beamte hier in lexikalischer Reihenfolge vorgestellt werden. Fast alle mußten sie als Christen das Martyrium erleiden und wurden deshalb als Bekenner und Blutzeugen verehrt. Viele von ihnen haben als „Volksheilige" eine besondere Beliebtheit erfahren, wie etwa Florian, Georg, die „Wetterherren" Johann und Paul, der Pannonienheilige und spätere Bischof von Tours, Martinus, oder der pfeildurchbohrte Sebastian, der dann als Pestheiliger zu großer Verehrung gelangte. Aber auch Expeditus, der „Heilige der elften Stunde", wie er auch gerne genannt wird, der Helfer in „dringenden und verzweifelten Angelegenheiten" oder der in unseren Kirchen häufig dargestellte Wetterheilige Donatus finden Aufnahme, ebenso wie die hauptsächlich in der Ostkirche verehrten Heiligen Demetrius (mit einer in Österreich seltenen Darstellung auf einem Altarbild im burgenländischen Großwarasdorf), Menas, Sergius und Bacchus. Über neunzig dieser Soldatenheiligen, die alle im Kalender der römisch-katholischen Kirche stehen, werden kurz mit ihren Viten,

Attributen und Patronaten in alphabetischer Reihenfolge, davon 18 in Farb- und 27 in schwarz-weiß-Abbildungen, vorgestellt.

Das ansprechende Büchlein, das auch für den ikonographisch interessierten Volkskundler und Kunsthistoriker eine wertvolle Zusammenstellung einer größtenteils wenig bekannten Heiligengruppe darstellt, wird sicher auch bei anderen Disziplinen viele Freunde finden. Es lag nicht im Sinne des Autors, ein hagiographisches Werk mit einem wissenschaftlichen Anmerkungsapparat vorzulegen. So wurde auch nur eine ausgewählte Zusammenschau von größeren Sammelwerken über Heilige angeschlossen, in der die weiterführende Literatur gefunden werden kann. Das Büchlein möchte vielmehr an die bekanntesten „Streiter Christi" erinnern, die in den Kalender der römisch-katholischen Kirche Aufnahme gefunden haben.

Elfriede Grabner

Esther GAJEK, Irene GÖTZ, *„Studentenfutter". Was Studenten einkaufen und wie sie (miteinander) kochen und essen.* (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Sonderhefte Heft 1). München 1993. 62 Seiten.

Das kleine, ansprechend gemachte Buch gibt einen guten Einblick in Eß-, Koch- und Einkaufsgepflogenheiten von Studierenden. Es enthält Untersuchungsergebnisse eines Proseminars an der Universität München.

Das Ergebnis dieses Projektstudiums kann sich sehen lassen. Aus den Bemerkungen zur methodischen Vorgangsweise, die sowohl positive wie negative Aspekte erwähnen (z.B. waren einerseits die Studierenden mit dem von ihnen untersuchten Milieu vertraut; andererseits wurde der Untersuchungsbereich teilweise als zu „intim" empfunden) läßt sich ersehen, wie Feldforschung im Rahmen der Lehre zu einem brauchbaren Resultat führen kann: In diesem speziellen Fall kamen eine Ausstellung und das Büchlein zustande.

Die von den Studierenden in Feldforschung erarbeiteten Erkenntnisse erheben – so wird betont – keinen Anspruch auf Vollständigkeit, zeigen aber anhand einzelner Fragestellungen die unterschiedlichsten Verhaltensweisen bei Einkauf und Ernährungsweise. Es wurden Daten zu folgenden Bereichen gesammelt: geschlechtsspezifisches Verhalten rund um das Essen, kommunikativer Charakter von Mahlzeiten, lokale und temporäre Eigenheiten im Eßverhalten von StudentInnen und Angestellten, Ernährungsbewußtsein und Kochbücher.

In der Untersuchung kristallisierten sich drei „Eßtypen" von studentischer Ernährungsgewohnheit heraus: Prüfling, Wochenendheimfahrer und Selbstverpfleger. Typischerweise enthält der Kühlschrank des ersten „ledig-

lich eine angegessene Birne". „Im Fach des Wochenendheimfahrers stapelt sich neben einem Glas Eingemachtem ... die Tupperware mit Mutters guter und vertrauter Haus'manns'kost". Der Kühlschrank des Selbstverpflegers, der „regelmäßig alles selbst kocht", ist „dicht bepackt" (S. 37).

Auch wenn das Büchlein kein Führer durch die hohe Eßkunst ist, so kann es durchaus als Appetit-Anreger für Feldforschung mit Studierenden gesehen werden. Es könnte m.E. als Einführungslektüre in die volkskundliche Methodik verwendet werden.

Elsbeth Wallnöfer-Costazza

Monika SKOWRONSKI, Marina MARINESCU, *Die „Volksbücher" Bertoldo und Syntipas in Südosteuropa.* Ein Beitrag zur Kulturvermittlung in Griechenland und Bulgarien vom 17. bis 20. Jahrhundert. (Arbeiten und Bibliographien zum Buch- und Bibliothekswesen, Band 10.) Frankfurt a.M., Peter Lang, 1992, 511 Seiten.

Das umfangreiche Werk enthält eine Fülle von Informationen zu einer Gattung, die wir mit „Volksbuch" umschreiben, im Bereich von Griechenland und Bulgarien. Es ergänzt so wertvoll, was für den rumänischen Raum bereits vorliegt.

Diese Studie ist zugleich aufschlußreich, wenn man die darin behandelten Stoffe und ihre Funktion mit jener in Mitteleuropa und Italien vergleicht. Das gilt insbesondere für den Bertoldo.

Die beiden Autorinnen berichten exakt auch über die Unterschiede in der Ausformung, je nachdem sie mehr für ein literarisch versiertes oder ein einfaches Lesepublikum gedacht waren. Daß dabei die Grenzen manchmal fließend sind, ist klar: „Insgesamt sind die ‚Türkischen Erzählungen' aus dem Jahr 1858 von der Art ihrer Vorlage, ihrer Veröffentlichung in einer Literaturzeitschrift und verbunden damit der ihnen zugedachten Funktion zwar nicht als Volksbuch im eigentlichen Sinn des Wortes anzusehen, sie bildeten jedoch die Vorlage für die Bearbeitung des Stoffes durch Stojan Marinov, der die Erzählungen 1880 in einer Serie kleiner Heftchen von jeweils 16 Seiten in Tărnovo auf den Markt brachte und sie damit einem breiten Publikum zugänglich machte." (S. 293f)

Soviel hier als pars pro toto für die ins Einzelne gehenden Analysen.

Der Band zeigt folgende Gliederung: Einleitung (Problemgeschichte und Fragestellungen, Versuch einer Begriffsdefinition, Quellen und Quellenkritik) – Zur Vorgeschichte der beiden Stoffe – Bertoldo und Syntipas als griechische Volksbücher – Bertoldo und Syntipas in der bulgarischen Tradition – Zusammenschau: Volksbücher und Kulturvermittlung in Südosteu-

ropa. Damit geben wir nur die Hauptkapitel wieder, die mehrfach untergliedert sind.

Es werden neben der Distribution und den sich ergebenden Übersetzungsfragen vor allem auch die Rezeption behandelt. Großer Wert wird auf die Texte als Spiegel der sich wandelnden Idiome (zumal in Bulgarien) gelegt, wobei sich interessante Ergebnisse – wie etwa im Verdrängen von Turzismen – ablesen lassen.

Wichtig ist auch die Behandlung der Frage nach dem Weiterwirken der Stoffe in der Volksüberlieferung.

Über 100 Seiten nehmen die Tafeln, Tabellen und Textauszüge ein, die neben dem theoretischen Teil in sinnvoller Auswahl und Zusammenstellung die praktische Seite demonstrieren.

Die Kopien der Titelseiten einiger dieser älteren Populärdrucke vermitteln eine gute Vorstellung von diesem Typus und zeigen Parallelen und Gegensätze etwa zu den „livres bleues".

So breit das Buch ausgefallen ist, so ist es doch dicht gedrängt voll Materialien und deren Deutung, Einordnung unter historischen und volkskundlichen Aspekten.

Felix Karlinger

E. Malkiel LÓPEZ, *Mitos y ritos indianos*. Rosario 1992. 84 Seiten.

Wertvoll an diesem schmalen Bändchen sind die Texte, wenn sie auch nicht die Originalform darstellen, sondern Übersetzungen bleiben. Doch merkt man ihnen an, daß der Herausgeber des Bändchens Sprache und Milieu der erzählenden Indianer gut kennen muß. Er hat diese Aufnahmen freilich bereits vor zwei Jahrzehnten gemacht und betont in seinem Kommentar, daß sich an den Lebensumständen der Erzähler inzwischen viel geändert habe.

Der Großteil der Geschichten besteht aus Tiermärchen und Fabeln, wobei „normale" Tiere auch jenseitigen Tierwesen begegnen, die sich ihnen gegenüber verschieden verhalten. Doch bleiben dämonische Gestalten eher in der Minderheit, die gutartigen Figuren überwiegen. So hilft etwa einmal ein Fisch und ein andermal ein Vogel einem vor dem Jaguar flüchtenden Kleintier über einen Fluß.

Allerdings machen sich auch Einflüsse der europäischen Zivilisation bemerkbar, so ist etwa von einem Lastkraftwagen die Rede, wenn er auch keine größere Rolle spielt.

Der Tausch der Requisiten zeigt am deutlichsten den Wandel der Umwelt der Erzähler an, in der Phantasie jedoch geht man noch sehr eigene Wege.

Es fehlt leider ein Glossar für manche Tier- und Pflanzennamen; ebenso enthält das Buch keine Ortsangaben.

Felix Karlinger

M[a]. J. LACARRA, F. López ESTRADA, *Origenes de la Prosa.* (Colección Historia de la Literatura Española, vol. 4.) Madrid, Ediciones Jucar, 1993. 199 Seiten.

Diese Einführung in die Anfänge der spanischen Prosa, das heißt im wesentlichen im 13. Jahrhundert, bringt zwar nichts grundlegend Neues, akzentuiert jedoch die volkstümlichen Elemente und berichtet kurz und dennoch erschöpfend über die Herkunft vieler Stoffe und Motive. Viele unter ihnen – wie die Schwanenrittersage (El caballero del Cisne) – enthalten verglichen mit den mitteleuropäischen Versionen in stärkerem Maß märchenhafte Züge. Wir finden alle jene Elemente, die uns auch aus anderen Geschichten vertraut sind – „barca sin remos e sin vela e sin otro governador" (Schiff ohne Ruder und ohne Segel und ohne Steuer), vertauschte Briefe etc. –, hier jedoch in einer der Oraltradition besonders nahestehenden Sprache erzählt werden. Wir begegnen in der Berta mit den großen Füßen und anderen Geschichten immer wieder unschuldig verfolgten Frauen, wobei Märchenhaftes und Legendäres bunt vermischt erscheint. Und es fehlt auch nicht an den Gegenexempeln, nämlich bösen Frauen, die nur durch List übertölpelt werden können.

In den kurzen Textausschnitten finden wir auch Details, die von der Funktion solcher Prosa sprechen: „... E por esto acostunbravan los caballeros quando comien, que les leyesen las estorias ..." (Und aus diesem Grunde pflegten sich die Ritter beim Essen die Geschichten vorlesen zu lassen ...)

Sendebar (Syntipas) wie Barlaam und Josaphat erfreuten sich auch bei uns zu ihrer Zeit einer großen Beliebtheit. Kaum bekannt hingegen wurde die „Doncella Teodor", deren Spuren man noch heute in der spanischen und portugiesischen Volksliteratur finden kann.

Eine ausführliche Bibliographie und ein Namensindex schließen das Büchlein ab.

Felix Karlinger

Bernhard KATHAN, *Die Geflügelschlachtschere oder die Erfindung der Tierliebe.* Innsbruck, Österreichischer Studien-Verlag, 1993, 112 Seiten, S/W-Abb.

Gerade gültige Tendenzen im wissenschaftlichen Textdesign lassen mitunter für bestimmte Themen nur eine Art der Bearbeitung möglich erscheinen. Ein gewichtiger *Schlachthof-Foucault, Tierliebe-Elias* oder zumindest *Kochbuch-Corbin* standen gewissermaßen seit längerem an. Bernhard Kathan hat nun ganz ohne große Materialschlacht einen kleinen aber klugen Essay vorgelegt, der die Themenkreise aus einem modernisierungsgeschichtlichen Blickwinkel miteinander verbindet, und dessen einzige Schwäche wohl darin zu suchen ist, daß über vergleichbare Themen längst große Bücher geschrieben sind. Die Bewunderung gilt daher zunächst dem Mut des Autors.

Am Anfang des Essays stand vermutlich die Verwunderung oder das Befremden über Diktus und Praktiken in historischen Kochbüchern: Das Schlachten ist ein Teil der Zubereitung, und spezifische Werkzeuge oder Techniken gibt es nicht. Wer kocht, schlachtet auch (zumindest kleine Tiere) und bedient sich dabei dessen, was eine vormoderne Küche – als Produktions- und Konsumptionseinheit – bietet. Das gleich eingangs ausgebreitete Material ist spannend, und der Ärger daher umso größer, daß der Autor auf genaue Quellenangaben verzichtet. Sie hätten der Lesbarkeit des Essays kaum geschadet; der ist so flüssig und so spannend geschrieben, daß man ihn ungern aus der Hand legt.

Kathan konstatiert einen zivilisationsgeschichtlichen Prozeß, in dessen Verlauf die Selbstverständlichkeit des Tötens von Tieren verlorenging. Am Anfang dieses Prozesses sieht er die wachsenden und detaillierteren Angaben über das richtige Schlachten in den Kochbüchern, sein Ende vermutet er dort, wo diese Beschreibungen verschwunden sind. Dazwischen steht die Verfeinerung, und diese geht einher mit der Entwicklung differenzierterer Vorstellungen über den Zeitpunkt des Tötens. Der Verweis auf die Spezifizierung anatomischen Wissens und die damit einhergehende Entwicklung möglichst präziser – einen kurzen Tod herbeiführender – Methoden stellt die Quellen und Beobachtungen in einen wichtigen Zusammenhang. Präzise und dicht beschreibt Kathan diese Tendenzen, ohne sie zu Gesetzmäßigkeiten zu erheben. Unbefangen und überzeugend argumentiert er ohne große Referenzen, obwohl der Essay gedanklich ohne Norbert Elias oder die neueren mentalitätsgeschichtlichen Studien unmöglich wäre und jede Zeile eine Anmerkung zu Sigfried Giedeons Beobachtungen zu den Schlachthöfen – als Abbilder und Motoren des Modernisierungsprozesses – sein könnte.

„Die Geflügelschlachtschere", das titelgebende Instrument, steht demnach für jenen Strang, der die Tendenz zum sauberen Töten erzählt: Am

Ende findet das Töten nicht mehr statt, weil es durch rechtzeitiges Betäuben überlagert wird und die Arbeitsprozesse des Schlachthofes so mechanisiert sind, daß ein eigentlicher Schlachtvorgang nicht mehr feststellbar ist. Was mit Ratschlägen begann, den Tieren beim häuslichen Schlachten keine unnötigen Schmerzen zuzubereiten, endete in einer Präzision, in der Tierschutz allein schon deswegen zu Gebote steht, weil jede Tierquälerei den Ablauf stören könnte. Damit stellt sich auch der Bezug zum Untertitel, zur „Erfindung der Tierliebe" her, die Kathan als parallelen Prozeß zu verstehen sucht. Dieselbe Epoche und die gleichen Mentalitäten, die den Geist der zoologischen Gärten und Kuscheltiere bescherten, brachten auch die Schlachthöfe, in denen unsichtbar Berge von Fleisch küchenfertig gemacht werden. Und in der Küche selbst wird nur noch gekocht; das heißt, daß eine Serie von Einzelgerichten zubereitet wird. Mit einem pessimistischen, aber niemals verurteilenden Unterton skizziert Kathan das schiefe Verhältnis, in das die Beziehung von Mensch und Tier in der Moderne geraten ist, folgerichtig als „Ende des Tausches" (S. 103ff.). „Konnte man früher sagen, der kleine Bauer liebt seine Kuh, aber er ißt sie auch, so muß man heute dieses Verhältnis so formulieren: Wir verzehren ungeheure Mengen Fleisch und sind tierliebend" (S. 104).

„In der Geschichte der Zivilisation gibt es keine genauen Daten" (S. 97), schreibt der Autor und hat damit natürlich ganz recht. Daß aber die Beschreibung eines zivilisationsgeschichtlichen Einzelaspektes durch historische – soziale und regionale – Differenzierung nur an Plastizität gewinnen kann, steht auch außer Zweifel. Wer sich anschickt, die Geschichte eines Prozesses zu erzählen und sich dabei wiederum nur auf Prozesse stützt, läuft Gefahr, die intendierte Botschaft der Darstellung letztlich einer Unbestimmtheit zu opfern. Will sagen: Wer so geschickt mit seinem Material hantieren kann, der müßte doch auch mit der Geschichtlichkeit des Phänomens zurechtkommen. Dies alles macht nun aber den vorliegenden Text um nichts weniger lesenswert; seine Brillanz liegt vielleicht gerade in der gelegentlich etwas störenden Unschärfe begründet. Kathans anthropologisch orientierte Argumentation richtet sich naturgemäß vor allem nach den Möglichkeiten und Anleitungen. Um die Praxis zu ergründen, bedarf es noch der Unterstützung durch andere Methoden.

Bernhard Tschofen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1992, 353 – 376*

Eingelangte Literatur: Sommer 1992

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Christine Aka, Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens. (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 10). Detmold, Westfälisches Freilichtmuseum, 1993, 240 Seiten, Abb., Graph.

Willibald Alexis, Reise durch Österreich, Süd-Deutschland und die Schweiz. Berlin, Rütten & Loening, 1992, 479 Seiten, Abb.

Timothy Ambrose, Crispin Paine, Museum Basics. London/New York, ICOM, 1993, 319 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Peter Assmann (Bearb.), Dietmar Brehm Blicklust. Katalog zur Ausstellung im Schloßmuseum Linz. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums Neue Folge 60). Linz, OÖ Landesmuseum, 1993, 176 Seiten, Abb.

Peter Assmann (Bearb.), „Feste Größen". Katalog zur Ausstellung im Schloßmuseum Linz vom 28.4. – 28.5.1993. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums Neue Folge 62). Linz, OÖ Landesmuseum, 1993, 74 Seiten, Abb.

Hermann Auer (Hg.), Museum und Denkmalpflege. Bericht über ein internationales Symposium, veranstaltet von den ICOM- und ICOMOS-Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz vom 30. Mai bis 1. Juni 1991 am Bodensee. München/London/New York/Paris, K. G. Saur, 1992, 257 Seiten, Abb., Graph.

Horst Bartels, „Objekte '71". Katalog zur XIII. Kunstausstellung im Keramikmuseum Westerwald Höhr-Grenzhausen vom 4.5.- 13.6.1993. Höhr-Grenzhausen 1993, unpag., Abb.

Emil Bauer, Hans-Günter Röhrig, Krippenstadt Bamberg. Krippentradition, Krippenpflege, Krippenweg. Bamberg, Verlag Fränkischer Tag, 1989, 111 Seiten, zahlr. Abb. und Farbtafeln.

Ingolf Bauer (Red.), Frömmigkeit. Formen, Geschichte, Verhalten, Zeugnisse. Lenz Kriss-Rettenbeck zum 70. Geburtstag. München, Deutscher Kunstverlag, 1993, 255 Seiten, Abb.

(Inhalt: Reinhold Baumstark, Vorwort. 7; – Ingolf Bauer, Lenz Kriss-Rettenbeck und das Bayerische Nationalmuseum. 9 – 12; – Ivan Illich, „Lectio divina". 13 – 26; – Ludolf Kuchenbuch, „Elevatis ad celum manibus et oculis" – Gebärden und Gebaren in den Miracula Sancti Annonis von 1184. 27 – 44; – Walter Hartinger, Patrizische Frömmigkeit – Aufgrund von Testamenten der Reichsstadt Regensburg im 14. Jahrhundert. 45 – 72; – Leonie von Wilckens, „o mensch gedenck an mich ..." – Werke der Barmherzigkeit für die Armen Seelen – Zu einer spätmittelalterlichen Handschrift in der Nürnberger Stadtbibliothek. 73 – 80; – Annemarie Brückner, Von mittelalterlicher Bildertheologie – Zu zwei Skulpturen der Anna Selbdritt in Würzburg. 81 – 88; – Wolfgang Brückner, Christlicher Amulett-Gebrauch der frühen Neuzeit – Grundsätzliches und Spezifisches zur Popularisierung der Agnus Dei. 89 – 134; – Karl-S. Kramer, Gesindetermine und -verehrungen im Einflußfeld religiöser Feiern, Segnungen und Umgänge im Kloster Indersdorf – Nach dem Erhaltenbuch von 1493 und dem Rituale Oeconomicum von 1768. 135 – 144; – Edith Chorherr, René Descartes: „Ante finem novembris Lauretum petam ...". 145 – 160; – Nina Gockerell, „Sie durchstachen mich mit mannigfaltigen Waffen ..." – Neuerworbene Bildwerke zum Themenkreis der „Geheimen Leiden" als Ergänzung der Sammlung Kriss im Bayerischen Nationalmuseum. 161 – 194; – Christoph Daxelmüller, Zwischen „minhag" und Bürostuhl – Konstitutiven des jüdischen Alltags im 19. und 20. Jahrhundert. 195 – 214; – Hubert Kriss-Heinrich, Abbā Walda Tenśā'ē Gezaw – Äthiopiens gewaltiger Exorzist. 215 – 244; – Odilo Lechner, Bayerische Frömmigkeit. 245 – 248.)

Stefan Baumeier, Kurt Dröge (Hg.), Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung. (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold 5). Detmold, Westfälisches Freilichtmuseum Detmold, 1992, 208 Seiten, Abb.

Joachim Friedrich Baumhauer, Dörflicher Wandel in der Lüneburger Heide. Hösseringen 1850 – 1950. (= Veröffentlichungen des Landwirtschaftsmuseums Lüneburger Heide 5). Bremen, H. M. Hauschild, 1993, 223 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karte im Anhang.

Hugh Beach, A Year in Lapland. Guest of the Reindeer Herders. Washington/London, Smithsonian Institution Press, 1993, 227 Seiten, Abb.

Anette Becker, Olivier Pelletier, Dominique Renoux, Philippe Rive, Christophe Thomas, Monuments de memoire. Les Monuments aux Morts de la Première Guerre Mondiale. Paris 1991, 318 Seiten, Abb.

Siegfried Becker, Volkskundliche Forschung in Hessen. Geschichte, Organisation und Aufgaben. Sonderdruck aus: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 28/1992, Hessen und Thüringen. Kulturwissenschaftliche Bilanz und Perspektiven, S. 41 – 93

Vivienne Becker, Modeschmuck im Wandel der Zeit. Strass, Phantasieschmuck und Imitation. (= Heyne Ratgeber Antiquitäten 08/9304). München, Heyne Verlag, 1991, 349 Seiten, Abb.

Rosemarie Beier, Bettina Biedermann (Hg.), Lebensstationen in Deutschland 1900 – 1993. Katalog- und Aufsatzband zur Ausstellung des deutschen Historischen Museums vom 26.3. bis 15.6.1993 im Zeughaus Berlin. Giessen, Anabas, 1993, 320 Seiten, Abb., Graph.

Hans Belting, Die Deutschen und ihre Kunst. Ein schwieriges Erbe. München, Verlag C. H. Beck, 1992, 87 Seiten, Abb.

Oliver Benvenuti, Altes Handwerk aus Vorarlberg. Hohenems, Hämmerle Verlag, 1993, 163 Seiten, Abb.

Wolfgang Benz (Hg.), Integration ist machbar. Ausländer in Deutschland. (= Beck'sche Reihe 1016). München, Verlag Beck, 1993, 189 Seiten.

Rudolf Berchtel, Alpwirtschaft im Bregenzerwald. (= Innsbrucker Geographische Studien 18). Innsbruck, Selbstverlag des Institutes für Geographie der Universität Innsbruck, 1991, 156 Seiten, 34 Farbbilder, 22 Luftbilder, 75 Tab., 3 Skizzen, 10 Kartenbeilagen.

Hans Berner (Red.), Basler Bibliographie 1991. Basel-Stadt und Basel-Landschaft. (= Publikationen der Universitätsbibliothek Basel 16). Basel, Universitätsbibliothek, 1993, 135 Seiten.

Ernst Bezemek, Willibald Rosner (Hg.), Vergangenheit und Gegenwart. Der Bezirk Hollabrunn und seine Gemeinden. Hollabrunn 1993, 994 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Franz Biasi, Kufstein – 600 Jahre Stadt 1393 – 1993. Herausgegeben von der Stadtgemeinde Kufstein. Innsbruck/Wien, Tyrolia, 1993, 277 Seiten, Abb.

Uli Bielefeld (Hg.), Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg, Junius, 1991, 338 Seiten.

Ismet Binark (Red.), Bosna – Hersek Bibliyografyasi. Ankara, Başbakanlik Basimevi, 1993, 410 Seiten.

Anita Binder u.a. (Red.), Multikultur Journal. Weltstadt Frankfurt am Main? Tübingen, Ludwig Uhland Institut, 1992, 117 Seiten, Abb.

Gerhard Binz, Gußeiserne Öfen aus zwei Jahrhunderten. Die Sammlung Lengler im Saarland. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz 12). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1992, 175 Seiten, 77 Abb.,

Gerhard Blumenröder u.a. (Red.), Geschichtsblätter für Stadt und Altkreis Gelnhausen. Gelnhausen, Geschichtsverein Gelnhausen, 1991, 192 Seiten, Abb.

Maja Boškovič-Stulli (Hg.), Kroatische Volksmärchen. Übersetzt von Wolfgang Eschker und Vladimir Milak. (= Die Märchen der Weltliteratur). München, Diederichs, 1993, 319 Seiten.

Georgina Boyes, The imagined village. Culture, ideology and the English Folk Revival. Manchester/New York, Manchester University Press, 1993, 285 Seiten.

Hans Bramböck u.a., Angather Dorfbuch. Angath, Eigenverlag der Gemeinde, 1991, 310 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Horst Bredekamp, Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte. (= Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 41). Berlin, Wagenbach, 1993, 122 Seiten, 42 Abb.

Dennis E. Breedlove, Robert M. Laughlin, The Flowering of Man. A Tzotzil Botany of Zinacantán. (= Smithsonian Contributions to Anthropology 35). Washington, Smithsonian Institution Press, 1993, 2 Bände, 706 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Katharine M. Briggs, A Dictionary of British Folk-Tales in the English Language. Incorporating the F. J. Norton Collection. London/New York, Routledge, 1970, Paperback 1991, Part A: Folk Narratives, 580 Seiten, Part B: Folk Legends, 774 Seiten.

Peter Brown, Die Gesellschaft und das Übernatürliche. Vier Studien zum frühen Christentum. Aus dem Englischen von Martin Pfeiffer. (= Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 40). Berlin, Wagenbach, 1993, 108 Seiten.

Alexander Brunotte, Raimund J. Weber (Bearb.), Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. A – D. Inventar des Bestands C 3. (= Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 46/1). Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, 1993, 671 Seiten.

Rudolf M. Buchner, Vergangenheit und Gegenwart steirischer Bierbrauereien. Zu Tradition, Produktion und Verbreitung eines alkoholischen

Genußmittels. Diplomarbeit an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz, Graz 1993, 164 Seiten, Abb., Graph., Tab.

François Calame, Robert Fassier, Picardie. L'architecture rurale française. Corpus des genres, des types et des variantes. Grenoble, éditions A Die, 1993, 151 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Claudius Caravias, Ybbs an der Donau. Biographie einer Stadt. Ybbs an der Donau 1991, 272 Seiten, Abb.

Maria Ciesla-Korytowska, The Slavs in the Eyes of the Occident, the Occident in the Eyes of the Slavs. New York, Columbia University Press, 1992, 127 Seiten.

Orazio Corsaro, La Zampogna „Messinese". Riflessioni su uno strumento popolare. Con contributi di Valter Viella u.a., (= Tradizioni musicali 13). Sala Bolognese, Forni, 1992, 127 Seiten, 20 Abb., Graph., Karten, Noten.

Jean Cuisenier, Marie-Chantal de Tricornot, Musée national des arts et traditions populaires. Guide. Paris, Musée national des arts et traditions populaires, 1987, 221 Seiten, Abb., Graph.

Manuel Dannemann, Rodolfo Lenz, etnólogo y estudioso del folklore. Sonderdruck aus: Revista Chilena de Antropología No. 8, 1989 – 1990, Facultad de Ciencias Sociales Universidad de Chile, Santiago-Chile, S. 77 – 92, Abb.

Christoph Daxelmüller, Zauberpraktiken. Eine Ideengeschichte der Magie. Zürich, Artemis & Winkler Verlag, 1993, 398 Seiten, 48 Abb.

Ulf Diederichs, Christa Hinze (Hg.), Sagen aus Niedersachsen. München, Diederichs, 1993, 336 Seiten, Abb.

Heidelinde Dimt (Red.), Leben mit dem Regenwald. Indianer am Amazonas. Katalog zur Ausstellung im Schloßmuseum Linz vom 13.10.1992 – 14.3.1993. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums Neue Folge 57). Linz, OÖ Landesmuseum, 1992, 240 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Ottó Domonkos, Péter Nagybákay (Red.), Magyarország Kézmüvesipartörténetének Válogatott Bibliográfiája. Budapest, MTA Néprajzi Kutatóintézet, 1992, 461 Seiten.

Akos Dömötör, A Magyar Protestáns Exemplumok Katalógusa. (= Folklór Archívum 19) Budapest, MTA Néprajzi Kutatóintézet, 1992, 328 Seiten.

Friedrich-Wilhelm Döring, Vom Konfektionsgewerbe zur Bekleidungsindustrie. Zur Geschichte von Technisierung und Organisierung der

Massenproduktion von Bekleidung. (= Europäische Hochschulschriften 530). Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang, 1992, 636 Seiten, Graph., Tab.

Georges Duby (Hg.), A History of Private Life. II Revelations of the Medieval World. Cambridge/Massachusetts/London, Harvard University Press, 1988, 650 Seiten, zahlr. Abb.

Richard van Dülmen, Gesellschaft der Frühen Neuzeit: Kulturelles Handeln und sozialer Prozeß. Beiträge zur historischen Kulturforschung. (= Kulturstudien – Bibliothek der Kulturgeschichte 28). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1993, 402 Seiten.

Hubert Christian Ehalt, Manfred Chobot, Rolf Schwendter (Hg.), Kulturjahrbuch 7. Essen und Trinken. Wiener Beiträge zu Kulturwissenschaft und Kulturpolitik. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1988, 221 Seiten, Abb.

Fritz Eheim, Heimatbuch der Stadt Pöchlarn. Pöchlarn, Eigenverlag der Gemeinde, 1967, 240 Seiten, Abb. im Anhang.

Hermann Ehmann, Affengeil. Ein Lexikon der Jugendsprache. (= Beck'sche Reihe 478). München, Verlag C. H. Beck, 1992, 156 Seiten.

Heinz Ellenberg, Bauernhaus und Landschaft in ökologischer und historischer Sicht. Stuttgart, Verlag Eugen Ulmer, 1990, 585 Seiten, 224 Farbfotos, 357 Graph. und Karten, 9 Tab.

Dánielisz Endre, „Mein Geburtsort Szalonta ..." Studien über János Arany. Nagykörös 1992, 263 Seiten, Abb. im Anhang.

Adalbert Erler †, Ekkehard Kaufmann, Dieter Werkmüller (Hg.), Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. 35.Lieferung: Unterfertigung – Vermächtnis. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1993, S. 513 – 768.

Gianluigi Fait, Mercanti e Vellutai nel '700 ad ala. (= Materiali di Lavoro. Rivista di studi storici 3/'90 – 1/'91). Rovereto, Editrice La Grafica, 1991, 217 Seiten, Abb.

Klaus Farin, Eberhard Seidel-Pielen, Skinheads. (= Beck'sche Reihe 1003). München, Verlag Beck, 1993, 223 Seiten, Abb.

Guido Fackler u.a. (Red.), Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg Band 5. Stuttgart, Theiss, 1993, 387 Seiten, Abb., Tab.

Péter Farkas, Museum für Schulgeschichte des Komitats Pest. Nagykörös 1991, 435 Seiten, Abb.

Lada Čale Feldman, Ines Prica, Reana Senjković (Hg.), Fear, Death and Resistance. An Ethnography of War: Croatia 1991 – 1992. Übersetzt von Renée Prica u.a., Zagreb, Institut of Ethnology and Folklore Research, 1993, 257 Seiten, 37 Abb.

Barbara Fischer u.a., Sicherheit im Museum. Teil 1: Brandschutz, Diebstahlschutz, Haftung. (= Schriftenreihe 36). Berlin, Institut für Museumswesen, 1993, 121 Seiten, Graph., Tab.

Gerhard Fischer u.a. (Hg.), Daedalus – die Erfindung der Gegenwart. Katalog zur Ausstellung im Museum moderner Kunst vom 21.10. – 31.12.1990. Wien, daedalus, 1990, 408 Seiten, Abb.

Jürgen Fischer (Hg.), Österreichische Fayencen. Sammlung Dr. Hermann Langer u.a. Katalog zur 73. Fischer-Auktion am 15. Mai 1993. Heilbronn, Heilbronner Kunst- und Auktionshaus Dr. Jürgen Fischer, 1993, 202 Seiten, zahlr. Abb

Jürgen Fischer (Hg.), Glasauktion in Zwiesel. Katalog zur 4. Glasauktion in Zwiesel am 26.6.1993. Heilbronn, Heilbronner Kunst- und Auktionshaus Dr. Jürgen Fischer, 1993, 141 Textseiten 125 Bildseiten.

Wolfgang Georg Fischer, Gustav Klimt und Emilie Flöge. Genie und Talent, Freundschaft und Besessenheit. Wien, Verlag Christian Brandstätter, 1987, 200 Seiten, 193 Abb.

Vilém Flusser, Dinge und Undinge. Phänomenologische Skizzen. München/Wien, Carl Hanser Verlag, 1993, 149 Seiten.

Doris Foitzik (Hg.), Vom Trümmerkind zum Teenager. Kindheit und Jugend in der Nachkriegszeit. Bremen, Edition Temmen, 1992, 160 Seiten, Abb.

Winfried Folz, Pfälzer Rückwanderer aus Nordamerika. Schicksale, Motive, Reintegration. (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz 13). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1992, 192 Seiten, Abb., Tab.

Anton Freisinger, Heimatkundliche Bibliographie Niederösterreich V/1. Gesamtdarstellungen. Wien 1993, 114 Seiten.

Gotthardt Frühsorge, Die Kunst des Landlebens. Vom Landschloß zum Campingplatz. Eine Kulturgeschichte. München, Koehler & Amelang, 1993, 279 Seiten, Abb., Graph.

Márta Fügedi, Borsod – Abaúj – Zemplén megye népmüvészete. Válogatott bibliográfia. Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1992, 145 Seiten.

Ingrid Gamer-Wallert, Reinhard Grieshammer, Ägyptische Kunst. (= Bildhefte des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Neue Folge 1). Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, 1992, 132 Seiten, 42 Abb.

Jacques-Marin Garnier, L'Imagerie Populaire. Paris, Nanga, 1991, 316 Seiten, Abb., Graph.

Guido F. Gebauer, Bernhard H. F. Taureck, Thomas Ziegler, Ausländerfeindschaft ist Zukunftsfeindschaft. Plädoyer für eine kulturintegrative Gesellschaft. Frankfurt a.M., Fischer Taschenbuch Verlag, 1993, 205 Seiten, Tab.

Catherine Geissler, Derek J. Oddy (Hg.), Food, Diet and Economic Change Past and Present. Leicester/London/New York, Leicester University Press, 1993, 225 Seiten, Graph., Tab.

Clara Gelao, Bianca Tragni, Il presepe pugliese: arte e folklore. Bari, M.Adda, 1992, 216 Seiten, zahlr. Abb.

Fritz Gerald, Die Hölle von Stalingrad. (= Eckartschriften 125). Wien, Österreichische Landsmannschaft, 1993, 128 Seiten, 2 Graph.

Thomas Gergely, Gabriele Gergely, Hermann Prossinagg, Vom Saugarten des Kaisers zum Tiergarten der Wiener. Die Geschichte des Lainzer Tiergartens – entdeckt in einem vergessenen Archiv. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 1993, 263 Seiten, Abb.

Roderich Geyer, Richard Hübl, Johannes Ramharter (Red.), 1200 Jahre Tulln. Eine Stadt in den besten Jahren 791 – 1991. Katalog zur Ausstellung im Stadtsaal Tulln vom 24.8. bis 15.9.1991. Tulln, Eigenverlag der Stadtgemeinde Tulln, 1991, 135 Seiten, Abb.

Sepp Gmasz, Gerlinde Haid, Rudolf Pietsch, Tondokumente zur Volksmusik in Österreich. Teil 1: Burgenland. Wien, Institut für Volksmusikforschung, 1993, 52 Seiten, Abb., Noten und Texte; Begleitheft zur CD

Sepp Gmasz, Gerlinde Haid, Rudolf Pietsch, Tondokumente zur Volksmusik in Österreich. Teil 2: Niederösterreich. Wien, Institut für Volksmusikforschung, 1993, 80 Seiten, Abb., Noten und Texte; Begleitheft zur CD

Maurice Godelier, Natur, Arbeit, Geschichte. Zu einer universalgeschichtlichen Theorie der Wirtschaftsformen. (= Sozialgeschichte bei Junius 6). Hamburg, Junius, 1990, 279 Seiten, Graph.

Paolo Goi, Religiosità popolare nel Friuli occidentale. Materiali per un museo. Katalog zur Ausstellung in der Villa Savorgnan vom 7.8. – 27.9.1992. Provincia di Pordenone, Edizioni Biblioteca dell'Immagine, 1992, 284 Seiten, zahlr. Abb.

Helmut Gold, Annette Koch (Hg.), Fräulein vom Amt. Katalog zur Ausstellung im Deutschen Postmuseum in Frankfurt am Main vom 4.5. – 15.8.1993. München, Prestel-Verlag, 1993, 231 Seiten, Abb.

Jack Goody, The Culture of Flowers. Cambridge, University Press, 1993, 462 Seiten, Abb., Graph.

Anna Götlind, Technology and Religion in Medieval Sweden. (= Dissertations from the Department of History, University of Göteborg 4). Falun 1993, 262 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Fritz Graf (Hg.), Klassische Antike und neue Wege der Kulturwissenschaften. Symposium Karl Meuli (Basel, 11. – 13. September 1991). (= Beiträge zur Volkskunde 11). Basel, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1992, 221 Seiten.

Josef Guggenbichler, Kössen. Unser Heimatbuch. Kössen, Eigenverlag der Gemeinde, 1991, 376 Seiten, Abb., Tab.

Karol Guleja, Svet Drotárov. Die Welt der Drahtbinder. Ethnographisch-, technisch-, sozial- und kunsthistorische Monographie. Martin 1992, 248 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Béla Gunda, Funktionen eines ungarischen Kleinmöbels. Sonderdruck aus: Ethnographica et Folkloristica Carpathica Tom. 7 – 8, Debrecen 1992, S. 387 – 414, Abb., Graph.

Anna Gyuricza, Reneszánsz kályhacsempék Északkelet-Magyarországról. (= Borsodi Kismonográfiák 37). Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1992, 180 Seiten, 301 Graph.

Stanislaus Hafner, Erich Prunc (Hg.), Thesaurus der slowenischen Volkssprache in Kärnten. 4 Bände. Band 1: A- bis B-, 221 Seiten, Band 2: C- bis dn-, 172 Seiten, Karte im Anhang, Band 3: do- bis F, 184 Seiten, Schlüssel zum „Thesaurus ...", 111 Seiten, Graph., Karte im Anhang, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1982.

Hans Haid, Von Schneekanonen & Transitlawinen. Innsbruck, Edition Löwenzahn, 1993, 110 Seiten.

Hans Haid, Josef Huber, Poesie des Landlebens. Bilder und Texte aus einer geliebten Heimat. Innsbruck, Edition Löwenzahn, 1992, 94 Seiten, Abb.

Volker Hänsel, Diether Kramer (Hg.), Die Zwerge kommen! (= Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 4). Trautenfels, Verein Schloß Trautenfels, 1993, 240 Seiten, Abb., Graph.

Josef Hartl, Gottfried Steinbacher, Chronik der Gemeinde Eben im Pongau. Eben, Eigenverlag der Gemeinde, 1990, 664 Seiten, Abb.

Jürgen Hasse, Heimat und Landschaft. Über Gartenzwerge, Center Parcs und andere Ästhetisierungen. Wien, Passagen Verlag, 1993, 97 Seiten, Abb.

Peter Haßlacher (Red.), Die Alpen im Mittelpunkt. Einige Beiträge zum 10jährigen Bestehen der Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz des OeAV (1981 – 1991). (= Alpine Raumordung 5). Innsbruck, Österreichischer Alpenverein, 1991, 103 Seiten, Abb., Tab., Graph.

Otto Haudek, Ehrwald. Chronik des Zugspitzdorfes. Ehrwald, Eigenverlag der Gemeinde, 1991, 323 Seiten, Abb.

Elfriede Heinemeyer, Schreibgarnituren aus der Sammlung Kommerzienrat F. Soennecken. (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen 17). Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1991, 114 Seiten, Abb.

Daniel Heinz, Church, State, and Religious Dissent. A History of Seventh-day Adventists in Austria, 1890 – 1975. (= Archiv für internationale Adventgeschichte 5). Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang, 1993, 206 Seiten.

Burkhard von Hennigs, Historische Gedenkbäume und Gedenksteine in Stormarn. Sonderdruck aus: „Das Kleindenkmal", wissenschaftliche Schriftenreihe der „Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung Jahrgang 15 (1991) Nr. 10, Alzey, Verlag der Rheinischen Druckwerkstätte, 1991, S. 248 – 272, Abb.

Karin Hesse-Lehmann, Iraner in Hamburg. Verhaltensmuster im Kulturkontakt. (= Lebensformen 7). Hamburg/Berlin, Dietrich Reimer Verlag, 1993, 251 Seiten.

David Hey, The Oxford Guide to Family History. Oxford/New York, Oxford University Press, 1993, 246 Seiten, Abb., Graph.

Erwin Hintze (Hg.), Die Deutschen Zinngießer und ihre Marken. 7 Bände, Aalen, Otto Zeller Verlagsbuchhandlung, 1964, Band I: Sächsische Zinngießer. 345 Seiten, 1531 Abb. von Zinnmarken; Band II: Nürnberger Zinngießer. 175 Seiten, 341 Abb. von Zinnmarken; Band III: Norddeutsche Zinngießer. 544 Seiten, 1652 Abb. von Zinnmarken; Band IV: Schlesische Zinngießer. 452 Seiten, 1164 Abb. von Zinnmarken; Band V: Süddeutsche Zinngießer. Teil 1: Aalen/Kronach. 339 Seiten, 803 Abb. von Zinnmarken; Band VI: Süddeutsche Zinngießer. Teil 2: Künzelsau/Sulzbach. 320 Seiten, 786 Abb. von Zinnmarken; Band VII: Süddeutsche Zinngießer. Teil 3:

Tauberbischofsheim bis Zwiesel. Mit Anhang: Elsass, Österreich, Schweiz, Ungarn. 507 Seiten, 1693 Abb. von Zinnmarken.

Jean-Claude Hocquet, Weißes Gold. Das Salz und die Macht in Europa von 800 bis 1800. Aus dem Französischen von Gerda Kurz und Siglinde Summerer. Stuttgart, Klett-Cotta, 1993, 508 Seiten, 3 Karten im Anhang.

Otto Holzapfel, Vergangenheitsbewältigung gegen den Strich. Überlegungen zur Debatte: John Meier und das Ahnenerbe. Sonderdruck aus: Jahrbuch für Volkskunde, Fribourg/Innsbruck/Würzburg 1991, S. 101 – 114

Otto Holzapfel, The German Folk Song Archive Freiburg i.Br. in the Third Reich. Sonderdruck aus: F. Musicological Research 11, United Kingdom 1991, S. 189 – 200.

Ingrid Holzhausen (Hg.), Weisheit der Völker. Lesebuch aus drei Jahrtausenden. München, Diederichs, 1991, 319 Seiten.

Barbara Hörmann (Bearb.), Tierschellen und Tierglocken aus aller Welt. Die Sammlung Daub, Ulm. (= Schriftenreihe Sonderausstellungen des Deutschen Hirtenmuseums Hersbruck 5). Hersbruck 1993, unpag., zahlr. Graph.

Edgar Hösch, Gerhard Seewann (Hg.), Aspekte ethnischer Identität. Ergebnisse des Forschungsprojekts „Deutsche und Magyaren als nationale Minderheiten im Donauraum". (= Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 35). München, Oldenbourg, 1991, 409 Seiten, Graph., Tab., Karten.

Paul Hugger, Lebensverhältnisse und Lebensweise der Chemiearbeiter im mittleren Fricktal. Eine Studie zum sozio-kulturellen Wandel eines ländlichen Gebiets. Basel 1976, 240 Seiten, Graph., Tab., Abb. im Anhang.

Paul Hugger, Werdenberg. Land im Umbruch. Eine volkskundliche Monographie. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 44). Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1964, 192 Seiten, 39 Abb.

Paul Hugger (Hg.), Altes Handwerk V. (= Sammelband Heft 41 – 50). Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1980, 288 Seiten, 291 Abb.

Paul Hugger (Hg.), Zürich und seine Feste. Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1986, 160 Seiten, zahlr. Abb.

János Jankó, Kalotaszeg Magyar Népe. (= Series historica ethnographiae 6). Budapest, Néprajzi Múzeum, 1993, 356 Seiten, Abb., Tab.

Gerhard Jaritz, Barbara Schuh (Red.), Wallfahrt und Alltag im Mittelalter und der frühen Neuzeit. (= Sitzungsberichte 592, zugleich Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit 14). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1992, 350 Seiten, Abb., Graph.

Heda Jason (Hg.), Märchen aus Israel. Übersetzt von Schoschana Gassmann. (= Die Märchen der Weltliteratur). München, Diederichs, 1993, 309 Seiten.

Franz Jeitler, Die Wolfgangskirche zu Kirchberg am Wechsel im Wandel der Zeit. Herausgegeben vom Verein „Freunde der Wolfgangskirche" aus Anlaß des 20jährigen Bestehens. Kirchberg, Verein „Freunde der Wolfgangskirche", o.J., 20 Seiten, Abb.

Richard Jeřábek, Ogólnie o Interdyscyplinarnej Pozycji Etnografii a o Stosunku Etnografii i Historii Sztuki Szczególowo. Sonderdruck aus: Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellonskiego MXVI Prace Etnograficzne z. 28, Brno 1991, 7 Seiten.

Richard Jeřábek, Fantom Tradycji. Sonderdruck aus: Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellonskiego MXVII Prace Etnograficzne z. 29, Brno 1992, 7 Seiten.

Hans Jesserer, Hinterglasbilder der Schule Buchers-Sandl. („Sandlbilder"). Linz, Verlag Denkmayr, o.J., unpag., zahlr. Abb.

Alexander Jiroušek, Kraj pod Tatrami. Košice 1992, unpag., 326 Abb.

Hermann Jünger, Herbei, herbei, was Löffel sei ... Ein poetisches Schau- und Lesebuch mit einem Beitrag von Peter Nickl. Gießen, Anabas-Verlag, 1993, 128 Seiten, Abb.

Heimo Kaindl (Hg.), In froher Erwartung. Kunst, Liturgie und Brauchtum in der Advent- und Weihnachtszeit. Graz/Budapest, Andreas Schneider Verlag, 1991, 80 Seiten, Abb.

Hermann Kaiser, Ein Hundeleben. Von Bauernhunden und Karrenkötern. (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen 19). Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1993, 173 Seiten, 136 Abb., Graph.

Robert Kaldy-Karo, Michael Swatosch-Doré, Hokuspokus Zauberkunst. Begleitschrift zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Österreichischer Kultur in Eisenstadt vom 31.3. – 26.10.1993. Eisenstadt, Museum Österreichischer Kultur, 1993, 116 Seiten, Abb.

Karol Kállay, Východná. Martin 1991, 111 Seiten, zahlr. Farbtafeln.

Wolf Karge, Klaus Kartowitsch, Ursula Schmidt, Museumsführer Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin, Demmler-Verlag, 1991, 196 Seiten, Abb.

Felix Karlinger (Hg.), Italienische Volksmärchen. (= Die Märchen der Weltliteratur). München, Diederichs, 1993, 286 Seiten.

Regina Karner, Von der Tournüre zum Cul de Paris. Wiener Damenmode von 1868 bis 1888. Katalog zur 176. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien, Museen der Stadt Wien, 1993, 24 Seiten, Abb.

Wolfgang Kaschuba, Ute Mohrmann, Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1992, 338 Seiten, Abb.

Andrea Kastens (Red.), Freilichtmuseum Hessenpark Neu-Anspach/ Taunus. (= museum). Braunschweig, Westermann, 1993, 130 Seiten, Abb.

Bernhard Kathan, Die Geflügelschlachtschere oder die Erfindung der Tierliebe. Innsbruck, Österreichischer Studienverlag, 1993, 111 Seiten, Abb.

Christian Kaufmann, Antiquitäten. Katalog zur 1688. Auktion am 23.6.1993 im Dorotheum. Wien, Eigenverlag Dorotheum, 1993, unpag., zahlr. Abb.

Klaus Keplinger, Das Shevátari. Eine vergessene Schrift aus dem peruanischen Urwald. Innsbruck, Österreichischer StudienVerlag, 1993, 64 Seiten, Graph.

Gert Kerschbaumer, Karl Müller, Begnadet für das Schöne. Der rotweiß-rote Kulturkampf gegen die Moderne. (= Beiträge zur Kulturwissenschaft und Kulturpolitik 2). Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1992, 367 Seiten, 35 Abb.

Franz Kirchner (Hg.), Das Mollner Heimatbuch. Molln, F. Kirchner Eigenverlag, 1987, 223 Seiten, Abb., Tab.

Gábor Klaniczay, The Uses of Supernatural Power. The Transformation of Popular Religion in Medieval and Early-Modern Europe. Princeton/New Jersey, Princeton University Press, 1990, 259 Seiten.

Georges Klein, Das Bauernhaus im Elsaß als Träger der Volkskunst. Sonderdruck aus: Alemannisches Jahrbuch 1987/88, Bühl, Konkordia Verlag, 1991, S. 243 – 266, Abb.

Joachim Kleinmanns, Michaela Linge, Das Tagelöhnerhaus aus Rösebick. (= Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 12). Detmold, Westfälisches Freilichtmuseum, 1993, 48 Seiten, Abb.

Hermann Kohl, Gertrud Th. Mayer (Red.), Bibliographie zur Landeskunde von Oberösterreich 1981 – 1990. Naturwissenschaften. (= Ergänzungsband zum Jahrbuch des OÖ Musealvereines 137/I). Linz, OÖ Musealverein, 1992, 224 Seiten.

Franz Kohlschein, Bernhard Schweßinger, „Ihr Vierzehn Heil'gen, groß bei Gott, o helfet uns in Not und Tod!" Untersuchungen zu den Wallfahrtsbüchern des Wallfahrtsortes Vierzehnheiligen. (= Historischer Verein Bamberg Beiheft 28). Bamberg, Historischer Verein, 1992, 115 Seiten.

Manfred Koller, Die Brüder Strudel. Hofkünstler und Gründer der Wiener Kunstakademie. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 1993, 344 Seiten, Bildteil im Anhang mit 361 Abb.

Michael Kovacek (Hg.), Glas aus 5 Jahrhunderten – Glass of 5 Centuries. Wien, Glasgalerie Michael Kovacek, 1993, 383 Seiten, zahlr. Abb.

Ildikó Kríza, Felsönyéki Halotti Búcsúztatók. Budapest 1993, 287 Seiten.

Johann Kronbichler, 100 Jahre Diözesanmuseum St.Pölten 1888 – 1988. Katalog zur Sonderausstellung 1988 des Diözesanmuseums St.Pölten. St.Pölten, Bischöfliches Ordinariat St.Pölten, 1988, 96 Seiten, 78 Tafeln im Anhang.

Otto Kronsteiner (Hg.), 1000 Jahre Christentum bei den Ostslawen. Internationales Symposion vom 13. – 15.Mai 1988 in Salzburg. (= Die Slawischen Sprachen 16). Salzburg, Institut für Slawistik der Universität Salzburg, 1988, 166 Seiten.

Maria Kundegraber, Gottschee. Die ehemalige deutsche Sprachinsel 1330 – 1941. (= Schriftenreihe Gottschee 3/1992). Graz, Gottscheer Landsmannschaft, 1992, 80 Seiten, Abb.

Michaela Laichmann, Bäche und Flüsse Wiens. (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 2/1993). Wien 1993, 14 Seiten, Abb.

Bernhard Lauer (Hg.), Rapunzel. Traditionen eines europäischen Märchenstoffes in Dichtung und Kunst. Kassel, Brüder Grimm Museum, 1993, 96 Seiten, Abb.

Gregor M. Lechner, Werner Telesko, Stift Göttweig. Barocke Bilder-Eythelkeit. Allegorie – Symbol – Personifikation. Katalog zur 42. Jahresausstellung des Graphischen Kabinetts des Stiftes Göttweig vom 20.5. – 31.10.1993. Göttweig 1993, 242 Seiten, Abb.

Mario Lenković, Samouki Kipari Otoka Braca. Self-taught Sculptors on the Island of Brac. Zagreb 1992, 127 Seiten, Abb.

Rainer Lins (Hg.), Tisis. Dorf- und Kirchengeschichte. (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 28). Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 1992, 348 Seiten, Abb.,

Christian Lunzer, Helfried Seemann, Prater Album 1860 – 1945. Volksprater, Ausstellungen, Feste, Nobelprater. Wien, Verlag für Photographie, 1993, unpag., 126 Abb.

Christian Lunzer, Helfried Seemann, Leopoldstadt Album 1860 – 1930. Augarten, Karmeliterviertel, Taborstraße, Donaukanal, Praterstraße, Pratercottage. Wien, Verlag für Photographie, 1993, unpag., 128 Abb.

Christian Lunzer, Helfried Seemann, Währing Album 1880 – 1930. Cottage, Kreuzgassenviertel, Türkenschanzpark, Weinhaus, Gersthof, Pötzleinsdorf. Wien, Verlag für Photographie, 1993, unpag., 102 Abb.

Kaspar Maase, Bravo Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren. Hamburg, Junius, 1992, 312 Seiten, Abb.

Gorazd Makarovič, Votivi. Zbirka Slovenskega etnografskega muzeja. (= Knjižnica Slovenskega etnografskega muzeja 2). Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1991, 94 Seiten, 122 Abb. im Anhang.

Hildegard Mannheims, Heinrich Mehl, Du bist dran! Spielen gestern und heute. Begleitbuch zur Ausstellung vom 6.9. – 29.11.1992 im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum. Schleswig, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum, 1992, 150 Seiten, 167 Abb.

Dieter Manz, Flurdenkmale im Rottenburger Land. Rottenburg am Neckar 1991, 68 Seiten, 111 Abb.

Günther Marchner, Bis an die Wurzeln. Regionale Initiativen im alpenländisch-mitteleuropäischen Raum: Eine Dokumentation. Herausgegeben vom Institut für Alltagskultur. Innsbruck, Österreichischer Studien Verlag, 1993, 143 Seiten, Abb., Graph.

Gertraud Marinelli-König, Polen und Ruthenen in den Wiener Zeitschriften des Vormärz. (= Sitzungsberichte 590. Zugleich Veröffentlichungen der Kommission für Literaturwissenschaft 13). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1992, 638 Seiten, Tab.

Peter Martin, Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Bewußtsein und Geschichte der Deutschen. Mit einem Nachwort von Hans Werner Debrunner. Hamburg, Junius, 1993, 592 Seiten, Abb.

Horst Marx (Red.), Mecklenburg-Vorpommern Kultur. Rostock, Konrad Reich Verlag, 1992, 80 Seiten, Abb.

Wolfgang Mayer, Anton Stiepka, Ernst Arnold zum 100. Geburtstag. (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 4/1992). Wien 1992, 16 Seiten, Abb.

Harri Meier, Dieter Woll (Hg.), Portugiesische Märchen. (= Die Märchen der Weltliteratur). München, Diederichs, 1993, 280 Seiten.

Florian Merz, Peter Schmitt, Florian Merz – Keramische Objekte und Gefäßobjekte. Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, 1993, 59 Seiten, Abb.

Renate Messer, Gaststätten in einem Taunusdorf. Funktionale Änderungen ländlicher Gaststätten innerhalb der letzten Jahrzehnte. (= Mainzer kleine Schriften zur Volkskultur 4). Mainz, Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., 1992, 81 Seiten, 9.Abb., 1 Tab.

Hermann Meyer-Hartmann, Geheime Kommandosache. Die Geschichte des Hildesheimer Fliegerhorstes. (= Quellen und Dokumentationen zur Stadtgeschichte Hildesheims 1). Hildesheim, Verlag Gebrüder Gerstenberg, 1993, 87 Seiten, Abb., Tab.

Elisabeth Meyer-Renschhausen, The Porridge Debate: Grain, Nutrition, and Forgotten Food Preparation Techniques. Sonderdruck aus: Food and Foodways 5 (1). Harwood 1991, S. 95 – 120, 17 Abb., Graph.

Heinz-Peter Mielke (Red.), Des Menschen drittes Bein. Stöcke, die mehr als Stöcke sind. (= Schriften des Museumsvereins Dorenburg 46). Grefrath, Niederrheinisches Freilichtmuseum, 1993, 59 Seiten, Abb.

Liviu Mihailescu, Catalogul colectiilor de etnografie si arta populara ale Muzeului Brailei. Bucuresti 1979, 245 Seiten, Abb., Karten.

Nathalie Mouriès, Guide des villages de charme en France. Paris, Rivages, 1993, 296 Seiten, 296 Abb.

Luisa Muraro, Die symbolische Ordnung der Mutter. Aus dem Italienischen von Gesa Schröder. Frankfurt a.M./New York, Campus Verlag, 1993, 169 Seiten.

Kurt Muthspiel, Alpenländische Volkslieder. Band II aus Österreich, Bayern und Südtirol. Graz/Köln/Wien, Verlag Styria, 1993, 192 Seiten.

Péter Nagybákay (Red.), VIII. Kézmüvesipartörténeti Szimpózium Veszprém 1992. November 9 – 11. Veszprém, Magyar Tudományos Akadémia, 1993, 199 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Jaroslav Nemec, Die Verehrung der seligen Agnes von Böhmen und der Prozeß ihrer Heiligsprechung. Thaur/Tirol, Österreichischer Kulturverlag, 1989, 159 Seiten, 8 Abb.

Gerhard Neweklowsky, Der kroatische Dialekt von Stinatz. Wörterbuch. (= Wiener Slawischer Almanach Sonderband 25). Wien, Gesellschaft zur Förderung slawistischer Studien, 1989, 228 Seiten.

László Novák, Glauben und Gebräuche auf der großen ungarischen Tiefebene. (= Acta Musei de János Arany Nominati VII). Nagykörös 1992, 3 Bände, Band 1 und 2: 848 Seiten, Abb., Graph., Band 3: 96 Seiten, Abb., Graph.

László Novák, László Selmeczi (Red.), Építészet az alföldön. (Bauwesen in der großen Ungarischen Tiefebene.) Sonderdruck aus: Acta Musei de János Arany Nominati VI. Nagykörös 1989, S. 87 – 98, 15 Abb.

Andreas J. Obrecht, Mario Prinz, Angelika Svoboda (Hg.), Kultur des Reisens. Notizen, Berichte, Reflexionen. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1992, 216 Seiten, Abb.

Knut Odner, The Varanger Saami. Habitation and Economy AD 1200 – 1900. Oslo, Scandinavian University Press, 1992, 320 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Walter Öhlinger (Red.), Das Rote Wien 1918 – 1934. Katalog zur 177. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 17.6. – 5.9.1993. Wien, Museen der Stadt Wien, 1993, 182 Seiten, Abb.

Armin Panter, „Sesam, öffne dich!" Ein Führer nicht nur für Kinder, durch den Türkenschatz im Karlsruher Schloß. Karlsruhe, G.Braun Buchverlag, 1993, 43 Seiten, Abb., Graph.

Michal Parczewski, Die Anfänge der frühslawischen Kultur in Polen. (= Veröffentlichungen der Österreichischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte XVII). Wien, Österreichische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, 1993, 211 Seiten, Graph.

Heiki Pärdi, Toivo Sikka, Ivi Tammaru (Hg.), Papers of the 35th scientific conference of Estonian National Museum (= Pro Ethnologia I. Eesti Rahva Muuseumi Üllitised Publications of Estonian National Museum). Tartu, Eesti Rahva Muuseum, 1993, 93 Seiten.

Hans Paul, Führer durch die Bezirkshauptstadt Mattersburg. Mattersburg o.J., 143 Seiten, Abb., Graph.

Richard Perger, Straßen, Türme und Basteien. Das Straßennetz der Wiener City in seiner Entwicklung und seinen Namen. Ein Handbuch. (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 22). Wien, Franz Deuticke, 1991, 164 Seiten, 52 Abb.

Leander Petzoldt (Hg.), Sagen aus der Steiermark. München, Diederichs, 1993, 319 Seiten, Abb.

Leander Petzoldt (Hg.), Sagen aus Wien. München, Diederichs, 1993, 272 Seiten, Abb.

Leander Petzoldt, Marianne Direder-Mai (Hg.), Sagen aus Südtirol. München, Diederichs, 1993, 252 Seiten, Abb.

W. Pillmann, S. Predl (Hg.), Strategies for Reducing the Environmental Impact of Tourism. Envirotour Vienna 1992. Vienna, International Society für Environmental Protection, 1992, 766 Seiten, Graph., Tab.

Léon Poliakov, Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus. Hamburg, Junius, 1993, 431 Seiten.

Krzysztof Pomian, Europa und seine Nationen. Aus dem Französischen von Matthias Wolf. (= Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 18). Berlin, Wagenbach, 1990, 144 Seiten.

Teofilo G. Pons, Vita montanara e folklore nelle valli valdesi. Torino, Claudiana, 1992, 251 Seiten, 55 Graph., 70 Abb., 8 Farbtafeln.

Elisabetta Postal, Umberto Raffaelli, Musei Trentini nuove Strutture per gli anni '90. Atti del convegno S.Michele all'Adige 7 – 8 Ottobre 1988. Trento, Associazione Musei del Trentino, 1990, 182 Seiten, Abb., Graph.

Josef Pötsch, 650 Jahre Stadt St. Andrä 1339 – 1989. Herausgegeben anläßlich des Stadtjubiläums. St. Andrä 1989, 286 Seiten, Abb.

Stanislav Prochotský, L'udový odev na Spiši. Spišska Nova Ves 1990, 161 Seiten, 216 Abb.

Bernhard Prokisch (Red.), Lebenswelten – Alltagsbilder. Katalog zur Ausstellung im Schloßmuseum Linz vom 26.5. – 26.9.1993. (= Kataloge des OÖ Landesmuseums Neue Folge 63). Linz, OÖ Landesmuseum, 1993, 279 Seiten, Abb.

Walter Puchner, Die „Repraesentatio figurata" der Repräsentatio der Jungfrau Maria im Tempel von Philippe de Mézières (Avignon 1372) und ihre zypriotische Herkunft. 1993, Sonderdruck, S. 91 – 129.

Karl Pusman, Die Wiener Anthropologische Gesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte auf Wiener Boden unter besonderer Berücksichtigung der Ethnologie. Dissertation an der Fakultät für Grund- und Integrativwissenschaften der Universität Wien, Wien 1991, 418 Seiten, Abb.

Erich Rabl, Franz Wagner, Oswald Liebhart – „Zwischen Schein und Wirklichkeit". Kunstkatalog des Höbarthmuseums der Stadt Horn 1/1993 zur gleichn. Sonderausstellung. Horn, Höbarthmuseum, 1993, unpag., Abb.

Gottfried Rainer, Wolfgang Retter, Nationalpark Hohe Tauern/Tirol. Den Ursprüngen begegnen. Salzburg, Verlag Anton Pustet, 1993, 108 Seiten, Abb.

Holger Rasmussen, To færske gårdanlæg. Dúvugarar i Saksun og bylingen Heimi í húsi på Koltur. (= Historisk-filosofiske Skrifter 16). Cøpenhaven, Munksgaard, 1992, 85 Seiten, 53 Abb. im Anhang.

Petra Raymond, Von der Landschaft im Kopf zur Landschaft aus Sprache. Die Romantisierung der Alpen in den Reiseschilderungen und die Literarisierung des Gebirges in der Erzählprosa der Goethezeit. (= Studien zur deutschen Literatur 123). Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 1993, 367 Seiten, Abb.

Helmut Reinalter (Hg.), Die Französiche Revolution. Forschung – Geschichte – Wirkung. (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770 – 1850" 2). Frankfurt a.M./Bern/New York/Paris, Peter Lang, 1991, 182 Seiten.

Walter Reiter, Robert Streibel (Hg.), Öffentlichkeitsarbeit für Bildungs- und Sozialinitiativen. Ein Handbuch. Wien, Verband Wiener Volksbildung, 1993, 213 Seiten, Tab.

Ivan Riabič, Jozef Šimončič, Metoděj Zemek, Ej vinečko vino. Martin 1986, unpag., 181 Abb., engl. und deutsche Zusammenf.

Stefan Rohrbacher, Gewalt im Biedermeier. Antijüdische Ausschreitungen in Vormärz und Revolution (1815 – 1848/49). (= Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung 1). Frankfurt a.M./New York, Campus Verlag, 1993, 344 Seiten, 3 Abb.

Gert Rosenberg (Bearb.), Kunstauktion Silber. Katalog zur 1683. Auktion am 18. Mai 1993 im Dorotheum. Wien, Eigenverlag des Dorotheums, 1993, unpag., Abb.

Giovanni Battista Rossi, Vocabolario dei dialetti ladini e ladino-veneti dell'Agordino: lessico di Cencenighe, San Tomaso, Vallada, Canale d'Agordo, Falcade, Taibon, Agordo, La Valle, Voltago, Frassenè, Rivamonte, Gosaldo. Con note etnografico-demologiche. (= Instituto bellunese di ricerche sociali e culturali. Serie dizionari 5). Belluno, Instituto bellunese di ricerche sociali e culturali, 1992, 1275 Seiten, 116 Abb. und 6 Graph. im Anhang

Elisabeth Roth (Hg.), Oberfranken im Spätmittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Bamberg,Bayerische Verlagsanstalt, 1991, 499 Seiten, Abb.

Siegfried Rumbler, Grenzstein-Rundwanderweg im Hohen Taunus Hohenmarkbereich Sandplacken. Eine Wanderung durch die Geschichte Hessens im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M., Kramer, 1979, 91 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Dennis Rundt, Munsalaradikalismen. En studie i politisk mobilisering och etablering. Åbo, Åbo Akademis Förlag, 1992, 339 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Doris Sauer, Erinnerungen: Karl Haiding und die Forschungsstelle „Spiel und Spruch". (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse 6). Wien 1993, 229 Seiten, 16 Abb., Tab.

Herbert Sauerwein, Wie es war. Bilddokumente der vergangenen 100 Jahre. Lech – Zürs – Stuben – Warth – Schröcken. Bregenz, Verlag Walserheimat, 1987, 116 Seiten, zahlr. Abb.

Herbert Sauerwein, Bergheimat Lech. Heimatkunde. Bregenz, Verkehrsamt Lech, 1989, 132 Seiten, Abb., Tab., Graph., engl. und franz. Zus.

Elmar Schallert, Gruß aus Alt-Bludenz mit Brandnertal und Montafon. Land und Leute auf alten Ansichtskarten. Bregenz, Verlag J. N. Teutsch, 1992, 86 Seiten, 86 Abb.

Adelheid Schmeller-Kitt † (Bearb.), Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Mattersburg. (= Österreichische Kunsttopographie XLIX). Wien, Verlag Anton Schroll & Co, 1993, 593 Seiten, 940 Abb.

Peter Schmitt (Bearb.), Angewandte Kunst seit 1900. Führer durch das Museum beim Markt. Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, 1993, 159 Seiten, Abb.

Peter Schmitt (Bearb.), Karlsruher Majolika. Führer duch das Museum in der Majolika-Manufaktur. Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, 1992, 128 Seiten, Abb.

Dieter Schmutzer, Wienerisch g'redt. Geschichte der Wiener Mundartdichtung. (= Mitteilungen der Mundartfreunde Österreichs Jg. 45 – 47, 1 – 4). Wien, Verlag der Apfel, 1993, 429 Seiten.

P. Schonewille (Red.), Wanderarbeit jenseits der Grenze. 350 Jahre auf der Suche nach Arbeit in der Fremde. Assen, Drents Museum, 1993, 168 Seiten, Abb.

Gerald Schöpfer (Hg.), Peter Rosegger 1843 – 1918. Buch und Katalog zur Steirischen Landesausstellung 1993 vom 8.5. – 31.10.1993. Graz, Steiermärkische Landesregierung, 1993, 448 Seiten, Abb.

Renate Seebauer, Zwischen Reformbestrebungen und Konservativismus. Zur Geschichte der Lehrerbildung in Wien. (= Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs Reihe B: Ausstellungskataloge 38). Wien 1993, 15 Seiten.

Dominik Siegrist u.a., Alpenglühn. Auf Transalpedes-Spuren von Wien nach Nizza. Zürich, Rotpunktverlag und Edition Sandkorn, 1993, 293 Seiten, Abb., Graph.

Max Siller (Hg.), Fastnachtspiel – Commedia dell'Arte. Gemeinsamkeiten – Gegensätze. Akten des 1.Symposiums der Sterzinger Osterspiele (31.3. – 3.4.1991). (= Schlern-Schriften 290). Innsbruck, Wagner, 1992, 198 Seiten, Abb. im Anhang.

Georg Simmel, Vom Wesen der Moderne. Essays zur Philosophie und Ästhetik. Hamburg, Junius, 1990, 360 Seiten.

Bartel F. Sinhuber, Zu Besuch im alten Prater. Eine Spazierfahrt durch die Geschichte. Wien/München, Amalthea Verlag, 1993, 176 Seiten, 130 Abb.

Helga Stein, Farbe am Knochenhauer-Amtshaus. (= Quellen und Dokumentationen zur Stadtgeschichte Hildesheims 1). Hildesheim, Eigenverlag der Stadt Hildesheim, 1993, 63 Seiten, Abb.

Heinz Steinert, Die Entdeckung der Kulturindustrie. Oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte. Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, 1992, 285 Seiten, 13 Abb.

Ernst Steinicke, Friaul – Friuli. Bevölkerung und Ethnizität. (= Innsbrucker Geographische Studien 19). Innsbruck, Selbstverlag des Instituts für Geographie der Universität Innsbruck, 1991, 224 Seiten, 51 Abb., 68 Tab.

Jürgen Stillig, Jesuiten, Ketzer und Konvertiten in Niedersachsen. Untersuchungen zum Religions- und Bildungswesen im Hochstift Hildesheim in der Frühen Neuzeit. (= Schriftenreihe des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Hildesheim 22). Hildesheim, Bernward, 1993, 574 Seiten, Abb., Graph.

Ursula Storch, Das Pratermuseum. 62 Stichwörter zur Geschichte des Praters. Wien, Museen der Stadt Wien, 1993, 77 Seiten, Abb.

Helmut Swozilek, Zwanziger/Dreißiger. Katalog zur Ausstellung des Vorarlberger Landesmuseums vom 22.7. – 29.8.1993. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 1993, 159 Seiten, Abb.

Mohay Tamás (Red.), Közelítések. Néprajzi, történeti, antropológiai tanulmányok Hofer Tamás 60. születésnapjára. (Approaches and Approximations. Ethnological, Anthropological and Historic Essays in Honour of Tamás Hofer). Debrecen, Ethnica, 1992, 408 Seiten, Tab., Abb. im Anhang.

Hermann Theiner, Vinschger Tauf- und Weihwassersteine. Zeugen alter Steinmetzkunst. (= Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg 4). Dorf Tirol 1991, 75 Seiten, Abb., Graph.

Horst Torke, Forstgrenzsteine der Amtswälder in der Sächsischen Schweiz. (= Schriftenreihe des Stadtmuseums Pirna 7). Pirna 1989, 96 Seiten, 51 Abb., Graph., Tab.

Edmund A. van Trotsenburg, Niederlande – Österreich. Eine fünfhundertjährige Begegnung. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 1993, 267 Seiten, Abb.

Hans-Jörg Uther, Barbara Kindermann-Bieri (Hg.), Brüder Grimm – Deutsche Sagen. 3 Bände, München, Diederichs, 1993, Band 1: S. 1 – 316, Abb., Band 2: S. 317 – 652 Abb., Band 3: 188 Seiten, Abb.

Patricia Vansummeren, Volkskundemuseum Antwerpen. Antwerpen o.J., 4 Hefte, 56 Seiten, Abb.

Werner Vogt (Bearb.), Vorarlberger Flurnamenbuch. 1.Teil, Band 6, Flurnamensammlungen Unterland, Rheindelta, Leiblachtal. Herausgegeben vom Vorarlberger Landesmuseumsverein Freunde der Landeskunde. Bregenz 1993, 344 Seiten, Tab., Anhang mit 77 Abb. Kartenbeilagen.

Lothar Voigt, Ländliche Schränke aus Osthessen und Westthüringen. Mit Anhang „Zur Lage des ländlichen Schreinerhandwerks in Kurhessen im 18. und 19. Jahrhundert". (= Schriften zur Volkskunde 5). Kassel 1991, 104 Seiten, 47 Farbtafeln im Anhang.

Wolfgang Voigt, Das Bremer Haus. Wohnungsreform und Städtebau in Bremen 1880 – 1940. Hamburg, Junius, 1992, 189 Seiten, Abb., Graph.

Heinz-Günter Vosgerau, Töpferzentrum Wildeshausen Nordwestdeutsche Keramik aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen 20). Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1993, 185 Seiten, Abb., Graph.

Elle Vunder, Eesti rahvapärane taimornament tikandis. Tallinn, Kirjastus Kunst, 1992, 158 Seiten, 129 Abb., Graph., Karten.

Christoph Wagner, Lebendiges Wasser. Mythos, Nektar, LebensMittel. Wien, Christian Brandstätter, 1993, 203 Seiten, Abb.

Herbert Franz Weinzierl, Baualterpläne Österreichischer Städte. (System Adalbert Klaar) 9.Lieferung: Oberösterreich 1. Teil. Wien, Österreichische Akademie der Wissenschaften, 1992, 7 Karten.

Astrid Wenzel, Frauen ans Licht gebracht. Gräber aus der Merowingerzeit. Katalog zur Studioausstellung „Von allen Seiten betrachtet" im Karlsruher Schloß. Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, 1992, unpag., Abb., Graph.

Hans Wilfinger, Religiöse Flurdenkmäler und Gottesdienststätten im Pfarrbereich Hartberg. Hartberg 1993, 339 Seiten, Abb.

Johannes K. W. Willers, Focus Behaim Globus. Katalog zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg vom 2.12.1992 bis 28.2.1993. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 1992, Teil 1: Aufsätze, S. 1 – 496, Abb., Graph., Tab., Karten, Teil 2: Katalog, S. 500 – 977, Abb.

Inga-Britt Wollin, Stugukläder. Rumsklädsel under tirig vasatid. (= Nordiska museets Handlingar 113). o.O. (Stockholm) 1993, 301 Seiten, 59 Abb.

Hazel Wrigglesworth (Hg.), Philippinische Märchen. Aus dem Englischen von Erika Erkmann. (= Die Märchen der Weltliteratur). München, Diederichs, 1993, 230 Seiten.

Ulrich Wyrwa, Branntewein und „echtes" Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert. (= Sozialgeschichte bei Junius 7). Hamburg, Junius, 1990, 313 Seiten, Abb.

Alexander M. Zacke, Asiatika. Katalog zur 1687. Auktion am 16.6.1993 im Dorotheum. Wien, Eigenverlag Dorotheum, 1993, unpag., zahlr. Abb.

Ludwig Zehetner u.a. (Red.), Beiträge zur Flur- und Kleindenkmalforschung in der Oberpfalz. 13. Jahrgang 1990, Regensburg, Arbeitskreis für Flur- und Kleindenkmalforschung in der Oberpfalz, 1990, 148 Seiten, Abb.

Ludwig Zehetner u.a. (Red.), Beiträge zur Flur- und Kleindenkmalforschung in der Oberpfalz. 14. Jahrgang 1991, Regensburg, Arbeitskreis für Flur- und Kleindenkmalforschung in der Oberpfalz, 1991, 191 Seiten, Abb.

Karl-Heinz Ziessow u.a., Hand Schrift – Schreib Werke. Schrift und Schreibkultur im Wandel in regionalen Beispielen des 18. bis 20. Jahrhunderts. (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen 16). Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 1991, 320 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Angeli. Katalog zur 174. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 1.April bis 30.Mai 1993. Wien, Eigenverlag des Historischen Museums der Stadt Wien, 1993, unpag., zahlr. Farbtafeln.

Bayerisch-Tirolische G'schichten ... eine Nachbarschaft. Katalog und Beitragsband zur Tiroler Landesausstellung 1993 auf der Festung Kufstein vom 15.5. bis 31.10.1993. Band I: Katalog, 424 Seiten, Abb., Tab., Band II: Beiträge, 279 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Berta Pfister-Lex, Hinterglasgraphik. (= Kleine Schriften der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 20). Trautenfels, Verein Schloß Trautenfels, 1991, unpag., Abb.

Chronik Marktgemeinde Andau. Andau o.J., 520 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Der Viktorianische Haushalts-Katalog. Eine vollständige Sammlung von über fünftausend Artikeln zur Einrichtung und Dekoration des viktorianischen Heimes. Eingeleitet von Dorothy Bosomworth. Hildesheim/Zürich/New York, Olms Presse, 1992, 328 Seiten, Abb.

Jaromír Gelnar (1931 – 1990), Bibliograficka příloha Národopisné revue č. 4, Herausgegeben vom Ustav lidové kultury – Institut für Volkskultur, Strážnice 1992, 10 Seiten.

IBC, Informazioni commenti inchieste sui beni culturali. Anno 1 N.1, Bologna, Instituto per i beni artistici culturali e naturali della regione Emilia-Romagna, 1993, 72 Seiten, Abb.

Zdenka Jelínková, Bibliograficka příloha Národopisné revue č. 3, Herausgegeben vom Ustav lidové kultury – Institut für Volkskultur, Strážnice 1992, 19 Seiten.

„Kaisergruft" – Führer. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Rettung der Kapuzinergruft. Wien, Modulverlag, 1993, unpag, mehrsprachig, Abb.

Meidling – fünf Dörfer – ein Bezirk. Anläßlich 100 Jahre Meidling – 12.Wiener Gemeindebezirk. Herausgegeben vom Meidlinger Kulturkreis. Wien o.J., 148 Seiten, Abb.

Museen und Ausstellungen in Seiffen. Jubiläumsheft.(= Erzgebirgisches Spielzeugmuseum Seiffen Schriftenreihe 7). Seiffen 1993, 60 Seiten, Abb., Tab.

Oberrheinischer Kulturpreis 1987. Basel, Johann Wolfgang von Goethe-Stiftung, 1987, 45 Seiten, Abb.

Objets de civilisation. Québec, Musée de la Civilisation, 1990, 153 Seiten, Abb.

Ortsverzeichnis 1991 Tirol. Beiträge zur Österreichischen Statistik. Wien, Statistisches Zentralamt, 1993, 352 Seiten, Karten im Anhang.

Wege zu Minderheiten in Österreich. Ein Handbuch. Herausgegeben von der Initiative Minderheitenjahr. Wien, Verlag der Apfel, 1993, 246 Seiten, Tab.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Mag. Hermine Aigner
Bauerding 22
A-4952 Weng

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Doz. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Volkskunde der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A – 1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Elfriede Grabner
Abteilung für Volkskunde des
Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum
Paulustorgasse 11 – 13a
A-8010 Graz

OR Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Ass. Mag. Reinhard Johler
Institut für Volkskunde der
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger
Hauptstraße 20
A-3420 Kritzendorf

Mag. Ursula Klingenböck
Institut für Germanistik der
Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher
Stangersdorf 20
A-8403 Lebring

HR Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp
Bürgerstraße 51
A-4020 Linz

Barbara Mersich
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser
Wilhelm Raabe Gasse 19/3
A-8010 Graz

Mag. Herbert Nikitsch
Michaelerstraße 13/11
A-1180 Wien

Dr. Roswitha Orač-Stipperger
Abteilung für Volkskunde des
Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum
Paulustorgasse 11 – 13a
A-8010 Graz

Univ.-Prof. Dr. Martin Scharfe
Institut für Europäische Ethnologie
und Kulturforschung
Philipps-Universität Marburg
Biegenstraße 9
D-35037 Marburg

Dr. Magdalena Schwenter
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ.-Doz. Mag. Dr. Rudolf Simek
Fachbibliothek für Germanistik
an der Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

Bernhard Tschofen M.A.
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Elsbeth Wallnöfer-Costazza
Cumberlandstraße 25/1/4
A-1140 Wien

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 379 – 380*

Oskar Moser
Zueignung zum 80. Geburtstag am 20. Jänner 1994

Wir, die Herausgeber und Redakteure der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde des gegenwärtig in sein Zentenarium eintretenden Vereins für Volkskunde in Wien, dürfen bei der Zueignung dieses Heftes den Gefeierten selbst zitieren. In seiner Widmung des soeben vorangegangenen Heftes an den gleichaltrigen Jubilar Franz Carl Lipp bemerkt Oskar Moser vorab: „Die Volkskunde, wie wir sie gelernt und gelebt haben, geht in die Jahre. Es verdichtet sich daher der Reigen von Anlässen und besonderen Gedenktagen ..." Damit ist angesprochen das für die Volkskunde in Österreich auffällige Phänomen der stark besetzten Gelehrtengeneration der letzten Friedensjahre vor dem Ersten Weltkrieg – Leopold Schmidt † (15.3.1912 – 18.12.1981), Leopold Kretzenbacher (geb. 13.11.1912), Friederike Prodinger (geb. 30.5.1913), Franz Carl Lipp (geb. 30.7.1913), Karl Ilg (geb. 23.12.1913) und Oskar Moser (geb. 20.1.1914); unmittelbar vor dem Ende einer Epoche also, da sich, was unser Fach in Österreich betrifft, die Volkskunde „eben erst als akademische Disziplin zu etablieren begann und entschiedener als bislang die Gliederung und analytische Durchdringung ihres immensen Stoffgebietes unternahm. Erst daraus begannen Sammlungen und Museen zu entstehen, mit denen man (...) neue Vorstellungen von Herkommen, Eigenart und Identität unserer Menschen und Länder auf einer wissenschaftlich fundierten Basis entwickeln konnte". Mit ihrem Wirken in der Wissenschaft und durch ihr Mitgestalten an den Institutionen derselben haben sie der Disziplin Volkskunde in unserem Land und im internationalen Verbund über einen Zeitraum von inzwischen vier Generationen von Volkskundlern hinweg mit das Gepräge gegeben, wie in ihrem Leben und Werk sich auch der „Wandel der Dinge und Anschauungen" im Spannungsfeld des Wissenschaftssegmentes Volkskunde spiegelt.

Es ist das Gefühl der inneren Verbundenheit, aber auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit nach außen, welche für uns der Anlaß sind, die glücklich anfallenden, lebensgeschichtlich bedingten Jubi-

läen in zeitlich dichter Folge in der Form von Zueignungen einzelner Hefte unserer Zeitschrift an die Nestoren des Faches in Österreich – ungeachtet der Widmungen eigener Festschriften – zu würdigen.

Eine Zueignung für Oskar Moser, wirkl. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, emer. Universitätsprofessor, Vizepräsident des Vereins für Volkskunde in Wien und Mitherausgeber der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, erscheint uns im besonderen Maß sinnfällig und ist uns ein persönliches Anliegen. Seit langen Jahren und bis zum heutigen Tag ist Oskar Moser tätig und jederzeit zur Stelle auch für die „Laudongasse" in der Wiener Josefstadt, das heißt für den Verein, für das Museum und vor allem für die Zeitschrift für Volkskunde – und, bis vor Jahresfrist, auch noch als Obmann des Kuratoriums für das nicht kampflos aufgegebene, zuletzt aber durch ein Verdikt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften geschlossene Institut für Gegenwartsvolkskunde –, welche Einrichtungen stets mit Rat und Tat von seiner Seite rechnen dürfen. Diese ständige Einsatzbereitschaft, der Arbeitseifer und die Arbeitskraft, das wissenschaftliche Ethos und die erfrischende Offenheit lassen Oskar Moser in unserem Kreis vielmals als den „Jüngsten" unter uns erscheinen.

Dieses Junggebliebensein des väterlichen Freundes, wie wir es erleben, möge geradezu als Botschaft verstanden werden, die hinter den hier versammelten Beiträgen in unserer Zeitschrift steht. Der Jubilar möge diese als ein Florilegium zu einer von ihm in den Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Gesamtwerkes stehenden offenen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Sachkulturforschung ansehen, die neben Deskription, Analyse und Soziohistorisierung von Dingen im Sinne einer ausschöpfenden „lettura dell'oggetto" weiterhin nach „persönlicher Aneignung, individuellem Umgang oder symbolischem Gebrauch" derselben fragt. Eine symbolische Auslegung der hiermit Oskar Moser als Festgabe dedizierten Beiträge zur Sachkulturforschung könnte man am Ende darin suchen, daß die Autorinnen und Autoren der mittleren und jungen Generation unseres Faches angehören, sozusagen „Kinder" und „Enkel" der vorbildlichen „Väter" sind. Die Gewißheit eines engagierten Nachwuchses soll Oskar Moser zu seinem Achtzigsten zur Freude gereichen.

Klaus Beitl

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 381 – 395*

Aus meinem Leben
Versuch zu einem Curriculum Vitae

Von Oskar Moser

Dr. phil. Oskar Moser; geb. 20.1.1914 in Sachsenburg, Bez. Spittal, Kärnten. Vater: Oskar Moser, Bezirksoberförster und zugleich Landwirt, geb. in Görz/Tolmein; Mutter: Cäcilia Moser, geb. in Gmünd in Kärnten. Besuch des Bundesrealgymnasiums Villach 1925 – 1929, Fortsetzung am Bundesrealgymnasium Lichtenfelsgasse in Graz 1929 – 1933. 1933 Inskription an der Karl-Franzens-Universität Graz, Fächer: Volkskunde (bei V. v. Geramb), Germanistik (Karl Polheim, K. Zwierzina, Leo Jutz u. H. Kleinmayr), Romanistik-Französisch (F. Zauner), Gasthörer bei J. Matl (Slawistik). Promotion zum Dr. phil. 5.11.1938 mit der Dissertation „Das Spiel von Christi Geburt aus Gmünd in Kärnten" (bei K. Polheim u. V. Geramb). Ab Juli 1937 Mitarbeiter und Museumsassistent am „Kärntner Heimatmuseum" (Landesmuseum) Klagenfurt, ab Dezember 1938 in Privatanstellung Kustos dort, zugleich Hilfslehrer an der Lehrerbildungsanstalt Klagenfurt. Mit 1.3.1943 planmäßiger Universitätsassistent der Universität Graz. Ab Februar 1947 Prof. an der Bundesgewerbeschule für Hoch- und Tiefbau Villach, ab 1952 an der Bundesgewerbeschule für Maschinenbau und Elektrotechnik in Klagenfurt. 1961 zum Bundesstaatlichen Volksbildungsreferenten für Kärnten bestellt und als solcher bis 1972 tätig.

Akademische Laufbahn: Ab Februar 1961 Lehrbeauftragter am Institut für Volkskunde der Universität Graz; 26.2.1962 Habilitation und Universitätsdozent (venia für „Volkskunde"); 30.4.1968 tit. a.o. Universitätsprofessor; 14.10.1971 zum ordentl. Professor an die Karl-Franzens-Universität Graz berufen, ab Februar 1972 Vorstand des dortigen Institutes für Volkskunde, an dem ich seit 1961 regelmäßig und ohne Unterbrechung 5 Wochenstunden Vorlesungen abhielt. Mit 31.1.1984 Emeritierung. Seit 1982 korrespondierendes Mitglied, seit 1983 wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Zahlreiche Auszeichnungen und Mitgliedschaften bei wissenschaftlichen Vereinigungen im In- und Ausland.

Als Kind einer Ackerbürger- und Försterfamilie erlebte ich meine frühe Kindheit in dem einstmals salzburgischen Markt Sachsenburg in Oberkärnten. Der Ort liegt am nördlichsten Drauknie und am

Eingang vom Lurnfeld ins obere Drautal. Seine Geschichte reicht mit der Erwerbung der Herrschaft Hohenburg durch das Erzbistum Salzburg bis ins Hochmittelalter zurück. Der Markt war seit dem Spätmittelalter zusammen mit drei Burgen bzw. festen Häusern von einiger strategischer Bedeutung, die zuletzt noch in den Franzosenkriegen von 1809 eine gewisse Rolle spielte. Von den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bergbauen her hatte Sachsenburg eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung und von daher kam vermutlich auch dessen Name nach der „Saxe" oder „Goldmulter", die Markt und Gemeinde bis heute im Wappen führen. In den Ruinen und Mauern seiner beiden Höhenburgen haben noch wir als Kinder gespielt und nach Schätzen gesucht. Sie bildeten schon im Mittelalter eine befestigte Talsperre („Sachsenburger Klause") auf dem seit der Römerzeit vielbegangenen Fernweg nach Tirol.

Hier in Sachsenburg erlebte ich als Kleinkind den Ersten Weltkrieg, dessen Ende im Herbst 1918 beim Zusammenbruch der Südfront und mit dem Rückzug von Massen heimkehrender Truppen mir in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Noch sehe ich vor mir die herbstlichen Lagerfeuer der Soldaten und die Massen an Kriegsmaterial, das allenthalben in unserem Hausgarten verstreut lag. Für uns kleine Kinder war es ein ganz außergewöhnliches Erlebnis, da wir nun erstmals Zwieback und Marmelade zu kosten bekamen.

Diese frühen Erlebnisse meiner Kindheit im Schoß einer großen Familie und in meinem Vaterhaus, das heute noch im Vormarkt nahe der Pfarrkirche von Sachsenburg steht und zu meiner Zeit noch den Vulgonamen „beim Rachoj" trug (weshalb ich im Ort und als Schulbub einfach „Rachoj Oskar" gerufen wurde) erweiterten sich noch durch das Leben in einem geräumigen Ackerbürgerhaus mit mehreren Dienstboten, angeführt von einem uralten Knecht als Faktotum des Hauses, mit Gärten und mit Vieh und Pferden in einem großen Stadel hinter unserem Haus. Wir hatten an fünf verschiedenen Orten der Umgebung von Sachsenburg unsere Äcker und Felder und mehrere große Eigenwälder. Und mein älterer Bruder und ich wurden frühzeitig und vor allem zu den Erntezeiten und zum Vieh-Hüten herangezogen und lernten so die bäuerlichen Arbeiten und die Holzarbeit in den Bergwäldern unmittelbar kennen. Da mein Vater als Bezirksförster auch vielfach bei den abgelegenen Bergbauern in der Umgebung zu tun hatte und ich schon älter und kräftig genug geworden war, nahm er mich häufig auf seine Dienstgänge mit. Ich lernte dabei das ganze

umständliche Besuchsritual unserer Landbevölkerung sowie deren Wohn- und Hauswesen, das Leben in den verschiedensten Bauernhäusern kennen. Seine Eigenheiten sind mir freilich erst viel später und aus der Erinnerung deutlicher bewußt geworden, ebenso wie die der Pirschgänge und Almerlebnisse, wenn ich mit dem Vater oder mit einer ganzen Jagdgesellschaft und meist als „Jausenträger" zur Hochwild- und Gemsenjagd in die heimatlichen Berge um den Salzkofel und Grakofel mitziehen mußte.

Meine Sachsenburger Heimat hat mich aber auch durch das Glück besonders aktiver und tüchtiger Lehrer schon in der Volksschule irgendwie geprägt und ins weitere Leben geformt. Das war in den harten Zeiten unmittelbar nach dem Krieg und im Zeichen einer langsamen Neubesinnung auf die Werte der eigenen, heimatlichen Welt, als sich auch das Brauch- und Gemeinschaftsleben der verschiedenen Alters- und Berufsgruppen im Ort reorganisierte und wir Buben uns abwechslungsreich durch die Jahrzeiten spielten und aufmerksame Zaungäste der Erwachsenen, der Marktburschen und Festlichkeiten wurden. Da waren die verschiedenen Handwerker bis hin zum russigen alten Nagelschmied, die wir besuchen durften; unvergeßlich die hühnenhaften Flößergestalten, die wir freilich mehr in den Wirtshäusern als bei ihrer Arbeit antrafen mit Beil und Seil und einem lumpenhaften Rucksack oder die Rauchfangkehrer im Ort, die uns auch weniger wegen ihres Reinigungstriebes als wegen ihrer gefürchteten Rauflust mächtig imponierten.

Offenbar merkten schon meine Lehrer in der Volksschule mein Interesse für all diese Dinge sowie mein besonderes Zeichentalent. Und so entschlossen sich meine Eltern nach einem eher mäßigen Erfolg meines älteren Bruders in auswärtigen Schulen, mich, den Jüngeren, aufs „Gymnasium" in dem damals noch recht fernen Villach zu schicken. Ich bestand die Aufnahmsprüfung, umständlich hatte mich mein Vater sogar beim Direktor vorgeführt, und lernte als Bub vom Land schon durch die tägliche Bahnfahrt nach Villach und auf meinem täglichen Weg durch die Stadt auch das Verkehrs- und städtische Leben näher kennen. Hier war es vor allem das städtische „Panorama" mit dem Rundlauf prächtig farbiger Stereo-Dioramen aus fernen Ländern, das in einem Haus auf dem Kaiser-Josef-Platz eingerichtet war und mich immer wieder anzog. Übrigens haben auch hier im Bundesrealgymnasium Villach eine Reihe vortrefflicher Lehrer und ein gewisses Pflichtbewußtsein meine weitere geistige Ent-

wicklung vor allem in den humanistischen Fächern und Sprachen merklich gefördert.

Dann aber kam im Jahre 1929 für mich ein umwälzendes Ereignis. Mein Vater verkaufte, seit längerem in den Ruhestand getreten, unseren Besitz in Sachsenburg, und wir übersiedelten mit den Eltern in eine Gartenvilla am Fuß des Plabutsch nach Alt-Eggenberg bei Graz. Für mich bot sich dadurch die Möglichkeit, zunächst die höhere Schule am Lichtenfelsgymnasium in Graz mit der Matura erfolgreich abzuschließen. Dann konnte ich 1933 mich an der Karl-Franzens-Universität Graz inskribieren, um das Lehramtsstudium in den Fächern Deutsch und Französisch nach den damals gängigen Berufsaussichten, so gering sie an sich waren, aufzunehmen. Ich hatte mit Auszeichnung maturiert, und mein einstiger Klassenvorstand Prof. Kleindienst, ein Mann von warmherziger Güte bei größter, fast militärischer Strenge, versorgte mich und mein Studium durch Vermittlung von Nachhilfestunden, die mich weitere Jahre bei den bescheiden gewordenen Mitteln meiner Eltern und in den wirtschaftlich bedrängten Zeiten von damals über Wasser hielten. Sie und die Perfektion im Geigenspiel beanspruchten und verschlangen das an Zeit, was neben meinem ausgedehnten und vielfach in die Kulturgeschichte abschweifenden Studium dafür noch übriggeblieben war.

Wer die 30er Jahre der Zwischenkriegszeit in Österreich erlebt hat, weiß um die äußeren und politischen Turbulenzen von damals in der steirischen Metropole. Umso verwunderlicher erscheint mir heute die gelassene Ruhe und Besonnenheit unseres Studiums damals, dies etwa verglichen mit dem universitären Gedränge in der Menge von heute, wie allein schon ein Blick Außenstehender in die Bibliotheksräume unserer Alma mater es zeigt. Damals liefen alle Zeichen aufs Eigene und die Enge; „Heimat" und „Volk" waren nicht nur im heißen Kampf politischer Scharfmacher gesuchte und beliebte Parolen der Parteien, sie waren die Schlagworte der Zeit. Auch die studierende Jugend konnte sich ihnen nicht entziehen und zeigte es allein schon in Gewandung und Kleidern. Also zogen wir mit kurzen Lederhosen und Wadenstrümpfen oder im Dirndl in die Hörsäle und entzogen uns schon gar nicht als „Philosophiestudenten" den Vorlesungen eines Viktor Geramb, der uns im Steireranzug und mit dem nur ihm eigenen Charisma mit seinen bedächtigen und nachdrücklichen Sätzen überzeugte und – eigentlich ganz unakademisch – zu den Leuten ins eigene Land und ins eigene Leben „entführte". Denn hier hörten wir

nicht mehr nur von den „Alten Griechen und Römern", wir erfuhren erstmals auch etwas aus diesem Leben, vom Glauben und Brauch und von der mühsamen Arbeit unserer Menschen. Schon vom Stoff her war dieses für uns ganz neu. Wen also wundert es, daß dem Kärntner aus dem Oberland so die Bilder und Erlebnisse seiner einstigen Heimat aufs neue vor die Augen traten und – namentlich bei der allgemeinen Misere voll Irrungen und Wirrungen draußen – Heimatbegeisterung und Volkskundestudium zu einem berückenden geistigen Medium zusammengerinnen mußten, die schließlich trotz allen Eifers und aller Begeisterung auch für das Sprachenstudium mit der Zucht und Strenge unserer junggrammatischen Lehrer von damals, schicksalhafte Vorzeichen für mein späteres Leben werden sollten.

Schon während der letzten Semester meines Universitätsstudiums betrieb ich auf den Ferienfahrten in meine Oberkärntner Heimat Nachforschungen im Gelände nach den Anweisungen Gerambs, die sich vor allem auf die Spuren nach den einstigen Volksschauspielen und nicht weniger auf die allenthalben noch vorhandenen Altformen der Bauernhäuser bezogen. Und es konnte so nicht ausbleiben, daß ich alsbald auch in Verbindung mit dem damaligen „Kärntner Heimatmuseum" in Klagenfurt kam, damals noch die einzige volkskundliche Sammlung im Lande und an zentraler Stelle. Seine reichen, aber kaum erschlossenen Materialsammlungen umfaßten bereits ein dicht gefülltes Archiv dazu und standen unter der ebenso energischen wie umsichtigen und erfahrenen Leitung von Hofrat Ferdinand Raunegger, eines Mannes von seltener fachlicher Begabung, die dennoch aus bloßer Liebhaberei und Begeisterung für die neuen Aufgaben strömte, und die zugleich getragen wurde von einer intimen und völlig unromantischen Kenntnis seiner Kärntner Landsleute. Raunegger war Finanzbeamter mit juristischer Grundausbildung gewesen, verfügte über eine durchschlagende organisatorische Begabung, kannte jedoch als späterer Futtermittelkaufmann wie keiner seine bäuerlichen Kunden und zugleich auch seine eigenen Grenzen als ein gewiegter Realist und erfahrener Handelsmann.

Als ich als junger Dissertant da von meinen Plänen schwärmte, trat das ein, worauf Raunegger schon lange gewartet hatte: Er suchte einen jungen, im Fach Volkskunde ausgebildeten Mitarbeiter in seinem Museum, wo ja immer noch die Materialsammlung und gleichzeitige Katalogisierungsarbeit mit braven freiwilligen Helfern im Gange war. Als er mich im Sommer 1937 in seinem Museum suchen, schreiben

und zeichnen sah, mein Feriengeld war dazu kümmerlich genug, engagierte er mich – vermutlich probeweise – zu einer Auftragsarbeit und bewog mich kurzer Hand, die Ferienwochen am Museum zu bleiben; ich hatte den reichen Bestand an geistlichen Erbauungsbüchern und handschriftlichen Liederbüchern zu katalogisieren und zu ordnen, die man im Lande in großer Zahl aufgesammelt hatte. Das aber paßte gut zu meinem Dissertationsthema über das Gmündner Hirtenspiel, von dem ich Raunegger ja erzählt hatte, und in meinem Arbeitseifer gelang es meinem väterlichen Auftraggeber fast nicht, mich an den heißen Sommertagen nachmittags zum Schwimmen im nahen Wörthersee zu verjagen. Ich ahnte nicht, daß der gewiegte Kanzleichef so in Ruhe mein Tun und Lassen kontrollieren und ungestört nach dem Rechten sehen wollte.

Wieder wurde auch diese Begegnung in Klagenfurt für mich und meine Zukunft letztlich entscheidend. Hofrat Raunegger verschaffte mir für den Rest meiner Studienzeit ein bescheidenes monatliches Zusatzgeld und gewann mich so bereits 1937 für die Arbeiten an seinem Museum, zunächst als Praktikant und nach meiner Promotion und dem Abschluß meiner Studien im November 1938 als wissenschaftlicher „Assistent" seines materialreichen Instituts. Als ein erfahrener und noch aus dem Kampf um die Kärntner Volksabstimmung kommender Mann schien er mir als Kärntner durchaus deutsch-national gesinnt, machte aber kein Hehl aus seiner Skepsis, als die Stürme der Nationalsozialisten und die deutsche Wehrmacht durch Klagenfurt zogen. Er mag wohl das schlimme Ende dieses neuen Totalitarismus mit dem nationalistischen Vorspann geahnt haben, dessen Zwänge und Verrücktheiten auch mir Jüngeren unter seiner Ägide weitgehend erspart geblieben sind, zumal ich ja auch wenig Sympathie fürs Marschieren und solche Propaganda aufbringen konnte. Freilich ahnte ich nicht, daß ich selbst schon wenige Monate später im Februar 1939 und noch vor dem Zweiten Weltkrieg zum Militär eingezogen und für über sechs Jahre zum Kriegsdienst in den Soldatenrock gesteckt werden sollte. Ein gütiger Schutzengel hat mich dabei von Anfang bis zu Ende als einfachen Nachrichtensoldaten und Funker der Wehrmacht zwar nicht vor dem Ärgsten bewahrt, aber wenigstens im Sommer 1945 einigermaßen gesund und heil nach einer abenteuerlichen Flucht aus der Kriegsgefangenschaft heimkehren lassen. Der liebe Leser möge es mir erlassen, den Roman dieser schrecklichen Kriegsjahre daheim und an der Front hier auch nur anzudeuten.

Hatte ich zunächst meine Feldforschungen mit intensiven Sammelfahrten für das genannte Klagenfurter Museum verbinden und fortsetzen können, so unterbrach der Militärdienst und die Einrückung zu den Gebirgsjägern und der lange Zweite Weltkrieg jählings diesen meinen Anlauf. Glücklicherweise wurde ich schon mit Kriegsbeginn von der Gebirgstruppe zu einer stationären Grenzschutznachrichtenabteilung in Kärnten überstellt und konnte hier bis 1943 wenigstens fallweise und in der Freizeit auch wissenschaftlich arbeiten und im Kontakt mit meinem Museum bleiben. Nach der Umwandlung des bisherigen Vereinsmuseums zu einem „Gaumuseum" und Auflösung des Trägervereines wurde ich nominell als dessen bisheriger Kustos entlassen und zum planmäßigen Universitätsassistenten des neugeschaffenen „Institutes für Kärntner Landesforschung" der Universität Graz ernannt. Es war eine Stelle mit Forschungsauftrag, die zwar während meines Militärdienstes ruhte, die ich jedoch bis zur Liquidierung meines Institutes im Februar 1947 behielt. Hier war ich auch noch nach Kriegsende Assistent von Univ.-Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer, dem Direktor des genannten Institutes. Indessen war ich den größten Teil dieser Zeit eingerückt und seit Sommer 1943 ununterbrochen bei Fronteinheiten im Einsatz. Aus der Kriegsgefangenschaft im Juni 1945 heimgekehrt, stand ich, wie gesagt, Prof. Kranzmayer zur Verfügung, mit dem zusammen wir in mehreren Teilen Kärntens Mundart- und Wortschatzaufnahmen in wochenlangen Fußmärschen über Berg und Tal betrieben. Für mich war das bei der dialektologischen Erfahrung und Kenntnis Kranzmayers und bei dessen unverwüstlichem Humor eine weitere Lernzeit und intensive Zeit der Wanderjahre vornehmlich in Kärnten. Wir hatten in der englischen Besatzungszone relativ viel Bewegungsfreiheit, und da auch die Versorgung in der Stadt zunächst noch eingeschränkt war, ließ es sich für uns zwei Fußwanderer bei den Bauern relativ besser leben, mit denen ich stets für unsere Abfragungen zunächst leicht Kontakte und Vertrauen herstellen konnte und mit meinen Gesprächen über Arbeit und Gerät zugleich die örtliche Ausdrucksweise und Terminologie ins Gespräch brachte. Bei allen Fährnissen und Beschränkungen sonst waren dies vom Sommer 1945 bis 1946 anregende und wirklich erfüllte Tage, an die ich heute noch gerne zurückdenke.

Nach der Liquidierung meines Institutes freilich riet mir Magnifizenz Prof. Rauch an der Universität Graz, mich um eine anderweitige Verwendung, am besten im Lehrberuf einer höheren Schule, umzuse-

hen. Und da ich eben meine Arbeit über „Kärntner Bauernmöbel" veröffentlicht hatte, bemühte sich der damalige Direktor der Bundesgewerbeschule und Fachschule für die verschiedenen Baugewerbe in Villach, mich zunächst als Vertragslehrer dort zu gewinnen. In der Tat trat ich schon angesichts der allgemein schwierigen Lage für wissenschaftliche Berufe in jenen schweren Nachkriegsjahren in den Lehrberuf dort ein und hatte im übrigen als Deutschlehrer mit diversen Zusatzfächern wie Geographie, Möbelstil- und Formenlehre etc. eine übervolle Lehrverpflichtung von nicht weniger als 48 Wochenstunden. Wir arbeiteten im Zeichen des „Wiederaufbaus"; Entlohnung für Überstunden gab es keine, höchstens bei Besuchen seitens des Unterrichtsministeriums grobe Vorhaltungen.

Dennoch möchte ich jene Villacher Jahre an der dortigen Bundesgewerbeschule nicht missen. Unter den Meisterschülern und auch im Hochbau der Höheren Abteilung bis zur Matura gab es nicht wenige Heimkehrer aus dem Krieg, mit denen der Unterricht relativ problemlos war, da sie diesen in ihrem ernsten Lerneifer selbst förderten. Seit meiner Heimkehr hatte ich zugleich auch die Verbindung zu meinem inzwischen ausgelagerten Museum wieder aufgenommen und wurde später durch den neuen Direktor des Landesmuseums Gotbert Moro zum ehrenamtlichen Kustos der Volkskundlichen Abteilung (ohne Portemonnaie und Arbeitsabgeltung!) bestellt. Es ging um den Wiederaufbau und die Neueinrichtung des inzwischen zum Landesmuseum für Kärnten erhobenen Institutes. Hier also habe ich neben meinem Lehrberuf (mit über 20 Überstunden!) die Neuaufstellung der volkskundlichen Sammlungen des einstigen Kärntner Heimatmuseums durchgeführt und wenig später auch die Pläne für die Errichtung des zunächst auf dem Kreuzbergl bei Klagenfurt vorgesehenen Kärntner Freilichtmuseums betrieben. Beides erforderte zugleich vielfältige Aufnahme- und Sammelarbeiten im Gelände, für die mir freilich nur die schulfreien Tage und Sonntage und vor allem die Ferien zur Verfügung standen. Ich muß alle diese Umstände namentlich in den doch noch sehr reduzierten, wirtschaftlich nicht sehr rosigen Nachkriegsjahren schon einmal etwas deutlich herausstellen, weil in den satten späteren Jahren man es öfter als einmal zu hören und zu spüren bekam, man hätte nun in dem verbeamteten Haus eigentlich nichts mehr zu suchen, eine Anmaßung namentlich von manchen subalternen Dienstinhabern, die ich heute noch und wieder ganz entschieden beanstanden muß, denn hätten seit den Tagen

F. Rauneggers wir die Sammlungen nicht nach bestem Wissen und Vermögen aufgebaut und zusammengetragen, so gäbe es heute gar kein Landesmuseum in Kärnten. Hier wirft sich nicht nur in meinem Falle in unserer sogenannten „Dienstleistungsgesellschaft" seit langem ein sehr gravierendes Problem auf, daß nämlich alle Kulturarbeit, die ja meist von besonders qualifizierten und dafür „begeisterten" Leuten getragen wird, eigentlich keinen Pfennig wert und nur als „selbstverständlich" hingenommen wird, die Betroffenen dürfen ja „ehrenamtlich" wirken, und niemand fragt, wie und auf welcher materiellen Grundlage sie dies tun. Entstanden ist diese wenig befriedigende Situation sicherlich durch die Vereine und deren „ehrenamtlich" tätige Gremien, so daß es gar niemandem eingefallen ist, nach den tieferen Umständen und den Auswirkungen dieses „Unwesens" zu fragen.

Da ich mit meiner Familie auch während dieser Villacher Jahre in Klagenfurt wohnte und durch die Mitarbeit am Aufbau des Landesmuseums hier mehr als bisher erforderlich war, gelang es mir, meine Überstellung an die Bundesgewerbeschule in Klagenfurt ab 1955 zu erreichen. Auch die wissenschaftliche Tätigkeit lief neben und mit allem anderen relativ ungebrochen weiter. So kam es, daß im Jahre 1961 im Frühjahr in Klagenfurt der schwarze Mercedes mit der Nummer „G 2" gesichtet und ich durch die Kulturabteilung des Amtes der Kärntner Landesregierung „alarmiert" wurde, der steirische Kulturreferent Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren suche mich. Ich war im Museum ahnungslos, und Koren überraschte mich nicht wenig mit seinem Vorschlag, ich sollte an seinem Institut der Universität Graz einen Lehrauftrag übernehmen. Entstanden war diese Situation, wie ich dann erfuhr, durch die Berufung von Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher an die Christian-Albrechts-Universität Kiel; Koren brauchte daher jemand, der an seinem Institut den Vorlesungsbetrieb aufrechthielt, er selbst war ja durch seine Tätigkeit als Landespolitiker daran weitgehend verhindert. Das Angebot war für mich gewiß ehrenvoll und verlockend zugleich. Freilich bürdete ich mir damit im Falle der Zustimmung nicht wenig weitere und verantwortungsvolle Mehrarbeit zu allem Bisherigen auf. Zugleich erwuchs mir daraus nicht nur die moralische Verpflichtung, mich zu habilitieren und mir von meiner Schulbehörde dazu überhaupt die Genehmigung und das Einverständnis meines Direktors in der Schule zu erwirken. Leicht war das für beide Seiten nicht zu realisieren. Und da ich schließlich Hanns Koren

zusagte, fand sich ein neuer Weg, als ich infolge einer längeren Vakanz dieser Stelle zum Bundesstaatlichen Volksbildungsreferenten für Kärnten bestellt und damit direkt dem Bundesministerium für Unterricht zugeordnet wurde, das auch meine Lehrtätigkeit an der Universität Graz billigte. Ich hatte drei Vorlesungen zu fünf Wochenstunden je Semester zu lesen ohne weitere Verpflichtungen und auch ohne Prüfungsrecht außerhalb meiner eigenen Lehrveranstaltungen. Umgehend habilitierte ich mich bei Prof. Koren in Graz mit meinem Buch über „Kärntner Bauernmöbel – Frühformen von Truhe und Schrank", Klagenfurt 1949, und erhielt am 26. Feber 1962 die venia und Lehrbefugnis für das Fach „Volkskunde", das ich forthin ohne Unterbrechung möglichst unter Abdeckung des Gesamtfaches – mit zahlreichen Lehrfahrten und Exkursionen – in Graz vertreten habe.

Schon mein bisheriger Entwicklungsgang wissenschaftlich-fachlicher Art läßt erkennen, daß ich vor allem an der Museumsarbeit in mein Fach hineingewachsen bin und so infolgedessen praktisch alle Seiten dieses Faches ständig pflegen und beachten mußte. Das kam mir jetzt besonders zugute. Meine bis dato aktive Mitarbeit am Kärntner Landesmuseum sowie meine Tätigkeit als wissenschaftlicher Leiter beim Aufbau zweier Freilichtmuseen in meinem Land (Klagenfurt und Maria Saal) hat neben aller Berufsarbeit freilich immer schon mein besonderes Interesse für die Sachwelt und die Realienforschung gefördert, so daß in der eigenen Forschung die fachlichen Schwerpunkte relativ ausgeprägt auf solchen Fachgebieten wie Hauswesen, Wohnen, Hausbau, Geräteforschung, Möbel und Volkskunst lagen, neben denen allerdings auch immer schon Volksschauspiel, Volksdichtung und vor allem auch die Volkserzählung unter besonderer Berücksichtigung der Volkssage stärker im Vordergrund meines Interesses standen. In beiden Bereichen fand ich mich ja zugleich bestimmt durch meine linguistisch-philologische Grundausbildung und deren strenge Systematik im Sinne unserer junggrammatischen Lehrer. Unsere Ausbildung als Germanisten war daher für die spätere wissenschaftliche Betätigung im weiten und inhaltlich gewiß anders gelagerten Forschungsfeld und Stoffgebiet der Volkskunde kein Nachteil, zumal die sprachlichen Überlieferungen bis hin zum Schauspiel und Sprichwort und zum Wortschatz der Mundarten gewisse Grundkenntnisse des Philologen ja voraussetzen. Dennoch darf ich mir – wie schon gesagt – zugute halten, eben doch stets und besonders von der Warte meines Landes aus die gesamte Volkskunde bis hin zu

deren praktischen Anwendungen auch während meiner volksbildnerischen Tätigkeit beachtet und betrieben zu haben.

Meine besondere Neigung galt dabei immer auch museologischen Problemen, wozu ich neben Viktor von Geramb in gewissem Maße als meinen eigentlichen Lehrer und als Vorbild den bayerischen Generalkonservator Josef Maria Ritz, München, nennen darf. Und es spricht wieder für den Weitblick und das große museale Verständnis Ferdinand Rauneggers, daß er es war, der mir nach Ende meines Studiums in Graz 1938 einen halbjährigen Museumskurs des Bayerischen Denkmalamtes am Bayerischen Nationalmuseum in München vermittelt und ermöglicht hat. Hier in der bayerischen Metropole erhielten wir nicht nur eine gründliche konservatorische Einführung in die Museumstechnik, sondern nach der großen Münchner Volkskunstausstellung von 1937 auch vielerlei neue fachliche Anregungen. Wir besuchten zahlreiche bayerische Sammlungen und Museen und lernten an ihren Vorzügen und Mängeln nicht nur die Kunst musealer richtiger Darstellung und Exposition, sondern vor allem auch neues Material und neue Methoden des Sammelns und Katalogisierens kennen. Leider hat es mein äußeres Schicksal durch lange Zeit und seltsamerweise immer so gefügt, daß ich meine fachlich-wissenschaftliche Arbeit nur als Hobby und privatim bzw. ehrenamtlich hatte betreiben und fortführen können. Bis zu meiner relativ späten Berufung zum Ordinarius belastete mich daher ein immerhin verantwortungsvoller und zeitraubender Brotberuf zunächst als Lehrer an einer höheren Schule für besonders arbeitsaufwendige Sprachfächer und später als Ministerialbeamter in leitender Stellung quasi im Außendienst. Dennoch versuchte ich, die Volkskunde als akademisches Fach an der traditionsreichen Lehrkanzel in Graz nach V. Geramb, L. Kretzenbacher und H. Koren entsprechend nachhaltig und im Blickfeld auch der Erfordernisse unserer Länder zu vertreten.

Als ich 1972 die gesamte Lehrkanzel praktisch alleine übernahm, galt es, diese nach ihrer Übersiedlung in die Hans-Sachs-Gasse 3 in Graz vor allem bibliotheksmäßig und personell aufzubauen. Zugleich begannen im Lehrbetrieb die organisatorischen Veränderungen des sogenannten UOG1 zu greifen, was zusätzliche Bemühungen, Kämpfe und Wege und Bittgänge verursachte und unsere Institutsarbeit trotz des vermehrten Personalstandes empfindlich belastete. Die Folge war, daß neben all diesen Aufgaben für die eigene wissenschaftliche Forschungsarbeit und Buchpublikation gerade in diesen Jahren des inne-

ren Umbaues kaum noch Zeit blieb. Dazu kam die Mitwirkung an zahlreichen einschlägigen Institutionen; ich hatte die Leitung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde mit der Organisation der Volkskundetagungen und war Mitarbeiter bzw. Mitglied der wissenschaftlichen Kommission des Österreichischen Volkskundeatlasses bis zu dessen Abschluß und zugleich dessen organisatorischer Landesleiter für Kärnten. Außerdem ist man als Institutsvorstand in zahlreiche andere Verpflichtungen eingebunden und mehrten sich an der Universität selbst durch das neue UOG Sitzungen und Verpflichtungen. So stand in diesem letzten Jahrzehnt eher mein öffentliches Wirken als die Möglichkeit zur Weiterführung eigener wissenschaftlicher Arbeits- und Publikationspläne im Vordergrund. Diesbezüglich ist der Hochschullehrer heute bei uns in einer sehr prekären Situation, schon rein zeitlich gesehen; von oben her heißt es ziemlich unbedacht und manchmal fast schadenfroh: „der Professor hat und hat ...". Doch hat eben der Tag nur 24 Stunden, und die Ansprüche an ihn sind mit der zunehmenden Hörerzahl unentwegt gewachsen. Wenn ich freilich heute als Emeritus auf die Zeit als Lehrbeauftragter und später als Institutsvorstand zurückschaue, so kann ich doch allen angedeuteten Problemen und Schwierigkeiten zum Trotz mich der wirklichen Befriedigung erfreuen, in meinem Fach einen großen Kreis fachbegeisterter Hörer und eifriger und tüchtiger junger Kollegen um mich gehabt und versammelt zu haben, die heute in vielen Fällen wichtige und verantwortungsvolle Posten übernommen haben und sowohl in der Museumsarbeit wie auch im Fach bemüht sind, die Forschung und die dafür nötigen Vorarbeiten und Voraussetzungen weiter zu tragen. Das gilt für die Steiermark wie auch gottlob für Kärnten, wo die personelle Situation für die Volkskunde ja lange besonders schwierig und eben auch sehr prekär war.

Noch habe ich nicht von meinem persönlichen Schicksal während der schweren Zeiten des Weltkriegs, der Nachkriegszeit und den nicht geringen Ansprüchen meiner späteren wechselvollen Berufe bis hin zum Universitätslehrer gesprochen. Über all diese vielen Jahrzehnte war mir meine Frau, selbst von Beruf Lehrerin und geistig ungemein interessiert und anteilnehmend, in ihrer stillen Rücksichtnahme und ihrem Verständnis für einen Menschen, den seine vielseitige und wissenschaftliche Tätigkeit weit über alles normale Maß beansprucht, in ihrer Güte und seelischen und ruhigen Abgeklärtheit wohl die entscheidendste Stütze und Hilfe. Unsere beiden Kinder, denen zulie-

be sie auch ihren Lehrberuf an verschiedenen Schulen in Kärnten aufgab, hat sie in mütterlicher Wärme mit mir herangezogen; beide sind in künstlerische, wenn auch konträre Berufe hineingewachsen und stehen uns alt Gewordenen heute mit ihren eigenen Familien in rührender Hilfsbereitschaft zur Seite. In einer 54jährigen erfüllten und glücklichen Ehe fällt es schwer, zu sagen, wofür man seinem Partner und Helfer im leidigen Alltagskram und, unablässig von außen getrieben und nach außen gedrängt, mehr und inniger danken sollte. Mein relativ kompliziertes berufliches sowie auch wissenschaftliches Leben, in welchem uns beiden bisher – Gott sei's gedankt! – Heimsuchungen und Schicksalsschläge durch Krankheit oder ähnliches erspart geblieben sind, hätte ich ohne das rührende Verständnis und die Hilfe meiner lieben Frau kaum oder nur schwer bewältigen können. Daß dieses Opfer nicht zuletzt für meine Familie und meine Frau viel an Verzicht und Entsagung gekostet hat und kosten mußte, wird jedermann in einer ähnlichen Situation ganz gewiß auch verstehen.

Während also in den letzten Jahrzehnten eher mein öffentliches Wirken im Vordergrund stand, zusätzlich bereichert, aber auch bemüht durch eine verstärkte Tätigkeit und Verantwortung als Wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, und zwar als Obmann des Kuratoriums für das dortige Institut für Gegenwartsvolkskunde, gewissermaßen in der Nachfolge von Leopold Schmidt, darf ich im ganzen doch mit einiger Beruhigung, ja Genugtuung auf die bescheidenen Früchte meiner über fünfzig Jahre währenden Tätigkeit im Zeichen meines Faches und meiner wissenschaftlichen Grundeinstellung zurückblicken. Jemand hat mir einmal gesagt: „Sie sind der einzige Volkskundler im deutschen Sprachraum, den niemand verpetzt und angegriffen hat!" Ich weiß sehr genau, wie ich das zu verstehen habe. Dennoch bekenne ich mich ganz in diesem Sinne zu Ausgleich und Verständnis für die Alten und die Jungen unseres Faches, die beide ihre notwendige Funktion und Aufgabe im wissenschaftlichen Leben haben. Ich habe auch als Lehrer mich bemüht, die neuen Ideen und Auffassungen im eigenen Fach, an denen es zu meiner Zeit ganz gewiß keinen Mangel hatte, nicht nur meinen Hörern zu vermitteln, sondern mich selbst eingehend damit zu beschäftigen. Ich verkenne und unterschätze freilich auch keineswegs die Wandlungen und tiefen Einbrüche, die sich gerade in meinem Fach in den letzten Jahrzehnten ergeben haben. Wir sind noch unter den Vorzeichen einer relativ ungebrochenen Traditionsgläubigkeit gerade

in der Volkskunde ausgebildet und erzogen worden, haben deren Problematik und fatale Mißdeutung durch den politischen Nationalismus und dessen Rigorismus und Verstiegenheiten erlebt, und da er mit dem Mäntelchen des „Volkswohls" und der Rettung der Nation und des eigenen Vaterlandes raffiniert verhängt war, gab es nur wenige, die sich dem Risiko einer Gegenkritik auszusetzen wagten. Nach dem Krieg hat in der Tat erst eine jüngere Generation die Dinge wieder ins Lot zu bringen versucht, haben neue Strömungen in der Wissenschaft und ein gewisser Kritizismus das theoretische Grundgerüst des Faches und dessen kulturwissenschaftliche Perspektiven neu vorgezeichnet. Gemessen an der alten stoffgesättigten und um den Stoff bemühten Interessendominanz in der Volkskunde, bewegen wir uns heute zunehmend in eine sehr verdünnte Luft des erkenntnistheoretischen Relativismus hinein, mit dem im Detail und in gewissen Bereichen des Faches zwar eine größere Schärfe und Sehweite erreicht werden kann, aber mit einer solchen Relativierung zugleich eine Verfremdung des Gesamtfaches einherzugehen scheint, deren Folgen und Aussichten zumindest uns Ältere durchaus auch wieder skeptisch werden läßt. Gewiß haben gerade in einer so umfassenden Disziplin wie der Kulturwissenschaft der Volkskunde Kritik, Ausschau nach neuen Dimensionen, theoretische und methodische Verfeinerung des Arbeitsinstrumentariums ihren Grund und ihre Berechtigung. Gewiß ist nicht zu übersehen, daß der relativ sorglose Umgang mit der zeitlichen und auch soziologischen Stellung der mündlichen, schriftlichen oder dinglichen Quellen in unserer Volkskunde besonders lange üblich war. Und wenn Forschung und namentlich unser Fach heute auf Erweiterung und eine Verwandlung des Wissens zielen, so genügt die herkömmlich unreflektierte Beschäftigung mit unserem weiten Gegenstandsbereich solchen Kriterien wirklich nicht mehr. Wir dürfen bei all diesen gewiß legitimen Bemühungen freilich auch nicht den Boden unter den Füßen verlieren und in gewisse neue Einseitigkeiten verfallen und in Bereiche abgleiten, in denen wir mit uns selber in unauflösliche Widersprüche geraten und den Blick für die tatsächlichen Aufgaben und Probleme verlieren. Es kann nicht geleugnet und von Kollegen in unserem Alter nicht übersehen werden, daß sich auch in den Wissenschaften und namentlich in den Geisteswissenschaften bei den Jüngeren ein ganz entscheidender Wandel der Grundeinstellungen überhaupt immer deutlicher äußert. Skepsis und Abkehr von direktem Engagement für das Fach, bei dem in unserer Zeit früher ungleich viel

mehr direkte Bezüge zu den Vorgängen draußen im Leben mitspielten, werden in jüngster Zeit immer deutlicher sichtbar, fallen uns jedenfalls auf. Offenbar wirkt hier der Wandel und der gewaltige Umbau unserer gesamten Gesellschaft mitten in einer rasend veränderten Welt im ganzen mit herein. Gerade im Rückblick wie dem vorliegenden auf fast ein ganzes abgelaufenes Jahrhundert, wie wir es erlebt haben, wird das besonders und beklemmend deutlich. Aber auch dieses zu Ende gehende gewaltige und zugleich so gewalttätige 20. Jahrhundert, das zu verlassen wir uns bald anschicken, war über weite Strecken hin bewegt von Kräften und Mächten, die bereits das vorhergehende Jahrhundert produziert und hinterlassen hat. Die geschichtliche Kontinuität des bekannten „panta rhei" der Alten kann nicht bedeuten, daß wir auch in der Wissenschaft alles Bisherige als obsolet negieren und damit zugleich den Weg aufgeben, auf dem wir hergekommen sind.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 397 – 418*

Bunzlauer Keramik in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde

Von Claudia Peschel-Wacha

Dieser Beitrag zur Keramikforschung soll als Nachtrag zur umfangreichen Aufarbeitung des Themas im Katalog zur Ausstellung: Bunzlauer Geschirr (Gebrauchsware zwischen Handwerk und Industrie von Heidi Müller, Ekkehard und Inge Lippert unter Mitarbeit von Regine Falkenberg, erschienen als 14. Band in den Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin im Jahre 1986) gelten.

Ein kurzes Intermezzo als Keramologin am Österreichischen Museum für Volkskunde ließ mich gerade so viel Einblick in die ca. 14.000 inventarisierte Objekte umfassende Keramiksammlung gewinnen, um aus dem ursprünglich für mich neuen Fachgebiet eben eine kleine Gruppe von Objekten mit relativ eindeutigen und im oben erwähnten Katalog herausgearbeiteten Bestimmungsmerkmalen zur näheren Betrachtung herauszufiltern.

Es handelt sich um die keramischen Produkte eines kleinräumigen Gebietes im westlichen Niederschlesien, heute zu Polen gehörig, dessen Zentrum die Stadt Bunzlau war. Dieses Gebiet bot, dank seiner zahlreichen Tonvorkommen und der ost-westlich verlaufenden Verkehrsverbindungen, günstige Voraussetzungen für die Ansiedlung des Töpferhandwerks und seiner Entwicklung zur industriellen Massenproduktion.

Bunzlauer Geschirr wird seit dem 16. Jahrhundert hergestellt und verbreitete sich seit dem 18. Jahrhundert über die östlichen Gebiete Deutschlands und die angrenzenden Nachbarländer. Die hervorragende Qualität und Güte der Glasur ließen gerade das einfache Bunzlauer Braungeschirr zu einem begehrten Haushaltsgeschirr werden. Heute findet Bunzlauer Geschirr bei Privatsammlern und in volkskundlichen Museen großes Interesse.

In der Sammlung befinden sich 71 keramische Objekte, die eindeutig in Niederschlesien bzw. Niederthemenau hergestellt wurden. 16 Gefäße davon sind Vertreter des „typischen" Bunzlauer Geschirrs mit

einer braunen Lehmglasur über hellem Scherben (Feinsteinzeug oder Irdenware in oxidierender Brandführung), vielfach mit hellem, plastisch aufgelegtem Dekor.

Die Merkmale des jüngeren Bunzlauer Geschirrtypus, wie er nach der Jahrhundertwende verbreitet wurde, nämlich der geschwämmelte Dekor oder Spritzdekor, sind an zwei Einzelstücken und an einem 53teiligen Service eindeutig nachzuweisen (Abb. 1 und 2).

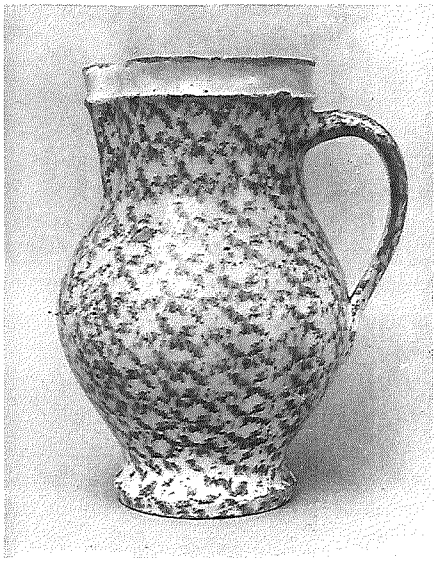


Abb. 1: ÖMV Inv.-Nr. 22.238. Erst um die Jahrhundertwende tauchen Schwamm- und Spritzdekore auf Gefäßen auf. Sie bestimmen in unserem Jahrhundert das Aussehen der ‚Bunzlauer Keramik'.

Das Objekt mit der ÖMV Inv.-Nr. 22.238 konnte z.B. erst nach einem Besuch im bayerischen Keramikmuseum Obernzell dem Bunzlauer Handwerkskreis zugeordnet werden. Ein Gefäß desselben Typus, eine Kanne mit Schwämmeldekor, befindet sich jedenfalls dort in der Bunzlauer Vitrine.[1]

*

1 Die Form der Kanne ist vergleichbar mit den im Berliner Katalog unter den Nummern 128 und 138 abgebildeten Stücken und auch der Schwämmeldekor findet sein Pendant im Bunzlauer Handwerksgeschirr (Nummer 122 und 125).

Abb. 2: ÖMV Inv.-Nr. 74.725 – 74.743. Teil eines Speise- und Kaffeeservices aus der Zeit vor 1940 im blauen Schwammdekor. Das Feinsteinzeug wurde hier in die Form gegossen.

Bereits die Übersicht über den vorliegenden Bestand läßt eine wichtige Aussage zu: nämlich, daß der Großteil der Stücke eine Vorliebe für das Sammeln von traditionellem Braungeschirr mit den typischen Bunzlauer Reliefauflagen verrät. Die meisten dieser Stücke sind laut Inventarbuch in der Zeit zwischen 1895 und 1913 in die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde eingegangen.

Der Formeninhalt beschränkt sich bei den frühen gesammelten Objekten auf Kannen und Krüge,[2] ebenso wie in der zweiten Sammelperiode zwischen 1935 und 1941. Nur ein einziges einfaches Ge-

2 Ein seltenes Stück eines Vorsatzofens, ausgestellt in der Expositur Gobelsburg, wird dem Bunzlauer Handwerkskreis zugeschrieben (ÖMV Inv.-Nr. 45.600). Der rötliche Scherben, die Motivik, nämlich Justitia mit Waage und diversen Porträtmedaillons, und auch der Verwendungsort im oberösterreichischen Innviertel sprechen *gegen* eine Bunzlauer Zuschreibung und für eine lokale Herkunft.

Abb. 3: ÖMV Inv.-Nr. 71.129. Diese Satte, ein schmuckloses Gebrauchsobjekt, ging erst im Jahre 1965 in die Sammlung des ÖMV ein.

brauchsgeschirr ist in der Sammlung vorhanden, eine Schüssel mit zwei Henkeln und zwei Ausgüssen. Es ergänzte erst im Jahre 1965 aus Privatbesitz die bestehende Bunzlauer Gefäßgruppe. Diese ‚Milchsatte', wie ihre regionale Bezeichnung lautet, trägt die hohe ÖMV Inv.-Nr. 71.129, d.h. der zeitliche Abstand zwischen dem Großteil der zuletzt zugegangenen Objekte, noch mit Lehmglasur und Reliefauflagen, weist u.a. auf einen veränderten musealen Blickwinkel im Hinblick auf die Sammelauswahl. Nun erhalten auch Gebrauchsgüter ohne künstlerische und ästhetische Wertung Eingang in eine volkskundliche Keramiksammlung (Abb. 3). Als letztes Beispiel der modernen Sammeltätigkeit gilt die neueste Erwerbung an Bunzlauer Geschirr. Am 23. Mai 1990 wurde dem Österreichischen Museum für Volkskunde von einer privaten Sammlerin und Wissenschaftlerin ein Speise- und Kaffeeservice aus ‚Bunzlauer Keramik' gewidmet (siehe Abb. 2). Dieses Geschirr bekam die Spenderin von ihrem Vater als Hochzeitsgeschenk. Dieser hatte es direkt beim Erzeuger für seine Tochter erworben. Im Berliner Katalog ist ein mit dem Service vergleichbares Stück aus der Werkstatt von Gerhard Seiler in Naumburg/Queis dargestellt und ist in die Zeit um 1938 datiert.[3]

*

3 Heidi Müller: Bunzlauer Geschirr. Berlin 1986: vgl. S. 136, Abb. Nr. 303.

Bis auf wenige Vertreter des Braungeschirrs tragen die meisten Sammlungsstücke über der braunen Lehmglasur einen weißlichen aufgelegten Reliefdekor. So auch eine der ältesten Kannen, die entsprechend Heidi Müllers Überschau über die Entwicklung der Bunzlauer Dekore in das späte 18. Jahrhundert zu datieren ist. Die in der Expositur Gobelsburg ausgestellte Kanne (ÖMV Inv.-Nr. 17.591) wurde als böhmisches Erzeugnis des frühen 19. Jahrhunderts ins Inventarbuch eingetragen.

An diesem Beispiel dokumentiert sich das bei einigen Objekten der Sammlung auftretende Problem, ob nun der im Inventarbuch angegebene Herkunfts- bzw. Verwendungsort auch gleichzeitig der Herstellungsort sei. Bei zwei Objekten aus Böhmen (ÖMV Inv.-Nr. 17.591 und 19.176) ist dies höchstwahrscheinlich der Fall, bei allen anderen ergaben lediglich die engen Handelsbeziehungen zwischen Bunzlau und Böhmen diese Vermischung von Herstellungsort und Verwendungsort. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Seit dem 18. Jahrhundert ist aufgelegter Dekor in Bunzlauer Werkstätten üblich. Seit der zweiten Jahrhunderthälfte wurden die aufgelegten Ausformungen auf der braunen Lehmglasur in einer gelblichen Tonmasse hergestellt, erst ab 1830 in einem weißbrennenden Ton. Die beliebtesten Motive für die Auflagen des 18. und 19. Jahrhunderts sind der Doppeladler (ÖMV Inv.-Nr. 2.152 und 2.153), Wappen, Tiere (ÖMV Inv.-Nr. 2.150 und 2.151) und Heiligenfiguren (ÖMV Inv.-Nr. 7.699). Im 19. Jahrhundert überwiegen die bereits traditionellen floralen Motive wie gewundene Stengel mit Blättern und Blüten (ÖMV Inv.-Nr. 2.154, 31.280 und 53.029).[4]

Laut Untersuchungen, die Heidi Müllers Artikel über den aufgelegten Dekor zugrundeliegen, wurde bei diesem Dekorverfahren Ton in negative Gipsformen gedrückt und, nachdem das rohe Gefäß mit der Lehmglasur begossen war, die weißen Ornamente auf das Gefäß gepreßt. Bestimmte Modelabgüsse lassen sich immer wieder auf Bunzlauer Krügen finden, z.B. der auf ÖMV Inv.-Nr. 2.150 zu sehende liegende Hirsch, der auch auf den Abbildungen Nr. 62 und 64 im Bunzlauer Katalog zu finden ist (Abb. 4) oder das Osterlamm auf ÖMV Inv.-Nr. 2.151, das sein Pendant im Katalog auf Abbildung 59 hat.

*

4 Eine Gruppe Bunzlauer Krüge mit den ÖMV Inv.-Nr. 2.150 – 2.154 wurde im Jahre 1895 um 10 fl von einem Privatmann namens Felix Karrer angekauft. Als Herkunft wird im Inventarbuch die Gegend um Landskron, Böhmen, angegeben.

Abb. 4: ÖMV Inv.-Nr. 2.150. Von diesem Krugtypus finden sich mehrere, ähnliche Exemplare in der Bunzlauer Sammlung. Wir sehen ein hohes Gefäß mit weitem Rand, stark gewölbtem Bauch, außen brauner Lehmglasur mit weißem Reliefdekor aus Modelabformungen: ein ‚typischer' Bunzlauer Krug.

Das laut Vergleich mit dem Katalog älteste Stück der Bunzlauer Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde ist ein Krug mit Deckel (ÖMV Inv.-Nr. 45.254). Der aufgelegte Dekor bedeckt das bauchige Gefäß fast zur Gänze, unterscheidet sich aber von späteren Formen in Motivik und Technik: die Blütensprossen im Blätterkranz wurden zwar mit weißem Ton aufgelegt, jedoch von einer braun gefärbten Transparentglasur bedeckt und dadurch abgedunkelt. Der Krug mit Zinndeckel, vergleichbar mit und datierbar wie Objekt Nr. 28 des Kataloges in die Zeit um 1650/60, stammt aus einer Wiener Kunsthandlung und wurde im Jahre 1941 vom Museum angekauft (Abb. 5).

Das Objekt ÖMV Inv.-Nr. 45.133 sowie ein in der ständigen Schausammlung der Außenstelle Schloß Gobelsburg ausgestellter Krug mit

Abb. 5: ÖMV Inv.-Nr. 45.254. Der aufgelegte helle Gipsdekor auf diesem Deckelkrug aus der Mitte des 17. Jahrhunderts ist mit brauner Transparentglasur überzogen.

Abb. 6: ÖMV Inv.-Nr. 45.133. Solche Melonenkrüge mit Deckel finden wir häufig im 18. Jahrhundert. Dieses Stück mit den schräg um den Bauch verlaufenden Rippen und darunter aufgesetzten Noppen stammt aus dem Jahre 1777. Das größte Exemplar der Sammlung mit einer Höhe von 35,5 cm und einem maximalen Durchmesser von 22,2 cm befindet sich in der ständigen Schausammlung im Schloß Gobelsburg und trägt die ÖMV Inv.-Nr. 33.872.

der Inventarnummer ÖMV Inv.-Nr. 33.872 repräsentieren einen Bunzlauer Gefäßtypus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es sind Melonenkrüge, um deren Laibung schräge Rippen laufen, die am unteren Ende in plastische Noppen übergehen. Eine flüchtige Gravur auf dem Zinndeckel von ÖMV Inv.-Nr. 45.133 gibt einen zeitlichen Anhaltspunkt von 1777 (Abb. 6). Das Gobelsburger Objekt mit seinen

beachtlichen Dimensionen trägt die Datierung 1769 auf dem Zinndeckel. Im Katalog unter den Nummern 33 und 35 finden sich weitere Beispiele für gerippte Melonenkrüge aus dem 18. Jahrhundert abgebildet.

*

Einen Typus, der weder im Berliner Katalog noch im Versteigerungsband ‚Bunzlauer Keramik' der Auktion 187 des Kunstauktionshauses Waltraud Boltz in Bayreuth 1987[5] eine entsprechende bildliche Darstellung findet, beherbergt die Keramiksammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde unter der Inv.-Nr. 31.735. Der zylindrische Bierkrug (Abb. 7) mit brauner Lehmglasur ohne Reliefauflagen trägt einen Zinndeckel mit der Gravur „AGG 1755".

Vom selben Typus wie die unter der Nr. 452 im Katalog abgebildete Kanne sind drei Objekte der Wiener Sammlung: Kaffeekannen mit Deckeln, Bunzlau, Ende 19. Jahrhundert (Abb. 8). Sie unterscheiden sich lediglich in der Höhe und im Durchmesser voneinander.

*

Blicken wir in die Inventarbücher, so können Parallelen von den Herkunftsangaben der Objekte zu Heidi Müllers aufgezeichneten Handels- und Verkehrsverbindungen der Bunzlauer Ware nachvollzogen werden.[6] Die meisten Objekte stammen aus Böhmen, d.h. dort wurden nach den Inventarbüchern nicht nur die Verwendungsorte, sondern auch die Herstellungsorte vermutet. Heidi Müller entkräftet aber durch ihren Artikel in einigen Fällen diese Annahme.

Auf den Märkten der österreichischen Grenzländer Mähren und Böhmen war Geschirr aus dem Kreis Bunzlau sehr beliebt. Nach dem Anschluß Niederschlesiens an Preußen 1742 bewirkten neue Zollbe-

5 Dieser Katalog ist ein schönes Beispiel, wie eine Ausstellung innerhalb kürzester Zeit den Kunstmarkt aktivieren und prägen kann. Er erschien ein Jahr, nachdem die Ausstellung „Bunzlauer Geschirr" im Museum für deutsche Volkskunde in Berlin eröffnet worden war. (Ausstellungstermine: Berlin 13.7.1986 – 17.5. 1987; Düsseldorf 21.6. – 30.8.1987; Hamburg 7.10.1987 – 27.3.1988). Unter den 201 angebotenen und abgebildeten Versteigerungsobjekten befinden sich lediglich 34 lehmglasierte, und darunter nur zwei Stücke älteren Herstellungsdatums mit aufgelegtem weißem Reliefdekor. Alle übrigen Stücke stammen aus dem 20. Jahrhundert, sind bemalt oder mit Schwämmelmuster versehen.

6 Heidi Müller: Handel und Absatz. In: Bunzlauer Geschirr. Berlin 1986, S. 150 – 167.

Abb. 7: ÖMV Inv.-Nr. 31.735. Dieser Bierkrug ist das einzige zylindrische Gefäß in der Sammlung. Der Zinndeckel trägt eine Gravur und Datierung: AGG 1755.

Abb. 8: ÖMV Inv.-Nr. 1.725, 1.726 und 17.184. An den drei Kaffeekännchen kann man die unterschiedlichen Ergebnisse der Variation eines Grundtypus in den Dimensionen und den Farbabstufungen der braunen Lehmglasur erkennen.

stimmungen und Einfuhrverbote eine Einbuße des böhmischen Absatzgebietes. Die Verbesserung und Steigerung der einfachen Gebrauchsgeschirrherstellung um die Mitte des 19. Jahrhunderts kam dem Bedarf der aufkommenden Industriegesellschaft ebenso wie der ländlichen Bevölkerung entgegen. Wieder gehörten die Grenzländer Österreichs, Böhmen und Mähren, zum Hauptabsatzgebiet der auf Export ausgerichteten Bunzlauer Töpfereien. Die österreichische Schutzzollpolitik der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts traf die Bunzlauer Töpfer schwer. Zudem verweigerte der österreichische Zoll fortan die Deklarierung als Gebrauchsgeschirr und verlangte die Sätze für höherwertige Töpferwaren. Infolge dieses sogenannten „Töpferkrieges" mit Österreich kam der Handel von Bunzlauer Geschirr mit Böhmen nahezu zum Erliegen. Hart betroffen war Naumburg/Queis im westlichen Niederschlesien, das bis dahin ein Drittel seiner Waren nach Österreich geliefert hatte.

In der Folgezeit wanderten verschiedene Töpfer aus Bunzlau und der Oberlausitz selbst nach Böhmen aus. Die böhmische Braungeschirrproduktion entwickelte sich nach dem ersten Weltkrieg zu einem ernsthaften Konkurrenten für Bunzlauer Geschirr.

Obgleich die Verquickungen mit Böhmen eng und traditionsreich waren, sind sie jedoch jung, was wiederum Böhmen als Produktionsland für die meisten Objekte aus der Keramiksammlung des Österreichischen Volkskundemuseums, die eben viel älteren Datums sind, ausschließt.

Objektbeschreibungen

ÖMV Inv.-Nr. 1.725
KANNE (‚Kaffeekanne mit Deckel')
H = 16; OD = 8; BD = 10,3; maxD = 14;
Bunzlau, Mitte 19. Jahrhundert
Abschneidespur mit einfachem Draht, im Boden ein S eingeritzt. Flacher Stand, breite Standfläche, stark kugelig gebaucht, hängende Schulter, trichterförmiger Hals, bis zum Halsansatz herabgezogene Schnauze, Bandhenkel, angarniert. Außen braune Lehmglasur, innen weiße Feldspatglasur; weißlicher Scherben (hochgebrannte Irdenware, gedreht).
Herkunft: Wurde gemeinsam mit ÖMV Inv.-Nr. 1.726 im Jahre 1896 von Unterreiter in Salzburg angekauft.
Zustand: Gut. Beiliegender Deckel ist nicht der Originaldeckel

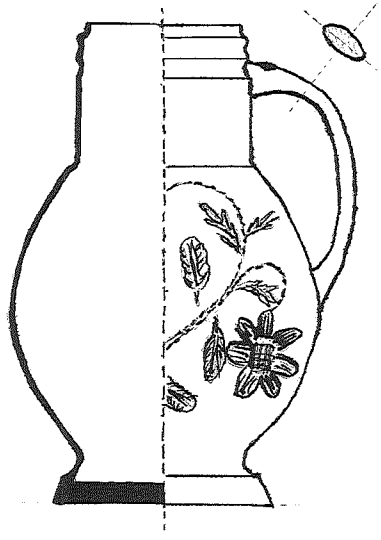
ÖMV Inv.-Nr. 1.726
KANNE (‚Kaffeekanne mit Deckel')
H = 13,7; BD = 6,5; OD = 5,5; maxD = 8,6;
Bunzlau, Mitte 19. Jahrhundert
Unverputzter Boden, flacher Stand, leicht gebauchter Körper, hängende Schulter; trichterförmiger, einfach gerillter Hals, bis zum Halsansatz herabreichende ausgezogene Schnauze, Bandhenkel, angarniert.
Außen braune Lehmglasur, innen weiße Feldspatglasur; weißlicher Scherben. Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht). Flacher Deckel, der Randform angepaßt, mit dreipaßförmigem Knauf.
Herkunft: Wurde gemeinsam mit ÖMV Inv.-Nr. 1.725 im Jahre 1896 von Unterreiter in Salzburg angekauft.
Zustand: Deckel abgeschlagen

ÖMV Inv.-Nr. 2.150
KRUG (‚Henkelkrug')
H = 31; OD = 10,8; BD = 12,8; maxD = 18,2;
Schlesien (Bunzlau oder Naumburg); 2. Viertel 19. Jahrhundert
Unverputzter Boden, flacher Stand, eingezogene Fußzone, konisch sich weiternde gebauchte Form; hochgewölbte Schulter, hoher zylindrischer Hals; mehrfach profilierter und nach innen gekehlter, gerundeter Rand; Bandhenkel, randständig, stumpf auf die Schulter aufgesetzt, mit Druckmulde.
Gelblich-weißer Scherben, Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht). Außen dunkelbraune Lehmglasur, aufgelegter weißer Dekor, glasiert; in der Mitte liegender Hirsch, seitlich Zweige mit Blättern und Blüten. Innen weiße Transparentglasur, bis weit über den Gefäßrand geführt.
Herkunft: Die Gruppe der Objekte ÖMV Inv.-Nr. 2.150 – 2.154 wurde als ‚Bunzlauer Ware, aus der Gegend von Landskron, Böhmen' im Jahre 1896 von Felix Karrer angekauft.
Zustand: Sehr gut

ÖMV Inv.-Nr. 2.151
KANNE (‚Henkelkanne')
H = 29,3; OD = 9; BD = 11; maxD = 16;
Schlesien (Bunzlau), frühes 19. Jahrhundert
Reste von Abschneidespur erkennbar, flacher Stand, hochgezogener und sich konisch verengender Fuß, kugelig gebauchte Form, hängende Schulter, trichterförmiger Hals, bis zum Halsansatz verlaufende, gezogene Schnauze, gerundeter Rand, Bandhenkel, verstrichen angarniert.
Außen dunkelbraune Lehmglasur, aufgelegter weißer Reliefdekor mit der Darstellung von Pflanzenranken mit Blüten, dazwischen ein Osterlamm, glasiert.

Weißlicher Scherben, Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware gedreht). Innen weiße Feldspatglasur, über den Gefäßrand nach außen gezogen.
Herkunft: Die Gruppe der Objekte ÖMV Inv.-Nr. 2.150 – 2.154 wurde als ‚Bunzlauer Ware, aus der Gegend von Landskron, Böhmen' im Jahre 1896 von Felix Karrer angekauft.
Zustand: Gefäßkörper von einem Drahtgeflecht überzogen, gebrochen, restauriert.
Bemerkung: Ähnelt in der Form der im Berliner Katalog unter Abb. 47 gezeigten Kanne, derselbe Modelabdruck eines Lammes ist dort auf Abb. 59 wiederzufinden.

ÖMV Inv.-Nr. 2.152
KRUG (‚Henkelkrug')
H = 21,2; OD = 7,6; BD = 9,8; maxD = 6,7;
Schlesien (Kreis Bunzlau); frühes 19. Jahrhundert



Reste von Abschneidspuren, flacher Stand. Hoher Fuß mit breiter Kehlung; kugelig gebauchte Form, hängende Schulter; zylindrischer Hals, durch Rille abgesetzt. Zweifach profilierter, nach innen gekehlter Rand; profilierter Bandhenkel.
Außen helle braune Lehmglasur; aufgelegter, weißer, unglasierter Dekor; in der Mitte ein Doppeladler, seitlich Blütenzweige; innen grünlich-gelbe

Transparentglasur.
Weißlich-grauer Scherben, Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht).
Herkunft: Die Gruppe der Objekte ÖMV Inv.-Nr. 2. 150 – 2.154 wurde als ‚Bunzlauer Ware, aus der Gegend von Landskron, Böhmen' im Jahre 1896 von Felix Karrer angekauft.
Bemerkung: Die Form von ÖMV Inv.-Nr. 2.152 zeigt starke Ähnlichkeiten mit Abb. 59 im Bunzlauer Katalog.
Zustand: Sehr gut, fehlende Zinnmontierung
Literatur: ZÖV, 14. Jg., Wien 1908, S. 71, Fig. 40

ÖMV Inv.-Nr. 2.153
KRUG (‚Henkelkrug')
H = 29,2; OD = 8; BD = 12,2; maxD = 17,3;
Schlesien (Bunzlau); 1. Hälfte 19. Jahrhundert
„Braunes Steingut in Form der rheinischen Steinzeugkrüge mit aufgelegten kleinen Reliefs, vorn Doppeladler. Landskron, Böhmen." lautet die Eintragung im Inventarbuch.
Abschneidespur von einfachem Draht, flacher Stand, hoher, gekehlter Fuß. Kugelig gebauchte Form; Kehlung zwischen Bauch und Randzone. Hoher, zylindrischer, dreifach gekehlter Hals; verkröpfter, glatter Rand. Senkrecht am Hals angarnierter, dreifach gekehlter Bandhenkel, auf der Höhe von maxD verstrichen. Loch für Zinnmontierung.
Außen helle braune Lehmglasur; aufgelegter, weißer, unglasierter Dekor; in der Mitte ein Doppeladler, seitlich Blütenzweige. Innen grau-gelbe Transparentglasur, bis über den äußeren Rand herab gezogen.
Weißlich-grauer Scherben, Scherbenhärte mittel (Feinsteinzeug, gedreht).
Zustand: Sehr gut. Zinnmontierung fehlt.
Herkunft: Die Gruppe der Objekte ÖMV Inv.-Nr. 2.150 – 2.154 wurde als ‚Bunzlauer Ware, aus der Gegend von Landskron, Böhmen' im Jahre 1896 von Felix Karrer angekauft.
Bemerkung: Dieser Krug kann eindeutig dem Bunzlauer Handwerkskreis zugeschrieben werden. Er ähnelt in Form und Motivik stark anderen in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde aufbewahrten Krügen (Inv.-Nr. 2.154, 7.699 und v.a. 2.152). Der Herstellungsort von ÖMV Inv.-Nr. 2.153 liegt in Schlesien; Landskron in Böhmen kann als letzter Verwendungsort des Gefäßes verstanden werden.
Aufbewahrungsort: Schloßmuseum Gobelsburg, Dauerausstellung

ÖMV Inv.-Nr. 2.154
KRUG
H = 27,6; OD = 9,3; BD = 11,3; maxD = 17,3;
Schlesien (Bunzlau); vor 1830
Abschneidespur von einfachem Draht, flacher Stand, einfach gekehlter, enger Fuß, kugelig gebauchte Form, fließender, einfach gekehlter Übergang zwischen Schulter und Hals; leicht trichterförmiger Hals, dreifach gerillter gerundeter Rand; zweifach gekehlter, breiter Bandhenkel am Hals senkrecht angarniert und auf der Höhe von maxD verstrichen.
Außen dunkelbraune Lehmglasur mit aufgelegtem, gelblich-weißen Reliefdekor, unglasiert, in Form von Zweigen mit Blättern und Blüten; innen Transparentglasur.
Scherben weiß-grau, Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht).
Herkunft: Die Gruppe der Objekte ÖMV Inv.-Nr. 2.150 – 2.154 wurde als ‚Bunzlauer Ware, aus der Gegend von Landskron, Böhmen' im Jahre 1896 von Felix Karrer angekauft.
Zustand: Fehlende Zinnmontierung, Fuß abgeschlagen, Rand bis zum Hals hinab mehrfach gebrochen und wieder zusammengefügt.

ÖMV Inv.-Nr. 5.130
BECHER (‚Henkelbecher')
H = 8,5; OD = 8,7; BD = 7,1; maxD = 8,8;
Vermutlich Niederschlesien, Ende 19. Jahrhundert
Reste von Abschneidespur, Standboden, bauchige Form, eingezogener, innen gekehlter Rand, Bandhenkel an der Schulter angarniert.
Außen und innen weiße Engobe, außen blau geschwämmelt, transparente Feldspatglasur.
Grauer Scherben, hochgebrannte Irdenware, gedreht.
Herkunft: Čučitz (?), Kreis Trebitsch, Mähren
Zustand: Starke Gebrauchsspuren.
Bemerkung: Im Katalog ist kein vergleichbares Objekt abgebildet. Es existiert eine Ähnlichkeit zu ÖMV Inv.-Nr. 22.238.

ÖMV Inv.-Nr. 17.184
KANNE (‚Kaffeekanne mit Deckel');
H = 11,4; OD = 5; BD = 4,4; maxD = 6,7;
Schlesien (Bunzlau), Ende 19. Jahrhundert
Flacher Stand, kugelig gebaucht, trichterförmiger Hals, bis zum Halsansatz herabreichende ausgezogene Schnauze, Bandhenkel angarniert.
Außen braune Lehmglasur, innen weiße Feldspatglasur; weißlicher Scherben. Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht).

Flacher Deckel, der Randform samt Schnauze angepaßt, mit dreipaßförmigem Knauf.
Herkunft: Die Kanne wurde im Jahre 1907 von Andreas Reischek aus Oberösterreich angekauft.
Zustand: Gut. Glasur am Rand abgeschlagen.

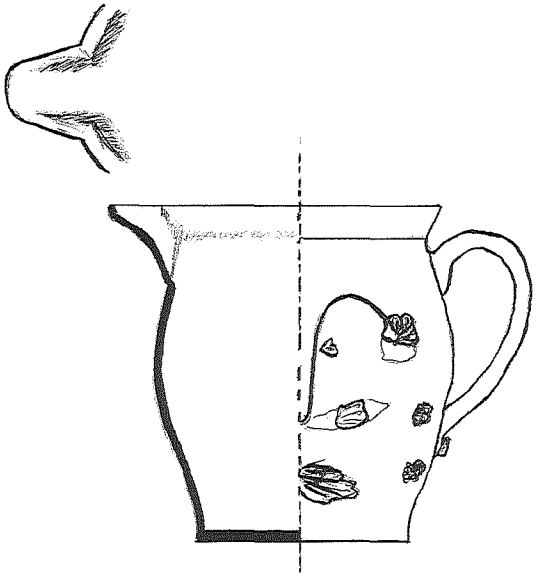
ÖMV Inv.-Nr. 17.591
TOPF („Henkeltopf")
H = 21; OD = 18(19); BD = 14,8; maxD = 20;
Böhmen
„Henkelkrug, braunes Steingut mit aufgelegten gelblichen kleinen Reliefs, zwei Speerträger, Palmetten, Kuh und Esel. Empire. Vielleicht Znaim. Böhmen. Frühes 19. Jahrhundert." lautet die Beschreibung im Inventarbuch. Flacher, unverputzter Boden, ca. 0,6cm hoher, wulstförmiger Fuß, gebauchte Wandung. Rille am Übergang zwischen Schulter und weitem Hals. Der Rand ist senkrecht angesetzt, ausgebogen und gerundet; eine kurze Schnauze ausgezogen; Bandhenkel in einem Winkel von 120 Grad zum Ausguß senkrecht am Rand angarniert, verschmälert sich nach unten Richtung Schulter und ist dort verstrichen.
Rötlicher Scherben, Scherbenhärte hart (Irdenware, gedreht). Außen dunkelbraune Lehmglasur und innen bis über den äußeren Rand hinab mit gelblicher Feldspatglasur überzogen. Aufgelegter Reliefdekor, gelblich glasiert (Doppeladler unter dem Ausguß, daneben zwei Speerträger, Palmetten, Kuh und Esel).
Bemerkung: Die Scherben- und Glasurenfarben sowie die Form des Topfes mit dem in einem ungewöhnlichen Winkel zum Ausguß stehenden Henkel sind untypisch für ein Bunzlauer Erzeugnis. Die Motive entsprechen zwar Bunzlauer Vorbildern, sind in ihrer Ausführung jedoch viel plumper. Als Herstellungs- und Gebrauchsgebiet kann Böhmen gelten.
Herkunft: Dieses Objekt ging im Jahre 1907 in den Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde über.
Zustand: Sehr gut. Glasur teilweise abgeschlagen.
Aufbewahrungsort: Schloßmuseum Gobelsburg, Dauerausstellung.
Literatur: Katalog des Schloßmuseums Gobelsburg (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 14, Wien 1974), S. 42, Nr. 187, Abb. 23

ÖMV Inv.-Nr. 19.176
TOPF („Bügeltopf")
H = 22 (29); OD = 17,8; BD = 13,5; maxD = 17,2;
Böhmen
„Böhmen, frühes 19. Jahrhundert, erworben in Znaim. Braunes Steingut mit aufgelegten, kleinen Reliefs, vorne Doppeladler, darunter Amor am Schleif-

stein, links Amor am Amboß, dann Schafe, Vögel und Seepferde. Typische Empiredekoration." lautet die Beschreibung im Inventarbuch aus dem Jahre 1908.
Flacher Standboden, außen am Rand ca. 1,3 cm hoher Fuß, Gefäßkörper kugelig gebaucht; weite Randzone durch Rille von der Schulter abgesetzt, stumpfwinkelig zum Körper angesetzter, ausgebogener und nach innen gekehlter, gerader Rand; daran aufgesetzter bandförmiger Bügel.
Grauer Scherben, Scherbenhärte mittel (Feinsteinzeug, gedreht); außen dunkelbraune Lehmglasur mit aufgelegtem, gelblichen Reliefdekor in Form von Menschen- und Tierdarstellungen (insges. 28 Reliefs auf Gefäßkörper und Bügel verteilt, z.B. Krone, Engel am Schleifstein, Reiter, Vogel usw.).
Innen gelbliche Engobe, bis zum Schulteransatz herabgezogen.
Herkunft: Dieses Objekt wurde im Jahre 1908 von Frau Schäfer und Frau Lotti Blau, Wien, angekauft.
Gebrauchsort: Znaim, Böhmen
Bemerkung: Dieses Gefäß läßt die Bunzlauer Handwerksware als Vorbild erkennen. Aufgrund seiner Form, Motivik und der ungewöhnlich gelblichen gelben Bemalung der Reliefauflagen scheidet aber Bunzlau als Entstehungsort aus. Herstellungs- und Verwendungsort liegen in Böhmen, vielleicht Znaim.
Aufbewahrungsort: Schloßmuseum Gobelsburg, Dauerausstellung
Zustand: Sehr gut.
Literatur: Dieser Bügeltopf ist in Michael Haberlandts Österreichischer Volkskunst, Band 2, auf Tafel 61 als Fig. 9 abgebildet.
Katalog des Schloßmuseums Gobelsburg (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 14, Wien 1974), S. 42, Nr. 188

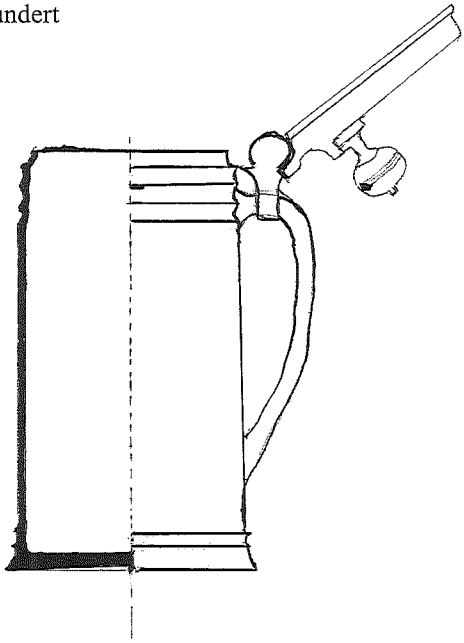
ÖMV Inv.-Nr. 22.238
KANNE
H = 17,3; OD = 9; BD = 7; maxD = 11,3;
vermutlich Niederschlesien (Bunzlauer Kreis), Ende 19. Jahrhundert
Abschneidespur mit einfachem Draht, Boden zur Mitte hin leicht aufgewölbt, 7 mm hoher Standring, nach innen geneigt und abgekantet, eingezogener Fuß. Kugelig gebauchte Form mit hohem Hals, einfach gerillter Rand, vom Halsansatz weg vorgezogene Schnauze. Zwischen Hals und Rand senkrecht angesetzter Bandhenkel, längs gekehlt und auf der Wandung verstrichen angarniert. Auf dem Scherben beige Engobe, außen blauer Schwämmeldekor und durchsichtige Glasur außen und innen.
Scherbenfarbe beige, Scherbenhärte mittel (Feinsteinzeug, gedreht).
Herkunft: Die Kanne stammt aus Znaim und Umgebung und wurde im Jahre 1909 aus der Kollektion Bertha Steckerl und Lotti Blau, Wien, angekauft.
Zustand: Glasur an Rand und Henkel abgeschlagen.

ÖMV Inv.-Nr. 31.280
TOPF (‚Henkeltopf', ‚Milchtopf mit Schnabel')
H = 16,2; OD = 13,5 (16); BD: 10; maxD = 14,2;
Schlesien (Bunzlau), um 1820



Reste von Abschneidespur, Standboden, Gefäßkörper konisch ansteigend; senkrecht angesetzter, ausgebogener, innen leicht gekehlter Rand, angarnierte Schnauze, Bandhenkel, stumpf unter Halsansatz aufgesetzt, am unteren Ende angarniert.
Gelblich-weißer Scherben, Scherbenhärte mittel (Steinzeug, gedreht).
Außen hellbraune Lehmglasur mit aufgelegtem, weißem Dekor in Form von Zweigen, Blättern und Blüten, glasiert. Innen weiße Feldspatglasur, bis leicht unter den Rand hinabgezogen.
Herkunft: Dieser Topf wurde im Jahre 1913 von Wilhelm Grünbaum aus Brünn angekauft.
Zustand: Gut. Reliefauflagen teilweise abgesprungen.
Bemerkung: Seine Form ähnelt den im Katalog unter Abb. 504 gezeigten Formen, jedoch sind alle dort angeführten Milchtöpfe aus der Zeit um bzw. nach 1900 und daher ohne Reliefauflagen.

ÖMV Inv.-Nr. 31.735
KRUG („Bierkrug")
H = 18,5; OD = 8,6; BD = 11;
Bunzlau, Ende 19. Jahrhundert



Parallele Abschneidespuren, flacher Stand, sich verengender, zweifach profilierter Fuß, zylindrische, sich nach oben zu leicht verengende Gefäßwandung, dreifach gekehlter Hals, nach innen verkröpfter Rand.
Bandhenkel, senkrecht auf den Hals angarniert, gekehlt, mit Zinnmontierung. Zinndeckel mit hohem kugelförmigem Knauf; Gravur und Datierung auf Deckel: („AGG 1755").
Außen dunkelbraune Lehmglasur, innen braun gefärbte Transparentglasur. Weißlicher Scherben; Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht).
Herkunft: Dieses Stück wurde im Tausch von Markstein, Wien, im Jahre 1913 erstanden.
Zustand: Kleine abgeschlagene Stellen.

ÖMV Inv.-Nr. 33.872
KRUG („Deckelkrug")
H = 35,5; OD = 8; BD = 13,5 (14,5); maxD = 22,2
Schlesien (Bunzlau), dat. 1769 (Deckel)

Schlaufenförmige Abschneidespur von der laufenden Scheibe mit Draht; Boden zur Mitte leicht aufgewölbt, ca. 0,7 cm hoher Stand, profilierter eingezogener Fuß; eiförmig stark gebauchte Form, schräg über Bauch und Schulter verlaufende Rippen, an deren unteren Enden zwei übereinander liegende Reihen plastischer Noppen. Dreifach gekehlter, trichterförmiger Hals, nach innen verkröpfter Rand, senkrecht zum Rand angarnierter, breiter und gekehlter Bandhenkel, Zinndeckel mit Gravur und Datierung: ‚JCS 1769'. Außen braune Lehmglasur, innen grünlich-gelbe Transparentglasur. Scherben gelb-grau; Scherbenhärte mittel (Steinzeug, gedreht).
Herkunft: Bunzlau; Kollektion Emil Karpeler, Geschenk des Sammlers an das Österreichische Museum für Volkskunde 1914.
Zustand: Gut. Deckelmontierung beschädigt, intakte Fußmontierung. Rand abgeschlagen.
Aufbewahrungsort: Schloßmuseum Gobelsburg, Dauerausstellung.

ÖMV Inv.-Nr. 45.133
KRUG (‚Melonenkrug mit Deckel')
H = 20,5; OD = 8; BD = 10,7; maxD = 15,7
Schlesien (Bunzlau), dat. 1777 (Deckel)
Flacher Stand, enger Fuß mit Profil, kugelig gebauchte Form, schräg verlaufende Rippen, am unteren Abschluß eine Reihe plastischer Noppen.
Gekehlter, kurzer Hals, nach innen verkröpfter Rand, senkrecht am Hals angarnierter, gekehlter Bandhenkel, tief unten auf der Wandung verstrichen. Schlecht sitzender Zinndeckel mit flüchtiger Gravur mit Datierung: ‚Ano 1777 d. 6. April'.
Außen braune Lehmglasur, innen grünlich-gelbe Transparentglasur über den Rand herabgezogen. Scherbenfarbe grau; Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht).
Herkunft: Im Jahre 1939 gelangte dieses Stück durch Ankauf von Schebesta, Wien, an das ÖMV.
Zustand: Fehlender Fußreif, abgeschlagener Fuß.
Bemerkung: Dieses Stück ähnelt den im Katalog unter Abb. 33 und 35 gezeigten Bunzlauer Ausstellungsobjekten. Ein zweiter Melonenkrug befindet sich in der Sammlung des ÖMV.

ÖMV Inv.-Nr. 45.254
KRUG (‚Deckelkrug')
H = 16; OD = 6; BD = 7; maxD = 11,2
Schlesien (Bunzlau), Mitte bis Ende 17. Jahrhundert
Parallele Abschneidespuren, flacher Stand, gekehlter Fuß, vierseitig abgeplattete bauchige Form, zylindrischer, mehrfach abgestufter Hals; gerillter und nach innen gekehlter Rand, Wulsthenkel verstrichen angarniert, mit Druckmulde.

Am Henkel intakte Zinndeckelmontierung, Deckel mit hohem Knauf. Außen heller, aufgelegter Dekor, Bauch 4fach abgeplattet, in den runden Feldern verschiedene Blumendarstellungen, auch zwischen den Feldern. Am unteren Halsteil je ein umlaufender Ketten- und Blattfries. Außen und innen braun gefärbte Transparentglasur, gelblicher Scherben. Scherbenhärte hart (hochgebrannte Irdenware, gedreht).
Herkunft: Das Stück wurde im Jahre 1941 von A. Prebler, Wien, angekauft.
Bemerkung: Es ähnelt dem unter Abb. 28 im Bunzlauer Katalog gezeigten Objekt.

ÖMV Inv.-Nr. 45.600
OFEN (‚Vorsatzofen')
H = 47,5 (52,5); BD = 28
Österreich (Oberösterreich, Innviertel), 18. Jahrhundert
„Braun glasiert, bienenkorbförmig, mit Abzugsrohr. Als Reliefauflagen Justitia mit Waage, Pelikan, Porträtmedaillons, oben Blütenkranz und Stern mit Kopf (jede viermal). Innviertel, 18. Jahrhundert" lautet die Eintragung im Inventarbuch des ÖMV.
Flacher Standboden, zylindrischer hoher Gefäßkörper mit gewölbter Schulterzone; Oberseite abgerundet und geschlossen. Im unteren Drittel der Wandung eckige Öffnung ausgeschnitten, innen hohl; gegenüberliegend im spitzen Winkel zur Schulter ein ca. 12 cm langes, zylindrisches Abzugsrohr angarniert. Ofen vollständig aus Keramik. Rötlicher Scherben, Scherbenhärte hart (Irdenware, in mehreren zylindrischen, 6 – 12 cm hohen Streifen gedreht, aufeinander gesetzt und innen verstrichen). Applizierte Reliefauflagen (4mal Justitia mit Waage, dazwischen je ein Pelikan und darunter ein Porträtmedaillon); drei, die Schulter umlaufende Blütenkränze.
Ofen vollständig mit einer braunen Bleiglasur überzogen.
Herkunft: Der Ofen wurde einem Wiener Antiquitätenhändler, Franz Abraham, 1947, abgekauft.
Zustand: Unteres Gefäßdrittel zerbrochen, abgeschlagen.
Aufbewahrungsort: Schloßmuseum Gobelsburg, Dauerausstellung.
Bemerkung: siehe Anm. 2

ÖMV Inv.-Nr. 53.029
TOPF (‚Henkeltopf', ‚Milchtopf mit Schnabel')
H = 17,5; OD = 12; BD = 10,2; maxD = 13,3
Schlesien (Bunzlau), 2. Hälfte 19. Jahrhundert
Abschneidespur von einfachem Draht, flacher Stand, hoher, sich gleichmäßig verengender Fuß, gebauchte Wandung, umlaufende Rille auf der Schulter, senkrecht angesetzter, ausbogener Rand, ausgezogene Schnauze.

Bandhenkel, auf der Schulter im stumpfen Winkel angarniert und am unteren Ende aufgesetzt.
Weißlicher Scherben, Scherbenhärte mittel (Feinsteinzeug, gedreht).
Außen hellbraune Lehmglasur; innen vollständig und über den äußeren Rand bis zur Rille auf der Schulter hinab mit weißer Feldspatglasur überzogen, darunter regelmäßig nebeneinander umlaufende, blattförmige, weiße Reliefauflagen; unter jedem Blatt eine sternförmige Auflage, glasiert.
Herkunft: Der Topf ging inmitten einer Kollektion von mährischen Keramiken aus dem 19. Jahrhundert als Widmung von Dr. Julius Stockinger, Wien, im Jahre 1959 in das Österreichische Museum für Volkskunde ein.
Zustand: Schnabel abgeschlagen.

ÖMV Inv.-Nr. 71.129
SCHÜSSEL (‚Milchsatte')
H = 8,2; OD = 22,2; BD = 14,3
Schlesien (Kreis Bunzlau); 2. Hälfte 19. Jahrhundert
Reste von Abschneidespuren, flacher Boden, konische Form, leicht gebauchte Wandung, verstärkter, durch breite Rille profilierter Rand mit außen abgeschrägter Kante; zwei gegenüberliegende kleine, ausgezogene Ausgüsse durchbrechen den Rand. Dazwischen je ein freigeformter Bandhenkel unter dem Randansatz bis zur Fußzone hinab gerundet, verstrichen angarniert.
Braune Lehmglasur, schwarzbraune Laufspuren, Rand unglasiert. Gelbliche Scherbenfarbe, Scherbenhärte mittel (Feinsteinzeug, gedreht).
Herkunft: Widmung von Kadrnoska, Wien 22, im Jahre 1965.
Zustand: Ein Henkel abgebrochen, Rand abgeschlagen.

ÖMV Inv.-Nr. 74.725 – 74.743
SPEISE- UND KAFFEESERVICE
Schlesien (Naumburg/Queis) (?), Gerhard Seiler (?), um 1938
Service, 53teilig; bestehend aus: 6 Suppenteller, 6 Speiseteller, Suppentopf, Speiseplatte, 6 Teller, 4 Salatschüsselchen, 4 Beilagenschüsselchen, 3 Schüsseln, Kaffeekanne, 6 Unterteller, 5 Kaffeeschalen, Milchkännchen, Zuckerdose (ohne Deckel), Marmeladedose, Butterdose, Dose, 5 Eierbecher.
Blauer Schwämmeldekor, Rosetten, transparente Feldspatglasur, weißer Scherben (Feinsteinzeug, gegossen). Teilweise auf der Unterseite geprägte Nummern (Größenangaben).
Herkunft: Das Service wurde Ende 1940 von Ing. Ludwig Papp beim Erzeuger in Bunzlau als Hochzeitsgeschenk für seine Tochter, Prof. Dr. Helene Grünn, erworben. Dr. Grünn widmete das Service dem Österreichischen Museum für Volkskunde am 23.05. 1990.
Zustand: Sehr gut, unvollständig.

Bemerkung: Betreffend die Zuschreibung vgl. Heidi Müller: Bunzlauer Geschirr. Berlin 1986, S. 136, Abb. Nr. 303

ÖMV Inv.-Nr. 74.744
DOSE MIT DECKEL
H = 6(9,5); BD = 5,5; OD = 5,5; maxD = 8
Schlesien (Kreis Bunzlau), 2. Viertel 20. Jahrhundert
Flacher Stand, leicht eingezogene Fußzone, kugelbauchige Gefäßform, abgeschnittener Rand, im stumpfen Winkel angarnierter Wulsthenkel, eckige Form.
Einlegedeckel, gewölbt, Knopf als Handhabe, Öffnung für Löffel eingeschnitten.
Außen und innen beige Engobe, blauer Schwämmeldekor, ‚Sternchenmuster' und Punkte, Transparentglasur, beiger Scherben (Feinsteinzeug, gegossen).
Herkunft: Die kleine Dose ging gemeinsam mit dem Service in die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde ein (siehe ÖMV Inv.-Nr. 74.725 – 74.743)
Zustand: Sehr gut.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 419 – 446*

Kostüm einer Dame bei Hof

Von Margot Schindler

Ende 1992 wurde dem Österreichischen Museum für Volkskunde die Widmung eines traditionellen albanischen Frauenkostüms angeboten. Nach der Begutachtung der Kleidungsstücke – einer kompletten Tracht, bestehend aus sieben Teilen, in sehr gutem Zustand – war die Entscheidung, die Widmung anzunehmen, aus zwei Gründen leicht zu treffen. Einerseits besitzt das Österreichische Museum für Volkskunde eine überaus bedeutende Albanien-Sammlung, innerhalb derer die Textilien und Trachtenstücke, in die die Neuerwerbung einzureihen war, eine hervorragende Rolle spielen, und andererseits umgibt dieses Kostüm eine ganz außerordentliche persönliche Geschichte, der ein wenig nachzuspüren äußerst reizvoll erschien.

Das Kostüm entstammt dem Nachlaß einer Altösterreicherin, der Malerin Dr. Maria Karolina Bartsch, genannt Marita, geboren am 29.4.1883 in Hermannstadt, Siebenbürgen, gestorben am 15.6.1969 in Wien. Zunächst lagen mir über diese Dame nur die Sterbeurkunde vor und ein Hinweis auf ihre Begräbnisstätte in den Kolumbarien des Wiener Zentralfriedhofes. In der Familie ihrer Wahlnichte war überliefert, daß Marita Bartsch in den zwanziger Jahren von der Mutter des späteren albanischen Königs Zogu in Wien engagiert worden war, um diesem Zeichenunterricht zu erteilen.[1] Dieser Kontakt zum albanischen Hof führte zu einem mehrjährigen Aufenthalt von Marita Bartsch in Albanien im unmittelbaren Dunstkreis der Königsfamilie, von dem sie 1939 nach der Flucht Zogus aus Albanien nach Wien zurückkehrte. Welche Bedeutung diese Jahre in Albanien für die damals etwa 50jährige Malerin in ihrem Leben gehabt haben mußten, läßt sich aus der Tatsache ermessen, daß sie, als sie 1969 im hohen Alter von 86 Jahren verstarb, sich auf ihrem Grabstein zur „Königl. Albanische(n) Ehren- Hof- u. Palastdame" stilisieren ließ (Abb. 1).

1 An dieser Stelle möchte ich Frau Edith Richter für die Widmung des Kostüms, mehrerer Aquarelle und Photographien und für verschiedene freundliche Auskünfte ganz herzlich danken.

Marita Bartsch entstammte einer Offiziersfamilie, der Vater, der k.u.k. Major Adolf Bartsch, zur Zeit der Geburt seiner Tochter Marita offenbar in Siebenbürgen stationiert, starb 1898 in Graz. Die Mutter Anastasia, geborene Kutisch, starb 1921 in Wien. Die künstlerisch begabte Marita, welche sich neben der Malerei auch schriftstellerisch betätigte – sie verfaßte Gedichte und Kinderbücher (Text und Illustration) – hatte eine um zwei Jahre jüngere Schwester, welche ebenfalls einem musischen Beruf nachging. Paula Winter, geborene Bartsch, war Pianistin, staatlich geprüfte Musikpädagogin und Blinden-Fachlehrerin. Sie starb als Witwe nach dem Oberstleutnant Oskar Winter, Edler von Alpenwehr, 1974 89jährig in Wien. Auf einem mit 1935 datierten Photo, trägt sie das bewußte albanische Kostüm ihrer Schwester (Abb. 2).

Das Österreichische Künstlerlexikon weist für Marita Bartsch, welche einen Dr. phil. und die Titel Doz. Prof. für sich in Anspruch nehmen konnte, als Ort sämtlicher Studien Graz auf, was erklärt, daß sie in Wien an keiner der Hochschulen oder Akademien faßbar war.[2] Sie studierte in Graz an der Lehrerinnen-Bildungsanstalt, der Zeichenakademie und der Universität und nahm privaten Malunterricht bei H. Angeli. Unter ihren Werken – Bühnenbilder, Prospekte und Kulissen, Modezeichnungen, Buchillustrationen, Elfenbeinminiaturen, Aquarelle und Ölbilder – wären in unserem Zusammenhang die Miniaturportraits König Zogus und seiner Familie sowie drei große Wandmalereien im königlichen Palais in Tirana von besonderem Interesse, über deren Verbleib aber vorläufig nichts bekannt ist. Das Künstlerlexikon bescheinigt Marita Bartsch eine langjährige Lehrtätigkeit an der Wiener Urania, der Handelsakademie Wien VIII und an Fachschulen des Kleidergewerbes. Unter anderem schuf sie 120 Tafeln zur Geschichte der Kostümkunde und der Mode. In ihrer Biographie, die auf eigenen Angaben beruht, erscheinen Studienreisen und längere Aufenthalte in Südosteuropa, Griechenland, der Türkei, Italien, Frankreich, Schweiz, Deutschland und der Tschechoslowakei.

Im Zusammenhang mit den Nachforschungen über Marita Bartsch stieß ich über einen freundlichen Hinweis[3] auf einen ganz merkwür-

2 Rudolf Schmidt: Österreichisches Künstlerlexikon von den Anfängen bis zur Gegenwart. Band 1, Wien 1980, S. 111.

3 Für den Hinweis danke ich Herrn Univ. Prof. Dr. Max D. Peyfuss. Weitere Hinweise, Unterstützungen und Anregungen verdanke ich Helena Bakaljarová, Dr. Wolfgang Gleißner, Senatspräsident Dr. Karl Hoffmann, Barbara Mersich, Monika Preinstorfer, DDr. Robert Schwanke und Kollegen im Archiv der Hochschule für angewandte Kunst, im Verwaltungsarchiv der Akademie der bildenden

digen Roman unter dem Titel „Seine Majestät der König".[4] Dieser „Roman einer Dame bei Hof", wie es im Untertitel heißt, erschien 1948 in einem Klagenfurter Verlag und beschäftigt sich mit einer „abenteuerlichen Geschichte, die tatsächliche Begebenheiten an einem balkanischen Hofe zu einem spannenden Roman erdichtet" (Klappentext). Der die Merkmale eines klassischen Trivialromanes aufweisende Text besteht nun tatsächlich aus einer Synthese aus Dichtung und Wahrheit, „denn die Verfasserin hat selbst in hervorragender Stellung eine Anzahl von Jahren an jenem zwar nicht genannten, aber trotzdem bekannten balkanischen Hofe zugebracht". Der Schauplatz Albanien für das Phantasieland Balkanien läßt sich ebenso leicht entschlüsseln wie ein Großteil der Protagonisten des Romanes, und der Gang der Handlung und die Charakterisierung der Schlüsselfiguren wären unmöglich denkbar ohne eine intime Kenntnis der real dahinter stehenden Personen und Ereignisse.

Die Ich-Erzählerin berichtet im Roman kurz über ihr Engagement als Gesellschafterin der Geliebten des Königs kurz nach dem Wiener Attentat, das in der Realität am 20. Februar 1931 stattgefunden hat.[5] Sie sei in einem Kurort engagiert worden und nach einem kurzen Aufenthalt in Wien, bei welchem man noch rasch zwei Wiener Zofen für die persönliche Bedienung engagiert hatte, nach Balkanien abgereist. Zogus Aufenthalt in Wien von Jänner bis März 1931 hatte tatsächlich gesundheitliche Gründe.[6] Seit Ende 1928 kamen in Albanien die Gerüchte über einen angeschlagenen Gesundheitszustand des Königs nicht mehr zum Erliegen, sodaß er sich trotz der erheblichen Sicherheitsrisiken, welche eine derartige Reise barg, zu Untersuchungen und einem Kuraufenthalt in Wien entschloß.

Der Schluß lag nahe, daß Marita Bartsch, eventuell hinter einem Pseudonym verborgen, die Autorin des besagten Romanes sein könnte, denn obwohl in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg die Kontakte zwischen Albanien und Österreich rege waren und bekannt ist, daß sich etliche Österreicher zu dieser Zeit in Albanien aufgehalten haben,

Künste, im Archiv der Universität Wien und in der Österreichischen Nationalbibliothek.

4 M. Sills Fuchs: Seine Majestät der König. Roman einer Dame bei Hof. Klagenfurt, S. Jörgl & Co, 1948.

5 Sills Fuchs, S. 17 und S. 230.

6 Michael Schmidt-Neke: Entstehung und Ausbau der Königsdiktatur in Albanien (1912 – 1939). Regierungsbildungen, Herrschaftsweise und Machteliten in einem jungen Balkanstaat. (= Südosteuropäische Arbeiten 84) München 1987, S. 231.

ist es doch unwahrscheinlich, daß zwei Österreicherinnen zugleich, in ähnlicher Stellung, im unmittelbaren Umkreis der königlichen Familie in Tirana gelebt haben. Diese Mutmaßung ließ sich allerdings nicht erhärten, denn als Autorin von „Seine Majestät der König" läßt sich Martha Sills-Fuchs fassen, eine im Waldviertel aufgewachsene Niederösterreicherin, welche nach dem Studium der Germanistik und darauffolgender kurzer Lehrtätigkeit als Journalistin beim Budapester Journal und beim Morgenblatt in Zagreb gearbeitet hat. Nach dem Krieg war sie im Rundfunk tätig und widmete sich in ausgedehnten Forschungsreisen der Erforschung des Keltentums. Martha Sills-Fuchs hat 20 Hörspiele und drei Bücher verfaßt.[7] Sie starb 1987 in Wien.

Das nun vorliegende Material, das albanische Kostüm von Marita Bartsch, einige Aquarelle der Malerin, Trachtenstudien aus ihrer albanischen Zeit, einige wenige, aber ganz bedeutende Originalphotos und Postkarten aus den dreißiger Jahren, Gedichte von ihren dalmatinischen Reisen und der historische Regenbogenroman ergeben zusammen bei Gegenüberstellung mit den historischen Fakten und der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur ein österreichisch-albanisches Zeit-, Gesellschafts- und Sittenbild voll Dichte und Spannung.

Die Kontakte zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Albanien waren seit je her rege und basierten auf politischen, militärischen, wirtschaftlichen und daraus resultierenden kulturellen und wissenschaftlichen Interessen.[8] Eine wichtige Einrichtung dabei war das ab 1839 von Österreich ausgeübte Kultusprotektorat, unter dessen Schirm zahlreiche kulturelle und soziale Vorhaben zur Aus-

7 Die drei Bücher der Martha Sills-Fuchs sind drei völlig verschiedenen Themen gewidmet. 1941 erschien „Paracelsus und wir. Studie über die Persönlichkeit des Theophrastus von Hohenheim" (Planegg vor München), 1948 „Seine Majestät der König" (Klagenfurt) und schließlich 1990 „Der Mittagshirsch. Die Wiederentdeckung des keltischen Kalenders". Dieser letzte Roman wurde aus dem Nachlaß herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Lotte Ingrisch und Manfred A. Schmid. Er basiert auf einem 1983 erschienenen Text von M. Sills-Fuchs unter dem Titel „Wiederkehr der Kelten".

8 Vgl. dazu u.a. Robert Schwanke: Österreichs Diplomaten in der Türkei. Ihre Verdienste zur Erweckung und Förderung landeskundlicher Forschungen in Albanien. Max Demeter Peyfuss: Voskopoja und Wien. Österreichisch-albanische Beziehungen um 1800. Beides in: Albanien-Symposion 1984. Referate der Tagung: „Albanien. Mit besonderer Berücksichtigung der Volkskunde, Geschichte und Sozialgeschichte" am 22. und 23. November 1984 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde Heft 3) Kittsee 1986.

führung gelangten.[9] Im Bereich von Shkoder unterhielten die Jesuiten und Franziskaner allgemeinbildende Schulen, die Schulbrüder eine Erziehungsanstalt für Waisen, und daneben gab es ein ebenfalls von Österreich unterhaltenes Krankenhaus. Diese Anstalten sollten neben ihren karitativen und Bildungsaufgaben natürlich auch zur Verbreitung des Katholizismus im Sinne innereuropäischer Mission dienen. Darüber hinaus waren sie gerne besuchte Stützpunkte für österreichische Teilnehmer an wissenschaftlichen Bereisungen des Landes.[10] Einer dieser Reisenden, Paul Siebertz, beklagte allerdings um die Jahrhundertwende die im Verhältnis zum geistigen Einsatz nicht ebenbürtigen kommerziellen Aktivitäten, welche die austro-orientalische Handelsgesellschaft gegenüber den italienischen Konkurrenten ins Hintertreffen brächten.[11] Nach einer Krise in den gegenseitigen Beziehungen, die nach Ansicht des Albanologen R. Schwanke auf Intoleranz, Uninformiertheit und Überheblichkeit seitens der Vertreter der Schutzmacht und auf Chauvinismus, Engstirnigkeit und ehrgeiziges Machtstreben auf albanischer Seite zurückzuführen war, kam es um die Jahrhundertwende zu einer Revision der kulturellen Tätigkeit der Donaumonarchie in Albanien, welche auch Auswirkungen auf die politischen, wirtschaftlichen und strategischen Interessen Österreichs zeitigte.[12]

Neben den konfessionellen österreichischen Schulen in Albanien gab es umgekehrt auch in Wien eine Bildungseinrichtung, welche die persönlichen Kontakte zwischen Albanern und Österreichern förderte. 1896 wurde ein Erziehungsinstitut für junge Albaner in Österreich gegründet, das als österreichische Antwort auf die Bemühungen der Italiener, ihren kommerziellen Einfluß in Albanien nach Jahrzehnten österreichischer Vorherrschaft im internationalen Handel mit Albanien zu stärken, zu sehen ist. 1902 wurde diese Bildungsstätte in Wien zentralisiert, 1908 unter der Bezeichnung „Albanerkonvikt" im vierten Wiener Gemeindebezirk etabliert, welches 1910 in einen Neubau nach Wien VIII in die Krottenthalergasse übersiedelte.[13] Um 1911/12 wurden einzelne Schüler des Albanerkonviktes auch zu einer land-

9 Schwanke, S. 17 – 18.

10 Paul Siebertz: Albanien und die Albanesen. Landschafts- und Charakterbilder. Wien 1910², S. 32 – 35.

11 Siebertz, S. 35 – 36.

12 Schwanke, S. 23 – 24.

13 Schwanke, S. 28 – 29, und Engelbert Deutsch: Das Albanerkonvikt in Wien. In: Österreichische Osthefte. Wien 1982, S. 330 – 351.

wirtschaftlichen Ausbildung in die Ackerbauschule nach Edelhof bei Zwettl in Niederösterreich geschickt.

Das Konvikt unterstand seiner Bestimmung gemäß direkt dem k.k. Handelsministerium und bildete vorwiegend Söhne von Geschäftsleuten, Handwerkern und Landwirten aus, die meist von einflußreichen Angehörigen der albanischen Feudalschicht gefördert wurden. Die für die Albaner kostenlose Ausbildung war in den Rechnungsabschlüssen des Handelsministeriums unter dem Posten „sonstige Zwecke der Exportförderung" versteckt, was nach Bekanntwerden unter den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie höchsten Unwillen hervorrief.[14] Zahlreiche prominente Albaner wurden in Wien ausgebildet. Eines der dreizehn unter der Herrschaft Zogus zusammengesetzten Regierungskabinette, jenes vom Oktober 1935 etwa, enthielt vier Minister, die in Österreich studiert hatten.[15] Die durch diese Studienaufenthalte geknüpften Kontakte trugen auch nach der Schließung des Konviktes 1918 ihre Früchte, unter anderem durch freundschaftliche oder sogar familiäre Beziehungen aufgrund von Eheschließungen, wodurch es so manche Wienerin nach Albanien verschlug.

Um eine Vorstellung vom Leben der Marita Bartsch in den dreißiger Jahren am albanischen Hof in Tirana zu bekommen, muß in groben Zügen die albanische Geschichte zwischen 1912 und 1939 dargestellt werden, der damit verbundene Aufstieg und Fall der Familie Zogolli und, soweit faßbar, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des albanischen Hoflebens.

Nach viereinhalb Jahrhunderten türkischer Herrschaft erreichte Albanien 1912 in den mehr oder weniger bis heute geltenden Grenzen, welche größere albanisch besiedelte Landesteile (vor allem im Kosovo und Mazedonien) nicht enthalten, seine Unabhängigkeit. Nach der internationalen Anerkennung Albaniens als selbständiges Fürstentum entbrannten unter den führenden Adelsfamilien des Landes Kämpfe um die innenpolitische Vorherrschaft. Zu ihnen gesellte sich eine Reihe von auswärtigen Thronwerbern. Auf Vorschlag Österreich-Ungarns und Italiens, welche aufgrund ihrer eigenen Interessen am Balkan eigentlich gegen ein selbständiges Albanien eintraten, wurde schließlich der deutsche Offizier Wilhelm Prinz zu Wied zum Fürst von Albanien gewählt. Dieser trat seine Position in völliger Unkenntnis der albanischen Probleme an, scheiterte daher bereits nach einem

14 Deutsch, S. 346.
15 Schmidt-Neke, S. 253.

halben Jahr und mußte nach einem Aufstand im Herbst 1914 das Land verlassen. Daraufhin teilten die Großmächte Albanien untereinander auf, wobei Österreich-Ungarn die nördlichen zwei Drittel des Landes, welche im Süden von der Vjosë bis zum Ohridsee reichten, besetzte, und der Rest an Italien (südwestliche Teile), Griechenland (Süden) und Frankreich (autonomes Gebiet von Korçe) fiel.[16] Während dieser Besatzungszeit durch die k.u.k. Truppen, nämlich im Sommer 1916, bereiste Arthur Haberlandt in einer mehr als dreimonatigen Studienreise Montenegro, Albanien und Serbien und brachte als Folge den bedeutendsten Teil der Albaniensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde ein.[17] Der „Reiseveranstalter Krieg" führte ein Vierteljahrhundert später, während der ab Herbst 1943 einsetzenden vierzehnmonatigen Besetzung Albaniens durch Hitler-Deutschland abermals, aber diesmal eher unfreiwillig, österreichische Volkskundler in dieses Land. Oskar Moser, dem diese kleine Studie freundlichst zugeeignet ist, verbrachte 1943/44 ein ganzes Jahr in Albanien, stationiert als Funker in Tirana. Er arbeitete dort auch in der Nationalbibliothek in Tirana, wo er, zur beiderseitigen Überraschung, dem Studienkollegen Franz Lipp begegnete. Man forschte unter anderem auf den Spuren des Wiener Albanologen Maximilian Lambertz und besuchte den ebenfalls in Albanien stationierten Grazer Slawisten Matl, bei dem Moser in Graz fallweise Vorlesungen gehört hatte.

In der Zeit des Ersten Weltkrieges betrat erstmals Ahmet Zogu die politische Bühne seines Landes. Er entstammte einer alteingesessenen albanischen Adelsfamilie, die jedoch nicht zu den führenden Feudalherren des Landes zählte. Er wurde als Ahmet Muhtar Bej Zogolli-Mati am 8. Oktober 1895 in Burgajet, dem Hauptort des Mat, geboren, besuchte in Istanbul das Pageninstitut von Galata Serail und anschließend eine Militärakademie, die übliche Erziehung für den Sohn des Bajraktars von Mat.[18] 1911 übernahm der erst Sechzehnjährige den Posten seines 1908 verstorbenen Vaters, Xhemal Pasha Zogolli, die erbliche Paschawürde des kleinen Bergstammes der Mati. Die Mutter, Sadije Hanëm Toptani, welche Xhemal Pashas zweite Frau war,

16 Schmidt-Neke, S. 43.

17 Arthur Haberlandt: Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien. (= Ergänzungsband zur Zeitschrift für Österreichische Volkskunde XII) Wien 1917.

18 Schmidt-Neke, S. 41; und Stephan Ronart: Albanien von heute. Wien 1933, S. 58 – 59.

hatte die Vorherrschaft ihres Sohnes, welcher sich später ohne das türkische Suffix Ahmet Bej Zogu nannte, gegenüber dem erstgeborenen Sohn Xhemal Pashas, Xhelal Bej (geb. 1881), durchgesetzt. Sie erscheint in der Literatur durchwegs als sehr einflußreiche Frau, welche bis zu ihrem Tod 1934, ohne je ein Regierungsamt innegehabt zu haben, so manche Fäden zog. Dies ist erstaunlich in einer ansonsten absolut patriarchalisch organisierten Gesellschaft.

Zogu, der ursprünglich den Prinzen Wied unterstützt hatte, schlug sich während des Ersten Weltkrieges auf die Seite Österreich-Ungarns und errang in der k.u.k. Armee sogar einen Obristenrang.[19] Doch der junge Mann verfolgte andere Pläne. Er versuchte bereits damals, das zerstückelte Albanien zu einigen und galt daher den Österreichern als wenig zuverlässig. So wurde er in allen Ehren zur Krönung Kaiser Karls nach Wien beordert und dort bis Kriegsende festgehalten. Hier wurde er, nach Ansicht des späteren Hofberichterstatters Stephan Ronart, mit der Denkungsweise des Westens vertraut,[20] nach der er später, als er an die Macht gelangt war, das Jahrhunderte nach dem Orient ausgerichtete Albanien dem Standard moderner westlicher Länder anzugleichen versuchte, was ihm später durch die kommunistische Geschichtsschreibung als „Nachahmung fremder Kulturmodelle" angekreidet wurde.[21]

Während dieser beiden Jahre in Wien könnte der überlieferte Kontakt Marita Bartschs zu Zogu und dessen Mutter entstanden sein. Sadije, der an der umfassenden Bildung ihres Sohnes gelegen war, könnte durchaus während dieser Zeit die Malerin engagiert haben, um ihrem Sohn und den sechs Töchtern Zeichenunterricht erteilen zu lassen. Unwahrscheinlich ist allerdings, daß Marita Bartsch bereits in den zwanziger Jahren selbst nach Albanien kam, da alle albanischen Photos aus ihrem Nachlaß, von ihr selbst datiert, erst aus den dreißiger Jahren stammen.

Nach Zogus Rückkehr nach Albanien gelang es ihm als Abgeordneter von Mati sich rasch durchzusetzen, und nach dem Nationalkongreß von Lushnja kam er 1920 erstmals als Innenminister in die Regierung. Tirana löste Durrës als Hauptstadt und Regierungssitz ab. Es folgten Jahre innenpolitischer Instabilität, in denen die Machtver-

19 Schmidt-Neke, S. 42.

20 Ronart, S. 60.

21 Alfred Uçi: Historische Wurzeln und Besonderheiten der albanischen Volkskultur. In: Albanien Symposion 1984 (= Kittseer Schriften zur Volkskunde Heft 3) Kittsee 1986, S. 74.

hältnisse ständig wechselten und nach Landestradition immer wieder auch durch politisch motivierte Morde entschieden wurden. Kompromittierte Regierungsmitglieder wurden nach solchen Ereignissen zwar ausgetauscht, aber letztlich kehrten dieselben Namen aus dem feudalen Stammessystem in den hohen Staatsämtern ständig wieder.

Das erste Attentat auf Zogu, bei welchem er allerdings nur eine leichte Verletzung davontrug, wurde im Februar 1924 während einer Parlamentssitzung verübt.[22] Nach der Ermordung des Oppositionellen Avni Rustemi, der als Hintermann für das Attentat galt, kam es zur Revolution, in deren Gefolge Zogu über die Grenze im Norden zu den Südslawen flüchten mußte. Bereits wenige Monate später, marschierte er mit Freischärlern aus Mati, dem Kosovo und Mazedonien wieder in Albanien ein und eroberte endgültig die Macht. Dabei unterstützte ihn sein Schwager Ceno Bej Kryeziu, ein jugoslawischer Offizier, der mit Zogus Schwester Nafije verheiratet war und mit Billigung des SHS-Königreiches den Widerstand organisiert hatte. Im Jänner 1925 wurde Albanien, das formal seit den Tagen Wieds immer noch ein Fürstentum war, zur Republik erklärt und Ahmet Zogu zu ihrem ersten Ministerpräsidenten gewählt.

Die Restauration und alte Machtelite hatten den Kampf gewonnen, die intellektuellen, sozialreformerisch orientierten Kräfte wanderten ins Exil.[23] Für dieses Exil wählten viele aufgrund der alten Kontakte Wien. Dort organisierten sich die Emigranten in den folgenden Jahren in verschiedenen oppositionellen Gruppen, die einen im konservativen projugoslawischen „Bashkimi Kombëtar", der 1927/28 in Wien sogar eine wöchentlich erscheinende Zeitung herausgab, andere im eher links orientierten „Komiteti Nacional Revolucionar".[24]

Was schon in den nüchternen Daten der Historiker abenteuerlich anmutet, liest sich im Königs-Roman von Sills-Fuchs noch weitaus blumiger. Das Machtstreben des jungen balkanischen Militärakademikers Agro, dessen Pläne als Anführer einer Freiheitsbewegung begannen, gipfelte, über den republikanischen Umweg eines Staatspräsidenten, schließlich in der „höchsten Würde, nämlich der eines Königs". Die Revolutionsereignisse, während derer er den Aufstand „von seiner bergigen Heimatprovinz" beziehungsweise von einer

22 Schmidt-Neke, S. 114.

23 Schmidt-Neke, S. 137.

24 Über die verschiedenen Oppositionsgruppen und deren Splittergruppen in Österreich, Italien, Jugoslawien und anderswo vgl. Schmidt-Neke, S. 188 – 194.

„alten Balkanstadt" aus organisierte und im Zuge derer er sich mazedonischer und anderer Helfer aus balkanischen Grenzgebieten bediente; Gebiete, die er, „wenn er zur Macht gekommen war, befreien und durch eine Grenzrevision wieder ihrem Stammland angliedern wollte", die er in der Realität allerdings später an Jugoslawien quasi verkaufte,[25] alle diese Ereignisse sind im Roman detailreich geschildert.

Der Roman rankt sich um ein mittelloses, aber unglaublich schönes Mädchen aus dem Wiener Arbeitermilieu, das zu einer Tänzertruppe stieß, in Budapest zur unbekannten Schönen aus der russischen Hocharistokratie mutierte und schließlich in der alten Balkanstadt, unter der man sich wohl Belgrad vorzustellen hat, Glück und Reichtum in Form des balkanischen Königs fand, der sie gegen den Rat der Hofschranzen als Geliebte heimführte und später sogar ehelichen wollte. Die Liebesgeschichte und die politischen Ereignisse sind im Buch zu einer Handlung verwoben, deren Schilderung eine gewisse Sachkenntnis und reale Vorbilder für eine ganze Reihe der Romanfiguren erkennen läßt. Neben Zogu selbst, dessen Mut und Durchsetzungsvermögen genauso plastisch geschildert werden wie seine grenzenlose Bestechlichkeit oder seine nicht unbegründete Attentatsangst, ist etwa sein Schwager Kryeziu, ursprünglich ein Gefolgsmann Zogus, der aber später aufgrund seiner jugoslawischen Herkunft nicht gewillt war, Zogus Italienpolitik zu unterstützen und deshalb 1928 in Prag, wo er als Botschafter akkreditiert war, erschossen wurde, in realistischen Zügen portraitiert. Die Hintergründe dieses Mordes wurden nie restlos aufgeklärt, als Auftraggeber galten entweder die Italiener oder Zogu selbst. Im Roman fällt Kryeziu einem Attentat in Karlsbad zum Opfer. Er bekam ein prunkvolles Staatsbegräbnis, und sein und Zogus Schwester Nafije kleiner Sohn Esat Bej wurde 1931 zum Kronprinzen erklärt, was er jedoch nur bis zur Geburt von Zogus eigenem Sohn Leka 1939 blieb. Zogus politisches Doppelspiel mit den Italienern und Jugoslawen findet im Roman ebenso seinen Niederschlag wie etwa die Ereignisse um die Gründung einer albanischen Nationalbank mit italienischer Hilfe, die zu einem riesigen Skandal und zur Ablöse des involvierten Finanzministers führten.

Zogu erwies dem SHS-Staat keine Dankbarkeit für die während der Revolution gewährte Unterstützung, sondern regierte von Anfang an als „Operettenkönig unter dem Liktorenbeil des Mittelmeergewaltigen".[26] Mussolini fand in ihm ein williges Werkzeug, das ihm die

25 Schmidt-Neke, S. 162.

Pforte für den gewünschten Einfluß am Balkan eröffnete. Zogu brauchte dringend finanzielle Unterstützung, einerseits für seine ehrgeizigen Pläne zur Erneuerung des Landes – Straßen-, Brücken- und Hafenbauten, Errichtung von Verwaltungs- und Repräsentationsgebäuden, Reform des Bildungswesens und der Landwirtschaft – aber auch für seinen persönlichen Bedarf. Um den Preis der italienischen Durchdringung sämtlicher albanischer Lebensbereiche erwirkte Zogu zwar einen wirtschaftlichen Aufschwung für das Land, brachte sich andererseits durch diese Politik aber in ein totales Abhängigkeitsverhältnis, das ihm letztendlich auch zum Verhängnis werden sollte.

Es gehörte zur Strategie Mussolinis, Zogus Regime nach innen zu stärken, um dadurch eine möglichst umfassende Kontrolle nach außen zu bewirken. Daher unterstützte Italien Zogu auch in seinem Wunsch nach einem Wechsel der Staatsform. 1928 errichtete Zogu ein demokratisches, parlamentarisches, erbliches Königreich und ließ sich zum König der Albaner ausrufen, was außenpolitisch, vor allem in Jugoslawien mit seiner starken albanischen Minderheit, Widerspruch hervorrief, da er damit auch Ansprüche auf die außerhalb der Landesgrenzen lebenden Untertanen durchblicken ließ. Eine Krönung unterblieb, weil die Haushaltsmittel für eine aufwendige Feier fehlten und überdies keine Krone zur Verfügung stand.[27] Im Juni 1928 scheiterten erneut zwei Attentatspläne gegen Zogu, was zahlreiche Hinrichtungen und eine brutale Unterdrückung der Opposition zur Folge hatte. Das nominell demokratische Königreich war von Anfang an in der Realität eine Königsdiktatur mit einem Parlament von Statisten. Nicht zu eliminierende Kritiker wurden mit mehr oder minder einflußreichen Posten versehen, etwa im diplomatischen Dienst.

Im Jänner 1931 begab sich Zogu mit reichlichem Gefolge nach Wien, um sich untersuchen und wenn nötig kurieren zu lassen. Eine immense Arbeitsbelastung und eine ungesunde Lebensweise hatten ihren Tribut gefordert. Die Krankheitsgerüchte erwiesen sich zwar als

26 Hugo Adolf Bernatzik: Europas vergessenes Land". Wien 1930, S. 7.

27 Skënderbegs stählerner Helm, der als Krone verstanden und als solche auch im Wappen abgebildet wurde, befindet sich, zusammen mit einem Georg Kastriota, genannt Skënderbeg, zugeschriebenen Schwert unter den Schätzen der Waffensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien. Er wurde erstmals 1593 im Ambraser Rüstkammerinventar Erzherzog Ferdinands II. erwähnt. Vgl. Bruno Thomas, Ortwin Gamber: Katalog der Leibrüstkammer I. Teil, Zeitraum von 500 bis 1530. (= Führer durch das Kunsthistorische Museum Nr. 13) Wien 1976, S. 61 – 62 und Abb. 22 und 23 im Anh. und Schmidt-Neke, S. 207.

unbegründet, aber Zogu entschloß sich trotzdem zu einem mehrwöchigen Aufenthalt. Am 20. Februar 1931 besuchte er in Begleitung mehrerer Adjutanten und des Hofministers Eqrem Bej Libohova die Staatsoper. Nach der Aufführung von Leoncavallos Bajazzo[28] kam es vor der Oper zu einem Schußwechsel, bei dem der Erste Adjutant Llesh Topallaj getötet, der Hofminister Libohova verletzt wurde, der König jedoch unverletzt blieb. Die aus Emigrantenkreisen stammenden Attentäter wurden, kurioserweise nach einem Prozeß in Ried im Innkreis, halbherzig abgeurteilt, da Österreich weder Italien noch Jugoslawien, die beide als potentielle Auftraggeber in Frage kamen, kompromittieren wollte. Bei der Rückkehr Zogus nach Albanien Ende März organisierte man enthusiastische Begrüßungsfeiern.[29] Dieser zweite längere Aufenthalt Zogus in Wien könnte ebenfalls Anlaß für die Kontakte Marita Bartschs zur albanischen Königsfamilie geboten haben. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß sie zu dieser Zeit nach Albanien engagiert worden ist.

In den folgenden Jahren versuchte Zogu Albanien zu reformieren, ihm einen westlichen Stempel aufzudrücken und gleichzeitig seine eigene Machtposition zu stärken. Er bekämpfte Erscheinungen wie die Blutrache und den Alkoholismus und versuchte, eine Agrarreform in die Wege zu leiten, die nicht nur die katastrophale Situation der Bauern verbessern, sondern gleichzeitig durch eine Landumverteilung auch die Machtposition seiner Gegner unter den reaktionären Grundbesitzern schwächen sollte. Unter dem Einfluß der mächtigsten Bejs mußte er jedoch immer wieder Maßnahmen zurücknehmen, die deren wirtschaftliche Position verschlechtert hätten. Politik bedeutete in erster Linie Vertretung der persönlichen Interessen. Die bürgerlichen Aufsteiger wollten sich wirtschaftlich saturieren, der Grundadel wollte keinesfalls soziale Reformen.

Auch das Schulwesen erfuhr reformatorische Veränderungen. Nach dem Ausfall des österreichisch-ungarischen Kultusprotektorates waren die Schulen der Franziskaner und Jesuiten in ihrem Bestand gefährdet. Um den Katholizismus in Albanien aber weiterhin zu stärken, übernahmen die Italiener die Förderung der katholischen Schulen. 1933 wurde der Unterricht zum Staatsmonopol erklärt und sämtliche Privatschulen geschlossen. Dies traf die italienischen, grie-

28 Laut Roman soll es eine Galavorstellung des Tristan gewesen sein.

29 Zum Hergang des Attentats und seinen Hintergründen vgl. Schmidt-Neke, S. 231 – 235.

chischen und andere Schulen, gleichermaßen aber auch jene der Jesuiten und Franziskaner. Der Schulstreit ging bis zum Gerichtshof in Den Haag. 1936 mußten Privatschulen wieder zugelassen werden.[30] Im öffentlichen Schulwesen wurden berufsbezogene Lehrgänge zugunsten von allgemeinbildenden höheren Schulen bevorzugt, um nicht unnötigerweise Intellektuelle zu produzieren.

Eine der Verwestlichungsideen betraf die Kleidung, welche sogar in amtlichen Bekleidungsvorschriften zu regeln versucht wurde. Die Verschleierung der Frau wurde verboten sowie das Tragen von als unpassend empfundenen Kombinationen wie etwa Fez zum Frack.[31] Die Königsfamilie sollte und wollte in diesen Dingen Vorbild sein. Die Mutter und die sechs Schwestern des Königs übten zwar keine Regierungsfunktionen aus, sie waren aber in verschiedenen Ehrenämtern in der Öffentlichkeit präsent. Das von Zogu 1922 gegründete Albanische Rote Kreuz präsidierte ab 1928 seine Schwester Senije. 1929 wurde die Vereinigung „Die albanische Frau" gegründet, eine Organisation zur karitativen Fürsorge, welche die Mängel des öffentlichen Sozialwesens ausgleichen helfen sollte, welche zunächst von der Mutter des Königs und dann ebenfalls von Senije geleitet wurde.

Die Prinzessinnen Myzeqen und Ruhije engagierten sich in dem vom König selbst geleiteten „Nationalen Verband Albanischer Jugend". In diesem 1928 zur „Entwicklung der körperlichen, moralischen und patriotischen Erziehung der albanischen Jugend" gegründeten Verband wurden in einer zwischen Elternhaus und Schule angesiedelten vormilitärischen Ausbildung alle Mädchen und Knaben unter 18 Jahren erfaßt. Die Teilnahme war verbindlich, es herrschte Uniformzwang. Myzeqen und Ruhije ließen angeblich Oberschülerinnen in einem militärischen Bataillon wöchentlich durch Tirana auf einen Exerzierplatz paradieren, was von vielen als lächerlich, von islamisch konservativen Kreisen sogar als anstößig empfunden wurde.[32] Daß die albanischen Frauen den Schleier ablegen mögen, war das Ziel, aber man erreichte mit solchen Maßnahmen wohl öfter das Gegenteil. Man versuchte, die gewünschten und geförderten Okzidentalisierungstendenzen mit einer national-albanischen Gedanken- und Empfindungswelt, wo es ging, in Einklang zu bringen.

30 Schmidt-Neke, S. 241 – 242.
31 Schmidt-Neke, S. 261.
32 Schmidt-Neke, S. 216 – 217.

„Die Märsche der albanischen Militärkapellen, die Jazz der Lautsprecher, die Schallplatten mit ihren Operettenliedern haben die alten albanischen Volksweisen nicht zum Schweigen gebracht; sie leben bei den Bauern auf dem Lande, bei den Hirten in den Bergen und sie klingen abends in den Straßen der Städte und aus den Fenstern der Häuser. Die Stoffe aus England, die Kostüme aus Paris, die Konfektion aus Italien fanden ihren Weg aus den Auslagenfenstern auf die Straße, in den Salon der Dame und zu dem jungen Mädchen aus dem Volk. Aber die farbenreichen, pittoresken Gewänder, die goldgestickten Westen, die seidenen Schals und bunten Tücher leuchten durch das Bild der Straße und die mondänste Frau bewahrt voll Stolz und Sorgflat die kostbaren, ererbten, altalbanischen Trachten, Ketten und Behänge. Die zeitgemäßen Möbel in den neuen Häusern und Villen, in den zweckmäßigen, neuen Amtsgebäuden sprechen von der Vorliebe ihrer Bewohner für den letzten Wohnstil aus Deutschland oder Frankreich, aber in keiner albanischen Wohnung werden jene alten albanischen Decken oder Polster, Pistolen, Degen oder Pulverbüchsen, Photographien oder Bilder von Eltern und Verwandten in Nationaltracht fehlen. Die alten Sagen und Märchen, Gleichnisse und Sprichwörter sind lebendig geblieben und immer wiederkehrender Bestandteil der Rede in der naiven Unterhaltung der Arbeiter der Stadt oder der Leute vom Lande, gerade so wie der verwickeltsten Debatten der Gebildeten über die subtilsten Themen. In jedem Hause, in jeder Wohnung, jedem Laden hängt ein Bild vom König Zog, je nach dem Wohlstand und Geschmack, bald als Farbendruck, als Photographie, sehr oft bloß aus illustrierten Zeitungen geschnitten, bald in teurem Rahmen, bald nur mit Reißzwecken an die Wand geheftet. ...“[33]

Die Prinzessinnen – neben den drei bereits genannten gab es noch die Schwestern Adilé und Nafié, die sich laut amtlicher Darstellung ausschließlich der Erziehung ihrer Söhne widmeten, und die jüngste Schwester Madjidé, welche Anfang der dreißiger Jahre zur Ausbildung hauptsächlich in der Schweiz weilte – zeigten sich, je nach Bedarf, westlich-modern oder albanisch-national. Im Nachlaß von Marita Bartsch fand sich ein vermutlich von ihr selbst handkolorierter Schwarzweißdruck nach einer offiziellen photographischen Aufnahme, welche vier der Prinzessinnen in Nationaltracht zeigt (Abb. 3). Ähnliche Postkarten, auf denen Mitglieder königlicher Familien in Trachten posieren, die Windsors etwa im Tartan oder die deutschstämmige schwedische Königin Silvia samt Kindern in einem stilisierten schwedischen Nationalkostüm, findet man auch heute in den Postkartenständern der betreffenden Länder (Abb. 4). Auf einem Photo von

33 Ronart, S. 117 – 118.

1938 tragen die Prinzessinnen weiße Uniformen, gerade als ob sie von der Parade mit einer Jungmädchenbrigade kämen (Abb. 5).

Auch der König selbst fiel durch extravagante Kleidungsgewohnheiten auf. Im Zuge der Nationalbankgründung und der durch Italien gewährten Anleihe wurden ungeheure Summen auf die Privatkonten des Königs, weiterer Mitglieder der königlichen Familie und engster Mitarbeiter, wie etwa des Hofministers Eqrem Bej Libohova, transferiert.[34] Das feste Gehalt des Königs betrug nachgewiesenermaßen im Jahr 1929 ca. 1,5% des gesamten Staatshaushalts![35] Neben Geschenken wie Mussolinis Jacht und Hitlers Mercedes[36] nimmt sich die weiße Seidenuniform[37] zwar vergleichsweise bescheiden aus, aber sowohl sie als auch die von Zogu – der Zeitmode entsprechend auch von anderen Diktatoren – getragenen kniehohen Lederstiefel prägten das Bild dieses Monarchen in der Öffentlichkeit (Abb. 5).[38]

Im Laufe seiner dreizehnjährigen, so gut wie uneingeschränkten Herrschaft hatte Zogu nahezu alles erreicht. Was ihm noch fehlte zur Festigung seiner Dynastie, waren eine geeignete Gemahlin und ein Thronerbe. Mitte der zwanziger Jahre war Zogu bereits mit der Tochter eines der mächtigsten Grundbesitzer Albaniens, Shefqet Bej Vërlaci, verlobt. Vërlaci, der in den Jahren 1921 bis 1924 selbst die Führung der Regierung innehatte, hatte maßgeblichen Anteil daran, daß Zogu 1925 an die Macht kam. Zogu löste 1926 allerdings die Verlobung mit Behije Hanëm und machte sich dadurch den reaktionären Vërlaci und mit ihm eine Reihe anderer Konservativer zu Todfeinden.

Zogu strebte längst nach dem Königstitel, und dazu benötigte er eine Königin aus dem europäischen Hochadel, um international zu reüssieren. Eine solche war allerdings nicht leicht zu finden, und einige Versuche der Italiener, Ende der zwanziger Jahre in dieser Angelegenheit zu vermitteln, scheiterten. Eine Savoyer Prinzessin stand mehrmals zur Debatte oder eine in Italien lebende Nachfahrin Skënderbegs. Auch eine ägyptische Prinzessin oder türkische Sultanstochter hätten in Frage kommen können.[39] Bei den katholischen

34 Schmidt-Neke, S. 161.
35 Schmidt-Neke, S. 210.
36 Schmidt-Neke, S. 269.
37 Schmidt-Neke, S. 162.
38 Kurz nach dem Sturz Zogus soll Ministerpräsident Daladier gegenüber einem britischen Diplomaten geäußert haben, er werde einem „gestiefelten Gangster", der von Mussolini bestochen worden sei, kein Asyl gewähren. Vgl. Schmidt-Neke, S. 297.

Kandidatinnen gab es allerdings ein konfessionelles Problem beziehungsweise einflußreichere Konkurrenten, die moslemischen Damen aus dem Orient paßten nicht in das vom König angestrebte westliche Weltbild. So wurden die Heiratsabsichten erst zehn Jahre später verwirklicht, als sich dann schließlich doch noch eine passende Partie ergab.

Sie fand sich in der Person der 1915 in Budapest geborenen Gräfin Geraldina Apponyi, welche aus einer der angesehensten ungarischen Magnatenfamilien stammte, deren Mitglieder in verschiedenen hohen Staatsämtern tätig waren. Der Vater Julius (Gyula) Apponyi, geboren 1873 in Nagy-Appony in Oberungarn (heute Oponice bei Topolčany, Slowakei), war bereits 1924 gestorben. Geraldinas Mutter, die Amerikanerin Gladys Steuart, lebte bis 1947. Sie hatte nach dem frühen Tod von Geraldinas Vater erneut geheiratet, und so wuchs die Tochter bei der Großmutter auf dem Gut in Oponice auf. Dort befindet sich heute noch das Schloß der Apponyis, welches nach dem Selbstmord des letzten Apponyi der oberungarischen Linie, des Bonvivants Graf Heinrich, genannt Magi, 1935, verkauft wurde und später mehr oder weniger dem Verfall preisgegeben war, und ein Nebengebäude, in dem die Verwalter und Beamten gewohnt haben. Das große Gebäude konnte noch nicht renoviert werden, der Garten ist heute verwildert. Im kleinen Palais, welches die Bewohner des Dorfes Oponice im vorigen Jahr in Eigenregie restauriert haben, sind heute die Reste der einstmals umfangreichen Apponyi-Bibliothek, welche siebzehn Wissenschaftsdisziplinen umfaßte, untergebracht. Die Bibliothek, welche unter der Verwaltung von Matica slovenská steht, wird derzeit von einem engagierten Historiker betreut.[40] Die außerordentlich gutaussehende Geraldina und Zogu sollen sich angeblich auf einem Ball im Kurort Piešťany kennengelernt haben. Einer anderen mündlichen Mitteilung zufolge, soll sich Zogu die Photographien der für ihn in Frage kommenden Damen aus dem europäischen Hochadel besorgen haben lassen und sich aufgrund dessen für die junge ungarische Gräfin entschieden haben. Ein erstes Treffen der beiden soll in Wien stattgefunden haben.

Die glanzvolle Hochzeitsfeier, welche das Volk beeindrucken sollte, dauerte mehrere Tage. Die standesamtliche Zeremonie – eine

39 Schmidt-Neke, S. 229.

40 Barbora Laucká: Magi, maharadža a rodina, ktorá ovplyvnila svet. Albánska královná Geraldina zo slovenských Oponíc. (Magi, Maharadscha und die Familie, die die Welt beeinflußt hat. Die albanische Königin Geraldina aus dem slowakischen Oponice.) In: Slowakische Tageszeitung „Práca" vom 9. Oktober 1993.

kirchliche Trauung mußte wegen der unterschiedlichen Konfessionen unterbleiben – fand am 27. April 1938 statt (Abb. 6). Als Trauzeuge fungierte der italienische Außenminister Graf Ciano, ein Schwiegersohn Mussolinis. Weitere Trauzeugen waren ein osmanischer Prinz, der ungarische Gesandte in Rom und ein Onkel der neuen Königin.[41] Vier Monate nach der Hochzeit wurden erneut mehrtägige prunkvolle Feierlichkeiten im Lande abgehalten, welche im krassesten Gegensatz zur allgemeinen Not des Volkes standen. Den Anlaß bot das zehnjährige Thronjubiläum des Königs. Vom 29. August bis 1. September 1938 fanden Paraden, Feiern, Konzerte, Denkmalsenthüllungen etc. statt. Durch Festschriften, die Edition von Goldmünzen und Briefmarken versuchte man, Nationalbewußtsein und Loyalität zum Königshaus zu erwirken.[42]

Bei all diesen repräsentativen Ereignissen stand Marita Bartsch mit im Zentrum des Geschehens. Sie befindet sich auf den Photographien immer in nächster Nähe des Königspaares, gehörte also zum innersten Kreis dieses pompösen Hoflebens. Das macht ihren Stolz auf den vermutlich amtlichen Titel „Königlich albanische Ehren-, Hof- und Palastdame", der, selbst dreißig Jahre nach dieser für sie glanzvollen Zeit, noch Parte und Grabstein ziert, verständlich. Auf einem der Photos von der Parade am 1. September 1938 ist dies besonders schön zu sehen (Abb. 5). Das Bild zeigt das Königspaar im Freien auf einem Ledersofa sitzend. Dahinter reihen sich von links nach rechts: Prinz Rohan, ein Neffe des Königs, Prinzessin Ruhié, eine Schwester Zogus, Madame Topallaj, die Witwe des beim Wiener Attentat auf Zogu getöteten Ersten Adjutanten, eine Baronin Rühling, Marita Bartsch, Gräfin Marie-Rose Wenckheim, 1917 geboren und ebenfalls aus ungarischem Hochadel, vermutlich eine Freundin oder Verwandte Geraldinas, die beiden Prinzessinnen Myzeqen und Madjidé, dahinter der Adjutant Oberleutnant Mésare.

Der Stern Zogus befand sich zur Zeit dieser höfischen Prachtentfaltung allerdings bereits schwer im Sinken. Die Italiener bereiteten die lang geplante Annexion Albaniens vor und landeten mit ihren Truppen schließlich am 7. April 1939 in den vier Hafenstädten des Landes. Zogus Sohn Leka war zwei Tage zuvor geboren worden. Die Königsfamilie floh zunächst nach Griechenland und ließ sich nach einer längeren Odyssee 1940 in Großbritannien nieder. Von 1946 bis

41 Schmidt-Neke, S. 268.
42 Schmidt-Neke, S. 270.

1955 lebte sie in Ägypten unter der Protektion des albanischstämmigen Königs Faruk. Nach 1952 setzte die dortige Revolutionsregierung Zogu unter Druck, sodaß er nach Cannes auswich. Zogu starb am 9. April 1961 in Suresnes bei Paris, seine Familie ließ sich später in Spanien nieder. Die erste Kollaborationsregierung nach der Machtergreifung durch die Italiener und nach Zogus Flucht aus Albanien leitete sein erbittertster Widersacher Shefqet Bej Vërlaci als Ministerpräsident.

Nun aber zurück zum albanischen Kostüm der Marita Bartsch, das ja den Ausgangspunkt und Anlaß für die vorangegangenen Überlegungen bot. Es besteht aus sieben Einzelteilen, einem prunkvoll bestickten, ärmellosen Jäckchen, einer seidenen Bluse, einer weiten Pluderhose nach türkischer Art, einem Unterrock, einem Kopftuch, einer Schärpe und einem Täschchen. Das giletartige Jäckchen ist das auffallendste Stück der Tracht und am prächtigsten verziert. Es besteht aus blauem Samt, der aber kaum zu sehen ist, da das Jäckchen zur Gänze mit erhöhtem Bouillon, echtem Flitter und Kordonettschnüren aus Goldgespinst bestickt ist. Durch die Stickerei wird ein runder Kragen angedeutet, der im Rücken zu einem großen, geschwungenen Spitz ausläuft. Seitlich unter dem Arm sind die einzigen sichtbaren Nähte, ebenfalls durch die Stickerei markiert. Das Jäckchen ist mit in sich gemusterter rosa Kunstseide gefüttert (Abb. 7).

Die Bluse, aufgrund ihres Schnittes und der Länge eher als Hemd zu bezeichnen, besteht aus einem cremefarbenen, crepelineartigen, in sich gestreiften, feinen Seidengewebe. Sie ist gerade geschnitten, fällt weit und lose, ist im Rückenteil wesentlich länger als vorne und hat einen tiefen V-Ausschnitt. Die langen, weiten, tief angesetzten Ärmel sind am Unterärmel und an den Kanten in Kurbeltechnik mit silbernen Kordonettschnüren bestickt (Abb. 8). Die weite Pluderhose, an der der orientalische Einfluß in der albanischen Kleidung am deutlichsten sichtbar wird, ist aus cremefarbener, gazeartiger Bauwolle (Etamine) gefertigt und in der Taille durch ein Fischbeinband (später eingefügt) in der Weite verstellbar. Die Stoffülle wird an den Beinenden durch eine Art Manschette aus cremefarbener Seide zusammengefaßt, welche zwischen 10 und 18 cm breit in Kurbeltechnik und rosa Buntstickerei verziert ist. Neben geometrischen und floralen Mustern erinnern Teile der Stickerei an arabische Schriftzeichen (Abb. 9). Der einfache, lange Unterrock ist leicht ausgestellt geschnitten und besteht aus ecrufarbener, gestärkter Baumwollgaze.

Schärpe und Kopftuch sind aus cremefarbenem Baumwollmull. Die Schärpe, welche um die Taille gebunden gehört, ist an den Enden mit Goldfäden und bunten Seidenfäden bestickt. Um die Stickerei ist die Kante mit einer Klöppelspitze aus Goldfäden besetzt. Das Kopftuch ist mit Blattgold, bunten Seidenfäden (pink, grün, lila), echtem Flitter und Perlen bestickt. Die Stickereien befinden sich an den Tuchenden als Bordüre und in der Mitte des Tuches an der Stirn in Dreiecksform. Dazu gehört noch ein Handtäschchen aus cremefarbenem Wollstoff, welches mit Goldfäden in Legetechnik bestickt ist. Der Henkel besteht aus einer goldfarbenen Kordel, der Metallbügel ist mit Straßsteinen geschmückt. In der Taschenmitte sitzt ein türkisfarbener Schmuckstein.

Marita Bartsch hat eine ähnliche Tracht auf einem ihrer albanischen Aquarelle festgehalten (Abb. 10). Es handelt sich ganz eindeutig um ein städtisches Kostüm, weniger farbenprächtig als die bekannten Trachten verschiedener albanischer Landstriche, aber dafür feiner im Material und kostbarer in der Ausführung. In der Literatur wird dieser Trachtentypus entweder der Stadt Tirana direkt oder aber der Region von Zentralalbanien zugeordnet. In der bereits mehrfach zitierten Lobschrift aus der zogistischen Periode von S. Ronart findet sich eine Abbildung eines Kinderfestes in Tirana, auf welcher die Mädchen genau diese Tracht tragen.[43] In zwei Publikationen, die auf die Arbeiten des albanischen Ethnologen Rrok Zoizi zurückgehen, ist dieser Kleidertypus ebenfalls als charakteristisch für Tirana und die anderen Städte Zentralalbaniens abgebildet.[44] In der Publikation aus dem Jahr 1959 liegt der Abbildung ein Bild des Malers Dhimiter Mborja von 1954 zugrunde. Die Abbildungen des Volkskunstwerkes von 1976 sind nach photographischen Aufnahmen gedruckt, jene von Seite 152 wurde während eines Folklorefestivals, vermutlich jenes des Jahres 1973, aufgenommen. Solche nationalen Festivals zur „unverbildeten

43 Ronart, S. 117.

44 Rrok Zoizi, Dhimiter Mborja: Popular Art in Albania. Costumes, Textiles, Clothing, Works on Metal and Wood, and Houses. (= State University of Tirana, Institute of History and Languages, Section of Ethnology) Tirana 1959, S. 7 und S. 11. Rrok Zojzi, Abaz Dojaka, Hasan Qatipi: Arti Popullor ne Shqiperi. (= Akademia e Shkencave e RP te Shqiperise, Instituti i Historise, Sektori i Etnografise) Tirane 1976, S. 89 und S. 152. Weitere Entsprechungen fänden sich wohl in der meist albanisch- oder französischsprachigen ethnographischen Fachliteratur zur Trachtenforschung, zitiert bei Ali Dhrimo: Bibliographischer Überblick über Forschung und Studium der albanischen Volkskultur. In: Albanien Symposion 1984 (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Heft 3) Kittsee 1986, S. 50.

Erhaltung der Traditionen der Volkskultur bzw. ihrer Erneuerung"[45] fanden in Albanien – ähnlich den Traditionen aller ehemals sozialistischen Länder – in den siebziger und achtziger Jahren alle fünf Jahre statt.

Ein vergleichbares Kostüm trägt ein junges Zigeunermädchen beim Tanz, abgebildet in Bernatziks „Europas vergessenes Land".[46] Der Typus der Tracht ist ähnlich, das Jäckchen allerdings nicht goldstickereiverziert. Nicht zu finden ist diese Tracht erstaunlicherweise in den Publikationen der klassischen volkskundlichen Albanologie, etwa bei Haberlandt oder Nopcsa, welche ansonsten ausführliche Trachtenkapitel enthalten.[47] Es ist zu vermuten, daß es sich bei dem vorliegenden Kostüm um eine städtische Stilisierung folkloristischen Charakters handelt, welche zu dieser Zeit noch nicht im Blickfeld ethnographischer Interessen lag. Es gibt daher auch kein Vergleichsstück zu der gegenständlichen Neuerwerbung in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Das Eingangsinventar verzeichnet für Albanien 304 textile und trachtliche Objekte, eingebracht in den Jahren 1910 bis 1968. Der Löwenanteil daran wurde in den Jahren 1913 bis 1918 inventarisiert und stammt von Haberlandts Studienreise während der Zeit des Ersten Weltkrieges. Es haben jedoch auch andere österreichische Forscher, vor allem der damalige Direktor der anthropologischen Abteilung des k.k. Naturhistorischen Hofmuseums Franz Heger, für das Volkskundemuseum gesammelt.[48]

Die Albaniensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde befindet sich heute in der Obhut des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, welches anläßlich einer Sonderausstellung albanischer Volkskultur 1984[49] auch ein österreichisch-albanisches Symposion veranstaltete.[50] Sie wird ergänzt durch Bestände des Museums für Völkerkunde und des Museums für angewandte Kunst, welches die prunkvollsten Gewänder und Schmuckstücke besitzt. Besonderes Interesse findet dabei immer wieder ein Prunkmantel, der der Frau des

45 Dhrimo, S. 82 – 83.

46 Bernatzik, Abb. 11 und Abb. 50.

47 Haberlandt, a.a.O., S. 102 – 120. Franz Baron Nopcsa: Albanien. Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens. Berlin und Leipzig 1925, S. 155 – 225.

48 Vgl. dazu Felix Schneeweis: Albanien im Spiegel österreichischer Volkskundeforschung. In: Albanien Symposion 1984 (= Kittseer Schriften zur Volkskunde Heft 3) Kittsee 1986, S. 9 – 14.

49 Albanische Volkskultur. Aus dem Institut für Volkskultur der Akademie der Wissenschaften der SVR Albanien. Kittsee 1984.

50 Albanien-Symposion Kittsee 1984. Siehe Anm. 8.

Ali Pasha von Tepelena, Sandschakbey von Janina, zugeschrieben wird. Wenn diese Zuschreibung stimmt, stammt das Stück zumindest aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts[51] und aus einer der Familien der bis 1939 für Albanien maßgebenden Feudalschicht. Das Kostüm der Marita Bartsch aus der unmittelbaren Umgebung der albanischen Königsfamilie ist als Zeugnis des 20. Jahrhunderts aus ebendieser vergangenen Welt zu werten. In den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde nimmt es neben einer „weiblichen Mirditentracht", einem „Malissorenkostüm", neben Trachten aus Shkoder und Umgebung, einem albanischen Knabengewand und vielen weiteren einzelnen Trachtenstücken in Hinkunft eine hervorragende Stellung ein.

Abb. 1: Grabstein für Marita Bartsch in den Kolumbarien des Zentralfriedhofes in Wien. Photo: Margot Schindler

51 Zum Stammbaum der Tepelena vgl. Ekrem Bey Vlora: Lebenserinnerungen. Band II (1912 – 1925). (= Südosteuropäische Arbeiten 67) München 1973, S. 296.

Abb. 2: Paula Winter-Alpenwehr im albanischen Kostüm. Auf dem Originalphoto auf der Rückseite bezeichnet „Zur Erinnerung! In alter Freundschaft und Herzlichkeit P. August 1935“

Abb. 3: Abbildung nach einem handkolorierten Schwarzweißdruck nach einer photographischen Aufnahme vor 1934. Das Bild zeigt die Mutter des albanischen Königs, Sadié, und vier seiner Schwestern, die Prinzessinnen Senié, Myzeqen, Ruhié, Madjidé

Abb. 4: Die schwedische Königsfamilie Bernadotte nach einer Postkarte um 1985

Abb. 5: Abnahme der Parade anläßlich des zehnjährigen Thronjubiläums König Zogs I. am 1. September 1938 auf einer Tribüne. Im Vordergrund sitzend das Königspaar, König Zog I. und Königin Geraldina, dahinter stehend von links nach rechts: Prinz Rohan, Prinzessin Ruhié, Madame Topallaj, Baronin Rühling, Marita Bartsch, Gräfin Marie-Rose Wenckheim, Prinzessin Myzeqen, Adjutant Oberl. Mésare, Prinzessin Madjidé

Abb. 6: König Zog I. und Gräfin Geraldina Apponyi, offizielles Photo der Trauungszeremonie am Standesamt von Tirana am 27. April 1938. Photo: Popi. Postkarte 2930 Kartoleria Haxhi Duda, Tiranë

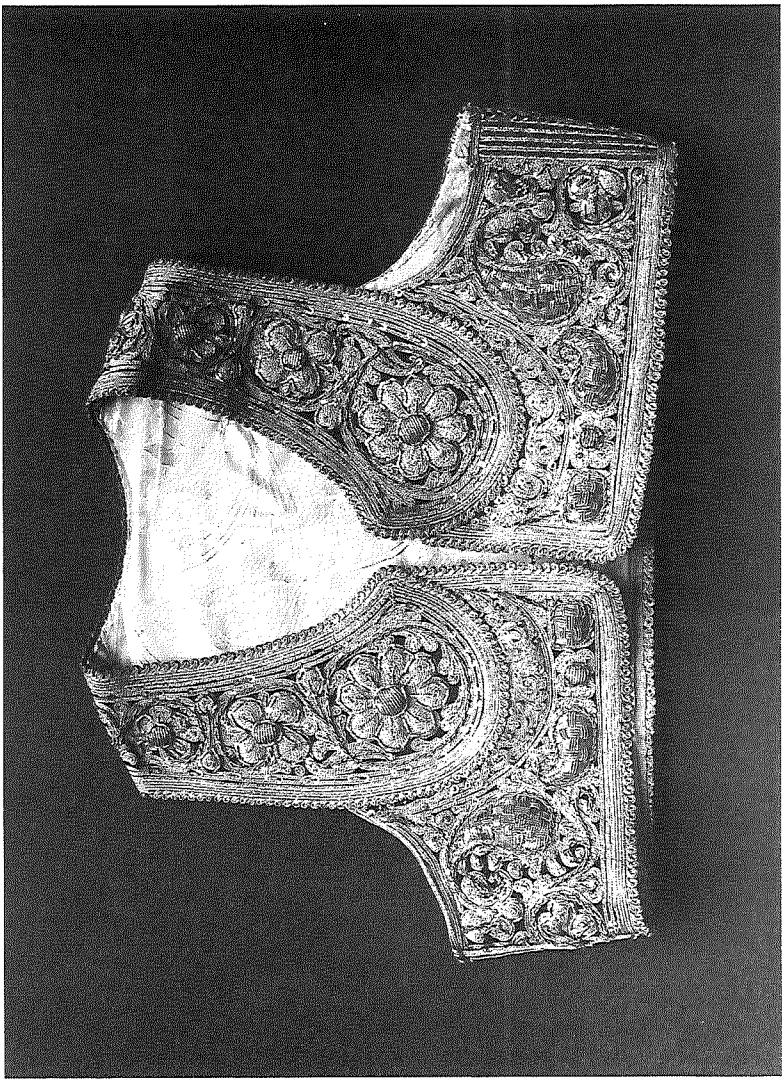


Abb. 7: Ärmelloses Jäckchen eines albanischen Kostüms ÖMV Inv.-Nr. 75.884/001. Photo: Helena Bakaljarová

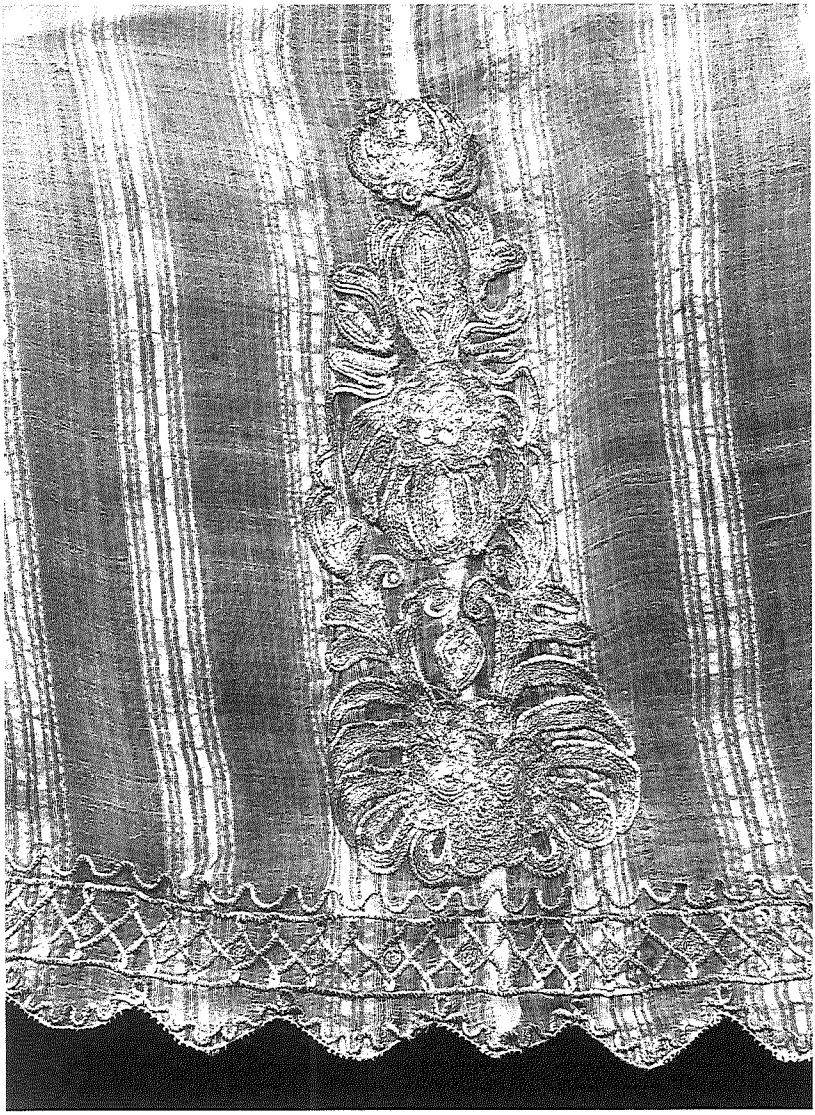


Abb. 8: Ausschnitt eines Ärmels eines albanischen Frauenhemdes
ÖMV. Inv.-Nr. 75.884/002. Photo: Helena Bakaljarová

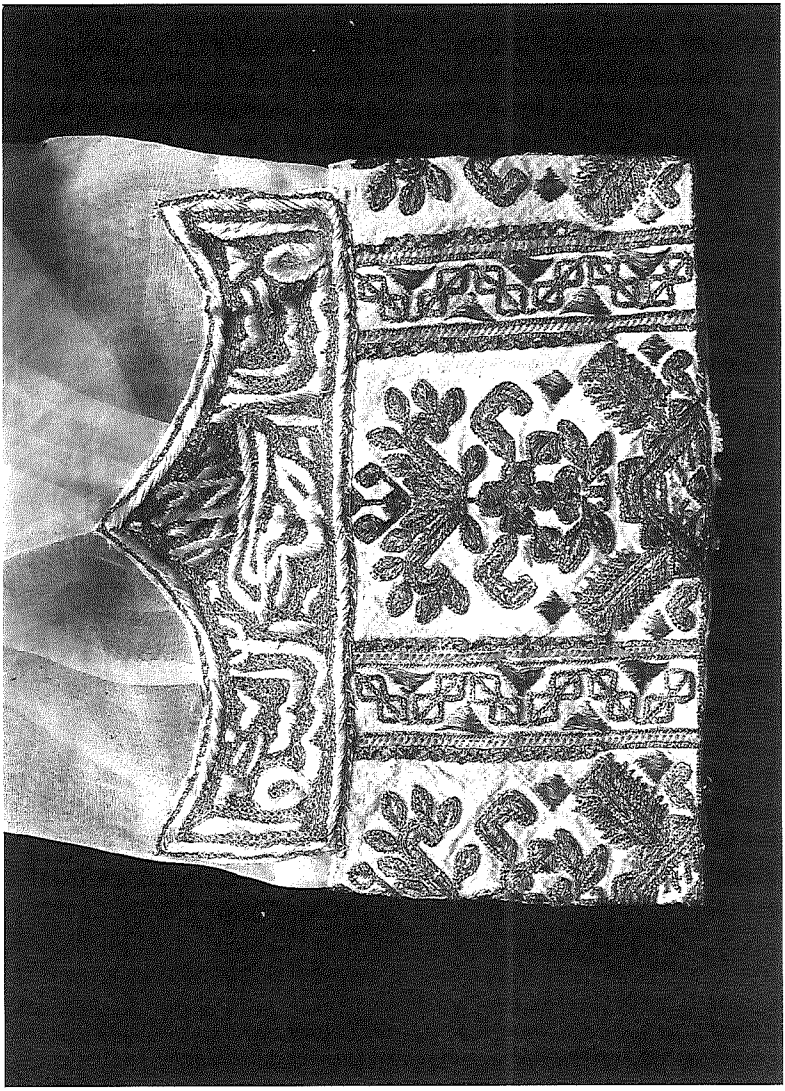


Abb. 9: Fußmanschette einer albanischen Pluderhose ÖMV Inv.-Nr. 75.884/003. Photo: Helena Bakaljarová

Abb. 10: Aquarell: Paar in albanischer Tracht, signiert Bartsch
ÖMV Inv.-Nr. 75.884/010. Photo: Helena Bakaljarová

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 447 – 456*

Bemalte Kästen aus dem Waldviertel

Von Nora Czapka

Begrenzt von der Donau im Süden und dem Manhartsberg im Osten, ist die eigentliche Bezeichnung des nordwestlichen Teiles von Niederösterreich *Viertel ober dem Manhartsberg*. Aufgrund seines reichen Waldbestandes wird diese Region landläufig aber *Waldviertel* genannt. Es handelt sich dabei um eine Landschaft, deren Bodenverhältnisse und eingeschränkte Vegetationszeitdauer eher karge Erträge bedingen. Im Vergleich mit der kulturellen Entwicklung entlang des Donauweges sind bei der Bewertung des Wohnmobiliars die späte Dauerbesiedlung und die dazumals schlechte verkehrsmäßige Erschließung des Waldviertels, neben der rein künstlerischen Betrachtungsweise zu berücksichtigen.

In Bildbänden findet man gelegentlich Ansichten von Waldviertler Bauernhöfen mit stuckverzierten Fassaden, eingebettet in verschneite oder von Nebelschwaden erfüllte Landschaften. Romantischen Impressionen wird gegenüber der wissenschaftlichen Dokumentation der Vorzug gegeben, aber dennoch wird dadurch die ländliche Bausubstanz früherer Generationen festgehalten. Das bemalte ländliche Mobiliar fand in diesen Publikationen bislang kaum Beachtung. Leopold Schmidt befaßte sich ansatzweise mit der wissenschaftlichen Bearbeitung der ländlichen Möbel Niederösterreichs.[1] Dabei wies er in seinen Veröffentlichungen selbst auf den Forschungs- und Dokumentationsrückstand hin. In seinen Werken über das bäuerlich-ländliche Mobiliar findet man nur die Abbildungen der Waldviertler Möbel aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde, mit Ausnahme eines Kastens aus Privatbesitz, der aber wahrscheinlich aus dem Grenzgebiet zum Weinviertel stammt.[2]

Während die bemalten und geschnitzten Möbel einiger anderer Regionen Österreichs intensiv erforscht und dokumentiert wurden,

1 Leopold Schmidt: Volkskunde von Niederösterreich, Bd. 1. Horn 1966; ders.: Farbige Volksmöbel in Niederösterreich. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 36/II (1964) S. 803 – 831.

2 Schmidt: Volkskunde von Niederösterreich (wie Anm. 1), Abb. 59.

vernachlässigte man die Erfassung des Waldviertler Hausrates. Die Erforschung der bemalten Wohnmöbel dieser Region erweist sich heute als mühevoll, da viele Objekte bereits vernichtet oder verkauft worden sind. Eine 1990 durchgeführte Bestandsaufnahme zeigt, daß dennoch eine repräsentative Anzahl bemalter Möbel erhalten geblieben ist, die die Wohnkultur des Waldviertels erkennen läßt.[3]

Zudem existiert eine für die Haus- und Möbelforschung des westlichen und südwestlichen Waldviertels einzigartige Sammlung graphischen Dokumentationsmaterials zur ländlichen Sachkultur.[4] Es wurden vor allem Häuser und eine Vielzahl an Möbeln zeichnerisch aufgenommen. Die Blätter befinden sich in Privatbesitz und konnten 1993 erstmals in einer Ausstellung der Öffentlichkeit präsentiert werden.[5] Es handelt sich dabei um graphische Studien, die größtenteils von Hans Neumüller, einem Zwettler Künstler, und der Wiener Graphikerin Milly Niedenführ stammen und in der Zeit zwischen 1938 und 1943 entstanden sind. Hans Neumüller arbeitete im Auftrag des damaligen Kreisleiters von Zwettl, der mit dieser graphischen Dokumentation von Waldviertler Kulturgut ein *papierenes Museum* schaffen wollte.[6] Weiters blieben Möbelzeichungen aus der Umgebung von Rappottenstein erhalten, die von Helmut Deringer angefertigt worden sind. Die Objekte, welche er in einem Bauernhaus in Roiten dokumentiert hat, sind teilweise noch erhalten und bestätigen so die Authentizität der Abbildungen. Der Künstler Franz Bilko zeichnete im Gebiet des Allentsteiger Truppenübungsplatzes vor allem Bauernhöfe; von dem Salzburger Graphiker Friedrich Stadler blieben einige Möbelstudien erhalten. Da die Blätter mit genauen Angaben der Aufnahmeorte versehen sind, bieten die Bildquellen interessantes Vergleichsmaterial für die noch erhaltenen Stücke in Privatbesitz und in den Museen.

In der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien befinden sich unter dem Hausrat und dem Mobiliar aus dem

3 Nora Czapka: „Bauernmöbel" aus dem niederösterreichischen Waldviertel. Eine Bestandsaufnahme mit besonderer Berücksichtigung der politischen Bezirke Horn, Zwettl und Waidhofen an der Thaya (2 Bde.). Phil. Dipl.-Arb., Wien 1990.

4 Nora Czapka: Volkskundliche Möbelforschung im Waldviertel. Originalobjekte und die Bedeutung von Bildquellen anhand von Studienblättern aus dem Bezirk Zwettl. In: Das Waldviertel, 41 (1992), S. 14 – 25.

5 Nora Czapka: Waldviertler Heimatbilder. Studien zur Sachkultur vor 50 Jahren. Katalog des Österreichischen Museums für Volkskunde. Wien 1993.

6 Ebd., hier besonders S. 12 – 15.

Waldviertel auch mehrere bemalte Kästen aus dieser niederösterreichischen Kleinlandschaft. Diese sind aufgrund ihrer gesicherten Herkunftsangaben für die volkskundliche Möbelforschung von Interesse, da Archive in vielen Regionalmuseen nicht vorhanden sind. Die Kästen lassen den verhältnismäßig schlichten und regional eigenständigen Bemalungsstil mit vielfältigen Malereimotiven erkennen. Beliebt waren gerade, nach oben gebrochene Gesimse, denen jedoch nicht die Bedeutung eines lokalen Charakteristikums zuteil wird, da diese Form auch in anderen Gegenden anzutreffen ist.

In den Inventarbüchern des Museums findet man unter den Eintragungen des Jahres 1939 den ersten Hinweis auf den Erwerb von Waldviertler Möbelstücken. Zuvor war im Jahre 1938 die „Arbeitsgemeinschaft Waldviertel" gegründet worden, zu deren Aufgaben neben anthropologischen Forschungsarbeiten und heimatkundlichen Erhebungen unter anderem auch die Aufsammlung von volkskundlichen Objekten im Entsiedlungsgebiet des heutigen Truppenübungsplatzes Allentsteig gehörte.[7] Vier bemalte Kästen aus den später entsiedelten Ortschaften Kühbach, Äpfelgschwendt, Riegers und Wurmbach kamen damals in das Österreichische Museum für Volkskunde (ÖMV Inv.-Nr. 44.415 – 44.418).

Die Malereimotive und Abmessungen der Kästen sind dabei sehr unterschiedlich. Der zweiteilige Kasten mit nach oben gebrochenem Gesimse aus Riegers ist reich mit floraler und ornamentaler Schablonenmalerei verziert. In die hellen Türfelder sind rote Eckornamente und Blumensträuße gemalt. Die Beine sind pyramidenstumpfförmig, eine Form die im Waldviertel häufig vorkommt, vor allem bei Kästen mit nach oben gebrochenen Gesimsen. Beim Kasten aus Äpfelgschwendt ist das Gesimse ebenfalls derartig gestaltet. Im Giebelfeld ist die Jahreszahl „1822" zu erkennen.[8] Durch seine Konstruktionsform und Malereimotive läßt er sich in eine Gruppe Waldviertler Möbel einordnen, die durch sehr ähnliche Bemalung und Gestalt der einzelnen Objekte gekennzeichnet ist. Alle weisen Blumenvasen und florale Motive von gleicher Art auf den Türfeldern auf. In die Gesimsefelder sind größtenteils stilisierte Bäumchen und die Datierungen

7 Margot Schindler: Wegmüssen. Die Entsiedlung des Raumes Döllersheim (Niederösterreich) 1938 – 1942 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 23). Wien 1988.

8 Leopold Schmidt: Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz. Wien, Hannover 1967, Abb. 103.

gemalt.[9] Die beiden anderen Kästen sind in ihren Abmessungen kleiner und schlichter gestaltet. Beim Kasten aus Wurmbach sind unter der sekundären Furniermalerei und der floralen Türbemalung noch die Spuren der Originalfassung mit Halbkreisüberschneidungen zu erkennen.[10] Daran läßt sich nicht nur der Geschmackswandel, sondern auch die Weiterverwendung alter Möbel erkennen.[11] In ihrem neuen Gewande wurden sie auch von der nächsten Generation benützt. Beim Kasten aus Kühbach dürften bereits Restaurierungsarbeiten vorgenommen worden sein, da die feine Bemalung der Türen und der Seitenwände nicht zur Korpusfront paßt. Zu diesem Kasten gibt es ein Vergleichsbeispiel unter den Blättern des graphischen Dokumentationsmaterials. Friedrich Stadler fertigte in Zwettl eine aquarellierte Skizze eines Kastens an, dessen Motive der oberen Türfelder den Darstellungen des Originalobjektes entsprechen.[12] Die blaue Korpusvorderfront ist beim Bildbeispiel jedoch mit Blütenranken und Vögeln gestaltet. Der Schriftzug der Jahreszahl „1861" ist ebenfalls sehr ähnlich und in roter und weißer Farbe aufgemalt.

1952 wurden von Milly Niedenführ zwei Kästen in Kirchbach bei Großgerungs für das Museum aufgesammelt (ÖMV Inv.-Nr. 49.166 – 167). Der zweitürige Kasten mit geradem Gesimse zeigt im Grund braune Furniermalerei. Die Felder sind mit Halbkreisüberschneidungen in Gelb- und Blautönen bemalt. Der Kasten ist zweitürig und mit abnehmbarem Kranz gearbeitet. Der zweite Kasten ist eintürig und mit geradem Gesimse gefertigt. In das untere Türfeld ist eine klassizistische Vase gemalt, im oberen die Übergabe der Schlüsselgewalt durch Christus an Petrus dargestellt. Die Annahme Leopold Schmidts, daß dieser Kasten aufgrund des religiösen Motives in einem Pfarrhof stand, ist naheliegend.[13] Allerdings konnte bislang nicht eruiert werden, ob der Kasten tatsächlich aus Döllersheim stammt oder doch aus

9 Czapka: „Bauernmöbel" aus dem niederösterreichischen Waldviertel (wie Anm. 3).
10 Schmidt: Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz (wie Anm. 8), Abb. 96.
11 Möbelgeschichten. Geschmack-Restaurierung-Funktion (= Kataloge und Begleitbücher des Hohenloher Freilandmuseums Nr. 7). 1990.
12 Czapka: „Bauernmöbel" aus dem niederösterreichischen Waldviertel (wie Anm. 3), Abb. 135.
13 Schmidt: Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz (wie Anm. 8), Abb. 98.

Kirchbach, wie die Eintragung im Inventarbuch lautet. Die Angaben in den Publikationen Leopold Schmidts divergieren diesbezüglich.[14]

Bekannt sind die Verwendungsorte der nächsten beiden Kästen. An diesen wird auch der Wert der erwähnten Bildquellen aus dem Waldviertel ersichtlich, da die Darstellungen wiederum als Vergleichsmaterial für die möbelkundliche Forschung herangezogen werden können. 1989 kam ein Kasten aus einem bäuerlichen Anwesen bei Wetzles in der Nähe von Weitra in das Museum (Abb. 1). Es handelt sich dabei um einen einteiligen Kasten mit zwei Türen und konkav geschwungenem Gesimse. Schnitzereien zieren die Felder, Eckschrägen und das Gesimsefeld. Das Möbelstück erscheint in seiner Gesamtheit recht bunt. Der Korpusgrund ist in rötlichen, gelben und blauen Streifen angelegt, die Türen sind in verschiedenen Rottönen gestreift. Die Felder der Eckschrägen sind durch Halbkreisüberschneidungen gegliedert. Interessant sind die aufgemalten roten Motive in den blauen Türfeldern. Diese wurden von Karl Spieß erstmals beschrieben.[15] Er bezeichnete sie in seinem Aufsatz als „Krötenmotive". Spieß verglich verschiedene Motive von Waldviertler Kästen, die von Hans Neumüller dokumentiert worden sind.[16] Hans Neumüller verwendete bei der Bildbeschreibung eines ähnlichen Kastens ebenfalls den Terminus „Krötenkasten" und verwies auf die Kröte als Glückssymbol. Milly Niedenführ fertigte für den Aufsatz Detailzeichnungen an. Die Vorlagen dazu sind im Konvolut des Erhebungsmaterials ebenfalls erhalten geblieben (Abb. 3, links). Wenngleich einige der Darstellungen krötenähnlich sind beziehungsweise an Votivkröten erinnern, so ist eine eindeutige Interpretation der Motive bisher nicht möglich. Wachsvotive in Krötenform sind zudem in der Zwettler Gegend nur selten nachweisbar.[17] Möglicherweise handelt es sich demnach nur um abstrakte Formen von Vasen oder Blütenmotiven. Die doppelhenkeligen Vasen mit engem Mundsaum, bauchigem Körper und abgesetzter Standfläche einiger Kästen erinnern an diese Motive.

14 Schmidt: Volkskunde von Niederösterreich (wie Anm. 1).

15 Karl (v.) Spieß: Das Krötenmotiv im Zwettler Kreise. In: Waldviertler Heimat. Krems 1944, Folge 2, S. 9 – 11,

16 Czapka: Waldviertler Heimatbilder (wie Anm. 5).

17 Gustav Gugitz: Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 2: Niederösterreich und Burgenland. Wien 1955; Walter Hirschberg: Frosch und Kröte in Mythos und Brauch. Köln, Graz 1988.

Mittlerweile stieß ich in Kottingnondorf bei Groß-Gerungs auf einen identen Kasten, dessen Erhaltungszustand zwar erheblich schlechter ist, der aber noch an seinem früheren Verwendungsort, einem ursprünglich bäuerlichen Anwesen, steht. Laut Angaben der heutigen Besitzer ist er in der Zwischenzeit als Hühnerstall verwendet worden, wodurch seine Fassung matt wurde und die Malerei teilweise kaum mehr erkennbar ist. Die ausgedienten Stücke wurden oft einer sekundären Verwendung zugeführt und nicht gleich vernichtet. Die Möglichkeiten reichten dabei beispielsweise von der Nutzung als Tierställe oder Futterkisten bis zur Hundehütte.[18] Vielfach wurden sie zerlegt und nur die Bretter verwendet.

Bei den beiden Kästen handelt es sich um zwei gleichartig ausgeführte Objekte. Absolute Gleichstücke habe ich nur noch bei zwei anderen Kästen gefunden. Einer steht im Heimathaus von Waidhofen an der Thaya, der andere befindet sich als Leihgabe des Stiftes Zwettl im Schloßmuseum Gobelsburg.[19] Allerdings gibt es zu diesen Kästen keine genauen Angaben zum Ort ihrer Herstellung oder Verwendung.

1991 wurde der bislang letzte Waldviertler Kasten vom Museum angekauft, welcher ursprünglich in einem Haus in Großpoppen Nr. 22 im Gebiet des heutigen Truppenübungsplatzes stand und von seinen Besitzern im Zuge der Umsiedlung nach Griesbach bei Karlstein mitgenommen worden und später verkauft worden war (Abb. 2). Im Zuge der Nachforschungen für meine Bestandsaufnahme wurde ich auf den Kasten aufmerksam gemacht, dessen spätere Eigentümerin die Aussiedlerfamilie kannte und nähere Herkunftsangaben in Erfahrung bringen konnte. Der Kasten war bereits zur Zeit der vorhergehenden Generation des ursprünglichen Besitzers im Hause. Dieser war mit einer Frau aus Perweis, später ebenfalls im Truppenübungsplatzgebiet gelegen, verheiratet. Ob das Möbelstück vor der Eheschließung schon im Haus, oder von der Frau mitgebracht worden war, konnte nicht mehr eruiert werden. Das Gesimse des floral bemalten Möbelstückes ist nach oben gebrochen, im trapezförmigen Giebelfeld trägt es die Jahreszahl 1848. Die Vorderkanten des zweitürigen Kastens sind abgeschrägt, die Füße sind pyramidenstumpfförmig. Die zweihenkeligen Vasen, die halb dunkel-, halb hellrot sind, entsprechen den Darstellungen auf einer der Bildvorlagen von Hans Neumül-

18 Möbelgeschichten (wie Anm. 11).

19 Czapka: „Bauernmöbel" aus dem niederösterreichischen Waldviertel (wie Anm. 3), hier besonders Abb. 83 und 84 des Katalogteiles.

ler ebenso wie die floralen Sprosse mit roten und blauen Blüten einer anderen Kastenabbildung des Künstlers (Abb. 3, rechts).[20]

Insgesamt besitzt das Österreichische Museum für Volkskunde acht bemalte Kästen aus dem niederösterreichischen Waldviertel. Die Objekte sind künstlerisch wohl schlichter gehalten als etwa die bemalten Möbel aus dem benachbarten Oberösterreich, doch weisen sie regionale Charakteristika bezüglich ihrer Bemalung und der Formen auf. Die ein- und zweitürigen Kästen von unterschiedlicher Größe und Gestaltung zeigen die diversen Bemalungstechniken, wie etwa Furnierimitation und Schablonierung sowie florale und sakral-figurale Malereimotive. An einem Objekt ist auch die Gebräuchlichkeit der Übermalung alter Möbelstücke ersichtlich. Zu einem Kasten des Museums konnte ein identes Gleichstück gefunden werden, ein anderer Kasten läßt sich einer größeren Gruppe von gleich gestalteten und sehr ähnlich bemalten Kästen zuordnen. So gesehen geben die Sammlungsstücke einen guten Überblick über die bemalten Kästen des Waldviertels.

20 Czapka: Bemalte ländliche Möbel im Waldviertel. In: Elementares und Anonymes. Zum Verlust des Selbstverständlichen (= Denkmalpflege in Niederösterreich, Bd. 11). Wien 1993, S. 32 – 34.

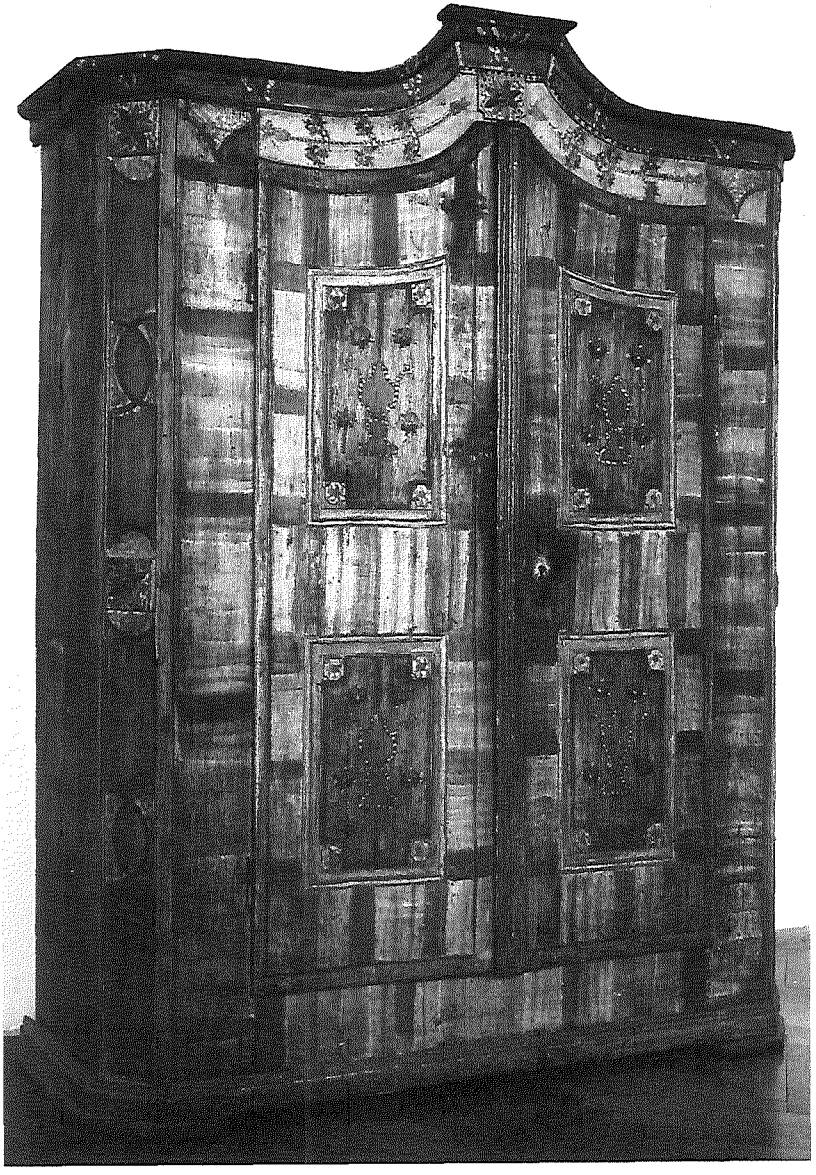


Abb. 1: Kasten aus Wetzles (Aufnahme: Czapka).
185 x 138 x 48 cm (ÖMV 74.765)

Abb. 2: Kasten aus Groß-Poppen (Aufnahme: Czapka).
186 x 131 x 40 cm (ÖMV 75.325)

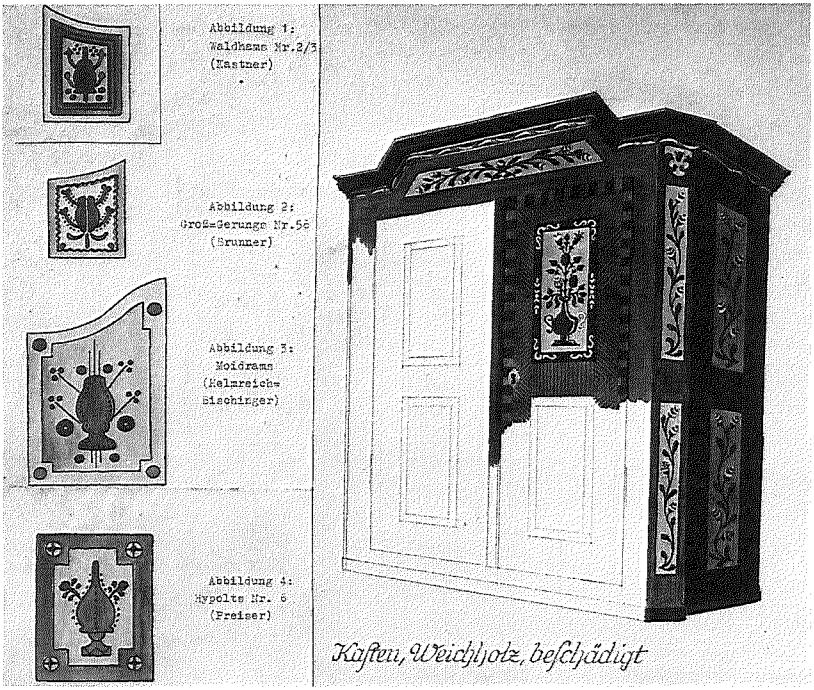


Abb. 3: Skizzenblätter (Privatbesitz)
Links: Motive der Bemalung von Waldviertler Kastentüren
Rechts: Aquarellskizze eines Waldviertler Kastens von Friedrich Stadler
(Aufnahme: Czapka)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 457 – 470*

Bewegliche Bildkugelschreiber
Über eine Sache und die Möglichkeiten, sie anzusehen

Von Bernhard Tschofen

Kein Werkzeug ist selbst dem Ergologen näher als Feder oder Stift. Aber was wissen wir über ihren Gebrauch? Was über all die Fragen, die in der modernen Sachkulturforschung postuliert werden, wie persönliche Aneignung, individueller Umgang oder symbolischer Gebrauch? Vielleicht gerade weil sich die Kulturwissenschaften schwer tun, vom Eigenen zu handeln – außer es betrifft Vergangenes – , war der Alltag forschenden Arbeitens selten ein Thema für sie. Er soll es auch nicht in dieser kleinen Skizze sein, die das Ziel verfolgt, eine spezifische Gattung Schreibgeräte vorzustellen und aus ihrer Betrachtung einige Fragen zum Dinggebrauch und zur Dingbedeutsamkeit abzuleiten.

Auch sollen hier nicht die wirklich alltäglichen Schreibutensilien[1] – dreiviertel der Beiträge in dieser Zeitschrift werden inzwischen auf Personalcomputern abgefaßt – ins Auge gefaßt werden, sondern ein Genre, dessen Funktionen weit über die des eigentlichen Schreibens hinausreichen.[2] Die Rede ist von den in Touristenzentren der ganzen Welt angebotenen bunten Kugelschreibern, in deren hinterer Griffhälfte sich Landestypisches oder sonstwie Originelles in einer öligen Flüssigkeit hin- und herbewegt.

So unterschiedlich wie die Motive sind, so ähnlich ist die äußere Bauart dieser in den letzten drei Jahrzehnten kaum veränderten Pro-

1 Zur sachenbezogenen Schreibkultur zuletzt die beiden Cloppenburger Bände (= Materialien zur Volkskultur – nordwestliches Niedersachsen 16 u. 17) – Elfriede Heinemeyer: Schreibgarnituren aus der Sammlung Kommerzienrat F. Soennecken; Karl-Heinz Ziessow u.a.: Hand-Schrift – Schreib-Werke. Schrift und Schreibkultur im Wandel in regionalen Beispielen des 18. bis 20. Jahrhunderts. beide 1991.

2 Gleichwohl sich freilich – Hermann Bausinger folgend – in einem Bleistift kaum die Welt der Angestellten fassen läßt; vgl. Schlußbemerkungen in: Konrad Köstlin und Hermann Bausinger (Hg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. deutscher Volkskundekongreß in Regensburg 1981 (= Regensburger Schriften zur Volkskunde 1). Regensburg 1983, S. 304f.

dukte der internationalen Souvenirindustrie. Die derzeitige Standardform ist jene des in Dänemark sitzenden Marktführers. Sie verfügt über einen durch Drehen an der Kugelschreiberspitze in Bewegung zu setzenden Vortriebsmechanismus für die Mine und einen am hinteren Ende von einer aufgeschraubten Spitze festgehaltenen Clip aus verchromtem Blech. Nimmt man den dichtverschlossenen Bildteil ungeachtet seines beweglichen Innenlebens als ein Element, so besteht ein solcher Kugelschreiber aus acht Einzelteilen: Einem Minenbehälter (Griffteil), der mit einer drehbaren Spitze verbunden ist und den vorderen Teil des Schreibers ausmacht, einer kurzen Metallmine nebst Kunststoffhalterung mit Schraubgewinde (es findet in der im Inneren fortgesetzten Hülsenspitze ihr Negativ), einem dekorativ zwischen Griff- und Bildteil gesetzten verchromten Ring, dem Bildteil (mit Gewindeverbindung zum Griffteil), dem erwähnten Clip und einem stets in der Farbe des vorderen Teiles gehaltenen Abschluß aus Kunststoff.

Andere Hersteller bieten mehr oder weniger getreue Kopien des dänischen Vorbildes an, von denen solche aus dem italienischen Trentino nicht nur die höchste Ähnlichkeit erzielen, sondern auch die größte Verbreitung besitzen. Chinesische Nachbauten hingegen variieren die Form an der Kugelschreiberspitze, während die gleichfalls, gerade auch in Österreich, weitverbreiteten, in Tschechien produzierten Pendants die verhältnismäßig größte Eigenständigkeit in der Formgebung erkennen lassen. Sie zeichnen sich unter anderem durch einen modifizierten Clip und einen mehr kegelförmigen Abschluß aus, wie sie überhaupt rein äußerlich mehr den Eindruck erwecken, an Formen der fünfziger Jahre angelehnt zu sein. Auch das Innenleben und – besonders augenfällig – Graphik und Druckqualität im Bildteil gehen bei diesen Beispielen eigenständige Wege. Daneben finden sich in den mir zugänglichen Sammlungen noch einige herausragende Exoten, auf die im Folgenden noch einzugehen sein wird.

Nun sollen jedoch technische Feinheiten nicht länger beschäftigen, zumal es erst der Bildteil ist, der den Rohlingen ein individuelles Erscheinungsbild verleiht. Ihn zum Gegenstand einer Ikonographie des Trivialen zu erheben, und nach den Mechanismen zu fragen, welche die Verbindungen aus Bild und Schrift zu einem unverwechselbaren „Schlagbild" machen, ist die Absicht dieser Zeilen. Welches sind also die bevorzugten Inhalte des Genres?

I. Mobilität

Nicht jeder Gegenstand eignet sich gleichermaßen für die Verewigung im Bildkugelschreiber. In Betrachtung eines Pariser Exemplares, das die Mona Lisa im Rahmen vor dem Louvre[3] auf- und abfahren läßt, wird deutlich, wie fremd den Bildkugelschreibern bis vor einigen Jahren Ironisches war. Größtmöglicher Realismus nämlich bestimmte die Auswahl der mobilen Teile des Bildes. Nur was fahren konnte, fuhr auch. So sind es denn meist die unterschiedlichen Gattungen von Fahrzeugen, welche sich vor den Veduten der Städte bewegen; keine alltäglichen freilich, sondern den Bedürfnissen der touristischen Käufer am meisten entsprechende Schiffe, Kutschen oder Seilbahnen. Beides, Fahrzeug und Hintergrund, zielen bei dieser konventionellsten Gattung auf größtmögliche Wiedererkennung. Also wird Stereotypes geboten, wie es sich in der Bilderflut des Andenkenwesens über Jahrzehnte entwickeln konnte: eine Dschunke vor Hong Kongs Skyline, eine Fiakerkutsche vor Schloß Schönbrunn und eine Gondel – und nur diese – vor San Marco oder der Rialtobrücke. Das Gros der in ländlichen und städtischen Destinationen angebotenen Exemplare folgt diesem Schema und setzt ein möglichst typisches Freizeitverkehrsmittel vor eine möglichst unverwechselbare Sehenswürdigkeit. Demensprechend befahren Schiffe die oberitalienischen Seen, die Moldau in Prag, die Themse in London oder den Main bei Würzburg, Standseilbahnen klettern auf die Schloßberge von Graz und Salzburg oder durch die Straßen von San Francisco; in Linz ist die Pöstlingbergbahn zu sehen, in Frankfurt und Miami ein Jumbo-Jet, in Capri ein Kahn, in London ein Doppeldeckerbus; und wieder und wieder trifft man auf Schmalspurbahnen, auf Kutschen und Seilschwebebahnen.

Nun könnte man einwerfen, daß diese Kugelschreiber nichts als die Wirklichkeit abbilden, in der allein aufgrund des bedrängten Platzes erforderlichen komprimierten Form. Und in der Tat verknüpfen sie geschickt die Darstellung erlebnisorientierter Vehikel mit den entsprechenden Ansichten zu einem Andenkenstück mit bleibender Botschaft: „mit dem Aufzug auf den Münchner Fernsehturm gefahren", „mit der Liliputbahn durch den Wiener Prater (im Hintergrund das Riesenrad gesehen)" oder „mit dem Postbus über einen Schweizer

3 Die Glaspyramide des Louvre im Hintergrund weist den Kugelschreiber als Neuerscheinung des Erwerbungsjahres (1989) aus.

Alpenpaß". Wer von solchen Angeboten keinen Gebrauch gemacht hat, dem hilft ein unverwechselbares bewegliches Teil vor lokaler Kulisse später zur eindeutigeren Identifizierung auf den ersten Blick. Denn die Auflösung der Drucke erfordert mitunter genaues Hinsehen, und Geschriebenes findet sich ohnehin meist nur auf der Rückseite. Diese ist also keinesfalls zu vernachlässigen, enthält sie doch oft noch bildliche Konkretisierungen oder sonstwie Emblematisches: Heraldisches, angeglichene Typographie oder überhaupt gängige Logotypen von Orten oder Regionen.

II. Symbolhaftes

Zur besseren Verdeutlichung der sich aus beweglichem Teil, Kulisse und Rückseite ergebenden emblematischen Klimax sei ein in Vaduz erworbenes Exemplar[4] näher vorgestellt. Vor der Kulisse des Rheintales mit Begrenzung durch Fels- und Gletscherberge im Hintergrund fährt ein gelb-roter Panoramabus, hinter Obstbäumen am rechten Bildrand auftauchend, auf das am linken Rand plazierte Schloß Vaduz zu. Damit sind bereits die beiden Pole ins Bild gesetzt, zwischen denen sich auch die Detailinformationen der Rückseite bewegen: Kultur beziehungsweise Geschichte (Schloß) und Natur (zwischen Lieblichkeit und alpinem Charakter). Am Revers nun sind neben dem Schriftzug „Vaduz" (in handschriftartiger Bewegtheit) „Liechtenstein" (in Kapitalen aus einer Futura gesetzt) noch drei weitere bildliche Darstellungen zu sehen. Es sind dies außen links eine Ansicht von Vaduz mit Landtag und Pfarrkirche (das „Städtische") und außen rechts der Postkartenblick auf einen malerischen Winkel mit Dorfbrunnen und Traditionsarchitektur in einer der Berggemeinden (das „Ländliche"). Soweit ist die Botschaft klar, und sie hält sich auch an die Klammer am Avers. Dazu tritt jetzt aber noch eine dritte Abbildung, die zwei auf jeden Fall mit dem Fürstentum zu assoziierende Spezifika mitein-

4 Erworben 1989, der graphischen Gestaltung und Motivwahl nach zu schließen aber wohl in die sechziger Jahre zu datieren. Eine genaue Bestimmung ist oft nahezu unmöglich, weil mitunter ältere Druckvorlagen für die Produktion herangezogen werden. So zeigt etwa ein 1991 neuaufgelegter Bildkugelschreiber aus Schruns beharrlich eine seit drei Jahrzehnten durch eine Kabinenbahn ersetzte Einersesselbahn vor der noch nahezu unverbauten Ortskulisse. Ein gewisses Revival der letzten Jahre hat manchen Hersteller wohl tief in die Archive greifen lassen.

ander verknüpft: Philatelie und Kunst. Sie zeigt nicht irgendeine Briefmarke mit Poststempel „Vaduz (Liechtenstein)", sondern eine Umsetzung des wohl populärsten Gemäldes aus den fürstlichen Kunstsammlungen, nämlich von Peter Paul Rubens' „Bildnis eines Mädchens". Daß gerade dieses, innerhalb des Liechtensteiner Rubensbestandes nicht nur vom Format her unauffällige Bild zu solcher Abzeichenfunktion gelangen konnte, scheint mit dem kaum zu leugnenden ‚Kindcheneffekt' zusammenzuhängen.

Unmißverständlich verdichtet das Vaduzer Exemplar die Landessymbole zur durchschlagenden Botschaft. Ähnliche Häufungen sind nicht selten, so etwa bei einem „Souvenir di Firenze", das Michelangelos David vor eine Belvedere-Perspektive auf Dom und Palazzo Vecchio setzt und am Revers noch einmal Dom und Brücke en detail ins Bild rückt. So auch bei einem Innsbrucker Exemplar (tanzendes Trachtenpaar nebst Enzian und Edelweiß vor Altstadt mit Goldenem Dachl am Avers und Mariensäule mit Patscherkofel im Hintergrund und Tiroler Adler am Revers) oder einem „The sound of music"-Stück aus Salzburg (mit der Trappfamilie vor der Festung beziehungsweise den „sound of music"-Schauplätzen Dom und Maria Plain).

III. Staffage

Es bevölkern allerdings diese Kugelschreiber neben Flugzeugen Fähren und Fiakern, neben Segelbooten, Schrägaufzügen und Straßenbahnen auch allerlei lebende Wesen, zwei- und vierbeinige und lange nicht immer so leicht zu lesen wie die singenden Trapps. Meistens sind es Trachtenleute, junge Frauen (Schwarzwald, mit Bollenhut) oder Paare (Bretagne, Salzburg, Tirol), die den Kugelschreibern Lokalkolorit verleihen und damit einen Mechanismus in Gang setzen, der die Volkskunde in den letzten Jahren mehr denn je beschäftigt hat[5]. Während also solche Trachtenstaffage zuallererst die Aufgabe hat, die von Volkstrachten verkörperten Werte auf Städte und Landschaften zu übertragen, erscheint bei einer anderen Gruppe der touristische Betrachter selbst im Bild. So etwa bei zwei Exemplaren

5 Demnächst etwa Ulrike Kammerhofer-Ackermann, Alma Skope und Walburga Haas (Hg.): Trachten nicht für jedermann. Heimatideologie und Festspieltourismus dargestellt am Kleidungsverhalten von 1920 bis 1938 in Salzburg (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde 6). Salzburg 1993.

aus Parma und Mailand, wo eine staunende Reisegruppe und ein schlenderndes Paar über den Domplatz geschickt werden. Dem Fremden interessant zu erscheinen, auch das ist ein Qualitätsmerkmal, das zum Stereotyp taugt; „vielbesucht" lautete das unausgesprochene Adjektiv.

Dahingegen spielt die gerade in den Alpenländern verbreitete Staffage aus Kühen[6] – mobil oder am Bildrand stehend – mehr mit den Assoziationen, auf die auch Trachtliches zielt: „natürlich", „heimelig" und „dörflich-intakt". Es erzählen also diese Bildkugelschreiber viel über die Eigenwahrnehmung der bereisten Regionen, aber auch über die Vorstellungen, die man sich an den Destinationen von den Erwartungshaltungen der Touristen macht. Daran mag es liegen, daß die meisten Exemplare mit großer Treffsicherheit voraussehbar Typisches bringen und den engeren Kanon der Sehenswürdigkeiten kaum verlassen. Wen würde es überraschen, bei einem Bildkugelschreiber aus Neuschwanstein oder von Schloß Solitude einen Schwan durch die Bildfläche ziehen zu sehen? Wen, die kapitolinische Wölfin vor dem Kollosseum und bei einem Berliner Stück den Bären, das domestizierte Wappentier den Alexanderplatz kreuzen zu sehen? Ein Känguruh hat gar – bei einem Kugelschreiber ohne nähere Ortsangabe – den ganzen australischen Kontinent zu vertreten. Wie sonst könnte das möglich sein, fragt man sich angesichts der Deckungsgleichheit von touristischen Bedürfnissen und einheimischen Autostereotypen immer wieder?

Etwas mutiger zeigen sich mitunter südeuropäische Exemplare, vor allem in Bezug auf das Numinose. Wenn der Heilige Franz von Assisi, sich nach der Legende mit einem Reh unterhaltend, die Kulisse von Santa Croce belebt und das Gnadenbild von Maria Schnee, die „Virgen de las Nieves" von La Palma, durch die Landschaft huscht, dann darf man dahinter wohl ein ungestörteres Verhältnis zum Sakralen vermuten. Was „möglich" ist und was nicht, wann und wo, ist auch bei Betrachtung von Bildkugelschreibern eine hilfreiche Frage. Mona Lisa wäre, um auf ein früheres Beispiel zurückzukommen, vor wenigen Jahren wohl kaum möglich gewesen; genausowenig wie ein

6 Es fehlt für Österreich leider noch eine Untersuchung, wie sie in der Schweiz durch das Nationale Forschungsprogramm „Kulturelle Vielfalt und nationale Identität" angeregt worden ist: Kathrin Oester: Die Schweizer-Kuh. Ihre zeichen- und symbolhafte Bedeutung in der Industriekultur. Nationales Forschungsprogramm 21/Reihe: Kurzfassungen der Projekte. Basel 1991.

amerikanisches Exemplar, das bei Bewegung den Vulkanausbruch vom „Mount Saint Helen" wiederholt und damit – ganz singulär – als Andenken an eine Naturkatastrophe fungiert.

IV. Geschlecht

Hingegen kann eine andere Gattung, die allein schon durch das Technische eine Sonderstellung einnimmt, auf eine zumindest bis in die fünfziger Jahre reichende Tradition zurückblicken. Bei dieser schiebt sich eine tintenartige, schwarze Flüssigkeit zwischen hauchdünn verschobene Schablonen meist weiblicher Akte und läßt so die Hüllen fallen oder steigen – je nachdem wie man das Stück gerade hält. „Striptease-Kuli" lautet der umgangsspachliche Terminus für diese mehr als Jux-Erotica denn als Andenken an bestimmte Orte gedachten Produkte. Demenstsprechend finden sie sich nicht nur im Angebot von Kiosks und Andenkenläden, sondern auch im Repertoire des einschlägigen Versandhandels zwischen Stripteasegläsern und Spielkarten für den Herrenabend. Die mir zugänglichen Exemplare zeigen eines sehr schön, den Wandel der Körperideale und der Moden.

Zwei Vergleichsstücke, das eine in die frühen siebziger, das andere in die achtziger Jahre zu datieren, und beide mit Abbildungen derselben beiden Frauenakte, sind im angezogenen Zustand nicht als Gleichstücke zu erkennen. Das liegt daran, daß bei letzterem die Badeanzüge der Mode angepaßt wurden und nunmehr die über das Gesäß reichenden vergleichsweise tiefgeschnittenen Einteiler solchen mit hohen, über die Hüfte reichenden Beinausschnitten weichen mußten. Der Effekt ist eine völlige Veränderung der Silhouette; aber bei genauerem Hinsehen scheint doch etwas nicht zu stimmen. Unsere Sehgewohnheiten stoßen sich an den so gar nicht zum Outfit passen wollenden Frisuren, an der Augenkosmetik und nicht zuletzt am gesamten Habitus. Das ist, um in einer Metapher zu sprechen, viel zu sehr der Typ Frau, wie er im „Weißen Hai" den Strand bevölkert, und hat mit den Aerobic-Gestalten aus „Dirty Dancing" kaum etwas gemein.

Allein die beweglichen Hüllen lassen einmal die Brüste klein und die Taille breit erscheinen; ein andermal die Beine mächtig lang, den Busen größer und die Taille schmal. Der männliche Körper auf den lange nicht so verbreiteten Pendants desselben Herstellers erscheint dahinge-

gen als viel weniger vom Auge geformt. Zeitlos sind nicht nur die biederen Badehosen, sondern – sieht man einmal von den mächtigen Koteletten ab – auch die Gesamtgestalten. Eine modernisierte Version dieses Kugelschreibers ist mir jedenfalls bis heute nicht begegnet.

V. Geschichte

Mit Sicherheit kennt die Kleidungsforschung in dieser Angelegenheit bessere Quellen, und wer sich heute mit der Geschichte von Körperbildern beschäftigt, wird zunächst auch nicht auf Bildkugelschreiber zurückgreifen. Dennoch macht gerade diese Gattung deutlich, wie unbemerkt Dinge des Alltags – auch die entlegensten – ihre Geschichtlichkeit besitzen. Das sieht man an den Neuauflagen älterer Motive aus Mitteleuropa genauso wie an den spärlichen Stücken aus dem ehemaligen Ostblock mit ihrer gänzlich fremden Warenästhetik.

Daß Historisches selbst zum Gegenstand wird, bildet eher die Ausnahme. Ein 1989 in Paris zum „Bicentenaire" erschienener Kugelschreiber mit der auf die Bastille losstürmenden Volksmenge lehnt sich in der Gestaltung denn auch stark an die Historienmalerei und ihre Wiederholung in der populären Druckgraphik an. Der abstrahierte Kopf eines Revolutionärs mit Jakobinermütze und weit aufgesperrtem Mund, wie aus Delacroix' berühmtem retrospektiven Gemälde der „Freiheit auf den Barrikaden", und die Tricolore ermöglichen auch Nichtfranzosen die richtige Dechiffrierung des Inhalts.

„Schon historisch", um dem seit dem Herbst 1989 vielzitierten Diktum zu folgen, ist ein Westberliner Kugelschreiber, der ein Stück des stets leicht makaberen Mauer-Tourismus zum Inhalt hat und einen Omnibus vor einer Ansammlung Berliner Highlights – vom Funkturm über Gedächtniskirche und Luftbrückendenkmal bis zum Brandenburger Tor – gerade den „Checkpoint Charly" passieren läßt. Klein aber deutlich trägt eine am Straßenrand postierte Warntafel den Hinweis „Achtung! Sie verlassen West Berlin/You Are Now Leaving British Sector" – ein Andenken an das leichte Gruseln, das so viele beim Grenzübertritt in die ehemalige DDR zu verspüren glaubten. Diesen Kugelschreiber verkauften die Händler an den Übergängen auch noch, als die Mauer längst gefallen und ihre Überreste zusammen mit Relikten der NVA (Nationalen Volksarmee) den Souvenirhandel am Potsdamer Platz florieren ließen. Zu dieser Zeit, im Früh-

jahr, Sommer 1990, hatte ihm aber bereits ein Modell den Rang abgelaufen, welches ganz konkret den historischen 9. November zum Sujet nahm und personenreich und in stark bewegter Manier die Freudenfeste an der Mauer ins Bild setzte: Mit Werkzeugen ausgerüstet sieht man eine Gruppe von Mauerspechten gerade zum Sturm auf die Mauer ansetzen.

VI. Massenkultur und die Kultur des Notbehelfs

Wirklich aktuell sind die angebotenen Bildkugelschreiber alles in allem selten, und ein Ereignisbezug wie bei dem Berliner Beispiel bildet tatsächlich die große Ausnahme. Wohl auch weil das kollektive Gedächtnis Erinnerbares letztlich an Orte und Symbole knüpft, dominieren lokale Andenken traditioneller Manier. Erst in den letzten Jahren distanzieren sich einzelne Exemplare von der Ansichtskarten- und Schneekugelästhetik[7] und experimentieren mit modischem Styling. Der Pariser Technologiepark „La Vilette" präsentiert sich auf einem Kugelschreiber im nüchternen Weltraumdesign, während ein naiv-lieb gemaltes Mädchen mit Hund zu einem Spaziergang durch ein „Paris magique" in art-brut-Manier einlädt.

Die Abhängigkeit von kulturindustriell bestätigten Kanons zeigt sich naturgemäß am meisten bei Exemplaren mit Comic-Motiven, die – in der gesamten westlichen Welt – in selber Ausführung zu erwerben sind. Einige davon tragen sogar das Markenzeichen der „Walt Disney Productions", andere setzen – ob mit oder ohne Lizenzrecht – zumindest auf den Bekanntheitsgrad der Disney-Figuren. Mickey- und Mini-Mouse, Dagobert und Donald Duck sowie Goofy sind in den unterschiedlichsten Ausführungen zu haben, etwa mit zusätzlich in der Flüssigkeit befindlichem Glitter und auch in von den Standardformaten abweichenden Größen.[8]

7 Anders als Bildkugelschreiber waren Schneekugeln bereits Gegenstand mehrerer Essays und Monographien – etwa Juliane Seger: Schneekugeln. Bunte Welt im Glas. Hannover 1985 oder Heiner Boehncke: Schneekugeln. In: ders. und Klaus Bergmann: Die Galerie der kleinen Dinge. Kleines kulturgeschichtliches ABC alltäglicher Gegenstände im Haffmans Verlag. Zürich 1988, S. 191 – 193. Vgl. in demselben, freilich viele Chancen verspielenden Band auch die Stichworte Bleistift und Füllfeder.

8 Bei den meisten beweglichen Comic-Schreibern bewegen sich die Figürchen ohne Hintergründe frei in der Flüssigkeitsröhre – ein Prinzip, das seit einigen

Aus Polen existiert ein 1988 erworbenes Exemplar mit feststehender Mine, das sich ganz offensichtlich an diesen westlichen Vorbildern orientiert, aber reichlich improvisiert wirkt. Hinter mattem Plexiglas bewegt sich in der Flüssigkeit eine geradezu armselig wirkende Mickey Mouse: Farbenblaß und mit viel zu kleinen Ohren. Man sieht dem ganzen Kugelschreiber an, daß da versucht worden ist, mit billigsten Mitteln und Bastlerprinzipien ein Vorbild zu imitieren. Besondere Schwierigkeiten scheint den Produzenten die Abdichtung der Röhre bereitet zu haben; sie geschah letztlich wohl unter Zuhilfenahme einer offenen Flamme durch Verschmelzen des Kunststoffes. Die Mine wurde gleich in diesen Kunststoffbatzen mit hineingesteckt. Was dieser Bildkugelschreiber schonungslos vor Augen führt, ist der unterschiedliche Tauschwert ein und derselben Ware in den beiden Systemen: In den Händen eines Sammlers wird er sich freilich schlagartig ändern.

Inzwischen scheinen Bildkugelschreiber, wenn auch in recht bescheidenem Umfang, von der Werbeindustrie entdeckt worden zu sein. Selbst dabei dominieren die traditionellen und naheliegenden Motive: Fährgesellschaften werben etwa mit ihrer Flotte, und die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" ebenso. Aber auch ein properer Laufschuh zieht für einen amerikanischen Hersteller werbend durch das Bild, sprich die Skyline von Miami-Beach. Letzteres Beispiel mag ein Beleg dafür sein, daß es für bestimmte Produkte – besser: für Produkte, die ihre Zielgruppe in bestimmten Milieus haben – kein Problem (mehr) darstellt, sich eines Werbeträgers mit traditionellerweise nachgesagtem schlechten Geschmack zu bedienen. In eben dieses Segment zielen auch die aktuellen Übertragungen, tendenziell mehr in das Umfeld der seit den achtziger Jahren auch in Mitteleuropa erfolgreich expandierenden Geschenk- und Nonsens-Läden gehörend. Dort sind inzwischen neben übergroßen Kugelschreibermodellen mit viel Glitterwerk auch Zahnbürsten zu haben, in deren Griffteil etwa roter Sand und – zwar kleine aber veritable – Muscheln hin- und herschwappen. Sie konkurrieren mit offensichtlich vom dänischen Marktführer zwecks Diversifizierung eingeführten Zahnbürsten mit Kugelschreibergriffteilen und identen, also mehr konventionellen Motiven: In Frankfurt am Main etwa ein Flugzeug oder in Zermatt die Hörnligratbahn.

Jahren auch auf vor allem in Tirol erhältlichen Exemplaren mit kleinen Trachtenfigürchen übertragen worden ist.

VII. Valorisierungen

Wer also, die Frage ist schon angeschnitten, kauft Bildkugelschreiber? An dieser Stelle ist es wohl angebracht, die eigenen Interessen am Gegenstand zu deklarieren: Ich sammle seit etwa fünf Jahren mehr oder weniger leidenschaftlich Bildkugelschreiber und habe das auch etlichen Leuten, Freunden, Verwandten, Bekannten und Korrespondenzpartnern[9] kundgetan. Zwei Freundinnen (bei einer dritten ließ das Interesse mit den Jahren etwas nach) begleiteten mich dabei: Mitbringsel waren die Regel, Dubletten[10] verpönt. Inzwischen ist der Kreis der Zuträger gewachsen, sodaß sich das eigene Engagement auf die Ansteuerung einschlägiger Handelsgeschäfte auf Reisen beschränkt. Zu behaupten, man hätte von allem Anfang an ein gewisses wissenschaftliches Interesse an der Sache gehegt, wäre übertrieben, doch die Idee, einmal eine Ausstellung und einen Katalog der gesammelten Stücke vorzubereiten, tauchte bereits sehr früh auf. Bisher fand sich dazu noch keine Gelegenheit. Wir gingen und gehen aber stets von der mit Begeisterung verfochtenen Annahme aus, daß einerseits jedes Stück für sich, andererseits auch der Querschnitt des Gesammelten über Weltbilder zu erzählen vermag. Schon die ersten Sammelstücke, Andenken von eigenen Urlaubsfahrten, legten nahe, aus den Kugelschreibern aufschlußreiche Botschaften – etwa über die Fremd- und Selbstbilder der Touristenorte und -regionen – herauslesen zu können. Und dies gerade, weil es sich um eine stets nur leicht abgewandelte Variante ein und derselben Sache, um eine individualisierte Massenware, handelt.

Über die Rezipienten des Genres wissen wir nach wie vor wenig. Mit Sicherheit ist einzuräumen, daß Zufallskäufer einen gewissen Prozentsatz ausmachen, Leute, die schnell am Bahnhof oder in einem Souvenirgeschäft einen Kugelschreiber erwerben, um ein paar Postkarten zu schreiben, die sich – Spekulation – von den Motiven spontan angesprochen fühlen und denen die Preisdifferenz[11] zu einem

9 Etwa vermittels einer 1990 angefertigten Stampiglie „SAMMLE BEWEGLICHE BILDKUGELSCHREIBER".

10 Über das Insistieren des Sammlers auf Unikaten vgl. Jean Baudrillard: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt am Main/New York 1991, S. 117 – 122 (frz. Originalausgabe Paris 1968).

11 Zur Zeit ist für einen Bildkugelschreiber mit Andenkenmotiv zwischen 2.000,– Lire und 5,– SFr zu bezahlen, der durchschnittliche Preis in Österreich bewegt sich bei etwa 35,– öS.

‚normalen' Schreiber zu unerheblich ist. Daneben ist wohl mit Gelegenheitssammlern zu rechnen, die bereits das eine oder andere Stück zuhause liegen haben, die vielleicht genauso da und dort eine Schneekugel oder ähnliches erwerben, um sich selbst oder anderen eine kleine Freude zu bereiten. Daß Kunden gezielt nach Bildkugelschreibern fragen[12], bildet nach Auskunft einschlägiger Wiener Geschäfte die Ausnahme; die meisten werden erworben, wenn sie in ihrem stummen Verkäufer aus Pappe kurzfristig die Aufmerksamkeit der Kunden erwecken.

Es ist bestimmt nicht falsch anzunehmen, daß die hier zur Debatte stehenden Schreibwerkzeuge nicht des Schreibens wegen erworben werden. Wert und Funktion liegen in einer anderen Sphäre, in einer Sphäre, in der auch die Valorisierungsmechanismen privater und musealer Sammlungen zu suchen sind. „Das reine, seiner Funktion enthobene, aus dem Gebrauch gezogene Objekt [erhält] einen rein subjektiven Status: Es wird Objekt einer Sammlung. Es hört auf, Teppich, Tisch, Kompaß oder Nippsache zu sein, und wird ‚Objekt'. Ein ‚schönes Objekt' wird der Sammler sagen, und nicht"[13] ein ‚schöner Kugelschreiber'. Das schließt freilich nicht aus, damit auch zu schreiben, wie überhaupt wohl die meisten Sammler von Gegenständen der rezenten und jüngeren Alltagskultur ihre Objekte auch gelegentlich in Gebrauch nehmen. Vielleicht, weil man weniger Gefahr läuft, zur Sparte der angeblich manischen Sammler gezählt zu werden, wenn man gelegentlich sein Fünfziger-Teeservice aus dem Vitrinenschrank holt oder gar eines seiner Grammophone in Betrieb setzt.

VIII. Roy Black und die Geschwister Pfister

Doch hier ist auch noch einmal auf einen Punkt zurückzukommen, der weiter oben bereits als Kult um den schlechten Geschmack angesprochen worden ist und der so etwas darstellt wie eine ironische Distinktivität. Die Museen der Alltagskultur kennen diese nicht wirklich. Auch wenn überall von „Brechungen" die Rede ist, setzen sie

12 Dies gestaltet sich allein schon wegen der fehlenden Terminologie als schwierig und ist eigentlich nur unter Rückgriff auf umschreibende Relativsätze zu bewerkstelligen. Im österreichischen Souvenirgroßhandel firmieren sie als ‚Bildkugelschreiber' oder als ‚Kugelschreiber mit Laufbild'.

13 Baudrillard, wie Anm. 10, S. 111.

vielmehr auf die Dignität selbst der banalsten Gegenstände und verbauen sich und ihren Besuchern immer häufiger den Blick auf alle jenseits des Musealen liegenden Werte des Gegenstands. Dieses grundsätzliche Dilemma kulturhistorisch orientierter Museen hängt mit einem – freilich zu teilenden – Wissenschaftsethos zusammen, das sich die Offenlegung des Musealitätsprinzips zur obersten Pflicht macht. Konrad Köstlin hat in einem kleinen Essay gezeigt, wie die florierenden Flohmärkte der letzten Jahre zunehmend beginnen, eine von den Museen schlecht bediente Lücke zu füllen, wie die Nachfrage nach authentischem Erleben von Historischem sich immer mehr auf die Beschäftigung mit Trödel verlegt.[14]

Dieser kleine Exkurs in die erweiterte Museumsdebatte soll hier freilich nur als Kontrastfolie dienen für den Versuch, die gegenwärtige Attraktivität einer Sache von der Art eines Bildkugelschreibers zu umkreisen. Es ist wahrscheinlich nicht falsch, sie in der Unernsthaftigkeit des mit ihr verbundenen alltagsästhetischen Erlebens zu suchen. Und sie hängt wahrscheinlich mit der Möglichkeit zusammen, sie „einfach schön" und „schön kitschig" zugleich zu finden, mit der Möglichkeit letztlich, ihr in derselben Weise zu begegnen wie, sagen wir, dem deutschen Schlager. Diese spielerisch gehandhabte Vieldeutigkeit, nach Gerhard Schulze das herausragende Merkmal der „Erlebnisgesellschaft"[15], scheint mir die neue und vielfältige Begeisterung für alles nicht wirklich Distinktionable zu erklären. Die Schwierigkeit für das Individuum steckt dabei im richtigen Beherrschen der Codes.

Ob man sich nun bewußt unmodisch kleidet, mit Begeisterung den „Melodien fürs Herz" der mit großem Erfolg durch die deutschsprachigen Länder tourenden „Geschwister Pfister"[16] lauscht, sich zum Anwalt für das Andenken an Roy Black macht, sich auf Flohmärkten nach Dingen umsieht, von denen man selbst nicht weiß, ob sie nicht eigentlich „unmöglich" sind, oder eben Bildkugelschreiber sammelt, man muß sich an die Spielregeln halten. Wer nämlich darauf vergißt, die ironische Distanz zu signalisieren, kann sich allzu leicht selbst

14 Konrad Köstlin: Flohmarkt. In: Wörter – Sachen – Sinne. Eine kleine volkskundliche Enzyklopädie. Gottfried Korff zum Fünfzigsten (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 9). Tübingen 1992, S. 59 – 62.

15 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main/New York ^{3}1992.

16 Lilo, die älteste der vier Zermatter Waisenkinder, sammelt außerdem wirklich „Guggezitli" (Kuckucksuhren). Interview des Verfassers am 28. März 1993.

„unmöglich" machen. Wie anders wäre sonst die Kritik zu verstehen, die dem Abschlußfest des diesjährigen Steirischen Herbstes „Große Gefühle" galt? Da wurde doch tatsächlich moniert, daß es sich für ein Avantgarde-Festival nicht schicke, so „ganz unreflektiert und ohne die nötigen Brechungen" mit Schlagermelodien zu feiern.[17]

Paradoxerweise verfolgen wir, die wir uns von der totalen Beliebigkeit umgeben wähnen, mit großer Aufmerksamkeit, ob auch tatsächlich „alles stimmt" und ob nicht etwa auf ein Augenzwinkern vergessen wurde. Das ist letztlich der Kern aller Gespräche über Kunst und Kultur und entscheidet darüber, ob wir die Botschaften in Malerei, Film oder Literatur als aktuell oder abgegriffen, als glatt, bemüht oder anprechend empfinden. In der Wissenschaft aber scheinen andere Maßstäbe zu gelten. Wo das Herzblut fehlt, wird schon Relevanz vermutet, und wo Abgelegenes thematisiert wird, entsteht schnell Rechtfertigungsdruck: Man muß – auch als Volkskundler – seinen Gegenstand nicht mögen, aber man kann.

17 Zu dem zweifelhaften Essay gleichen Namens des Grazer Philosophen Peter Strasser mag man stehen wie man will – Peter Strasser: Große Gefühle – ein herbstessay. Salzburg 1993.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 471 – 495*

Ledermythen
Materialien zu einer Ikonographie der schwarzen Lederjacke

Von Nicola Lepp

Im Spätsommer diesen Jahres veranstaltete das Stuttgarter Kolping-Haus im Rahmen seiner Jugendarbeit eine Art professionellen Kleiderflohmarkt. Im Angebot waren vornehmlich und massenhaft verwaschene und zerrissene Levis 501-Jeans, flankiert von ein paar Kleidern und Accessoires aus den siebziger Jahren. Als potentielle Käufer hatten sich zahlreiche Jugendliche zwischen vierzehn und achtzehn eingefunden, die fast ausnahmslos in schwarze Lederjacken gekleidet waren. Den aufmerksamen Beobachter, dessen Blick sich vielleicht noch am offensiven Protestgebaren früherer Jugendbewegungen geschult hatte, – als die Risse in der Jeans noch erarbeitet und die Lederjacken noch in wilder Ornamentik daherkamen –, mag die Situation enttäuscht haben. Jedoch soll hier weniger von der Kommerzialisierung des jugendlichen Rebellenhabitus selbst die Rede sein, an der nun offenbar auch die katholische Kirche mitstrickt, als davon, warum sie sich als so erfolgreich erweist. Denn trotz der Allgegenwart der schwarzen Lederjacke im gegenwärtigen Kleideralltag, die zweifellos eine Verwässerung ihrer traditionalen Bedeutungsgehalte mit sich bringt, scheint sie weiterhin für die Artikulation spezifisch jugendlicher Wertsysteme prädestiniert zu sein.

Blickt man zurück, hat die schwarze Lederjacke in der Kleidersprache jugendlicher Subkulturen stets ein exponiertes Dasein geführt: in der Halbstarkenbewegung wie in der Rockerkultur und schließlich den expressiven Jugendstilen der siebziger und beginnenden achtziger Jahre. Aber nicht nur den Punks, den Rockern oder den Rockabilly Rebels, auch dem politisierten Hausbesetzermilieu und den Autonomen und darüber hinaus einer sich nur noch vage in der Tradition der 68er definierenden jungen, individualisierten Generation wurde die Lederjacke zum wichtigen Baustein einer Aufmachung zwischen Protest und Verweigerung. Auffallend ist, daß sie wie kein anderes

Kleidungsstück einen genuinen Bestandteil jugendlicher Protestartikulation darstellt. Während andere Kleidungsstücke ihre subversive Botschaft erst im Ensemble eines bestimmten Stils entfalteten, scheinen in der Lederjacke Werte aufgehoben zu sein, die den diesen Kulturen eigenen Ideen von Widerstand grundsätzlich entgegenkamen, sodaß ihr eine solche symbolische Affinität bereits immanent ist.[1]

Daß die Lederjacke dabei in den unterschiedlichen Kontexten immer spezifisch angeeignet wurde, versteht sich von selbst. Die Art der Jacken – ihre Schnitte, ihr Alter und Spuren ihres Gebrauchs – spielten zunächst eine herausragende Rolle. In den subkulturellen Zusammenhängen dürfte es kaum ein anderes Kleidungsstück gegeben haben, das in solchem Maße dem Schmuckbedürfnis einer rebellierenden Jugend anheimfiel. Das Aufbringen von Emblemen, von Nieten, von Graffiti und allerlei anderem folgte dabei zweierlei Motivationen. Auf der einen Seite waren die Gruppierungen mit zunehmend breiter Trägerschaft und der Herausbildung unterschiedlicher Jugendstile vor allem ab Ende der siebziger Jahre mehr und mehr auf eine abgrenzende und gleichzeitig gruppenstabilisierende Identifikationssymbolik angewiesen. Zum anderen aber ist diese ritualisierte Aneignung nur die zeitgemäße, notwendige Verlängerung der Geschichte eines in allen überlieferten Kontexten durchgängig mit Bedeutung besetzten Kleidungsstückes. Die Geschichte der Lederjacke ist von ihrer Symbolgeschichte nicht zu trennen. Dazu gehört auch, daß sie einer Entschärfung durch modische Vereinnahmung extrem lange standgehalten hat und sich ihre Symbolqualität erst im Zuge der lebensweltlichen Stilisierungen seit den achtziger Jahren mehr und mehr verdünnte. Als akzeptierte Schablone viriler Mythen hat sie längst ihren Siegeszug in der Werbung angetreten.

Im Kontext einer Kleidungsgeschichte des 20. Jahrhunderts kommt der Lederjacke eine wichtige Bedeutung deshalb zu, weil sie über das Phänomen der immer schneller wechselnden und immer bedeutungs-

1 Zu den Kleidungspraktiken jugendlicher Subkulturen vgl. z.B.: John Clarke u.a. (Hg.): Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt am Main 1979; Diedrich Diederichsen u.a. (Hg.): Schocker. Stile und Moden der Subkultur. Reinbek bei Hamburg 1983; Wolf-Dieter Könenkamp: Die Bastler. Terminologische Anmerkungen zur Kreativität in der Jugendkultur. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 88 (1985), S. 113 – 133; Hans-Georg Soeffner: Stil und Stilisierung. Punk oder die Überhöhung des Alltags. In: Hans Ulrich Gumbrecht u.a. (Hg.): Stil. Geschichte und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt am Main 1986, S. 317 – 341.

loseren Moden einerseits und der temporären Symbolbildungen einzelner Gruppierungen und Stile andererseits hinaus für eine relative Konstanz und Kontinuität abgrenzender, identitätsstiftender Kulturmuster steht. Seit den fünfziger Jahren schreibt die Lederjacke ein wichtiges Stück Kleidungsgeschichte der Jugendkulturen. Die genaue Betrachtung wird erweisen, daß sie auch in ihren Anfängen zu Beginn des 20. Jahrhunderts stets nur in der Kleidersprache exponierter Milieus anzutreffen war. Damit verweist sie aber auch auf Funktionsweisen des kollektiven Gedächtnisses, mit denen Symbolgeschichte immer zu rechnen hat und die auch in den Zeichenfluktuationen und -diffusionen der modernen Massengesellschaft noch aufgespürt werden können.

Die volkskundliche Kleidungsforschung hat sich solchen, auf emblematische und symbolische Funktionen zielenden Fragestellungen erst eigentlich seit Anfang der achtziger Jahre angenommen.[2] Ich möchte hier beispielhaft nur zwei Arbeiten anführen, weil sie das Spannungsfeld benennen, in dem dieses Forschungsfeld der Volkskunde lange Zeit gefangen war, und die gleichermaßen symptomatisch für dessen Auflösung sind. Christine Burckhardt-Seebass schrieb 1981 über „Trachten als Embleme",[3] und das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut gab 1985 den berühmt-berüchtigten Band über „Jeans. Beiträge zu Mode und Jugendkultur"[4] heraus. Die Opposition von Mode und Tracht, von ständigem Wechsel hier und Beharrungsvermögen dort, war unter dem Einbezug von Wirkungs- und Wahrnehmungsgeschichte zugunsten einer Perspektive von „Dauer im Wechsel"[5] aufgegeben worden. Zuletzt hat sich die Vorarlberger Landesausstellung „Kleider und Leute" in Schrift und Anschauung dem Thema Kleidung konsequent über symbolgeschichtliche Zugänge genähert.[6]

2 Vgl. hier den Abriss von Gitta Böth: Kleidungsforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Berlin 1988, S. 153 – 169.

3 Christine Burckhardt-Seebass: Trachten als Embleme. Materialien zum Umgang mit Zeichen. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 209 – 226.

4 Jeans. Beiträge zu Mode und Jugendkultur (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 63). Tübingen 1985.

5 Vgl. Hermann Bausinger: Dauer im Wechsel. In: Jeans (wie Anm. 4), S. 7 – 17.

6 Kleider und Leute. Ausstellungskatalog Vorarlberger Landesausstellung, Renaissance-Palast Hohenems 1991. Bregenz 1991. Darin zum Kleidungsverhalten oppositioneller Gruppen: Nicola Lepp: Revoluzzer und Randalierer. Ausschnitte

Der Geschichte der Lederjacke soll hier nachgegangen werden durch die Verortung unterschiedlicher ‚Kulturfiguren', die im Kontext bestimmter Milieus die Kleidersprache der Lederjacke entscheidend geprägt haben. Ein solches Vorgehen ist insofern berechtigt, als die ‚Kulturfigur' – als Verkörperung eines bestimmten Stils – genau jener Grauzone von Wirklichkeit und Bildlichkeit entspricht, die für die Symbolsprache des 20. Jahrhunderts überhaupt charakteristisch ist.

„Der Flieger"

Die Geschichte der Lederjacke beginnt mit Automobilsport und Fliegerei im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Die mentalitätsgeschichtliche Bedeutung dieser beiden Innovationen ist nicht hoch genug einzuschätzen. Hatte im „Kontext der Industrialisierung von Raum und Zeit"[7] die Eisenbahn als wichtigste Errungenschaft des 19. Jahrhunderts zugleich das überlieferte Raum-Zeit-Kontinuum wesentlich erschüttert, so erschlossen nun gegenüber der kollektiven Erfahrung der Eisenbahnreise Automobil und Flugzeug Möglichkeiten der individuellen Aneignung einer neu erfahrbaren Umwelt. War nämlich die Eisenbahn von den ‚kleinen Leuten' als demokratische Errungenschaft begrüßt worden, so hatten die oberen Schichten an ihr „die Aufgabe des Selbstbestimmungsrechts"[8] beklagt. Das Automobil verhieß hier Abhilfe: „Die Ideale der Kutscherzeit konnten wiedererstehen ohne die Schwächen der Pferdekraft."[9] Das Automobil war Angelegenheit der Reichen, und wenn es auch in seiner Anfangszeit noch keine Revolution der Mobilität brachte, wurde es zumindest dem finanzkräftigen Bürgertum zum ausgesprochenen Prestigeobjekt.

Der Siegeszug des Automobils und ab 1909 auch des Flugzeugs stieß teils auf strikte Ablehnung, teils auf euphorische Zustimmung.

einer Kleidergeschichte des Protests, S. 256 – 280, Exponatdokumentation S. 280 – 292.

7 Vgl. Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1989.

8 „Das Eisenbahnbillet wurde nicht mehr mit Geld, sondern auch mit der Aufgabe des Selbstbestimmungsrechts erkauft. (...) Jede Fahrt auf der Eisenbahn ist ein Gefangenentransport", beklagt sich der Dichter Julius Otto Bierbaum 1902. Zit. nach Wolfgang Sachs: Die Liebe zum Automobil. Ein Rückblick in die Geschichte unserer Wünsche. Reinbek bei Hamburg 1984, S. 18.

9 Ebd.

Einer vornehmlich städtischen Öffentlichkeit wurden die neuen Maschinen durch Autorennen[10] und Flugschauen[11] bekannt. Hier erhielt die Lederjacke allmählich ihre zeichenhafte Prägung. Ab 1905 taucht sie, zunächst noch sehr vereinzelt, bei den Autorennfahrern auf.[12] In das Gedächtnis einer breiteren Bevölkerung aber wird sie vor allem durch die Flieger des Ersten Weltkriegs Eingang gefunden haben, denen sich ein solches Kleidungsstück offenbar empfahl.[13] Die immer größeren Geschwindigkeiten, die sich beim Auto innerhalb eines Jahrzehnts vervierfachten, beim Flugzeug versechsfachten,[14] Fahrtwind und Kälte, dazu Dreck und Öl der Motoren stellten neue Anforderungen an die Kleidung der Protagonisten.[15] Leder hatte sich schon in anderen Kontexten als besonders widerstandsfähig erwiesen: in der Kleidung war es dem Städter bis dahin jedoch allenfalls durch trachtennahe Lederhosen oder durch berufsgebundene Kleidung, wie bei-

10 Das erste Rennen ‚Paris-Bordeaux-Paris' fand 1895 statt, es folgte 1898 das erste deutsche Rennen ‚Berlin-Potsdam-Berlin'.

11 1909 veranstaltete man in Berlin die erste ‚Große Flugwoche'. Vgl. zur frühen Konstituierung und Wahrnehmung des Flugmythos durch die Masse die aufschlußreiche Erzählung Franz Kafkas über die erste große italienische Flugschau in Castanedolo bei Brescia: „Die Aeroplane in Brescia". In: Max Brod: Über Franz Kafka. Frankfurt am Main 1966, S. 359 – 367. Zum Fliegen allgemein der Abriß von Wolfgang Behringer/Constance Ott-Koptschalijski: Der Traum vom Fliegen. Zwischen Mythos und Technik. Frankfurt am Main 1991.

12 Vgl. etwa die zeitgenössischen Photographien in Wilhelm Maybach. Leben und Wirken eines großen Motoren- und Automobilkonstrukteurs (= Kleine Schriftenreihe des Archivs Heilbronn 14). Heilbronn 1979; Raymond Flower: Autorennen von damals bis heute. Luzern/Frankfurt am Main 1975; Helmut Krackowitzer/Peter Carrick: Motorradsport. Wels/München 1972.

13 Diese ersten Lederjacken waren braun bis schwarz und im Schnitt dem bürgerlichen Sakko nachempfunden: oberschenkel- bis knielang, doppelreihig geknöpft mit Umlegekragen, zuweilen pelzgefüttert, oder es wurden extra Pelze darunter getragen.

14 Der Geschwindigkeitsschnitt bei der Berliner Wettfahrt 1898 lag noch bei 25,6 km/h. Ein knappes Jahrzehnt später erreichte man bereits Geschwindigkeiten von 100 km/h. Rasanter noch als beim Auto der Geschwindigkeitszuwachs beim Flugzeug: 1909, 34,06 Mph; 1920, 171,04 Mph.

15 1907 gründete sich der „Verband deutscher Lederwarenhersteller", was auch auf eine vermehrte Nachfrage von Lederbekleidung schließen läßt. Unter dem Stichwort ‚Leder' ist allerdings in den einschlägigen Lexika erst 1932 explizit von „Kleiderleder (Automobil- und Fliegerleder)" die Rede. Vgl. Der Große Brockhaus, Elfter Band. Leipzig 1932, S. 230. Im übrigen war das Deutsche Reich in der Lederproduktion marktführend. 1928 waren hier 53.000 Arbeiter in der Lederindustrie beschäftigt (Umsatz: 2078 Mio. RM), während zum Vergleich Rußland nur 35.000 Arbeiter (606,9 RM) beschäftigte. Vgl. ebd.

spielsweise die Schürze der Schmiede oder das sogenannte ‚Arschleder' der Bergleute geläufig. Im Kontext der Fortschrittsikonen Auto und Flugzeug spielte sich die Entdeckung dieses Kleidungsstücks vor einem ungeheuer emotionalen und ideologisch aufgeladenen Hintergrund ab. Noch mehr als die Autofahrt war es die „motorisierte Fliegerei (...), welche im Kontext der damaligen Publizistik und Belletristik entweder den pauschalen Inbegriff des technischen und zivilisatorischen Fortschritts oder aber das schlechthin Dämonische, das Böse darstellt(e)".[16]

Zwischen diesen beiden Polen dürfte sich auch die öffentliche Wahrnehmung der neuen lederjackentragenden Helden, derjenigen also, die diese Techniken beherrschbar machten, abgespielt haben. „Die Fliegerasse wurden als Volkshelden gefeiert und wie Halbgötter verehrt, sie waren Gegenstand eines beispiellosen säkularisierten Heiligenkults."[17] Und die Kampfflieger selbst taten das ihre, dieses Bild zu bestätigen. Sie rekrutierten sich vornehmlich aus adeligen Kreisen, so daß das Fliegen auch schon als „neoaristokratische Form des Sterbens"[18] bezeichnet wurde. Der prominenteste unter den deutschen Fliegern des Ersten Weltkriegs war der Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen. Mit seiner rot angestrichenen Maschine ging er als „Der rote Baron"[19] in die Geschichte ein und hatte schließlich entscheidenden Anteil an der Kreation des neuen, maskulinen Heldenmythos. Aus seinem 1917 erschienenen autobiographischen Erinnerungswerk „Der rote Kampfflieger"[20] spricht eine bis dahin nahezu beispiellose Kriegsbegeisterung und -verherrlichung, die das Bombenwerfen etwa zwischen „aristokratischem Privatspaß" und „vaterländischer Ehrensache"[21] ansiedelte. Die Welt der Flieger des Ersten Weltkriegs erscheint als eine Welt, in der sich der Einzelne über die

16 Felix Philipp Ingold: Literatur und Aviatik. Europäische Flugdichtung 1909 – 1927. Frankfurt am Main 1980, S. 21. Vgl. etwa auch das Statement des Zeitkritikers und -zynikers Karl Kraus: „Den Weltuntergang aber datiere ich vor der Eröffnung der Luftschiffahrt." Zit. nach ebd., S. 129.

17 Ebd., S. 226/227.

18 Ebd., S. 32.

19 Zum Fortleben der Flieger-Helden vgl. auch den englischsprachigen Comic „Enemy Ace" aus der Serie ‚war stories' aus den sechziger Jahren, dem die Figur Richthofens unter dem Namen „Rittmeister von Hammer" als Titelheld dient. Abgebildet in: F. P. Ingold (wie Anm. 16), S. 446.

20 Manfred Freiherr von Richthofen: Der rote Kampfflieger. (Berlin 1917) München 1977.

21 Felix P. Ingold (wie Anm. 16), S. 231.

Zahl seiner Abschüsse legitimierte. Richthofen wurde mit 81 Abschüssen zum prominentesten Helden und zugleich Opfer der Ära. Der Mythos Maschine begann sich hier mit dem Mythos vom ‚Übermenschen' zu verbinden.[22]

Es wäre vermessen, der Lederjacke in diesem Zusammenhang einen expliziten Symbolgehalt zuzuerkennnen, zumal einen, mit dem sich ihre Träger identifiziert hätten. Zeitgenössische Ouellen, vor allem die zahlreichen Erlebnisberichte der Flieger geben hier Aufschluß: die Lederjacke wird nur sehr spärlich erwähnt. Das nimmt im übrigen auch nicht wunder in einer Sphäre, in der sich die Existenz eines Kleidungsstücks allein durch seine Zweckmäßigkeit legitimierte, während sich die gesellschaftlich verbindliche Zeichensprache der Kleidung im Kontext bürgerlicher Repräsentation entfaltete. Die so bedeutsamen „feinen Unterschiede"[23] waren hier gerade nicht von Belang. Die Lederjacke gehörte nicht zur offiziellen Uniform der Luftwaffe, infolgedessen blieb sie ohne Abzeichen, Orden und sonstige Auszeichnungen, die Aufschluß über den Rang ihres Trägers gegeben hätten.[24] Es scheint im Gegenteil, als hätte sich die Lederjacke für die Flieger gerade dadurch als bedeutsam erwiesen, daß diese sie außerhalb der auch in den militärischen Uniformen tragfähigen feindifferenzierten Bedeutungsstiftung stellte. Koketterie und stolze Belustigung schwingt mit, wenn Manfred von Richthofen von der Verwirrung eines ihm direkt nach dem Kampf begegnenden Offiziers erzählt, solange er noch seine „schmutzige Ölleder jacke" trug: „Dann wurde mir klar, daß er mich für den Beobachter eines zweisitzigen Flugzeuges hielt und nach meinem Flugzeugführer fragte."[25] Daß es darüber hinaus individuelle Beziehungen zur Lederjacke gab,

22 Vgl. etwa das emphatische Bekenntnis des Futuristen Marinetti: „... man hat jenes Gesetz, das den Menschen zum Kriecher macht, überwunden", oder auch die pseudoreligiösen Phrasen Gabriele D'Annunzios, der die Flieger zu ‚Streitern Christi' erhob. Zit. nach ebd., S. 244ff.

23 Vgl. hier Nina Gorgus: „Der liebe Gott steckt im Detail". Von der Macht der Nuancen. Bürgerliche Kleidungszeichen im 19. Jahrhundert und heute. In: Kleider und Leute (wie Anm. 6), S. 221 – 254.

24 Zum Einsatz der schwarzen Lederjacke während des Ersten Weltkriegs vgl. Andrew Mollo, Pierre Turna: Armee-Uniformen des Ersten Weltkriegs. München 1977. „Über den schwarzen Lederjacken, die ursprünglich das Standardbekleidungsstück für Fahrer von Kraftfahrzeugen war, trugen die Piloten pelzgefütterte Overalls und Beinschützer, einen verstärkten Lederhelm, eine Schutzbrille, einen Schal und pelzgefütterte Handschuhe." (S. 212, Nr. 94.)

25 Manfred von Richthofen (wie Anm. 20), S. 118/119.

die ihr den Nimbus eines persönlichen Talismans verleihen konnten, spricht aus einigen Briefzeilen, die Max Immelmann 1917 von der französischen Front an seine Mutter schickte: „Für alles, alles meinen herzlichen Dank. Die Lederweste ist prächtig. Sie hat ihren ersten Flug am 26. Oktober gemacht. Mit welchem Erfolg, hast Du inzwischen ja in den Zeitungen gelesen."[26]

Was aber eine direkte Gleichstellung von Kleidung und Heldenstatus betrifft, wird man bei den Fliegern selbst nicht fündig. Die wenigen Belege verweisen die Kleidung in ihre Zweckfunktion: „... fünfzig Grad Kälte! Aber wir haben so viele Kleider auf dem Leib (dreißig Kilo!), daß wir nicht allzusehr frieren."[27] Es ist der öffentliche Bildbedarf, der den Mythos des Leders mit konstituiert: „Wen sah ich aber nun, ledergepanzert, in Gummi gehüllt, mit Handschuhen, die bis zu den Ellenbogen reichten, schmutzbespritzt und behelmt, gewaltig, riesig und bewunderungswürdig ..."[28] Auch der hier gemeinte Saint-Exupéry, der im Vergleich zu den Fliegerassen des Ersten Weltkriegs differenzierte Zurückhaltung in seiner Selbsteinschätzung übte, entkam nicht seinem eigenen Bild.

Die Automobilisten und Flieger Anfang dieses Jahrhunderts waren Pioniere, ihnen gehörten die neuen Erfahrungen von Raum und Geschwindigkeit als individuelle Grenzerfahrungen in der Beherrschbarkeit fremder Energien. Im Rahmen der symbolischen Bedeutung der Lederjacke ist entscheidend auch mit einem kollektiven Bildgedächtnis zu rechnen, in das sich das Angesicht dieser ‚neuen Helden' einprägte. Es scheint, als habe im Kontext des Fliegens ein neuer Typus und zugleich Mythos des Abenteurers seinen Ausgang genommen, der der Lederjacke weit ins 20. Jahrhundert hinein anhängen wird.

Der „Prolet"

Als extrem belastbares, funktionales Kleidungsstück hatte sich die Lederjacke im Ersten Weltkrieg bewährt. Das schien sie nun in den folgenden Jahrzehnten auch außerhalb militärischer Zweckhaftigkeit für den Einsatz in der Arbeitswelt zu prädestinieren. Es sind Tätigkei-

26 Immelmann – „Der Adler von Lille". Hg. v. seinem Bruder. Leipzig 1934.

27 Antoine de Saint-Exupéry: Die innere Schwerkraft. Écrits de guerre – Schriften aus dem Krieg 1939 – 1944. Hg. von Reinhard Schmidt. Frankfurt am Main 1990, S. 23.

28 Zit. nach ebd., S. 21.

ten im Freien, bei denen die Lederjacke – allerdings erst seit frühestens Mitte der zwanziger Jahre – als Arbeitskleidung nachgewiesen werden kann: so zum Beispiel für Amerika und England, bei Hafenarbeitern und Lastwagenfahrern vor allem in den dreißiger Jahren.[29] Man wird sie auch in unseren Breiten allenfalls in solchen Kontexten vermuten dürfen.

Für die nachweisliche Präsenz dieses Kleidungsstücks in Kreisen der (intellektuellen) Linken seit Mitte oder spätestens Ende der zwanziger Jahre wird man jedoch eher eine spezifische ‚Ästhetik des absolut Funktionellen' verantwortlich machen müssen, als etwa eine Solidaritätsbekundung mit dem Klassenkampf durch Aneignung vermeintlich proletarischer Kleiderzeichen. Zu dieser Zeit nämlich sind Lederjacken in den großstädtischen Zentren der Bewegung, etwa in Berlin oder München, im proletarischen Milieu selbst so gut wie unauffindbar. Sie dürften im übrigen für diese Kreise vergleichsweise unerschwinglich gewesen sein. Auch fiel ein solches Kleidungsstück, zumal eines mit so junger Tradition, für das Gros der Arbeiterschaft nicht unter die Kategorie des – freilich auch kulturell vermittelten – Notwendigen.[30] Die Solidarität mit der eigenen Sache bekundete man durch Naheliegenderes, über seine Mitgliedschaft in Verbänden beispielsweise, die sich ja gerade mit den Kampfbünden der Weimarer Republik durch ihre einheitliche Uniformierung sehr gezielt einer kollektiven Kleidersymbolik bedienten. Ansonsten trug man seine Arbeitskleidung, und im übrigen diskreditierte der Besitz und das Tragen eines ‚bürgerlichen' Anzugs den politisierten Arbeiter auch der Weimarer Republik nicht.

Dennoch haftet der Lederjacke bis heute häufig noch der Ruch des Proletarischen an, was nicht zuletzt in dem Begriff der sogenannten

29 Vgl. Mick Farren: The black leather jacket. London 1986, S. 30f.

30 Zur Problematik dieses Begriffs vgl. die Kritik Norbert Schindlers an den durch Pierre Bourdieu eingeführten Begriffen des ‚Notwendigkeitsgeschmacks' – zur Charakterisierung der Geschmacksvorstellungen der Unterschichten – als Antithese zum ‚Freiheitsgeschmack' – der Geschmacksfreiheit des Bürgertums. Schindler belegt, daß auch die Einrichtung in materiellen Zwängen nicht gegen eine eigenständige Kulturpraxis der unteren Schichten spricht. Erst die Dialektik von Abhängigkeit und Eigensinn verleihen der Kultur der Unterschichten ihr besonderes Gesicht. „Die ‚Ökonomie des Notbehelfs' (...) beinhaltet eine große Anzahl interner Handlungsalternativen, über die stets von neuem entschieden werden muß." Vgl. Norbert Schindler: Jenseits des Zwangs? Zur Ökonomie des Kulturellen inner- und außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. In: Zeitschrift für Volkskunde 18 (1985), S. 192 – 220.

‚Thälmann'-Lederjacke zum Ausdruck kommt. Unklar bleibt, wann er geprägt wurde; möglicherweise wurde er erst verbindlich im Zusammenhang des florierenden Second-Hand-Handels ab Mitte der siebziger Jahre. Bis heute werden unter diesem Begriff in Suchanzeigen großstädtischer Szene-Magazine Lederjacken der zwanziger und dreißiger Jahre subsumiert. Klar ist dabei allerdings eines: Die Lederjacke gehörte nicht zum festen Kleidungsrepertoire Ernst Thälmanns,[31] dessen Kleidungsstil um 1930 von einer Zeitgenossin etwa folgendermaßen beschrieben wurde: „Auch ging er unentwegt gleich gekleidet, trug einen grauen Covercoat und die unvermeidliche blaue Schirmmütze." Und weiter heißt es: „Normale Hüte waren ihm so verhaßt, daß er durch ständiges Sticheln und Räsonieren Heinz (Neumann; Anm. der Verf.) mehr zwang als bat, sich auch eine solche Schiffermütze anzuschaffen, weil er sich sonst geniere, mit ihm irgendwohin zu gehen."[32] Dieses Zitat läßt nämlich zugleich erkennen, daß es zumindest auf Ebene der Parteifunktionäre – durchaus bekennerhafte Kleidungs-‚Richtlinien' gab, denen man sich freilich, wie Heinz Neumann es tat, entziehen konnte. Thälmann indes setzte seine Kleidung sehr wohl imagesteigernd ein, glaubt man Rosa Meyer-Léviné: „Thälmanns berühmte Geste, sich inmitten einer öffentlichen Ansprache den Kragen auszuziehen, trug ihm mehr Popularität ein, als es seine Rhetorik jemals vermocht hätte."[33]

Was die Lederjacke selbst betrifft, so ist auch der Begriff der ‚Thälmann'-Lederjacke Teil der Legendenbildungen, denen dieses Kleidungsstück immer wieder ausgesetzt war. Daß diese Legenden aber nicht retrospektiv entstanden, sondern von ihren Trägern in der Weimarer Republik mitkonstituiert wurden, indem sie sich mehr oder

31 Die Durchsicht zeitgenössischer Fotobestände in den einschlägigen Archiven erbrachte keinen Nachweis für eine von Ernst Thälmann getragene Lederjacke. Die Expertin für Kleidung der unteren Schichten der Zwischenkriegszeit, Dagmar Neuland/Museum für Deutsche Volkskunde, Berlin, der ich an dieser Stelle herzlich danke, machte sich die Mühe, der Frage nachzugehen und überprüfte Bildbelege zwischen 1920 und 1932: Weder das ‚Bildarchiv des Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung' (ehemals ‚Institut für Marxismus/Leninismus'), noch das ‚Bildarchiv des allgemeinen deutschen Nachrichtendienstes – Zentralbild', noch die Fotosammlung des Armeemuseums Dresden wiesen ein Foto Ernst Thälmanns mit der braunen Lederjacke auf.

32 Margarete Buber-Neumann: Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrwegs. Stuttgart 1957, S. 272. Diesen Hinweis verdanke ich Bodo Michael Baumunk.

33 Rosa Meyer-Leviné: Im inneren Kreis. Erinnerungen einer Kommunistin in Deutschland 1920 – 1933. Köln 1979, S. 111.

weniger bewußt in sie kleideten, wird deutlich an einer Begebenheit, von der die Kommunistin Margarete Buber-Neumann in ihrer Autobiographie erzählt. Anläßlich des Berichts über eine gerade beendete Moskaureise vor der Belegschaft eines Berliner Warenhauses 1931, wird sie von einem der Anwesenden für eine „russische Genossin" gehalten. Das führt sie selbst auf ihre „seltsame Ausstaffierung" zurück: „Ich trug nämlich, der Parteimode entsprechend, eine braune Lederjacke. Dieses Kostüm hielten wir für besonders bolschewistisch, obgleich niemand in Sowjetrußland sich so kleidete."[34] Überhaupt war die „proletarische Maskerade" ein beliebtes Spiel. Der vergleichsweise penetrante Aufzug Ruth Fischers bei einer Rede auf dem Roten Platz in Moskau 1925, bei dem „die Krönung ein häßlicher, überdimensionaler Sowjetstern war, der ihr vom Busen baumelte",[35] spricht hier für sich. Im übrigen ist auch von Johannes R. Becher bekannt, daß er anläßlich der II. Konferenz proletarischer und revolutionärer Schriftsteller in Charkow (ehemals UdSSR) sein Referat über ‚Die Kriegsgefahr und die Aufgaben der revolutionären Schriftsteller' „in Lederjacke und der am Kragen geschlossenen grauen Bluse des ‚Roten Frontkämpferbundes' hielt".[36] Das spricht dafür, daß Becher nicht nur, weil er begeisterter Motorradfahrer war, über ein solches Kleidungsstück verfügte.[37] Von Becher ist auch bezeugt, daß er mit seinem Motorrad vielfach zu ‚Agitprop'- Veranstaltungen unterwegs war; und ähnlich beschreibt auch Oskar Maria Graf seinen Freund Max Holy: „Ich sehe ihn noch vor mir (...), die zerwetzte Lederjacke hing an ihm, und immer trug er alte Militärschuhe und Wickelgamaschen, denn die meiste Zeit ist er auf seinem Motorrad

34 Ebd., S. 236. Auch im Zusammenhang der Emanzipationsmanifestationen der Frauen dürfte der Lederjacke eine besondere Bedeutung zukommen. So charakterisiert beispielsweise Marieluise Fleißer in ihrem Roman „Eine Zierde für den Verein" den fremd anmutenden Habitus einer der beiden Protagonistinnen, des ‚Fräulein' Frieda, folgendermaßen: „Sie trägt eine schwarze Lederjacke und abgeschnittenes Haar." Marieluise Fleißer: Eine Zierde für den Verein. Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen. Frankfurt am Main 1975, S. 21.

35 Rosa Meyer-Leviné: (wie Anm. 33), S. 111.

36 Vgl. Hans Dieter Mück: „Roter Verschwörerwinkel" am ‚Grünen Weg'. Der ‚Uracher Kreis' Karl Raichles: Sommerfrische für Revolutionäre des Worts 1918 – 1931. Ausstellungskatalog, hg. von der Stadt Urach. Bad Urach 1991, S. 163.

37 Vgl. hier als frühes Beispiel der geradezu kultischen Verehrung des Motorrads das 1937 entstandene Gedicht von Johannes R. Becher „Auf mein in Deutschland gebliebenes Motorrad". In: Ebd., S. 141.

unterwegs zu den Zellen und Gruppen und einzelnen Genossen auf dem Land."[38]

Die Verbindung der Lederjacke mit Sowjetrußland im Bewußtsein der radikalen Linken ist indes nicht ganz so unbegründet wie Margarete Buber-Neumann in ihrer retrospektiven Betrachtung glauben macht. Im Kontext der Neuorientierung der Künste nach der Oktoberrevolution – ihrer Indienstnahme für die Ziele des Klassenkampfs und die Schaffung einer eigenen proletarischen Kultur – machten im „Proletkult" organisierte Künstler sich unter dem Slogan „Kunst in die Produktion" daran, alle Bereiche des Alltags, mithin auch die Kleidung, einer programmatischen Neugestaltung zu unterziehen. Varvara Stepanova fixierte die Richtlinien der ‚Produktionskleidung' 1923: „Der ganze dekorative und verschönerungsmäßige Aspekt der Kleidung wird durch die Losung liquidiert: ‚Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit des Anzugs für die betreffende Produktionsfunktion'. (...) Dadurch verliert der Anzug seine ‚ideologische' Bedeutung und wird zu einem Teil der materiellen Kultur. (...) Bei der Organisation eines zeitgemäßen Anzugs muß man über seine Aufgaben zu seiner Materialgestaltung kommen."[39] Daß in solche Planungen auch Leder einbezogen wurde, kann nur andeutungsweise belegt werden.[40] Tatsache aber ist, daß sich die Lederjacke in Photographien der zeitgenössischen Sowjetunion wesentlich häufiger findet als hierzulande, insbesondere bei Mitgliedern des ‚Proletkults' bereits ab Anfang der zwanziger Jahre.[41]

Wenngleich die Entwürfe für eine ‚Produktionskleidung' nie die breite Masse erreichten, so ist doch für Sowjetrußland davon auszugehen, daß im Rahmen der Organisation und Gestaltungsversuche

38 Oskar Maria Graf: Gelächter von Außen. Aus meinem Leben 1918 – 1933. München 1966, S. 467.

39 Varvara Stepanova: Der Anzug des heutigen Tages – das ist die Produktionskleidung. 1923. Zit. nach: Hubertus Gaßner, Eckhart Gillen: Zwischen Revolutionskunst und sozialistischem Realismus. Dokumente und Kommentare. Kunstdebatten in der Sowjetunion von 1917 bis 1934. Köln 1979, S. 235 – 237, s. S. 235.

40 Vgl. hier die zeitgenössische Photographie Alexandre Rodtchenkos in ‚Arbeitskleidung', der vermutlich ein Entwurf Stepanovas zugrunde liegt (sie war mit Rodtchenko verheiratet und arbeitete eng mit ihm zusammen). Er trägt hier schwere, wollene Hosen und ein ebensolches Hemd – jeweils an Bund, Knopfleisten und Taschen mit breiten Lederbändern abgesetzt. Abgebildet in: Paris – Moscou 1900 – 1930. Ausstellungskatalog, Paris 1979, S. 259.

41 Vgl. etwa die Abbildung in John Willett: Explosion der Mitte. Kunst und Politik 1917 – 1933. München 1981, S. 40.

einer neuen Produktionsästhetik zunächst die absolute Funktionalität des Leders eine gewisse Anziehungskraft ausübte. Darüber hinaus aber wäre zu bedenken, daß der Lederjacke eine unübersehbare Affinität zum Pioniergeist der Protagonisten des technischen Fortschritts anhing. Gerade in der Aufbaueuphorie der jungen Sowjetunion, die ihre politische Symbolik fast ausschließlich aus dem „vorwärts" von Technik und Arbeit bezog, scheint sich die Lederjacke vage mit dem Bild eines ‚Heroen der neuen Zeit' zu verknüpfen. Es bedurfte der Ingenieure an den Schaltstellen – auch im übertragenden Sinne –, die die abstrakten Dingwelten[42] als Ikonen des Aufbruchs zu beleben vermochten. Wenngleich die Spuren der Lederjacke auch hier undeutlich bleiben, so hat die gerade aufgekommene Lederjacke in Sowjetrußland – bedenkt man die Forderungen Stepanovas –, ihre ideologische Bedeutung wohl nicht verloren.

Konkretere Anhaltspunkte für ihren spezifisch links-kommunistischen Symbolcharakter liefert der zeitgenössische russische Film, und spätestens unter dem Stern dieses neuen Massenmediums beginnt die Symbolgeschichte der Lederjacke ihre Geschichte als Kleidungsstück einzuholen. Mit dem neuen ‚realistischen' Film Sergej Eisensteins ab Mitte der zwanziger Jahre, seinem Film „Oktober" (1927), wird die Lederjacke zum prominenten Kleiderzeichen der ‚Kommissare der Weltrevolution' – Lenin jedenfalls wird so den Massen vorgeführt. Weniger klassenkämpferisch im großen Stil als vielmehr habitusprägend für das Milieu des Lumpenproletariats und der Unterwelt findet sich die Lederjacke im deutschen Film der frühen dreißiger Jahre. Fritz Lang läßt 1931 in seinem auch damals populären zeitkritischen Film „M – Eine Stadt sucht einen Mörder" den Anführer und stellvertretenden Ankläger in der entscheidenden Schlußsequenz, der Gerichtsszene, in grober Lederjacke vor den Mörder und die Kamera treten – als Verkörperung von Moral und Gewissen der Unterwelt, als modernen Robin Hood.

Irgendwo zwischen ihrem sicher spärlichen und bisher nur zu vermutenden realen Einsatz in der Arbeitswelt, ihrem schon emblematischen, agitativen Einsatz der radikalen Linken und schließlich den Bildern des Films siedelt sich dann in Deutschland auch die Affinität linker intellektueller Künstlerkreise zu diesem Kleidungsstück an. Insbesondere von Bertolt Brecht gibt es für das Jahr 1927

42 Man denke hier etwa an die Traktoren und Hochspannungsmasten als Metaphern des technischen Fortschritts.

zwei wichtige Belege seiner Lederbegeisterung. In diesem Jahr porträtierte der Maler Rudolf Schlichter ihn im ‚Prolet-Look' mit schwarzer Lederjacke;[43] und er stellte sich dem Augsburger Photographen Konrad Reßler für eine 32 Aufnahmen umfassende Serie, in der er vor der Kamera im langen, dunklen Ledermantel Spielarten eines ‚Bürgerschrecks' inszenierte.[44] Brecht begann etwa zu dieser Zeit seine Theorien vom ‚epischen Theater' zu entwickeln, und mit seinen ab 1929 folgenden Lehrstücken rekurrierte er auf das russische Agit-Prop-Theater. Dies schlug sich offenbar auch in seiner Kleidung nieder: „Der Stil der Stücke entspricht in etwa dem Rationalismus und Funktionalismus der neuen Sachlichkeit. Er ist von jener provokatorischen Nüchternheit, die Brecht zu jener Zeit auch in seinem Äußeren pflegt. Er trug sich in Lederjoppe, Ledermütze und Lederkrawatte (...)."[45]

Auch wenn sich die Lederjacke in der Weimarer Republik in einem freilich nur grob definierbaren ‚linken' Milieu verorten ließ, schützte sie dies keineswegs vor einer Vereinnahmung von ‚rechts'. Das Schreckbild der schwarzen Ledermäntel der Nazi-Zeit vermag der Schäferhundbesitzer aus der Vorstadt auch heute noch heraufzubeschwören. Mit einem gewissen ‚Pathos der Sachlichkeit' hat dieses Kleidungsstück in der aufgeschürten Atmosphäre der zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre seinen zeitgemäßen Ort. „Es roch förmlich in solchen Zeiten nach Lederzeug, Stiefelschmiere und Kasernenmief."[46]

43 Rudolf Schlichter: Bildnis Bert Brecht, um 1926/27. München, Städtische Galerie im Lenbachhaus. Zum Proletlook des jungen Brecht etwa auch die zeitgenössische Charakterisierung Oskar Maris Grafs: „(...) kam ein mittelgroßer, sehr magerer, spitznasiger Mensch in unser Büro, der schon deswegen auffiel, weil er unrasiert und betont proletarisch gekleidet war, obgleich sein bebrilltes, junges Gesicht eher an einen eben fertig gewordenen Lehramtskandidaten erinnerte." Vgl. Oskar Maria Graf (wie Anm. 38), S. 157.

44 Michael Koetzle (Hg.): Bertolt Brecht beim Photographen. Portraitstudien von Konrad Reßler. Berlin 1989.

45 Marianne Kersting: Bertolt Brecht in Selbstzeugnisseen und Bilddokumenten. Hamburg 1959, S. 58.

46 Oskar Maria Graf: (wie Anm. 38), S. 445.

„Rebel without a cause"

Die erste kollektive Krise der Jugend in der westlichen Welt brachte auch der Lederjacke einen neuen Sympathisantenkreis. Sie erhielt in der Wohlstandsideologie der fünfziger Jahre weitere symbolische Prägungen, die ihr Image bis in die achtziger Jahre entschieden bestimmt haben. Die Restaurationszeit war von einer beispiellosen Normierung aller Bereiche des Alltags gekennzeichnet: „a vision of a whole nation sharing a standard suit and a standard haircut, a standard home equipped with the standard appliances, standard car, kids and dog. Everyone would watch exactly the same shows the same new television networks and everyone would share the same ideals, ideas, beliefs and morality."[47] Jede Abweichung von diesem kollektiven Glücksmythos war ‚strafbar'. In der strengen Kleiderordnung dieser Zeit mit Anzug, Schlips und kurzgeschorenem Haar avancierte die Lederjacke zum Statussymbol, zum Symbol einer eigenen Identität des „rebel without a cause";[48] und sie hat sich hier endgültig einem Massenbewußtsein als eine Art ‚Uniform des Bösen'[49] eingeschrieben. Die Kleidung der ‚bad boys', der ‚beatniks', der ‚Halbstarken', gekoppelt mit einer expressiven, unmißverständlich sexuell aufgeladenen Körpersprache, verband sich in der öffentlichen Wahrnehmung mit einem neuen, jungen Irrationalismus, der sich in ‚sinnlosen' Krawallen, in der neuen Musik, im Tanz und in dem neuen Fetisch ‚Motorrad' manifestierte – und der so gar nicht mit dem Sicherheits- und Wohlstandsstreben zusammenstimmte.

Im Habitus jugendlichen Aufbegehrens seit Mitte der fünfziger Jahre läßt sich erstmals etwas kollektiv Aggressives ausmachen; und zwar nicht zwangsläufig auf der Handlungsebene, aber unbedingt auf symbolischer Ebene. Hier lief ein durch potentielle männliche Agressivität gekennzeichnetes Ausdrucksgefüge Sturm gegen die restriktiven Normen der Anstandsgesellschaft. „Stehe ruhig, wiege Dich nicht in den Hüften, stecke nicht die Hände in die Hosentasche",[50] so etwa

47 Mick Farren (wie Anm. 29), S. 38.

48 So der Originaltitel des gleichnamigen Kultfilms „Denn sie wissen nicht was sie tun" (1955) mit James Dean in der Hauptrolle. Die Lederjacken der fünfziger Jahre waren nicht mehr geknöpft, sondern mit Reißverschlüssen versehen. Sie waren auch insgesamt kürzer geworden, hatten häufig einen Strickbund oder sie waren in der Taille gegürtet.

49 Mick Farren (wie Anm. 29), S. 12.

50 Zit. nach Horst-Volker Krumrey: Entwicklungsstrukturen von Verhaltensstandar-

lauteten die im wesentlichen auf Affektkontrolle und Selbstbeherrschung zielenden Empfehlungen der zeitgenössischen Anstandsbücher. Und solche Normen waren gleichsam motivisch in den damaligen Kleideralltag eingeschrieben – man denke etwa an die ‚Renaissance' des steifen Hutes, an die Strenge der Falten, die die Kleidung zahlreich durchsetzten, oder auch an die gesteiften Petticoats. Dagegen setzte die Lederjacke in ihrer vordergründigen Zweckhaftigkeit und Ungebundenheit gegenüber jeglichen Zeremoniells[51] deutliche Zeichen der Verweigerung: „Lederjacken waren was Schlimmes, was ganz Bösartiges (...). Und dann noch 'ne Motorradlederjacke, 'ne sauteure Sache – dazu Stiefel à la James Dean: Das war schon 'ne ganz schöne Provokation. Das konnte ein Erwachsener nicht mit ruhigen Augen beobachten".[52]

Der Lederjacken tragende Anteil der sogenannten halbstarken Jugend war natürlich vergleichsweise gering. Aber die Bilder von Aggression, die gerade sie heraufbeschworen, dürften eine gewisse Berechtigung gehabt haben, wenngleich sie durch die Presse enorm geschürt wurden. Anläßlich etwa des Bill Haley-Konzerts im Berliner Sportpalast 1958 wurden die „Krawallmacher" in der Illustrierten „Weltbild" als „Lederjacken- und Röhrenhosen-Jünglinge" beschrieben. Zutreffend, wie der Jeans-Forscher Wolf-Dieter Könenkamp meint, „denn auf den Fotos tragen die Stuhlzertrümmerer mehrheitlich Jeans und schwarze Lederjacken, die untätige Masse jedoch konventionelle Hosen, hier und da eine ‚Lumber-Jacke'. In ‚Kristall' (...) werden die Unruhestifter als ‚Einpeitscher' bezeichnet; sie tragen Lederjacke, Jeans, Sonnenbrillen – wirklich böse Jungen. Ihre Anzahl betrug etwa 300 (von weiteren 7000 bieder in Jacketts mit Schal, Krawatte, ‚normalen' Hosen gekleideten)".[53] Als potentielle Träger-

den. Eine soziologische Prozeßanalyse auf der Grundlage deutscher Anstands- und Manierenbücher von 1870 – 1970. Frankfurt am Main 1983, S. 313.

51 Zur Zeitgebundenheit und Ideologie des Funktionalen vgl. Rolf Schwendter: Theorie der Subkultur. Köln 1971, S. 229: „In diese Kategorie des Funktional-Praktischen gehören weitgehend die Bärte und langen Haare, (...) die Lederjacken, Blue-Jeans und Cordhosen. Auch die Schäbigkeit, die Ungepflegtheit trägt deutlich funktionale Züge: Abgesehen von der Antithese gegen frühkindliche Sauberkeitsdressur vermindert sie die Anzahl der festgelegten Zeremonien, wie sie die tägliche Rasur (...) die Kleiderreinigung darstellen, ebenso das Ausmaß des Konsumterrors."

52 Zit. nach Winfried Sträter: „Das konnte ein Erwachsener nicht mit ruhigen Augen beobachten." Die Halbstarken. In: Vom Lagerfeuer zur Musikbox. Jugendkulturen 1900 – 1960. Berlin 1985, S. 137 – 170, s. S. 152.

gruppe des Lederjacken-Jeans-Outfits kann demnach nur von einer Kerngruppe der Halbstarken die Rede sein, die man in Frankreich im übrigen explizit „les blousons noirs“[54] nannte.

Die entstehende Kultur war von Motiven der Bewegung und des Lärms durchsetzt, Musik und Motorrad wurden zu ihren Manifesten. Gegen die Abstraktheit des Wohlstandsdiktats, an dem gerade diese Jugend, die sich in erster Linie aus den unteren Schichten rekrutierte, nur bedingt teilzuhaben vermochte, ermöglichten die Musik- und Motorradkultur unmittelbare, direkte Erfahrungen. Freilich blieben sie der Freizeit vorbehalten. Der den Sub- oder Teilkulturen eigene „nur akzidentelle Dissens von der herrschenden Kultur“[55] wird gerade bei den Halbstarken nachvollziehbar, denen das eigene Motorrad die vorübergehende Befreiung von den Zwängen der Erwachsenenwelt auch praktisch verhieß. Dieser symbolischen Besetzung des Fahrzeugs entsprachen auf der Gegenseite Aktionen, die per Gesetzeserlaß das Herumfahren mit dem Motorrad verbieten wollten, „wenn es nicht zur Erreichung eines Verkehrzieles“[56] diente.

Die Ausschreitungen der Motorrad-Cliquen, die Straßenkrawalle und die Saalschlachten anläßlich der damaligen Rock'n Roll-Konzerte rückten das Negativbild des Halbstarken schlagartig in die Öffentlichkeit und schufen so Gegenrealitäten von enormer symbolischer Bedeutung. Stilistisch unterlag diese Kultur neben der Modeindustrie in starkem Maße den medialen Angeboten der Musik- und Filmindustrie, die durch die Amerikanisierung der westlichen Welt auch hierzulande verbindlich wurden. Indem sie die Identifikationsfiguren, die Erfahrungsmuster und die Handlungsräume vorführten, hatten sie auf die Codierung dieser jugendlichen Gegenwelten enormen Einfluß. Die Grenzen zwischen gelebter und vermittelter Erfahrung wurden mehr und mehr fließend.

Schon Paul Valéry hat zum Kino kritisch angemerkt, daß es als „äußerliches, mit mechanischer Perfektion begabtes Gedächtnis“ dazu verführe, „das Gehabe der die Leinwand bevölkernden Phanto-

53 Wolf-Dieter Könenkamp: Jeans – Mode und Mythen. In: Jeans (wie Anm. 4), S. 99 – 167, s. S. 129.

54 Vgl. Michèle Marie Roué: „Assurer son cuir.“ Modes d'Acquisition, de circulation, et fonction de signe dans le vêtement des rockers. In: L'Ethnographie LXXX (1984), No. 92/93/94 (Numéro special: „vêtement et société“), S. 213 – 226.

55 Wolf-Dieter Könenkamp (wie Anm. 53), S. 112.

56 Zit. nach Hans D. Baumann: Rocker. Die wilden Motorradgruppen. Weinheim/Basel 1985, S. 69.

me“[57] anzunehmen. Mehr als die Musik[58] zeichnet der – zunächst amerikanische – Film der Zeit für die kollektive Mobilisierung und Kommerzialisierung des jugendlichen Rebellenhabitus verantwortlich. An beidem orientierten sich schließlich die deutsche Jugend und der deutsche Film – beispielsweise mit Horst Buchholz in „Die Halbstarken“ (1957).

„The Wild One“ (1954) mit dem blutjungen Marlon Brando kann als Schlüsselfilm der Lederjackenlegende bezeichnet werden. Der Film berief sich auf ein authentisches Geschehen. 1947 hatte in der kalifornischen Kleinstadt Hollister das erste große Treffen von Motorradfahrern und bereits organisierten Motorradclubs stattgefunden. Die Folgen beschreibt Hunter S. Thompson in seinem Buch über die Hell's Angels: „The mob grew more and more unmanageable; by dusk, the whole downtown area was littered with empty, broken beer bottles and the cyclists were stagging drag races up and down Main Street. Drunken fist fights developed into full scale brawls. Legend has it that the cyclists literally took over the town, defied the police, manhandled local women, looted the taverns and stomped anyone who got in their way.“[59]

Das Erzählte kann nahezu als Topos für dreißig Jahre Motorradkrawalle gelten, als verbindlich für die Medien wie für die Beteiligten

57 Zit. nach Siegfried Kracauer: Theorie des Films. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit (= Ders.: Schriften, hg. von Karsten Witte, Band. 3), S. 372.

58 Vgl. etwa The Cheers: Black denim trousers and motorcycle boots (1956): „He wore black denim trousers and motorcycle boots/ And a black leather jacket with an eagle on his back/ He had a hopped up cycle that took up like a gun/ That fool was the terror of highway 101. (...).“ In diesem Kontext ist noch auf die verbreitete Projektion hinzuweisen, daß auch die damaligen großen Pop-Stars das Rebellenoutfit partout vorgeführt hätten. So läßt etwa Werner Mezger Elvis Presley vorzugsweise in Jeans und schwarzer Lederjacke auf die Bühne treten. Im Gegenteil erschien Elvis wie die meisten Stars in weitem Anzug mit Krawatte oder im Glamour-Kostüm. Auf das Rebellenoutfit griff er bezeichnenderweise erst bei seinem Comeback 1968 zurück. Die Rock'n Roll Musiker der fünfziger Jahre waren viel zu sehr noch Stars – sangen im übrigen auch lieber von Liebe als von Verbrechen –, als daß sie das Image des Heranwachsenden unbedingt hätten teilen wollen. Das wurde auch nicht von ihnen erwartet. Vgl. Werner Mezger: Schlager. Versuch einer Gesamtdarstellung unter besonderer Berücksichtigung des Musikmarktes der Bundesrepublik Deutschland (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 39). Tübingen 1975. Einen guten Überblick über ‚Popmusik und Mode‘ gibt Wolf-Dieter Könenkamp in: Jeans (wie Anm. 53), S. 126ff.

59 Hunter S. Thompson: Zit. nach Mick Farren (wie Anm. 29), S. 39.

selbst. Was also wirklich passierte und was hieran schon Legende geworden war, ist für den sechs Jahre später gedrehten Film nicht von Belang: Zwei rivalisierende Motorradbanden terrorisieren eine Kleinstadt im mittleren Westen mit allem, was der Überlieferung nach dazu gehörte (mit Ausnahme der Vergewaltigung von Frauen). Unter gezieltem Einsatz der Kleidersprache spielen sich vor biederer Bürgerkulisse die Schlägereien der beiden Gruppen ab: die von Marlon Brando angeführte Gruppe quasi uniform in schwarzen Lederjacken, Jeans und schweren Stiefeln, die andere im uneinheitlichen, eher einem dem Wildwest-Look verpflichteten Outfit.

In seiner bewußten Akzentuierung der Kleiderzeichen gibt der Film wichtigen Aufschluß über die unterschiedlichen Zusammensetzungen der damaligen amerikanischen ‚motorcycle-outlaws'. Die ersten Motorradclubs nämlich gründeten sich dort auf Initiative ehemaliger GI's, wie auch hierzulande zahlreiche Clubs auf die Initiative der amerikanischen Besatzer zurückzuführen sind.[60] Mit den Halbstarken hatten diese Gruppen zunächst nichts gemein. Dieser Umstand, der bis heute weitgehend unreflektiert geblieben ist, hat für die Symbolartikulationen der aus der Motorradkultur dieser Zeit hervorgehenden Rocker eine eminente Bedeutung. In „The Wild One" entsprach die konkurrierende Gang demnach auch nicht dem jugendlichen Image, das Marlon Brando mit seinen Anhängern verkörperte: eine Jugend, die von Krieg nichts wußte, deren Bild aber konstitutiv für die fünfziger Jahren auch hierzulande wurde. Die Marginalisierung des Problems ist kennzeichnend für eine Zeit, in der jugendliche Gegenwelten allenfalls als pubertäre Ausflüge ihren Platz hatten. Ansonsten galten sie schlicht als bösartig,[61] und davon nährte sich dann auch das schlechte Image der Lederjacke.

Konstitutiv für dieses schlechte Image dürften aber auch noch ganz andere Assoziationsquellen gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß das Leder gerade für die ältere Generation in Deutschland noch als Bild von Macht und Bedrohung aus der Zeit des Nationalsozialismus präsent war. Spätestens mit den langen Ledermänteln der Gestapo, die

60 Die ersten Mitglieder der berühmten amerikanischen ‚Hell's Angels' beispielsweise rekrutierten sich aus einer Fliegerstaffel des Zweiten Weltkriegs. Vgl. Gerd Würzberg: Rocker, Hexen, Kamikazes. Geschichten aus dem Motorrad-Alltag. Reinbek bei Hamburg 1985, S. 76f.

61 Zahlreiche Beispiele liefert der deutsche Film, z.B. „Der Pauker" (1958) mit Heinz Rühmann. Die Lederjacke trägt, wer sonst, der „Bösewicht".

den Inbegriff des Martialischen darstellten, entfaltete es seine ganze fetischisierende Kraft. Und im übrigen hat es wohl, wie zeitgenössische Photographien belegen, kaum einen Oberbefehlshaber ohne ausgefeilte Ledergarderobe gegeben.[62] Es scheint ein ganz eigener Zynismus der Geschichte, daß angesichts der kollektiven deutschen Verdrängungsleistung ausgerechnet die kulturelle Hegemonie Amerikas auch die Erinnerung an die NS-Symbole wachhielt. Nicht genug damit, daß der amerikanische Film der Besatzungsära mit seinen Handlungen zwischen Liebe und Tod in den Ruinen von Berlin, Hamburg und Wien nicht selten auf die Bedrohungsmetapher Leder zurückgriff.[63] Die Motorradcliquen selbst (in Amerika schon in den fünfziger Jahren) setzten runenartige Schriftzüge und auch das Hakenkreuz imagesteigernd ein, indem sie ihre Leder- und Jeansjacken damit schmückten. Sie sind bis heute Teil der komplexen ‚Heraldik' der Rocker- und dann auch der Punk-Lederjacken geblieben.

Die Lederjacke bildet bis in die Gegenwart hinein einen festen Bestandteil der sich in den sechziger Jahren fest etablierenden Rockerkultur. Und sie findet seitdem ihren Kontrapunkt mehr und mehr, über das Geschmacksdiktat der dominanten Kultur hinaus, in anderen Subkulturen. Mit der Zunahme gegen- und subkultureller Lebensentwürfe in den sechziger Jahren gewinnt sie die Schärfe der klassenspezifischen Prägung, die in dem Mythos von der klassenlosen Gesellschaft und der ‚Konstruktion' der Jugend in den fünfziger Jahren nicht immer leicht auszumachen war.[64] Der Stilmodus der Rocker wurde verbindlicher auch im Sinne einer spezifisch unterschichtlichen, subkulturellen Habitusprägung: „Das Verhältnis zum eigenen Körper,

62 Dabei war der Erwerb eines Ledermantels fakultativ: „Bei Bedarf durften sich die deutschen Heeres-Offiziere auf eigene Kosten einen sehr gut gearbeiteten Ledermantel aus bestem Material kaufen. Zu diesem Mantel wurden nur abnehmbare Schulterstücke getragen." Brian L. Davis: Uniformen und Abzeichen des Deutschen Heeres 1933 – 1945. Stuttgart 1973, S. 153; zur Bedeutung der Lederjacke im Nationalsozialismus vgl. Mick Farren (wie Anm. 29), S. 20ff.

63 Vgl. hier beispielsweise „Der Dritte Mann" (1949).

64 Man denke hier etwa wieder an die Entwürfe des Films. James Dean beispielsweise führt in „Denn sie wissen nicht was sie tun" einen ganz anderen Kleidungshabitus vor. Er trägt die sogenannte ‚James-Dean-Jacke', einen roten Seidenblouson. Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht, trug Dean in keinem seiner Filme eine schwarze Lederjacke. Dean (mit Auto) ist im Grunde das mittelschichtliche Kontrastprogramm zu Marlon Brando (mit Motorrad) in „The Wild One". Dennoch ist dieser Habitus natürlich auch den Unterschichtsjugendlichen zum Identifikationsmuster geworden.

seine Beherrschung als Dominante des maskulinen Stils" hier, „die Unsicherheit im Umgang mit dem eigenen Körper, die Dominanz des Verbalen, vor allem in seiner ironischen, impliziten Handhabung bei den Hippies".[65] Auch wenn aus der Perspektive eines Ex-Rockers „der Freiheitsdrang der Biker keine Klassengrenzen kennt",[66] so waren es doch die Themen aus der Arbeiterklasse, die hier präsent waren. „Die Welt besaß keine abstrakte Dimension (...), nur eine unkomplizierte Körperlichkeit und das Vertrauen in die Dinge. Männlichkeit, Robustheit und Direktheit des interpersonellen Kontakts waren die Prüfsteine dieser Welt."[67]

Wie stark in diesen Kulturen die Funktion der Lederjacke weniger als Schutzkleidung, vielmehr als symbolischer Panzer gegen die Gesellschaft zu verstehen ist, belegt schließlich die Art, wie sie getragen wurde: nämlich keinesfalls geschlossen, sondern auch auf dem Motorrad immer – mehr oder weniger – weit offen, was das Gefühl von Geschwindigkeit und den Kontakt mit der Außenwelt enorm intensivierte. Grenzerfahrungen, mentale – wie im Proletlook – als auch körperliche, den Fliegern vergleichbar, verbanden sich auch in diesem Milieu mit dem Kleidungsstück Lederjacke.

Lederjacken heute – Zwischen Mythos und Mode

Die drei durch die Verortung ihrer spezifischen Milieus vorgestellten Kulturfiguren geben Einblick in die komplexen Symbolbildungs- und Umformungsprozesse, denen Kleidung unterliegen kann: Als bezeichnenderweise genuin antibürgerliches Kleidungsstück zunächst von einer adeligen Abenteuer-Elite getragen, in den zwanziger Jahren weniger greifbar im proletarischen Milieu selbst, als in ihrer proletkulthaften Situierung, über ihre Rolle im Militarismus und Nazismus des Zweiten Weltkriegs bis hin zum symbolischen Panzer bei den Halbstarken und Rockern – findet man die Lederjacke deutlich in die Ideologien des 20. Jahrhunderts eingebunden. Und sie hat in dieser antibürgerlichen Zeichenhaftigkeit eine ausgesprochene

65 Utz Maas: Nachwort zu Paul Willis: „Profane Culture". Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur. Frankfurt am Main 1981, S. 259 – 269, s. S. 262.
66 Hans D. Baumann (wie Anm. 56), S. 3.
67 Paul Willis (wie Anm. 65), S. 31.

Konstanz bewiesen, in den subkulturellen Milieus ebenso wie in Kreisen der radikalen Linken.

Auf letztere bleibt noch ein Licht zu werfen, schreibt doch auch hier die Lederjacke radikale Geschichte: „Rudi Dutschke kommt ohne Pullover. Nicht im quergestreiften Zebra, nein, in einer braunen Wildlederjacke erscheint er in Bad Boll. Das ist Verrat, doppelter Verrat gar: denn wenn schon Leder, dann doch bitte nicht Leder vom Wild – und bitte schwarzes Leder. Um eine schwarze Lederjacke wenigstens muß man ihn ersuchen. Das Winterpalais kann nicht ohne rote Fahne gestürmt werden. Was tragen schließlich die Kommissare der Weltrevolution seit Jahrzehnten im Film."[68]

Diese Beobachtungen des Spiegelberichterstatters Gerhard Mauz anläßlich des Treffens von Rudi Dutschke mit Ernst Bloch in Bad Boll im Februar 1968 bestechen durch ihre, wenn auch ironische Anerkennung der Ledersymbolik im damaligen Kontext. Tatsächlich hatte nicht nur Rudi Dutschke eine schwarze Lederjacke, mit der er sich vorzugsweise auf Demonstrationen begab und die wohlgemerkt im Schnitt den Jacken der zwanziger Jahre entsprach, also geknöpft war. Bei den Protagonisten der ‚neuen Linken' war dieses Kleidungsstück, wie Bildquellen belegen, offenbar beliebt. Und weiterhin bewährte sich die Lederjacke bei den Spontis und den Linksradikalen der siebziger und achtziger Jahre. Den Charakter einer regelrechten Uniform gewann sie spätestens mit den ‚autonomen' Gruppen. Gerade wegen deren massiven Lederaufgebots prägte die Polizei Mitte der achtziger Jahre den Begriff „Schwarzer Block". Diese Uniformierung hatte für die Autonomen einen doppelten Vorzug: Sie war zum einen nützlich im Hinblick auf den Einsatz von Schlagstöcken und Wasserwerfern, zum anderen erschwerte sie die Identifizierung des Einzelnen. Die geballte Machtdemonstration der Autonomen in Leder zeitigte zumindest eine deutliche Konsequenz: Schwarze Lederjacken sind aus den Uniformen der Polizei weitgehend verschwunden. Als den Streifen vorbehaltene Kleidung wurden sie, um das Image der Polizei nicht zu gefährden, in ihre Funktionalität zurückverwiesen.

An der wechselvollen, langen Geschichte der Lederjacke fällt auf, daß sie in der Mode bis in die Mitte der achtziger Jahre ein eher marginales Dasein führt. In den Versandkatalogen der deutschen

68 Gerhard Mauz: Schwierigkeiten beim Aufrechtgehen. In: „Der Spiegel" 22 (8/1968), S. 30. Gerhard Mauz erweist sich im übrigen als höchst aufmerksamer Beobachter der revolutionären Kleiderzeichen der Studentenrevolte.

Kleidungsindustrie[69] wird die schwarze Lederjacke erst seit 1960 angeboten, zunächst als „Herren Rollerjacke" und unter dieser Bezeichnung die ganzen sechziger Jahre hindurch.[70] Sie ist also anfangs als praktische Kleidung im Kontext des Freizeit-Motorsports und andeutungsweise auch als Berufskleidung präsent. Auffallend aber ist, daß zwischen 1963 und 1969 ausschließlich Lederimitate (Vinyl) im Angebot sind und erst 1970 unter dem Slogan „Männer lieben das Echte" vereinzelt schwarze Nappalederjacken, hauptsächlich aber brauntonige Veloursle derjacken vertrieben werden. Gleichzeitig beginnt man auch auf die historisch überlieferten Formen zurückzugreifen: „Fliegerjacke in Antik-Kunstleder",[71] „Pilotenjacke" aus „100% Polyuretan" oder „Kunstleder in Nappa-Charakter".[72] Das Echte vermittelt sich fast durch die gesamten siebziger Jahre hindurch nur im braunen Wildleder, während die ‚historische' Lederjacke in beliebigen Materialien imitierbar und reproduzierbar geworden ist. Erst ab 1977 wird diese strenge Trennung aufgehoben, und die Werbung schickt sich an, mit dem Typus des männlichen Abenteurers zu spielen: „Leder – rassige Mode für Männer", „sportlich elegant für Männer mit Elan", „betont männlich-markant ausgestattete Jacke",[73] so und ähnlich geht es weiter in die Mode der achtziger Jahre. Es bleibt allerdings anzumerken, daß die ganzen siebziger Jahre hindurch das Angebot schwarzer Lederjacken im Verhältnis zu den weichen, naturfarbigen Wildlederjacken äußerst gering ist. Das Männerbild der Zeit gibt sich überwiegend naturnah, die harten Konturen des schwarzen Leders hatten wenig Raum.

Erst ab Mitte der achtziger Jahre beginnen Lederjackenhersteller reißende Umsätze zu verzeichnen. Angesichts dessen könnte der

69 Als Material dienten mir hier die Versandkataloge des Modehauses Quelle. Die Kataloge der großen Versandgeschäfte sind als Quelle für die zur jeweiligen Zeit verfügbaren Sachgüter längst anerkannt. Man hat, insbesondere was die Mode betrifft, jedoch die zeitlichen Verzögerungen durch das vielzitierte „trickle-down" in Rechnung zu stellen.

70 Im Schnitt entsprachen diese Jacken im wesentlichen denen, die auch von den Halbstarken getragen worden waren, abgesehen allerdings von den zahlreichen gestrickten Zutaten: „Herren Rollerjacke, echt Leder, mit eingesetztem Strickkragen, Strickbund und Ärmelstrickbund, Reißverschluß, zwei schräge Seitentaschen, Innenbrusttasche. Eine praktische Jacke". Quelle-Katalog Herbst/Winter 1960/61.

71 Quelle-Katalog Frühling/Sommer 1970.

72 Ebd., Herbst/Winter 1973/74.

73 Ebd., Herbst/Winter 1976/77.

Verdacht aufkommen, daß über die universellen Einsatzmöglichkeiten hinaus, die die Freizeitgesellschaft an Kleidung mehr und mehr schätzt, gerade ihre mythenbeladene Vergangenheit die Lederjacke für den Identitätsbedarf der Gegenwart prädestiniert. Denn ihr Tragen heischt über die subkulturellen und anarchistischen Praktiken hinaus mehr und mehr auch bei einer in der Dynamik zwischen Jugendlichkeit und Midlife-Crisis befindlichen Generation Bedeutung. Die Werbung versteht es hier mehr denn je, treffsicher die verkaufsträchtigen Mythen zu mobilisieren:

Der deutsche Hersteller Hein Gericke, der vor allem durch seine Motorradkleidung bekannt geworden ist, bietet in seinem aktuellen Bestellkatalog unter dem Motto „Faszination der Funktion" auch eine Reihe von Lederjacken an. Unter Namen wie „Shooting Star, Ranger, Hunter, Flyer, Tornado, Commander, Vancouver oder Chicago" wird dem Kunden der amerikanische Traum vom Abenteurer in luftigen Höhen und städtischen und ländlichen Wüsten offeriert.[74] Ein besonderer Hinweis gilt der Orientierung der Schnitte an klassischen Vorbildern, „die ihre Form gefunden haben aus den zwingenden Bedürfnissen der Praxis, der Arbeit, des Sports".[75] Gerhard Schulze hat jüngst in seiner ‚Soziologie der Gegenwart' darauf hingewiesen, daß gerade Werte wie Nützlichkeit und Funktionalität in den gegenwärtigen alltagsästhetischen Schemata zum bloßen Accessoire verkommen, während der Erlebniswert der Güter in den Vordergrund gerückt ist. „Gerade in der Vermarktung von Brauchbarkeit, Derbheit und technischer Perfektion wird die Nebensächlichkeit von Zwecken, die jenseits der unmittelbaren Erlebnisfunktion von Waren liegen, besonders deutlich. Ästhetik wird ironisch als Zweckmäßigkeit verschleiert."[76] Die ‚zwingenden Bedürfnisse der Praxis' jedenfalls, wie sie dem Hein-Gericke-Kunden nahegelegt werden, scheinen nur noch in der Namensgebung auf. Das Erlebnis selbst bleibt imaginär.

Es ist bezeichnend, daß, als die schwarze Lederjacke in den sechziger Jahren erstmalig in Mode kam (von Parteimoden einmal abgesehen), das Material zunächst an Bedeutung verliert. Die vordergründige Funktionalität entlarvt sich in dem Moment, als diese Jacke in neuen Materialien imitierbar geworden ist. Deutlich und erfolgreich

74 Hein Gericke Classics, Bestellkatalog 1993.

75 Ebd., S. 4.

76 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main/New York 1993, s. S. 14.

beginnen die Strategien der Vermarktung auf ihre symbolische Qualität zu setzen. Gleichzeitig erlangte die Materialechtheit in den jugendlichen Milieus eminente Bedeutung. Echt, das meinte – bedenkt man beispielsweise die Beliebtheit der Fliegerjacke – historisch und getragen: der Second-Hand-Handel begann in den siebziger Jahren sein florierendes Geschäft. ‚Echt' meinte darüber hinaus auch die ‚authentische' Erfahrung der magischen Gegenwelten, die sich in die Lederjacken gleichsam einschrieben, in der Rocker-Kultur ebenso, wie später bei den Punks oder den Autonomen. Heute ist das ‚echte Leder' längst auch für die Mode verbindlich geworden.

In seiner Animalität, als Evokation einer zweiten Haut trägt Leder wie kein anderes Kleidermaterial das Versprechen der authentischen Erfahrung.[77] Die Sinnfälligkeit, die der Lederjacke in all ihren vergangenen Kontexten anhaftete, scheint dies zu bestätigen. Es waren dies in ihren unterschiedlichen Ausprägungen Welten, deren Herausforderungen in besonderem Maße den Körper betrafen. Gerade aber das ‚Authentische' unterliegt in der Gegenwart einer höchst komplexen Dynamik, einer Gemengelage aus tradierten und gegenwärtigen, in sozialen Handlungsketten festgehaltenen Prägungen und vermittelten, gedachten und inszenierten Bedeutungen. In den heute mehr denn je durch ästhetische Stilisierungen geprägten Lebenswelten wird das Ringen um dieses Authentische längst als Markenkampf ausgetragen:[78] „Mit der echten ‚Perfecto' kommt sie, die unbezwingbare Lust auf Rauchen ohne Filter, fieses Grinsen und Randale in Kleinstädten."[79]

77 In diesem Zusammenhang sei noch auf den durch Gerhard Schulze eingeführten Begriff des „objektiven Erlebnisreizes" verwiesen, der meint, daß bestimmte Erlebnisse schon durch die Beschaffenheit der Zeichen nahegelegt werden (wie Anm. 76), S. 134.

78 Vgl. in diesem Zusammenhang die hervorragende und differenzierte Analyse über den Umgang mit der Lederjacke bei den Rockern von Michèle Marie Roué (wie Anm. 54).

79 Aus der Frauenzeitschrift ‚Elle'. Zit. nach: „Der Spiegel" vom 11.11.1991 (Hohlspiegel). ‚Le Perfecto' ist neben ‚Le Chevignon' zur Zeit die begehrteste Marke in Kennerkreisen.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 497 – 501*

Mitteilungen

Alte Sammlungen – Neue Konzepte[1] Schausammlung zur historischen Volkskultur im Österreichischen Museum für Volkskunde

Von Bernhard Tschofen

Ein Museum für Volkskunde ist ein kulturwissenschaftliches Museum, und es ist Crux und Chance zugleich, daß man es in einem um die Kultur bemühten Museum mit keinen festen Größen zu tun hat. Hier gibt es weder die Monumenta noch die überzeitlichen Artefakte, die durch ein diskursives Mißverständnis in manchen Kunst- und historischen Museen zu statuarischen Präsentationen geführt haben. Hier gibt es hingegen Bestände, die der wechselnden Bewertung unterliegen, und ihr auch unterzogen werden müssen, wenn sie ihre Verständlichkeit nicht preisgeben sollen.

Die Crux der wechselnden Bedeutung liegt in unserem Fall in der Sperrigkeit der Sammlung begründet, einer Sammlung die unter ganz anderen Prämissen zusammengetragen worden ist, als sie wohl heute gelten würden. Das Österreichische Museum für Volkskunde ist nämlich ein Museum vom Ende der Monarchie; es ist dies auf zweierlei Art. Einerseits verfolgte seine Gründung das Ziel, in Auseinandersetzung mit und als Antwort auf den damals in der Donaumonarchie grassierenden Nationalismus eine vergleichende Binnen-Völkerkunde und Volkskunde zu betreiben. Unter Einbezug zumindest aller nach dem Ausgleich mit Ungarn verbliebenen Ethnien bestimmte die Gründungsidee auch die Sammlungsdoktrin bis 1918. Andererseits ist das Museum, weil etwa ein Drittel der Objekte bereits in dieser Zeit Aufnahme in die Sammlungen fanden, selbst ein Denkmal der Doppelmonarchie. Dies blieb es auch zumindest bis 1945, als erstmals im Sinne der Identitätsstiftung das typisch Österreichische hervorgekehrt und eine Konzentration auf die alpinen Bestände eingeleitet wurde. Von allem Anfang an aber wurde in diesem Hause ein enger Konnex zur namengebenden Wissen-

1 Schriftliche Fassung eines am 26. August 1993 vor Vertretern der Presse gehaltenen Statements zum Konzept der im ÖMV geplanten neuen Schausammlung. Das wissenschaftliche Konzept wurde in Zusammenarbeit von Klaus Beitl, Franz Grieshofer, Margot Schindler und Bernhard Tschofen erarbeitet; die Gestaltung besorgt das Architekturbüro Elsa Prochazka mit Ursula Klingan, Volker Thurm-Nemeth und Barbara Plankensteiner (Exponatevidenz während der Planungsphase).

schaft der Volkskunde gepflegt: Eine Tugend, welche die gegenwärtige Arbeit auch nicht unbedingt leichter macht, weil die jeweilige Wissenschaftsdoktrin die Sammlungspolitik bestimmt und für vieles die Augen verschlossen hat, was wir in unseren Beständen heute schmerzlich vermissen. Darüber hinaus ist Museumsarbeit in einem Volkskundemuseum aufgrund dieser Verbindung zum Fach immer auch Auseinandersetzung mit der belasteten Wissenschaftsgeschichte. Die Anfälligkeit für nationale Bauerntümelei und die Verwertbarkeit ihrer Arbeiten in der sogenannten Volkstumspflege verpflichten dazu.

Die Chance eines Museums ohne feste Größen und mit Objekten wechselnder Botschaften liegt in seiner Eigenschaft als Archiv des Wissens und der Dinge begründet. Von Zeit zu Zeit in ein neues Licht gestellt und mehr oder weniger sanft gegen den Strich gebürstet, beginnen die gespeicherten Dinge neue Geschichten zu erzählen. Das heißt, daß der Fundus der in einem Museum unserer Art abrufbaren Informationen weit größer ist, als es den jeweiligen Generationen bewußt ist.

Diese Chance soll nun neu genutzt werden, und zwar im Einklang mit den Anforderungen, die zunächst vor allem von zwei Seiten an ein Museum für Volkskunde herangetragen werden. Das sind zum einen die Anforderungen, welche von der zumindest innerlich zur Kulturwissenschaft mutierten Volkskunde vorgegeben werden. Sie haben sich in den letzten Jahrzehnten massiv verändert; und die Debatte um eine Neuorientierung des Faches hat auch vor den Museen nicht haltgemacht (wenngleich die praktisch orientierte Museologie wegen der letztlich doch immer den Kurs vorgebenden Sammlungen in manchen Stürmen wie ein ruhender Pol gewirkt hat). Zum anderen haben unsere Publika (*das* Publikum gibt es nicht) ein Anrecht auf Befriedigung ihrer breitgefächerten Bedürfnisse und Interessen. Sie reichen von Zerstreuung, über Information und Bildung bis zu ganz speziellen Detailinteressen, wie sie etwa manche Sammler kulturhistorischer Realien hegen.

Als Antwort auf diese Vorgaben kann das Ziel einer Neukonzeption nur sein, eine Präsentation *mit*, nicht *gegen* die Sammlung machen. Was heißt das? Das heißt zum Beispiel, daß das Österreichische Museum für Volkskunde – zumindest in seiner Schausammlung – kein Museum der Alltagskultur per se sein kann, weil dazu die Voraussetzungen – sprich Objektbestände – fehlen. Wir werden dieses Ziel wohl auch in naher Zukunft nicht verfolgen, weil der Sinn solcher Alltagsarchivierung fraglicher denn je erscheint. In Zeiten galoppierender Modernisierung des Alltagslebens ist, um ein häufiges Schlagwort aus der aktuellen Musealisierungsdebatte zu gebrauchen, dem „progressiven Reliktanfall" (Hermann Lübbe) nicht nur nicht mehr Herr zu werden, sondern es stellt sich für ein Museum mitunter die Frage, ob diese Öffnung zur Gegenwart und zum Alltag hin nicht zwangsläufig eine Banalisierung historischer und kultureller Prozesse mit

sich bringt. Die Besucher werden demnach, wenn nicht in einem sehr spezifischen Deutungszusammenhang, in den Sammlungen hier keine Emailtöpfe, keine Motorroller und Schwarzweißfernseher finden. Dem Unbehagen an der Kultur entgegenzuwirken ist nämlich unser Ding nicht, und es ist auch sicher nicht die Aufgabe der kulturwissenschaftlichen Museen, die Rolle einer Kompensationseinrichtung für Zivilisationsschäden zu übernehmen. Jetzt, da die Objekte der tradierten Sammlungen dieses Hauses allmählich in ein Alter kommen, eine Historizität erreichen, die nicht mehr von vornherein alles mit dem Schleier der Heimeligkeit umgibt, wollen wir nicht einer neuen Sentimentalität die Tür öffnen.

Selbstverständlich bleibt der historische Alltag ein zentrales Anliegen, aber eben nur soweit die Sammlungen dies leisten können. Es ist uns dabei um eine Volkskultur im Spiegel gelegen: Museumsarbeit soll hier verstanden werden als Aufbereitung von Objekten, die etwas zu erzählen haben (aber auch etwas ganz anderes erzählen könnten). Daher wird der im Januar 1994 zu eröffnende erste Teil einer neuen Schausammlung die Kultur, dieses System symbolischer Praxis, in den Mittelpunkt stellen. Er wird im Spiegel der Materialien einer eigentlichen Volkskunstsammlung auf Lebenszusammenhänge verweisen und die populäre Kultur vor der Moderne vorstellen.

Wollte man Schwerpunkt und Arbeitsweise, welche die Neupräsentation der Objekte bestimmen, in ein Motto fassen, so könnte man sie definieren als: Die Volkskultur der vorwiegend vorindustriellen[2] Zeit – mit den Augen von heute,[3] in Objekten von gestern.[4] Dementsprechend wird die neue Schausammlung versuchen, zwei der zentralen Aufgaben kulturhistorischer Museen zu erfüllen. Einerseits werden wichtige Bestände der Sammlungen der Öffentlichkeit zugänglich sein und andererseits wird das Wissen über den kulturellen Zusammenhang der Dinge nicht hintan gehalten werden. Es ist dies das längst nicht immer und bestimmt nur mit Schwierigkeiten zu erfüllende Mindestmaß öffentlicher Verpflichtungen eines Museums, das sich in den Traditionen der Aufklärung wähnt.

Die Mittel nun, mit einer historischen Sammlung eine aktuelle und ansprechende Präsentation zu machen, sind die, tradierte Aufstellungsanordnungen weitgehend zugunsten einer rein an strukturellen Themen orientierten aufzugeben. Durch die Zusammenstellung der Objekte, durch ihre Mischung oder gelegentliche serielle Reihung werden ganz bestimmte Bedeutungsebenen offengelegt werden. Dies soll der Kontextualisierung dienen, das heißt, daß neue Zusammenstellungen auch neue Facetten einer Sprache der Realien zeigen werden. Im Mittelpunkt soll nun tatsächlich die Bedeu-

2 Ungleichzeitigkeiten im Modernisierungsprozeß eingeschlossen, daher mehr als kultureller, denn als historisch-epochenhafter Begriff verstanden.

3 Sprich: Deutung, wissenschaftlicher Hintergrund, gegenwärtige Interessen und Ideen.

4 Sprich: die auch schon ‚historische Sammlung', Spiegelfunktion der Realien.

tung stehen, und Kategorien wie das Technische oder das Regionale werden, obwohl auf einen zweiten Blick vielleicht weiterhin sichtbar, zurücktreten. Damit wachsen auch wiederum die Möglichkeiten, auf den unschätzbaren übernationalen Reichtum der Sammlung zurückzugreifen, weil die Ausrichtung der Interpretamente von Kulturen ausgehen wird und also anthropologischen Sichtweisen wieder mehr Platz einräumen kann. Daß damit freilich nicht eine verschwommene Mitteleuropaideologie mit hereingeholt werden soll oder gar gegen jede historische Vernunft sprechende Kontinuitätsgedanken lanciert werden sollen, braucht wohl nicht eigens betont zu werden. Das Interesse an den Ausgriffen auf Sammlungen aus ehemaligen Kronländern der Donaumonarchie ist von den Inhalten her motiviert, und da keine Regionalkulturen wiedererstehen sollen, spielt es keine Rolle, ob wir emblematische Konstellationen bestimmter Kulturformen in Realien österreichischer oder mährischer Provenienz suchen.

Die neue Schausammlung wird sich nunmehr darstellen als eine zwar durchgängige, aber mit vielen Schlenkern versehene Geschichte, in der die jeweiligen Deutungsebenen eine, aber nicht die einzige Blickrichtung vorgeben. Thema der Präsentation ist der Mensch in seinem Verhältnis zu Natur und Umwelt, zum Wirtschaften, zum kollektiven Gedächtnis und zur sozialen Ordnung. Auswahl und Zusammenstellung der Exponate sowie die Gestaltung der diesen vier Bereichen gewidmeten 19 Schauräume mit zusammen etwa 700 m^2 wollen den Blick hinter die Ausstellungsstücke, auf ihre lebensgeschichtlichen Zusammenhänge lenken. Objekte populären Schaffens – größtenteils aus dem 17. bis 19. Jahrhundert – erzählen von der Kultur des Alltags, vom Bauen und Wohnen, von den Dingen des täglichen Bedarfs, von Arbeit und Glauben, von Armut und ländlichem Stolz.

Die Sammlungen zeigen Kultur im Spiegel der Volkskunst. Sie legen Zeugnis ab für die vielseitigen – und heute oft befremdlich anmutenden – Facetten populärer Gestaltung: Diese auf ihre Inhalte hin zu befragen und ihre Gesetzmäßigkeiten und Funktionen zum Sprechen zu bringen, ist das Ziel der neuen Aufstellung. Sie gibt außerdem erklärende Blicke auf die Beschäftigung mit „Land und Leuten" und reflektiert die besondere Geschichte der Sammlungen des Museums. Dieser entsprechend, werden in der neuen Präsentation wieder verstärkt Einblicke in die Kollektionen zur Volkskunst der Länder der ehemaligen Donaumonarchie geboten: Sie ergänzen die alpenländischen Bestände zu einem dichten Bild ländlicher Kultur.

Die Themen und Schwerpunkte im einzelnen sind:

Volkskultur – „Fund und Erfindung"

Der volkskundliche Blick: zwischen „Land und Leuten" und „Kultur und Alltag"

Mensch und Umwelt

Natur und Zivilisation: Material und Bearbeitung

Die kultivierte Landschaft
Der behauste Mensch
Die Stube I: Epochenprägung und Kulturform
Mobiliar: Wohnen – Kultur, Region, Stil
Die Stube II: Regionaler Stilwandel
„Mythos" – Die Ordnung des Daseins
Weltbilder traditioneller Volkskultur
Mensch und Wirtschaft
Landwirtschaft I: Wirtschaftsformen und Produktion
Landwirtschaft II: Vormoderner Transport
Wirtschaften I: Formen von Vertrieb und Produktion
Wirtschaften II: Formen von Vorratshaltung und Konsumption
Mensch und Geschichte
Geschichte I: Völker, Bilder und Kulturen
Geschichte II: Ereignis und Erinnerung
Religion und Geschichte: Z.B. Protestantische Möbelkultur
Mensch und Gesellschaft
Gesellschaft I: Ständische Ordnung und ständische Kultur
Stil I: Ländliche Möbel und Repräsentation
Gesellschaft II/Stil II: Bürgerlichkeit und häusliche Distinktion

In diesem an sich stringenten Parcours bieten sich den Besuchern ungezählte Möglichkeiten zu kleinen Seitenblicken. So gibt es etwa Verdichtungen in Richtung bestimmter Sachgruppen, und exemplarische Bestückungen lassen auch regionale Exkurse zu. Dabei scheint in dem generell sehr amorphen Ausstellungsmaterial der große Vorteil begründet zu sein, damit die verschiedensten Blickwinkel und Betrachtungsweisen ermöglichen zu können.

Dazu soll auch eine für die nächsten Jahre geplante Erweiterung der Schausammlung beitragen, in der, um nicht der Linearität von Geschichtsbildern aufzusitzen, mit einer mehr schlaglichtartigen und insgesamt mehr experimentellen Sichtweise operiert werden soll. Symbole und Motive, Mentalitäten rezenter Popularkultur, sollen dabei in den Mittelpunkt rücken, und ein regelrechtes Befragen der Kultur im Kontext von Realien der Gegenwart, der jüngeren Vergangenheit und von tradierten Sammlungsbeständen ermöglichen. Die gegenwärtigen Sammlungsbestrebungen bereiten solches vor. Sie zielen, wenn sie nicht der Füllung älterer Lücken in den Beständen dienen, auf das sogenannte Kreative, wollen also an die „Volkskunst"-Tradition im Haus anknüpfen.

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 503 – 533*

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1992

Am 19. März 1993 fand im Vortragssaal des Österreichischen Museums für Volkskunde, A-1080 Wien, Laudongasse 15 – 19, die Ordentliche Generalversammlung des Vereins für Volkskunde statt. Ihr war eine Sitzung des Vereinsausschusses vorausgegangen.

Da die Beschlußfähigkeit gegeben war, konnte die Sitzung pünktlich um 17.00 Uhr eröffnet werden. Die zeitgerecht verlautbarte Tagesordnung wurde einstimmig angenommen.

Tagesordnung

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde
2. Kassenbericht
3. Entlastung der Vereinsorgane
4. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
5. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern
6. Allfälliges

Zu Beginn der Sitzung hielt der Präsident des Vereins, Hon. Prof. HR Dr. Klaus Beitl, eine ehrende Gedenkminute für die im vergangenen Jahr verstorbenen Vereinsmitglieder:

Univ. Prof. Dr. August J. B. Kempers, Arnheim, NL; Mag. pharm. Herta Eisner, Wien; Karl Etzelstorfer, Gmunden; Architekt Dr. Marian K. Farka, Wien; Univ. Prof. Dr. Václav Frolec, Brünn, CZ; Prof. Karl Horak, Schwaz; OStR. Mag. Herbert Lager, Wien; Roger Lecotté, Tour, F; SR Prof. Dr. Josefine Nast, Wien; Prof. Ludwig Sackmauer, Wien; Elisabeth Schölm, Wien; Univ. Prof. Dr. Oldřich Sirovátka, Brünn, CZ; Walter Wisth, Wien.

1. Jahresberichte 1992 des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde

A. Verein für Volkskunde

Der Generalsekretär hob einleitend hervor, daß das vergangene Vereinsjahr wieder in der gewohnten ruhigen und konstruktiven Atmosphäre ver-

laufen sei, denn es traten im täglichen „Vereinsgeschäft" keine nennenswerten Probleme auf.

Dank eines ausgeklügelten Computerprogrammes konnten die Mitgliederevidenz und die Zeitschriftenabonnements immer auf dem neuesten Stand gehalten und die diversen Bücherwünsche durch „unseren Mann an der Kasse", Herrn Karl Hoiger, promptest erledigt werden. Herr Hoiger führte diese Vereinsgeschäfte neben seinem Dienst an der Museumskasse durch.

Hier sind auch die anderen unsichtbaren Hände zu nennen, die stets dafür sorgten, daß die Vereinsveranstaltungen reibungslos über die Bühne gehen konnten: Frau Herlinde Karpf, Herr Helfried Machaczek, Herr Norbert Rast, Herr Peter Falk, u.a. Es sind auch fast alle Mitarbeiter des Museums Mitglieder des Vereins.

Der Generalsekretär gab seiner Freude Ausdruck, daß zwischen den Mitgliedern und der Vereinsführung ein gutes Verhältnis besteht. Dies zeige sich nicht nur im guten Besuch der Vereinsveranstaltungen, nicht nur in der großen Spendenbereitschaft der Mitglieder, worüber sich der Generalsekretär besonders dankbar zeigte, sondern auch in den vielen persönlichen Kontakten und gegenseitigen Hilfestellungen der Mitglieder untereinander. Der Generalsekretär versicherte, daß diese Anteilnahme und dieses Interesse ein Ansporn für die Vereinsführung sei.

a) Mitgliederbewegung

Der Mitgliederstand konnte im vergangenen Vereinsjahr nur um ein Mitglied erhöht werden. Tatsächlich traten dem Verein aber 46 Mitglieder neu bei, 32 schieden freiwillig bzw. durch Ausschluß aus und 13 Mitglieder verlor der Verein durch Todesfall.

b) Veranstaltungen

Im abgelaufenen Vereinsjahr wurden 23 Veranstaltungen durchgeführt: 2 Symposien, 2 Exkursionen, 6 Vorträge, 3 Clubs, 3 Ausstellungseröffnung, eine Buchpräsentationen, ein Konzert, ein Sprachinseltreffen, ein Sommerfest mit Chorkonzert und der Burgenländische Advent. Hier die chronologische Reihenfolge:

16.1.: Vortrag mit Filmbeispielen von Dipl. Ing. Michael Martischnig: „Von ‚Heidenlöchern' zu ‚Himmel oder Hölle'. Der neue Heimatfilm aus Österreich".

30.1.: „Club im ÖMV" – Traude Horvath und Eva Müller stellten ein Forschungsprojekt zum Thema „Zaun-Gespräche – ein grenzüberschreitender Dialog" der Burgenländischen Forschungsgesellschaft vor.

20.2.: Filmvortrag von Walter Deutsch und Maria Walcher über eine neue Präsentationsart von Volksmusik im Fernsehen: „Das Fest im Jagdschloß".

13.3.: Eröffnung der Sonderausstellung „Volkskunst hinter Gittern" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

20.3.: Ordentliche Generalversammlung mit anschließendem Festvortrag von Dr. Christl Köhle-Hezinger, Tübingen, zum Thema „Treuezeichen. Anmerkungen zur Fest- und Jubilarkultur in der industriellen Welt".

23.4.: Vortrag von Dr. Gabriela Kilianová, Bratislava, zum Thema „Volkskunde in der Slowakei. Ein Überblick".

6.5.: Buchpräsentation von Dr. Gerhard Tanzers „Spectacle müssen seyn. Die Freizeit der Wiener im 18. Jahrhundert", veranstaltet vom Böhlau-Verlag. Das Buch erschien in der Reihe „Kulturstudien" als 21. Band.

9.5.: Eröffnung der Sonderausstellung „Welt der Puppen. Aus der Sammlung des Puppenspielers Anton Anderle aus der Slowakei" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

18./23.5.: Historikertagung in Graz: „Zentrale und dezentrale Machtgefüge in der Geschichte". 4 Vorträge der volkskundlichen Sektion.

11.6.: Einführungsvortrag zur Westslowakei-Exkursion von Barbara Mersich und Dr. Felix Schneeweis.

15./18.6.: Symposium: Österr. Volkskundetagung in Salzburg zum Thema „Tourismus und Regionalkultur".

25.6.: Sommerfest im ÖMV mit Eröffnung der Sonderausstellung „Museum im Umbau" und Chorkonzert des Volksgesangvereins Wien unter dem Motto „Alpenländisches-Wienerisches". Im Rahmen dieser Veranstaltung wurde die „Michael Haberlandt-Medaille" an Prof. Walter Deutsch verliehen. Dr. Gerlinde Haid hielt dazu die Laudatio.

27./28.6.: Exkursion in die Westslowakei.

2.10.: Eröffnung der Sonderausstellung „Kittseer Archivalien aus dem Archiv in Mosonmagyarovar, Ungarn" im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

10.10.: Vereinsexkursion gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien nach Wallsee/NÖ und Mitterkirchen/OÖ.

15.10.: Führung durch die Sonderausstellung „Die Neue Welt. Österreich und die Erforschung Amerikas" mit Univ. Prof. Dr. Ingrid Kretschmer im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek.

29.10.: „Club im ÖMV" über die Projekte „Infolk" und „COMPA" des Österreichischen Volksliedwerkes.

12.11.: Vortrag von Mag. Berhard Purin zum Thema „‚Dinge ohne Erinnerung'. Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Museum."

26.11.: „Club im ÖMV" – Dipl. Ing. Dr. techn. Alfons Dworsky, Technische Universität Wien, zum Thema „Architekturtheoretische Perspektiven der Siedlungsforschung.

3.12.: Österreichisches Sprachinseltreffen im ÖMV mit Referaten von Univ. Prof. Dr. Maria Hornung zum Thema „Rückblick und Ausblick" und Dr. Ingeborg Geyer zum Thema „Die Bedeutung der Sprachinsel Tischelwang/Timau in Karnien" mit Darbietungen der Tischelwanger Kindertanzgruppe „is guldana Pearl" unter der Leitung von Frau Ilia Primus und mit der Tischelwanger Stubenmusik.

5./6.12.: 11. Burgenländischer Advent im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

13.12.: Adventkonzert „Erlesene Bläsermusik" mit der Wiener Mozart Company unter der Leitung von Werner Hackl.

b) Vereinspublikationen

Als Vorgriff auf das neue Vereinsjahr konnte zur Generalversammlung bereits das 1. Heft des Jahrganges 1993 der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde gewissermaßen noch „druckfeucht" den Mitgliedern präsentiert werden. Auch die vier Hefte des XLVI. Bandes (= 95. Band der Gesamtserie) für 1992 konnten fristgerecht mit dem stattlichen Gesamtumfang von 588 Seiten an die Abonnenten und Tauschpartner geliefert werden. Das ist das Verdienst der Generalsekretär-Stellvertreterin OR Dr. Margot Schindler, die nach dem Weggang von Frau Dr. Eva Julien-Kausel die Redaktion übernahm. Der Rezensionsteil wird seit vorigem Jahr von Herrn Mag. Herbert Nikitsch betreut. Das letzte Heft des Vorjahres war Herrn Univ. Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher zum 80. Geburtstag gewidmet.

Das für den Verein so wichtige Kommunikationsinstrument, das monatlich erscheinende Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich" erreichte ebenfalls stets pünktlich die Mitglieder. Dahinter steckt viel Arbeit, wofür abermals Frau Dr. Margot Schindler gedankt wurde.

Der Generalversammlung konnte auch ein neuer Band der Österreichischen volkskundlichen Bibliographie vorgelegt werden, und zwar Folge 23 – 24 für die Jahre 1987/88. Die Herausgabe dieses Bandes wurde noch in bewährter Weise von Frau Dr. Eva Julien-Kausel besorgt. Der Generalsekretär berichtete dazu, daß am Vormittag eine Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für die Österreichische volkskundliche Bibliographie stattgefunden habe, bei der die weiteren Schritte besprochen wurden. Mit der Koordination des nächsten Bandes wurde der neue Mitarbeiter des Museums, Herr Hermann Hummer, betraut.

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

Der Direktor des Museums, Hon. Prof. HR Dr. Klaus Beitl, faßte seinen Bericht in sechs Punkte zusammen:

a) Bauangelegenheiten: Hier konnte er die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Bauarbeiten im Museum abgeschlossen werden konnten und – besonders wichtig – daß auch alles bezahlt sei!

In diesem Zusammenhang betonte er, daß das Jahr 1993 ganz im Zeichen der Konzentration auf die Ausarbeitung des Konzeptes für die neue Dauerausstellung stehen werde. Am 25. 3. soll im „Club im ÖMV" unter dem Titel „Alte Sammlungen – neue Konzepte" über das neue Konzept diskutiert werden.

b) Personal: Das Museum konnte drei zusätzliche Dienstposten bekommen: eine akad. Stelle, die mit Frau Mag. Nora Czapka besetzt wurde, einen B-Posten, für den Herr Hermann Hummer gewonnen wurde, und einen Aufseherposten, der an Herrn Reinhard Frömmel vergeben wurde.

Insgesamt umfaßt der Personalstand des Museums 28 Mitarbeiter.

c) Cafeteria: Im Februar konnte im Museum eine neue Cafeteria eingerichtet werden. Sie wurde im Sommer unter Einbeziehung des Gartens in Betrieb genommen.

d) Depotfrage: Die Studiensammlungen bildeten im abgelaufenen Jahr für die Direktion ein großes Problem. Depotraum, der in den vergangenen Jahren geschaffen werden konnte, wurde durch neuere Entwicklungen (Auflösung des Instituts für Gegenwartsvolkskunde in Mattersburg) wieder in Frage gestellt. Allerdings gibt es unter Mithilfe des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung Aussicht auf eine Lösung (Anmietung eines Speichers in Siegendorf).

e) Institut für Gegenwartsvolkskunde: Die Auflösung des Instituts für Gegenwartsvolkskunde durch das Präsidium der Österr. Akademie der Wissenschaften stellte insgesamt für die Volkskunde in Österreich einen schweren Schlag dar. Immerhin konnte zwischen dem Verein für Volkskunde und der Akademie ein Treuhandvertrag abgeschlossen werden, der vorsieht, daß der Verein das wissenschaftsgeschichtliche Archiv und das Bio-bibliographische Archiv übernimmt. Die begonnenen Projekte sollen fortgeführt werden. Dazu sollen zwei Arbeitsgemeinschaften eingerichtet werden: eine für das bio-bibliographische Lexikon und eine zur Dokumentation der Gegenwartsvolkskunde (Zeitungs-Archiv).

f) Publikationen: Vom Museum wurde in der Reihe der Veröffentlichungen des Österr. Museums f. Volkskunde als Nr. XXVI der Band „Volkskunde. Institutionen in Österreich" und in der Reihe des Bio-bibliographischen Lexikons der Volkskunde als Folge 6 von Astrid Paulsen und Kai Detlev Sievers, „Volkskundler und Volkskundlerinnen in Schleswig-Holstein und Hamburg heute" herausgegeben.

2. Kassenbericht des Vereinsjahres 1992

Im Berichtsjahr 1992 stehen Einnahmen von S 2,098.570,07 Ausgaben in der Höhe von S 1,935.752,27 gegenüber. Die hohen Beträge erklären sich daraus, daß auch 1992 die Abrechnung der gesamten Steuer über die Buchhaltung des Vereins für Volkskunde als Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde erfolgte.

Die Kosten für den Druck von vier Heften der Zeitschrift betrugen S 262.547,60. Dem stehen Einnahmen von S 243.063,– gegenüber.

Für den Vereinsbetrieb ergaben sich folgende wichtige Einnahmen: Mitgliedsbeiträge S 157.423,–, Verkauf von Publikationen S 44.180,–, Subventionen S 139.000,–, Spenden S 28.693,50, Rückvergütungen S 48.424,–.

Wesentliche Ausgaben waren S 87.721,60 für die Herstellung von Publikationen und S 32.437,90 für den Druck des Nachrichtenblattes, S 53.662,– für Porto, S 13.751,22 für Büro, S 93.255,– für Rechnungsführung und Aushilfsdienste, S 13.862,80 für Vorträge und Veranstaltungen.

Die Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen haben sich geringfügig vermindert. Die Erträge aus dem Verkauf von Publikationen sowie der Zeitschrift haben sich erhöht. Insgesamt erbrachte das Berichtsjahr 1992 für den Vereinsbetrieb einen Gewinn.

3. Entlastung der Vereinsorgane

Wie in den vorangegangenen Jahren wurde von den beiden Kassenprüferinnen, OStR Dr. Martha Sammer und Dr. Monika Habersohn, der Prüfbericht abgegeben und der Antrag zur Entlastung des Vorstandes gestellt. Diese wurde von der Generalversammlung einstimmig ausgesprochen. Der schriftliche Prüfbericht lautete:

Am 15. Februar 1993 wurde die Rechnungsprüfung für das Kalenderjahr 1992 vorgenommen. Kassenjournal, Postsparkassenkonto und DM-Konto München sowie die zugehörigen Eingangs- und Ausgangsbelege wurden stichprobenartig kontrolliert. Wir haben die Eintragungen ziffernmäßig geprüft und in Ordnung befunden. Deshalb und aufgrund der sorgfältigen Buchführung beantragen wir, den Kassier und die Rechnungsführerin zu entlasten.

4. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages

Hier gab es zwei Positionen. Die eine, vorgetragen von Herrn Univ. Doz. Dr. Olaf Bockhorn, plädierte im Hinblick auf das Jubiläumsjahr für eine

Erhöhung, die andere, vertreten durch Herrn Karl Hoiger, votierte angesichts der großen Spendenfreudigkeit der Mitglieder für eine Beibehaltung des Mitgliedsbeitrages. Nach kurzer Debatte wurde über eine Erhöhung auf S 250,– (bei Gleichbleiben des Mitgliedsbeitrages für Studenten von S 100,–) abgestimmt. Das Ergebnis brachte eine große Mehrheit für eine Erhöhung bei 8 Enthaltungen.

5. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern

Die vom Vereinsausschuß vorgeschlagenen und von Dir. Dr. Klaus Beitl bzw. von OR Dr. Wolfgang Gürtler begründeten Ernennungen von Herrn Dr. Michael G. Meraklis, Athen, Dr. Kai Detlev Sievers, Kiel, und Dr. Otto Domonkos, Sopron, zu Korrespondierenden Mitgliedern wurden von der Generalversammlung einstimmig zur Kenntnis genommen.

6. Allfälliges

Keine weiteren Wortmeldungen.

7. Festvortrag

Im Anschluß an die Generalversammlung konnte dieses Jahr der Präsident des Vereins, HR Dr. Beitl, den Ordinarius für Volkskunde in Zürich, Herrn Univ. Prof. Dr. Paul Hugger, zu einem Vortrag über „Volkskunde in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg. Zwischen Provinzialismus und Weltoffenheit" begrüßen. In seiner Einleitung verwies Präsident Dr. Beitl auf die vielbeachtete dreibändige Neuerscheinung des „Handbuches der schweizerischen Volkskultur", dessen Herausgabe von Prof. Hugger besorgt wurde.

Franz Grieshofer

Zauber der Masken

Eine Veranstaltung des Pädagogischen Zentrums für Kultur & Freizeit im Österreichischen Museum für Volkskunde für die Kinder im Rahmen des Sommerferienspiels der Stadt Wien

Im Laufe einer vielhundertjährigen Geschichte der Maske hat sie in ihrer Vielfalt der verschiedenartigsten Materialien und Ausdrucksformen dem Menschen die Möglichkeit geboten, ein anderer sein zu können, die Rolle eines anderen glaubwürdig mit all seinen Bewegungen und Merkmalen anzunehmen. In dieser Verfremdung ist jeder er selbst und ist es zugleich doch nicht. In vielen Kulturkreisen war und ist die Maske wesentlicher Bestandteil des Theaters, ihre Bedeutung im Brauchtum ist bis heute in vielen Landstrichen nicht verloren gegangen. Auch im pädagogischen Bereich ist sie ein wichtiges Medium geworden, hilft sie doch erste Hemmungen überwinden und bietet eine ganz andere Form der Identifikation mit Rollen.

Über den *historischen Einstieg der Maskensammlung im Volkskundemuseum* sollte der „Zauber der Maske" und die Wirkung der Maske als Ganzes, nämlich in ihrer Gesamtheit von Maske – Bewegung und Sprache erarbeitet werden. Die vielfältige, sehr eindrucksvolle, aber auch sehr übersichtliche Maskensammlung des Volkskundemuseums überstieg alle unsere Erwartungen, sie „verzauberte" in Kürze die Kinder und so manchen Erwachsenen.

Es war erstaunlich zu erleben, wie dieser kleine geschichtliche Einstieg über Masken – seit wann gibt es Masken, wer verwendet Masken, wozu, wann, wo usw.? – das Interesse weckte. Immer wieder entdeckten die Kinder ganz neue Details. Angesichts einer Maske von einer alten Frau tauchte die Frage auf, wozu man solche Masken benötige, wo es doch genug alte Frauen gäbe. Als ein Kind in die Rolle einer alten Frau schlüpfte und darauf begann, wie eine solche zu gehen und sich zu bewegen, wurde den Kindern bald klar, welche Verwandlung die Maske beim Menschen hervorrufen kann. Die Faszination der Maske begann zu wirken. Die meisten Kinder wußten dann sehr bald, welche Maske sie im Anschluß basteln wollten.

Dazu waren im Garten des Museums in Zelten verschiedene *Maskenateliers* eingerichtet worden, wo man die verschiedenen Maskentypen herstellen konnte:

- *Papier- und Kartonmasken* in Form von Ganz- oder Halbmasken. Hier entstanden vor allem an venezianischen Masken orientiert ganz herrliche Vogelmasken und andere phantastische Ergebnisse.
- *Collagierte Masken,* aus verschiedenartigsten Grundmaterialien von Textilien über Naturmaterial usw.
- *Gipsmasken,* die über Tonmodel geformt und dann noch ausgestaltet wurden, nahmen meist zwei Tage in Anspruch.

– *Papiermachémasken,* besonders geeignet für Großmasken, erforderten viel Ausdauer. Diese Ausdauer wurde aber mit wirklich eindrucksvollen Ergebnissen belohnt.

Als sinnvolle Weiterführung gab es nach Fertigstellung der Masken täglich eine Kurzeinführung zu Bewegung und Sprache mit der Maske.

Wir boten aber auch einen Wochenblock an, für jene Kinder, die täglich kamen. Diese Woche hatte bereits „Seminarcharakter". Die Kinder erfuhren hier einfache Regeln für Bewegung und Sprache im Theater- und Maskenspiel. Mit einer Dozentin der Prager Akademie der musischen Künste wurde ein richtiges Maskenspiel erarbeitet und jeweils am Freitag den Anwesenden unter viel Applaus vorgeführt.

Und dann gab es noch spontan gebildete „Actiongroups", die sich zu Spiel und Tanz und zu Maskenumzügen zusammenfanden.

Im Gesamten kann man sagen, daß Dank der ausgezeichneten Kooperation mit dem Volkskundemuseum und deren Mitarbeitern und den fachlich gut vorbereiteten und engagierten Mitarbeitern vom Pädagogischen Zentrum dies eine sehr erfolgreiche Veranstaltung war. Nahmen doch an diesen acht Tagen insgesamt 1.080 Personen am „Zauber der Masken" teil.

Judith Frisch-Wurth

Bericht über die Tagung des „ICOM Costume Committee" in Edinburgh vom 12. bis 16. Juli 1993

Das Costume Committee, überaus aktiv im Konzert der 25 internationalen Komitees des Internationalen Museumsrates ICOM, hielt seine heurige Jahrestagung vom 12. bis 16. Juli 1993 in Edinburgh, Schottland, ab. Über 70 der derzeit 198 Mitglieder des Komitees, welche 33 Nationen repräsentieren, trafen sich zum fachlichen Gedankenaustausch über die Kontinente hinweg. Es handelt sich bei den Komiteemitgliedern um vorwiegend Damen von ausgeprägter Individualität, deren oft langjährige Berufserfahrung in Textil- und Modesammlungen großer und kleinerer Häuser zu teilen, großes Vergnügen bereitet. Absolut willkommen waren aber auch die wenigen Herren, die zum Teil bedeutende Kostümsammlungen, wie das Monturdepot des Kunsthistorischen Museums in Wien oder die Kostüm- und Modesammlung des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart, vertraten. Als besonders liebenswert erwies sich das Kennenlernen von Anne Buck, einer ehemaligen Vorsitzenden des Kostümkomitees, einer ‚very british lady', deren zahlreiche bedeutende Publikationen sie als wirkliche Grande Dame der englischsprachigen Kostümkunde ausweisen und die, obwohl bereits in der neunten Dekade ihres Lebens, als eine der ersten für die Tagung registrierte.

Die Referatsbeiträge waren auf Grund des sehr allgemein gefaßten Tagungsaufrufes thematisch breit gestreut. Ein Großteil der Vortragenden folgte der Einladung „represent your collection" und stellte einzelne Museen und spezielle Sammlungen vor – mit unterschiedlichen Schwergewichten mehr auf den wissenschaftlichen oder konservatorischen Einrichtungen, wie Ausstellungswesen, Depots, Studiensammlungen, Dokumentation, etc. Auf diese Weise bekam man mit Unterstützung durch Dias und Videos in drei Tagen einen ganz guten Einblick in Spezialsammlungen, den man durch eine entsprechende Reisetätigkeit zwar unmittelbarer aber nur unter ungleich größerem zeitlichen und finanziellen Aufwand erzielen könnte.

Vorgestellt wurden: das Kent State University Museum, USA, 1959 hervorgegangen aus einer Privatsammlung zweier Geschäftsleute aus der Modebranche; die hundertjährige Geschichte der Textil- und Trachtensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien; das Kyoto Costume Institut in Japan, welches neben historischen Kostümen viel moderne Mode sammelt, und 1991 die über tausend komplette Ensembles umfassende Sammlung eines bedeutenden Designers übernahm, und das Gastgeber für das Costume Committee Meeting 1994 sein wird; das Nationalmuseum Krakau; das Braunschweigische Landesmuseum; das Historische Museum Basel, welches das zweitausend Stück umfassende Legat einer Basler Dame der Gesellschaft aus dem 20. Jahrhundert verwahrt; das neue Textildepot des Victoria & Albert Museums in London, welches die rapide

wachsenden Sammlungen der Gegenwart beherbergen soll und das sich bei der Einrichtung mit modernsten, aber nicht immer praktischen Kompaktschranksystemen, aber auch phantasievoll mit rollenden Hospital-Tischen behilft; das Oakland Museum in Kalifornien, wo man fündig wird, wenn man Ausgefalleneres wie etwa Hippie-, Gay- und Lesbenkleidung sucht, oder die Kleidungsnormen von Motorrad-Gangs studieren will.

Zum Teil eher konventionell, zum Teil aber sehr interessant waren die Präsentationen von kürzlich stattgefundenen, derzeit laufenden oder in nächster Zukunft geplanten Textil- und Kleiderausstellungen. Herausragend dabei und bestechend einerseits die Dokumentationen über „Royal Blue", eine Ausstellung des Rosenborg Schlosses in Kopenhagen über alles, was blau ist, angefangen von königsblauen Samtroben und den unvermeidlichen Jeans, über Keramik (in den berühmten blauen Mustern), Email, Papier, Metall (blau bemalte Harnische), bis hin zum Blau von Edelsteinen, Augen und des Regenbogens, und andererseits die von Mai bis September 1993 im Gemeentemuseum in Den Haag laufende Ausstellung des Nederlands Costuummuseum „Elegance on Sea" die die elegante Welt von Promenade und Kurhaus von Scheveningen zwischen 1885 und 1940 einzufangen suchte.

Relativ einfach, zumindest was die Weckung von Publikumsinteresse betrifft, haben es die Betreuer von Sammlungen königlicher oder kaiserlicher Roben, denn die Kleider berühmter Leute haben offenbar etwas Mythisches an sich und werden zum Teil wie Reliquien betrachtet. So konnte etwa die Ausstellung „Royal Style", die siebzig Jahre Kleidung zu offiziellen oder familiären Anlässen der beliebten englischen Königinmutter, angefangen vom Hochzeitskleid 1923 über die Krönungsrobe 1937 bis hin zu den unvergleichlichen Ensembles der späteren Dekaden, samt Hüten natürlich, zeigte, täglich 800 Besucher mitten aufs Land, 60 Meilen nördlich von York, locken. Aber auch die Court Dress Collection in den State Apartements des Kensington Palace in London ist jederzeit einen Besuch wert. Unverblaßt ist auch der Ruhm vergangener Häuser, was die 270.000 Besucher der von Regina von Habsburg eröffneten Ausstellung „Elisabeth – Königin von Ungarn" im ungarischen Nationalmuseum in Budapest, vom Mai 1992 bis Jänner 1993, bewies. Der Weg der österreichischen Kaiserin Elisabeth von der bayerischen Herzogin zur angebeteten Königin von Ungarn wurde in dieser Ausstellung sensibel nachgezeichnet.

Die meisten Tagungsbeiträge beschäftigten sich mit dem kostümkundlichen und modegeschichtlichen Aspekt von Kleidung. Umso erfreuter war man dann über die wenigen deutlich kulturgeschichtlich geprägten Ansätze der Kolleginnen aus dem Welsh Folk Museum in Cardiff, einem Haus, dessen Anfänge in das späte 19. Jahrhundert zurückreichen, und dem Bolling Hall Museum in Bradford, die beide Kleidung hauptsächlich in ihrem sozialgeschichtlichen Kontext eingebunden für wichtig erachten. Einem

eher traditionell aufgefaßten Begriff von Volkskunde verhaftet scheinen die Planungen für das Norsk Folkemuseum in Oslo zu sein, wo man eine Ausstellung über „Volkstracht von der Geburt bis zum Tod" mit regionaltypischen Unterscheidungen, mit Kopfbedeckungen als Zeichen, mit Kindern als kleinen Erwachsenen, mit Trachtenpuppen und nachgestellten Ensembles vom Ankleiden einer Braut und einer Tanzgruppe beim Tanz, vorbereitet. Teilnehmer an der ICOM Generalversammlung 1995 in Norwegen werden Gelegenheit haben, diese Ausstellung zu besuchen.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen stellte verschiedene Forschungsergebnisse vor, z.B. die Untersuchungen über Londoner bzw. Pariser Modegeschäfte um 1900, oder über das interessante Skizzenbuch der tschechischen Gräfin Walpurga von Sternberg, das zwischen 1770 und 1806 auf 164 Seiten 130 Kleiderskizzen enthält, oder stellte bisher ungeklärte Fragestellungen zur Diskussion, z.B. über die 11 gestrickten Seidenhemden des späten 17. Jahrhunderts des Museums für angewandte Kunst in Oslo, die bis jetzt einzigartig sind, oder über die Verwendung von Fischleder für die Herstellung von Kleidung, oder über eine Abbildung eines Mädchens, das in ein Kleid von hölzernen Spitzenklöppeln eingehüllt ist.

In den meisten Referaten, auch wenn sie sich einem bestimmten konkreten Thema zuwandten, wurden doch allgemein die vielfältigen Probleme musealen Sammelns, Bewahrens, Dokumentierens und Ausstellens angeschnitten. Das Spezialistentum jedoch auf die Spitze trieb June Swann, Northampton, welche in 45 Jahren akribischer Schuh-Forschung ein Katalogsystem entwickelte, mit einem Glossar von über 600 Schuh-Termini (in englischer Sprache) und welche ausdrücklich davor warnte, ins Museum aufzunehmende Schuhe von Straßenstaub und Kot zu säubern, da damit die originale Aura des Objekts verlorenginge. Zumindest sollten die Schmutz-Partikelchen in eigens dafür vorgesehenen Schachteln bewahrt werden! Wer war da nicht an die skurrile Idee der Staub-Dokumentation von Joachim Rönneper vor wenigen Jahren erinnert (Joachim Rönneper, Phänomen Staub. Dokumentation einer Idee [= Katalog des OÖ. Landesmuseums NF 32] Linz o.J. [1990]).

Ein ganzer Halbtag war der Präsentation des Kostüm-Hierarchie-Segments des Art and Architecture Thesaurus (AAT), eines Projekts aus dem Getty Art History Information Program (AHIP) des J. Paul Getty Trust gewidmet. Dieses monumentale Thesaurus-Projekt, an welchem seit 1979 informell und seit 1983 als etabliertes Projekt bei Getty in verschiedenen Arbeitsgruppen zur Terminologie von Objektgruppen der angewandten Kunst und der Architektur gearbeitet wird, setzt absolute Standards auf diesem Gebiet, allerdings vorläufig nur in englischer Sprache. Die Erarbeitung von Äquivalenten in französischer, deutscher, spanischer und italienischer Sprache sind geplant. Als erste Ausgabe des AAT erschienen 1990 drei Bände zur Architektur-Terminologie (Oxford University Press, New York),

an zwei weiteren Kapiteln, „Furnishing and Equipment" und „Visual and Verbal Communication" wird gearbeitet, eine Gesamtausgabe, natürlich auch auf Disketten, ist für 1994 geplant. Bei aller Achtung vor einer derart durchorganisierten vollautomatisierten Kärrnerarbeit, bleibt doch auch eine gewisse Skepsis gegenüber der Benützbarkeit und Nützlichkeit solcher Monumentalwerke.

Das insgesamt vielfältige und interessante Tagungsprogramm fand bei den Teilnehmern durchwegs Anklang, doch wurde allgemein sehr bedauert, daß bei der Programmgestaltung so wenig Lokalkolorit zu spüren war. Die verhandelten Themen hätten genausogut irgendwo sonst in Europa, Amerika oder anderswo besprochen werden können. Doch man befand sich im Land der Tartans und Kilts, des Tweed und der Schafwolle, und nichts davon wurde inhaltlich auch nur angetippt. Das interessante Thema des schottischen Hochlandkostüms, das, vom Aussterben bedroht, in einer beispiellosen Erneuerungsbewegung durch sogenannte „clan societies" zu Ende des 19. Jahrhunderts, wie keine sonstige traditionelle Kleidung weltweit zum Symbol nationaler, kultureller und persönlicher Identität gemacht worden war, wurde nicht einmal in einem Nebensatz erwähnt. Auf der Tagesexkursion zu Shambellie House, einer Außenstelle des Royal Scottish Museum im Südwesten des Landes, überquerte man mehrfach den River Tweed, nach dem der berühmte Wollstoff benannt ist, und fuhr wenige Kilometer an einem Textilmuseum vorbei, kein Wort während der Fahrt auch von diesen Dingen. Unterwegs erfreute man sich am Anblick tausender grasender Schafe, die den Rohstoff für die auch heute noch für das Land überaus wichtige Wollproduktion und Textilindustrie liefern; auch darüber wären einige Informationen angebracht gewesen.

Trotzdem war der Besuch von Shambellie House ein Vergnügen. Dies ist ein typischer kleinerer Landadelssitz, in welchem durch das Arrangement von verschiedenen Sets, wie eines sommerlichen Hochzeitsempfanges von 1912, eines Treffens von Damen der Gesellschaft zum Zwecke karitativen Tuns um 1890, durch Ankleideszenen, Kinderzimmer- und Bibliotheksarrangements ein lebendiger Eindruck vom adeligen Landleben vergangener Zeiten vermittelt wird, auch wenn derartige Inszenierungen derzeit im mitteleuropäischen Ausstellungswesen als verstaubt gelten und nicht sehr hoch im Kurs stehen. Natürlich sind die dadurch vermittelten Bilder statisch und entsprechen auch nur sehr bedingt der historischen Realität, aber gewöhnlich werden solche Konzessionen an den Publikumsgeschmack von „Normalbesuchern" von Museen durchaus geschätzt. Und ebenso verdient die Kostümabteilung am Royal Scottish Museum in Edinburgh selbst, an der laufend gearbeitet und verändert wird, eine anerkennende Erwähnung. Insgesamt war es eine gelungene, nützliche und kommunikative Tagung.

Margot Schindler

„Baustelle Volkskultur"

Enquête des Instituts für Volkskultur und Kulturentwicklung und Eröffnung des Kulturgast Hauses Bierstindl in Innsbruck

Am 18. September 1993 fand in Innsbruck die feierliche Eröffnung des Kulturgast Hauses Bierstindl (Klostergasse 6) statt, das mit Mitteln des Bundes und des Landes Tirol renoviert und adaptiert wurde und in Zukunft 15 volkskulturellen Vereinen und Kulturinitiativen (so dem Tiroler Volksliedwerk, der Initiative Minderheitenjahr, dem Internationalen Dialektinstitut, Pro Vita Alpina sowie dem Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung, um nur die für die Volkskunde wichtigsten zu nennen) Arbeits- und Veranstaltungsräume bietet. Sie – die Eröffnung – begann mit der Segnung des Hauses durch den Abt des Stiftes Wilten, wurde fortgesetzt mit einem vielfältigen Vortrags- und Diskussionsprogramm, begleitet von einem sportlichen Schießwettbewerb in einem eigens dafür eingerichteten Raum, fand ihren offiziellen Abschluß mit einem sehens- und hörenswerten musikalisch-poetisch-kulinarischen Fest aller Bierstindl-Vereinigungen und mündete in freies Musizieren und Tanzen bis weit in die Nacht.

Nun aber konkret zu den bemerkenswerten Punkten und Ereignissen dieses für die Entwicklung und Präsentation von Volkskultur wichtigen Tages: Dem Eröffnungstag war bereits die Vorstandssitzung und Generalversammlung des unter der Leitung von Gerlinde Haid stehenden Instituts für Volkskultur und Kulturentwicklung vorausgegangen, das hier eine Heimstätte für MitarbeiterInnen, Bibliothek und Archiv gefunden hat. Das Institut, im Herbst des Vorjahres gegründet, versteht sich als Schaltstelle für und Zentrale von Informationen (volks-)kultureller Tätigkeiten im weitesten Sinn für ganz Österreich und jede/n daran Interessierte/n. Dementsprechend wurden auch die Schwerpunkte für das kommende Arbeitsjahr bzw. die nächste Zeit festgelegt: Dokumentation volkskultureller Projekte in österreichischen Schulen, Volkskultur und Tourismus einschließlich der entsprechenden Ausbildung von Fachleuten sowie allenfalls Volkskunde/Volkskultur und/in Medien. Als weitere Aufgabenbereiche für die Zukunft wurden Volkskultur und Religion, Erwachsenenbildung und Kulturpolitik genannt. Es soll multikulturell gearbeitet werden, d.h. daß allen – und dies im wahrsten Sinne des Wortes – kreativen Kräften Zeit und Raum eingeräumt werden – mit dem Ziel, Volkskultur in ihren verschiedenen gegenwärtigen Ausformungen in all ihrer Vielfältigkeit zu präsentieren, zu dokumentieren und wissenschaftlich zu erforschen und sie so letztlich aus dem ihr gerne zugewiesenen „verstaubten" Winkel herauszuholen.

Diese Aufgaben galt es in der Enquête „Baustelle Volkskultur" (welche an die bereits erwähnte Haussegnung, die Eröffnungsreden und das unvermeidliche Durchschneiden des Bandes anschloß) zumindest anzudeuten. Nach der Begrüßung durch Gerlinde Haid folgten Kurzreferate zu folgenden

Themen: „Heimatmuseen – Staub oder Zündstoff?" (Olaf Bockhorn und Hans Gschnitzer), „Heimatkunde (und -forschung)" (Hermann Zucker und Werner Köfler) sowie „Oral History" (Reinhard Johler). Schließlich stellte die Geschäftsführerin Isolde Dankelmaier die „Idee Bierstindl" vor. Da die Kurzvorträge großteils in dem zur Eröffnung aufliegenden Programm enthalten sind und somit gedruckt vorliegen, braucht auf Inhaltliches hier nicht weiter eingegangen werden. Nach der Mittagspause (der im Bierstindl untergebrachte Gastronomiebetrieb wird sicherlich zur Akzeptanz und Attraktivität des neuen Kulturzentrums beitragen) folgten Statements dreier Tiroler Landespolitiker zu „Wie und in welchem Museum möchte ich gerne dokumentiert sein?"; eine rege Diskussion schloß an, wobei, ausgelöst von Landeshauptmannstellvertreter Hans Tanzer, die Frage der Tiroler Landeshymne den meisten Zündstoff bot.

Anschließend hielt Günther Nenning über „Das vielfältige, zwiespältige Europa. Herausforderung an die Volkskultur" einen pointierten, emotionalen, kritischen und zum Nachdenken anregenden Vortrag, der auch eine große Schar Interessierter in das „Kulturgast Haus" gelockt hatte, welche sich rege an der von Kurt Gamper umsichtig geleiteten, einigermaßen kontroversiellen Debatte beteiligte.

Der Abend brachte dann mit dem Fest, das den bezeichnenden Titel „Kulturgröstl" führte, einen lebendigen Querschnitt durch die vielfältige volkskünstlerische und -kulturelle Szene Tirols: das Programm reichte von einem in Innsbruck lebenden Kurden aus der Türkei, der Lieder seiner Heimat darbot, über zwei singende und zumeist bei Heimatabenden auftretende Schwestern sowie Schuhplattler und Volkstänzer bis zu Liedermachern, Dichtern, Jazzern, Schauspielern und einem abschließenden Kabarett.

Rückblickend kann man feststellen, daß mit dieser Institution ein wichtiger Schritt in einer der Volkskultur, der Volkskunde und somit allen (interessierten) Menschen dienlichen und förderlichen Richtung getan wurde – möge sie wachsen, gedeihen und Früchte tragen im Sinne einer aufgeschlossenen, toleranten, demokratischen Gesellschaft.

Elisabeth Bockhorn

Bericht vom 26. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung vom 5. bis 9.10.1993 in Soest in Westfalen

Das diesjährige Treffen des Arbeitskreises für Keramikforschung führte die ca. 90 Teilnehmer aus 7 Ländern (Deutschland, Niederlande, Österreich, Polen, Schweiz, Slowakische Republik, Tschechische Republik) bei wechselndem Wetterglück im reizvollen Soest zusammen.

Die Kollegen R. Bergmann und H.-W. Peine vom Referat Mittelalter des Amtes für Bodendenkmalpflege (Westfälisches Museum für Archäologie) hatten ein volles und voll gelungenes Programm sorgfältig geplant und zusammen mit der Stadtarchäologie Soest (W. Melzer) und Höxter (A. König) zwei archäologische Ausstellungen (Burg Vischering und in Soest selbst) so terminisiert, daß sie parallel liefen bzw. während des Symposiums eröffnet wurden. Ihnen und ihrem engagierten Mitarbeiterstab sei dafür auf das herzlichste gedankt. Das Gleiche gilt auch für die Gastfreundschaft der Stadt Soest, die den „Blauen Saal" in ihrem Historischen Rathaus in der Stadtmitte zur Verfügung stellte und im Zusammenhang mit der erwähnten Ausstellungseröffnung einen festlichen Empfang gab.

Der Bericht, die Überfülle gestattet meist nur schlagwortartige Hinweise, läßt nur teilweise die sich verstärkende Annäherung zwischen Mittelalterarchäologen und Neuzeitspezialisten ahnen. Genauso wenig sind die zahlreichen Kontakte und Gespräche im Tagungsablauf und in den immer noch zu kurzen Pausen in Worte zu fassen.

Dem Hauptthema des Treffens („Regionalität der [westfälischen] Keramik [des Mittelalters]") war der Eröffnungstag gewidmet (Dienstag, 5.10.1993).

„Der merowingerzeitliche Töpferofen von Geseke, Kr. Soest, und sein Umfeld" (U. Warnke, Münster). „Spätkarolingische Keramik aus der Stiftskirche St. Walburga" (U. Lobbedey, Münster; Verwendung von Gebrauchsgeschirr als Schallgefäße). – „Mittelalterliche Keramik aus Soest" (W. Melzer, Soest). – „Münzdatierte Keramik von der Paderborner Hochfläche" (R. Bergmann, Münster). – „Aspekte der Regionalität in der mittelalterlichen Keramik Ostwestfalens" (H.-G. Stephan, Göttingen; Übersichtsreferat). – „Mittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik aus dem Mindener Raum" (E. Treude, Detmold). – „Eine neuzeitliche Entsorgungsanlage der Renaissance: Die Kloake des Jost Ziegenhirt in Höxter und ihre Funde" (A. König, Höxter). – Wegen unverschiebbarer Termine wurde das Referat von K. Spindler vorgezogen „Das Metzgerhaus in Kirchdorf: Ein archäologisches Zeugnis der Befreiungskriege in Tirol"; es bewies anhand einer vergleichsweise ungewöhnlichen Fundzusammensetzung den archivalisch bekannten bzw. publizierten Export aus dem Kröning nach Osttirol.

Der Mittwoch (6.10.1993) begann mit der Besichtigung der gerade eröffneten Ausstellung „Zwischen Pflug und Fessel" in Burg Vischering, die sowohl Methodik der Wüstungsforschung aufzeigte als auch die für die Teilnehmer besonders interessante Rekonstruktion der derzeit wohl ältesten real gefundenen Drehscheibe (Drehhilfe) von Dortmund-Groppenbruch vor Augen brachte (Einführung durch R. Bergmann). Der Nachmittag führte zunächst in das mit örtlichem und regionalem Steinzeug wohl gefüllte Hamalandmuseum in Vreden (Führung durch W. Elling), dann in das noch im Aufbau befindliche Römer-Museum des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Haltern.

Der Donnerstag (7.10.1993) war wiederum Referaten vorbehalten. Als eng zusammengehörig erwiesen sich „Mittelalterliche Keramik mit Eigentumsmarken" (U. Lappe) und der wohl erste große Überblick in dieser Wissenswüstung: „Besitzermarken an mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik als Ausdruck persönlichen Eigentums" (B. Thier), der das Material in seinen vielfältigen Aspekten und den Möglichkeiten der Interpretation detailliert und überzeugend gliederte. – „Spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramikfunde aus der Coburger Altstadt" (L. Löw-Karpf) gaben erste Hinweise zu einer keramisch kaum untersuchten fränkischen Region. – Als mit vielen Einzelheiten bekannt, doch bisher in dieser Übersicht kaum nachzulesen, erwies sich der Beitrag „Bleiglasuren im Mittelalter und in der frühen Neuzeit" (U. Mämpel). – Ein wichtiges Doppelreferat (E. Hähnel; H. Mommsen und Mitarbeiter) unterstrich, für analytische Insider weniger überraschend als für Archäologen, ein weiteres Mal die hohe Trennschärfe der Neutronenaktivierungsanalyse bei Herkunftsbestimmungen bei makroskopisch kaum unterscheidbaren Fundobjekten. – „Die Brünner und Boskovitzer Keramik im 14. und 14./15. Jahrhundert: Ein Beitrag zur mittelalterlichen Keramik in Mähren" (R. Prochazka) verwies auf die unterschiedlichen Wechselbeziehungen in der Region. – „Frühmittelalterliche Keramik im Pustertal, St. Justina" (H. Stadler). – Eine Kürzestfassung ihres soeben erschienenen, dreibändigen Fliesenkompendiums gab E. Landgraf („Zur Datierung mittelalterlicher Keramikfliesen"), das Ergebnis vieljähriger intensiver Beschäftigung mit dem Thema. – Die bereits beim 25. IHS in Lienz/Osttirol erkennbare Zunahme „furnologischer" Beiträge der Kachelforscher setzte sich auch in Soest fort. Die Referate „Ein Kachelofen aus der Manessezeit: Ofenkeramik aus der Gestenburg/Wallis" (G. Keck) und „Deutsche Kacheln und Öfen vom 15. bis 17. Jahrhundert im ungarischen Kunstgewerbemuseum, Budapest" (E. Cserey) zeigten die sich auseinander entwickelnden Richtungen in der Kachelforschung, die sich jahrzehntelang fast nur auf mehr oder minder intakte Objekte meist unbekannter Herkunft in den Museen bezog und der Entwicklung der letzten Jahre, die sich in erster Linie auf definierte, archäologisch gesicherte Befunde und

Funde bezieht und damit ein mindestens gleichwertiges neues Fundament für die Kachelforschung legt. – So auch: „Die frühbarocken Plattenöfen aus dem Haus eines Kaufmanns in Karlsruhe-Durlach: Zur Frage der Rekonstruktion und Motivwahl" (H. Rosmanitz). – „Über Ofenkacheln aus 6 Jahrhunderten" berichtete H. Klusch aus Siebenbürgen. Die in manchen Bereichen, wie z.B. der dekorativen Gestaltung der Kaminhauben mit kachelvergleichbaren Platten und identischen Motivserien und Ikonographien, unterstrich die teilweise unterschiedlich abgelaufene Entwicklung der Gestaltung der allgemeinen Ofenarchitektur. – Am Abend wurde die von den Stadtarchäologen der Region gekonnt eingerichtete, sehr attraktive Ausstellung „Keramik des Mittelalters und der Neuzeit" (zusammengestellt von H.-W. Peine, A. König, W. Melzer und R. Möller und ihren Mitarbeitern; Einführung von B. Thier). Eine großzügige Einladung der Stadt im Blauen Saal beschloß diesen Abend, dafür sei der Stadt herzlich gedankt.

Der letzte Referatetag (Freitag, 8.10.1993) begann mit: „Seltene rudolfinische Fayence" (J. Kybalová), an der sich (wieder einmal) traditionelle kunsthistorische Auffassungen mit technologischen Argumenten Widerpart hielten. – Ähnliches könnte man auch vom folgenden Thema (aus Termingründen verschoben) berichten: „Spätkarolingische Keramik vom Autelbas, 9./10. Jahrhundert: Muschelgrusware des 9./10. Jahrhundert in Luxembourg" (Chr. Bis-Worch), wobei die (zeitlichen und mineralogischen) Unterschiede zwischen wirklichem Muschelgrus als Magerungskomponente und starker (Muschel-)Kalkmagerung unverständlicherweise strittig wurden. – Ein insgesamt nicht neues, am realen Anlaß wiederum noch ungelöstes Thema zeigte sich bei der von P. Smeele vorgestellten „Befragung: Die Regionalität der Frankfurter Töpfe [in den Niederlanden]", wo sich nach allem Anschein und Hinweisen aus dem Auditorium zunächst ein Handelsort-Name verbirgt, der verschiedene Herstellerregionen umfaßt, die via Frankfurt ihre Ware in die Niederlande verbrachten. – „Eine kleine ländliche Töpferei: Berndsen in Ost-Wie bei Fürstenau, nordwestlich Osnabrück" (E. H. Segschneider) reflektierte die Situation einer Töpferei der Spätzeit. – „Von der Romantik des Edelweiß: Regionalismus als Produkt einer Nachfrage anhand der Keramik des Töpfereibezirks Heimberg-Steffisburg-Thun in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts" berichtete B. Messerli Bolliger. Der Zusammenhang von beginnendem Alpinismus, Tourismus und gezielter Berücksichtigung durch einheimische Betriebe mit Andenkenware wurde durch zahlreiche zeitgenössische Zitate und Bilder untermauert. – Die folgenden Beiträge kamen von zwei Gästen des Symposiums. „Die Zeit des Art Deco in der schlesischen Keramik" (B. Kantek, Boleslawiec); einige Teilnehmer möchten die vorgestellten Dekore jedoch eher dem Konstruktivismus zuordnen, was angesichts der Beispiele einleuchtend wirkte. – Selten auf den Symposien wurde bisher Figuralplastik vorgestellt: „Die Figuralke-

ramik bei den Slowaken mit Hinblick auf das Figuralschaffen von Ignaz Bizmayer, einer der Nachkommen der alten Habaner (F. Kalesny, Bratislava). – Wie bei „Pingsdorf", „Siegburg", „Bunzlau" oder „Kröning" etc., so verbergen sich auch auch bei der aufgelegten „Marburger Ware" in Wirklichkeit eine Vielzahl von Werkstätten hinter dem bequemen Sammelbegriff. K. Baeumerth konnte erste Ergebnisse zur Differenzierung vermitteln. – Mit der Auswertung archivalischer Unterlagen beschäftigte sich das Referat von U. Halle „Fluktuation und Konkurrenz als Wechselbeziehung zwischen Töpferzentren: Eine Darstellung von Keramikproduktion und -handel in Lippe zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert". – Einige exemplarische Hinweise zum Entstehen und zu zeitweise komplizierten Wechselbeziehungen zwischen zwei Zentren durchaus sehr ähnlicher Produktgruppen („lehmglasierte Irdenware: Braungeschirr" – „geschwämmelte Ware") gab R. Weinhold. – Erste Ergebnisse zu einem Grabungskomplex einer Steingutmanufaktur (Hussl, Maierhofen, Oberpfalz) legte A. Zanesco vor. Die Funde zeigen Dekormotive, die im obertägig erhaltenen Material in der Region nicht bekannt sind, wobei zu ergänzen ist, daß bisher ohnehin kaum fünf bis zehn unterschiedliche Objekte aus dieser Manufaktur vorliegen. – Den Abschluß des Referateteils bildete der aktuelle Beitrag von A. Jürgens über „Die Raubgräber in Pingsdorf und Siegburg", ein Thema, das zunehmend alle in der Archäologie Tätigen betrifft. – Am Abend führte der Stadtarchäologe W. Melzer in die „Archäologischen Aspekte zur Stadtgeschichte von Soest" ein.

Die Exkursion II (Samstag, 9.10.1993) begann zunächst mit einem Rundgang durch das mit großem finanziellen Aufwand im Aufbau befindliche Ziegeleimuseum Sylbach (Ringofenanlage) mit einer hauptsächlichen Zeitstellung in den späten 60er/70er Jahren des 20. Jahrhunderts in Schloß Brake (Lemgo), fanden die neu aufgestellten Bestände von Keramik- und Glasfunden aus der Region reges Interesse der Teilnehmer. – Mit dem Besuch im Freilichtmuseum Detmold (Töpferei Hagen-Gellerbeck) und einem opulenten Empfang auf Einladung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe endete am Abend das 26. Internationale Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung. – Der Tätigkeitsbericht (W. Endres) verwies auf einige Neuerscheinungen, darunter den in 2. Auflage soeben erschienenen „Leitfaden zur Keramikbeschreibung" (Prähistorische Staatssammlung München, DM 25,–) und nannte die möglichen nächsten Tagungsorte bzw. die Schwierigkeiten bei der Finanzierung unserer Gäste (1994: Lorsch?, 1995 Zürich und Umgebung, 1996 im Lande Schleswig-Holstein?). Sofern es die finanziellen Verhältnisse gestatten, ist auch für das Soester Treffen die Herausgabe eines Berichtbandes geplant. Die AutorenInnen werden demnächst mit getrennter Post über die Modalitäten informiert. Der Band vom 25. Treffen 1992 in Lienz/Osttirol erschien pünktlich zum Soester Treffen

(Bezug: Universität Innsbruck, Institut für Ur- und Frühgeschichte, A-6020 Innsbruck). Das 1. Anschreiben zur Tagung im Oktober 1994 (wohl 1. Vollwoche) wird wie gewohnt im März/April 1994 verschickt, das Programm dann im August/September 1994.

Werner Endres

10. Symposion zur Volkserzählung auf der Brunnenburg 13. bis 17. Oktober 1992 und Bronislaw Malinowski-Gedenkveranstaltung am Ritten, 16. Oktober 1993

Daß die internationale Erzählforschung nicht nur ein wichtiges Arbeitsgebiet der Volkskunde/Europäischen Ethnologie sondern längst auch eine interdisziplinär ausgerichtete Forschungsdisziplin darstellt, belegte das nun bereits zum zehnten Mal von Prof. Dr. Leander Petzoldt (Vorstand des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Innsbruck) und Dr. Siegfried de Rachewiltz (Arbeitskreis Brunnenburg, Direktor des Südtiroler Landesmuseums auf Schloß Tirol) gemeinsam ausgerichtete „Symposion zur Volkserzählung auf der Brunnenburg" auf eindrucksvolle Weise. Die Teilnehmer der diesjährigen Brunnenburg-Tagung waren nicht nur aus vielen Ländern Europas (Finnland, Deutschland, Schweiz, Österreich, Italien, Ungarn) und den USA angereist, sondern entstammten auch verschiedenen Fachrichtungen; neben der Volkskunde und der älteren und neueren Germanistik auch der Slawistik, Mongolistik, Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie und Psychologie.

Nach der Eröffnung der Tagung durch offizielle Vertreter Nord- und Südtirols (Landesrat Dr. Bruno Hosp, Dr. Ronald Bacher, Kulturabteilung des Landes Tirol) und der Universität Innsbruck (Prorektor Prof. Dr. Rainer Sprung) leitete eine Buchpräsentation zum wissenschaftlichen Teil der Tagung über. Vorgestellt wurden die ersten Österreich-Bände der bei Diederichs in München erscheinenden Sagenreihe, mit der ein Pendant zu den sehr erfolgreichen *Märchen der Weltliteratur* geschaffen werden soll. Die Reihe enthält auch einen Band mit Sagen aus Südtirol, der auf der Brunnenburg bereits präsentiert werden konnte. Ebenso konnten die zwei neuen Bände der vom Innsbrucker Institutsvorstand herausgegebenen Reihe *Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore* der Öffentlichkeit vorgelegt werden, ein Band mit Referaten der 1990 in Innsbruck abgehaltenen Konferenz der SIEF (Societé Internationale d'Ethnologie et Folklore) zum Thema „Bild und Text" und eine von Peter Strasser verfaßte Monographie über den

Vorarlberger Erzählforscher und Sammler F. J. Vonbun. Im Anschluß daran sprach Prof. Leander Petzoldt in seinem Eröffnungsvortrag zum Thema „Dämonische Gestalten der Alpenregion und ihre Wurzeln in der Antike und im Mittelalter". Er führte dabei in die komplexen geistesgeschichtlichen Hintergründe dämonologischer Vorstellungen ein und spannte einen Bogen von der Antike über das Frühchristentum und das Mittelalter bis zur Neuzeit. Die uns aus den Sagen bekannten dämonischen Gestalten und Elementargeister wurden in ihren Wechselbeziehungen zwischen gelehrten Traditionen, etwa der Dämonologie eines Agrippa von Nettesheim (1485 – 1535), und ihrem Fortleben in Volksglauben und Volkserzählung dargestellt.

Die Vorträge der beiden folgenden Tage gingen zum Teil von verschiedenen Wissenschaftstraditionen und Forschungsinteressen aus und zeigten auf diese Weise die Bandbreite heutiger Erzählforschung. Den Anfang machte der Schweizer Psychologe und Volkskundler Gotthilf Isler mit einem auf der Jungschen Psychologie basierenden Versuch zur Deutung und Bedeutung des Schatzmotivs in den Sagen des Alpengebietes. Das anschließende Referat des Germanisten und Erzählforschers Helmut Fischer aus Essen zeigte die Vielfalt und Lebendigkeit der Volksüberlieferung unserer Zeit vom Kinderspiel und -reim, über verschiedene Formen neuer, moderner Sagen bis zum Witz auf. Fischer hielt ein Plädoyer für die Anerkennung mündlicher Texte als Literatur, eine Forderung, die in Volkskunde und Erzählforschung mittlerweile überall erkannt und wohl auch weitgehend erfüllt wird, in den Literaturwissenschaften dagegen noch nicht allgemeine Akzeptanz gefunden hat. Das letzte Referat des ersten Vormittags galt einer zentralen Erzählgestalt nicht nur des Alpenraumes: der Hexe, allerdings unter einem besonderen Aspekt. Die Slawistin und Erzählforscherin Ines Köhler-Zülch aus Göttingen befaßte sich mit dem bekanntesten aller Hexentanzplätze, dem auch aus Goethes Faust I bekannten Blocksberg im Harz. Dabei wurden sowohl Aspekte der Phänomenologie der Harzhexe in schriftlichen und bildlichen Quellen als auch der Indienstnahme einer regionalen Erzählgestalt bzw. Erzählüberlieferung zur Begründung eines Volksfestes zu Beginn des 20. Jahrhunderts und der Nutzung dieser Überlieferungen für Zwecke der Tourismuswerbung bis hin zum Souvenir und Massenkitsch erörtert.

Der Mediävist Rüdiger Krohn aus Stuttgart begann den Nachmittag mit einem Einblick in das vielfältige, mittelalterliche Quellenmaterial zur antiken Mischgestalt der Sirenen, die halb Vogel oder Fisch halb Mädchen mit ihrem betörenden Gesang Seefahrer anlockten und ihnen das Blut aussaugten. Die amerikanische Folkloristin und Literaturwissenschaftlerin Ruth Bottigheimer ging in ihrem Referat auf frühe italienische Novellenmärchen ein. Im letzten Referat des Donnerstags sprach Hans-Jörg Uther aus Göttingen über die Geschichte des Schneewittchen-Märchens in bildlichen Quellen vom Bilderbogen bis zum Kaufhausbilderbuch. Er zeigte darin die immer

stärker werdende Tendenz zur fragmentarischen Verkürzung in Bildfolgen und unterlegtem Text auf – eine Entwicklung, die freilich die Kenntnis des Märchenstoffes bei Betrachter und Leser voraussetzt.

Am Freitag wurde die Tagung mit einem Vortrag Lutz Röhrichs, Emeritus am Freiburger Institut für Volkskunde, fortgesetzt. Er untersuchte die Widerspiegelungen des seltenen Naturphänomens des Kugelblitzes in Volkssagen und Chronikliteratur bis hin zu modernen sagenhaften Erzählungen über Ufos, in denen wie bei den traditionellen Sagen von Feuerbällen und glänzenden Kugeln die Rede ist. Der Marburger Volkskundler Siegfried Becker befaßte sich mit der vor allem im Tiroler Oberinntal beheimateten Vogelgattung des Kreuzschnabels. Ausgehend von der Legende vom Christvogel, der sich beim Versuch, die Nägel aus dem Kreuz Christi herauszuziehen, den Schnabel verbog, zeigte Becker die besondere Stellung des Kreuzschnabels im Tiroler Volksglauben auf, um dann auf kulturgeschichtliche Aspekte dieser Vogelgattung, die bekanntlich durch die Imster Vogelhändler europaweit Verbreitung fand, und kulturökologische Überlegungen einzugehen. Die Kunsthistorikerin Ludovica Sebregondi aus Florenz setzte sich in ihrem Vortrag mit der Legendenbildung um ein wundertätiges Vortragskreuz der religiösen Bruderschaft der „Bianchi" in Florenz auseinander. Sie zeigte insbesondere auf, wie diese Legenden zum Zwecke der Förderung der Bruderschaft funktionalisiert wurden.

Die Nachmittagssitzung eröffnete der Bonner Ethnologe Walther Heissig mit einem Vortrag über mongolische Transformationen des Märchens vom Kaiser mit den neuen Kleidern. Ingo Schneider vom Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck ging in seinem Referat „Von Marocchini und Mafiosi" jüngsten Gerüchte- und Sagenbildungen über nordafrikanische Erntearbeiter und italienische Geschäftsleute in Südtirol nach. Er zeigte auf, wie solche Geschichten erzählerischer Ausdruck latenter Vorurteile und Spannungen sein können. Auch der Vortrag von Siegfried de Rachewiltz bezog sich auf den Südtiroler Raum. Er berichtete über verschiedene Aspekte und Probleme aktueller Erhebungen von Volkserzählungen, thematisierte insbesondere das Verhältnis mündlicher Texte und ihrer literarischen Vorläufer und wies auf die Möglichkeiten und die Wichtigkeit heutiger Feldforschung gerade auch auf dem Gebiet der Sagenforschung hin. Siegfried Neumann, Erzählforscher aus Rostock, beschloß die Vortragsreihe mit seiner Darstellung der Wandlungen und Wanderungen des Erzählmotivs „Den Heiligen und dem Teufel eine Kerze anzünden". Das Motiv taucht erstmals in Hans Vintlers „Pluomen der tugent" auf, später dann in den berühmten Schwanksammlungen von Jörg Wickram oder Johannes Pauli und begegnet schließlich auch in der Volksüberlieferung Mecklenburgs. Das Referat von Petra Streng vom Innsbrucker Institut für Volkskunde leitete bereits zum Schwerpunkt des folgenden Tages

über. Sie stellte die bisher kaum bekannte, früh verstorbene Reisende und Schriftstellerin Isabelle (Mahmud-)Eberhart vor, die mehrere Jahre bis zu ihrem Tode in Nordafrika verbrachte und mit ihren Aufzeichnungen und Artikeln ein frühes Beispiel einer im heutigen Forschungsdiskurs sehr aktuellen schriftstellerischen Verarbeitung anthropologischer Beobachtungen lieferte.

Der abschließende Samstag stand im Zeichen des berühmten Sozialanthropologen Bronislaw Malinowski, der am Ritten, dem oberhalb Bozens gelegenen Mittelgebirge, ein Haus besaß, dort in den zwanziger Jahren mit seiner Familie lebte und wichtige Werke verfaßte. Aus diesem Anlaß fand der letzte Teil des Symposions am Ritten in der Kommende Lengmoos statt. Nach einem sehr persönlichen biographischen Vortrag von Helena Wayne-Malinowska, der jüngsten Tochter Malinowskis, wurde am heute noch im Familienbesitz befindlichen Haus des berühmten Forschers eine Gedenktafel enthüllt. Am Nachmittag folgten zwei Vorträge zu verschiedenen theoretischen Positionen im wissenschaftlichen Oeuvre B. Malinowskis, der als Begründer der englischen Sozialanthropologie und als einer der wichtigsten Vertreter des Funktionalismus und der ethno-/anthropologischen Feldforschung gilt. Der ungarische Ethnograph und Folklorist Vilmos Voigt (Budapest) spürte zunächst den folkloristischen Aspekten im Werk Malinowskis nach. Es ging dabei vor allem um den Ansatz der Ethnolinguistik, einer wichtigen Komponente in Malinowskis Theorie der Feldforschung, sodann um die Feldforschung selbst und schließlich um gattungstheoretische Probleme. Gunter Bakay, Student am Insitut für Volkskunde der Universität Innsbruck, schloß die Veranstaltung mit kritischen Überlegungen zur Wissenschaftstheorie Malinowskis aus heutiger Sicht ab.

Das zehnte Symposion zur Volkserzählung auf der Brunnenburg brachte aufs ganze gesehen vielfältige Einblicke in aktuelle Themen und Forschungsfragen der internationalen Narrativistik. Es ist erfreulich, daß die bisher geleistete, fruchtbare Zusammenarbeit des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde mit dem Arbeitskreis Brunnenburg auch in Zukunft in Form von Tagungen fortgeführt werden soll.

Ingo Schneider

Große Österreichische Auszeichnung für Prof. Dr. Bertalan Andrásfalvy

Im Rahmen der Sommerakademie Volkskultur überreichte Vizekanzler Dr. Erhard Busek am 30. August 1993 in Gmunden dem ehemaligen ungarischen Bildungsminister und Volkskundler Dipl. Ing. Dr. Bertalan Andrásfalvy die vom Bundespräsidenten verliehene Auszeichnung des „Großen Silbernen Ehrenzeichens am Bande für Verdienste um die Republik Österreich". In einer stimmungsvollen Feier im Stadtamt Gmunden würdigte Busek die Leistungen des Wissenschaftlers und Politikers Andrásfalvy. Der gelernte Ethnograph, Museologe und Gartenbauingenieur hat ein reiches wissenschaftliches Leben und eine politische Existenz voll der Schwierigkeiten und Entbehrungen bereits hinter sich. Bertalan Andrásfalvy mußte in Archiven und Forschungsinstituten, in Museen und Komitaten arbeiten, bis er nach der politischen Wende 1989 die Möglichkeit erhielt, sowohl wissenschaftlich als auch politisch sein Talent zu zeigen. Von 1990 bis 1993 – in einer sehr schwierigen Phase – war er Minister für Kultur und Bildung und hat sich auf diesem Gebiet gerade in den Beziehungen zwischen Ungarn und Österreich große Verdienste erworben. Wenn es heute einen regen wissenschaftlichen Studentenaustausch gibt, so ist dies seinem Einsatz zu verdanken.

Sein Wissenschaftsgebiet ist breit gefächert. Er erforschte die traditionelle Kultur der Ungarn und der mit ihnen zusammenlebenden Völker und publizierte zahlreiche Studien und Bücher. Er bekennt sich dazu, daß Volkskunde in Zukunft ein wichtiger Bestandteil der Kultur sowie die Grundlage für die Versöhnung und Zusammenarbeit zwischen den Donau-Völkern bildet. Europa ist wie in vielem nicht die Einförmigkeit, sondern die Vielfalt; in der Verschiedenheit besteht nicht nur der Reiz, sondern auch die Möglichkeit des Gesprächs, des Aufeinanderzugehens, wie er auch in seiner Dankansprache betonte. Das besondere der Verleihung war, daß sie nicht nur von Volksmusik umrahmt wurde, sondern Andrásfalvy als Dank ein ungarisches Liebeslied zum besten gab, das die Treue besonders betonte. Bertalan Andrásfalvy ist nicht nur sich selbst sondern vor allem auch der Volkskunde ein Treuer.

Herzlichen Glückwunsch!

Gösta Berg † (1903 – 1993)

Am 12. März dieses Jahres verstarb in Stockholm Professor Gösta Berg, wenige Monate vor seinem 90. Geburtstag am 31. Juli 1993. Wir haben davon erst spät erfahren; dennoch bewegt uns dieser Verlust schmerzlich im Gedenken an diesen großen Museumsmann und Kulturforscher Skandinaviens.

Gösta Berg ward als Kind einer Lehrerfamilie in Örebro in Schweden geboren und entdeckte schon als Schüler und Student eine besondere Vorliebe zur Altertumskunde und zum Sammeln heimischer Kulturgüter. Nach seinem Studium vor allem bei Carl Wilhelm von Sydow in Lund trat er in den Dienst des Nordischen Museums in Stockholm und wurde Mitarbeiter Sigurd Erixons bei dessen umfassenden Feldforschungen namentlich in Dalarna, der Heimat seiner Eltern, wo er selbst früh und unmittelbar das Land- und Bauernleben kennengelernt hatte. Schon 1934 konnte er sich in diesem Bereich gemeinsam mit seinem Jugend- und Studienfreund Sigfrid Svensson mit seinem Handbuch „Svensk bondekultur" als ein Klassiker der Volkskunde seiner Heimat ausweisen. Er war inzwischen in den Museumsdienst getreten, wo ihn Erixon auf die Bearbeitung der Bestände an Schlitten und Fahrzeugen von Skansen ansetzte, denen er nach einer ersten „Wegleitung" für das Museum 1935 seine umfassende Abhandlung über „Sledges and wheeled vehicles" als Dissertation widmete. Schon hier erwies sich der Museologe Gösta Berg als bedeutender Sachforscher, dessen umfassende Kenntnis und Belesenheit sich bei ihm namentlich auf den Gebieten von Verkehr und Transport ebenso wie in der Erforschung von Jagd und Fischerei, Landbau, Schi und Schneeschuh, Handwerk und Industrie, Hausbau oder Gerät und nicht zuletzt von Kost und Nahrungswesen bewährten. Ein umfassender Freundeskreis und seine spätere Stellung als „styresman" des großen Nordischen Museums zusammen mit dem Freilichtmuseum Skansen bestimmten ihn aber auch zu weitreichenden enzyklopädischen Arbeiten und zur biographischen Forschung.

Gösta Berg wird jedem unvergeßlich bleiben, der je mit ihm in seiner noblen Vornehmheit und seiner menschlichen Güte in Kontakt gekommen ist. Treffend kennzeichnet ihn vor allem als Menschen seine spätere Nachfolgerin als Direktor des Museums Skansen, Frau Eva Nordenson, wenn sie über ihn schreibt: „Seine wissenschaftliche Vielseitigkeit und Breite, seine große Menschenkenntnis, sein unbestechliches Qualitätsgefühl und eine schier unbegrenzte Generosität, wenn es galt, anderen seine Erkenntnisse und Forschungsergebnisse mitzuteilen, seine große Gastfreiheit und die Fähigkeit, sich selbst und andere auch des Lebens sonnige Seiten genießen zu lassen – so wurde Gösta Berg von allen denen charakterisiert, die mit ihm auf Skansen zusammen gearbeitet haben." Wie ernst es Gösta Berg um alle

seine großen Aufgaben nicht zuletzt als Leiter des berühmten schwedischen zentralen Freilichtmuseums in Stockholm war und wie sehr ihn auch dessen Probleme frühzeitig beschäftigten, erweist sein Ausspruch, als er dessen Leitung nach seiner Pensionierung weitergab und betonte: „Skansen darf niemals ein Museum über ein Museum werden."

Wichtiges über diesen großen Gelehrten Schwedens erfahren wir nun aus der schönen und inhaltreichen Gedenkschrift für Gösta Berg,[1] die eben erschienen ist und in der über ein Dutzend Freunde und Fachleute über seine Herkunft und sein Wirken, seine Bedeutung als Museumsmann und Kulturforscher berichten und zugleich auch seine Gemahlin in ihrer umfassenden Tätigkeit als Textilforscherin und große Persönlichkeit des Gesellschaftslebens nicht nur in Schweden würdigen; Gunnel Hazelius-Berg war ja die Enkelin von Arthur Hazelius, des bekannten Gründers von Skansen. Hervorgehoben seien dann aber noch die Würdigung von „Gösta Berg als Ethnologe und Kulturhistoriker" von Nils-Arvid Bringéus auf Grund seines Briefwechsels mit ihm. In einer immer noch beschränkten Auswahl werden ferner einzelne Forschungs- und Tätigkeitsschwerpunkte betont wie etwa von Renée Valeri Gösta Bergs ethnogastronomische Arbeiten, Phebe Fjellströms Analysen seiner Nordland-Studien oder von Orvar Löfgren, der G. Berg als Klassiker in dessen Buch über „Schwedens Bauernkultur" von 1934 aus heutiger Sicht behandelt und würdigt. Nicht weniger beeindrucken in dieser Gedenkschrift die Schilderungen seiner Arbeitsweisen und seines Wirkens als langjähriger verantwortlicher Leiter sowohl des Nordischen Museums als Forschungseinrichtung wie auch von Skansen und von dessen bedeutsamem Ausbau und Veränderungen unter der Leitung von Gösta Berg. Und hier findet sich dankenswerterweise auch eine Gesamtbibliographie der Veröffentlichungen von Gösta Berg 1919 – 1993 von Anita Larson. Mit ihm hat nicht nur Schweden, sondern hat ganz Europa eine ungewöhnlich vielseitige und bedeutende Forscherpersönlichkeit verloren, die man schon zu Lebzeiten zu den großen alten Männern unseres Faches hatte zählen müssen.

Oskar Moser

Anmerkung

1 [Nils-Arvid Bringéus, Hans Medelius (Hg.),] När livet var som bäst ... En bok till minnet av Gösta Berg. Lund: Nordiska museet och författarna, 1993. 320 Seiten, ill. mit einem Porträt.

Karl Horak † (1908 – 1992)

Wenige Tage nach seinem 84. Geburtstag ist am 23. März 1992 in Schwaz/Tirol Prof. Karl Horak verstorben. Primär auf dem Gebiet von Volkslied, Volksmusik, Volkstanz und Volksschauspiel tätig, darf er zu den Vertretern der volkskundlichen Wissenschaft in Österreich gezählt werden, obwohl es ihm, wie auch anderen seiner Generation, nicht vergönnt war, die akademische Laufbahn in diesem Fach einzuschlagen.

Karl Horak wurde am 7. März 1908 in Wien geboren, wo er die Volksschule und die Bundesrealschule besuchte und dann an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität Geographie und Naturgeschichte studierte und das Lehramt für Mittelschulen erwarb, in welchem Beruf er in Tirol (Schwaz, Lienz und Innsbruck) bis zu seiner Pensionierung tätig war. Seine volkskundliche Ausbildung erwarb er sich während seines Studiums zunächst in Vorlesungen bei Arthur Haberlandt, „lebenslänglich" jedoch im Kontakt mit anderen Forscherpersönlichkeiten seiner Zeit, unter denen Leopold Schmidt, Alfred Karasek und Richard Wolfram wohl die wichtigsten waren. Die größte Anregung seiner Jugendzeit ging von Raimund Zoder, dem Nestor der österreichischen Volkstanzforschung aus, in dessen Tanzkreis er die Liebe zu seinem Spezialgebiet entdeckte und überdies seine spätere Frau Grete kennenlernte, die ihn ein Leben lang mit Mut, Engagement und fachlicher Kompetenz begleiten sollte. Beide standen der Jugendbewegung nahe und haben sich die wichtigsten volkskundlichen Erfahrungen buchstäblich „erwandert". Nach den ersten Aufzeichnungen im Umland von Wien (ab 1929) und im Burgenland folgten Forschungsfahrten in die Sprachinseln Gottschee (1929), Kremnitz, Deutsch-Proben und Deutsch-Pilsen (1930), Schwäbische Türkei (1931, 1933, 1934, 1936), Batschka (1931, 1933, 1934), Ofener Bergland (1933), Mittelpolen (1934, 1935), Bielitzer Sprachinsel (1936), Slawonien (1937), Banat (1938), Siebenbürgen (1938), oft im Team mit Forschern wie Alfred Karasek, Walter Kuhn, Richard Wolfram und der Malerin Erna Piffl; darüber hinaus wurden Forschungen in weiteren österreichischen Bundesländern (Oberösterreich, Steiermark, Tirol, Vorarlberg) und in Deutschland durchgeführt (Oberbayern, Oberpfalz, Fränk.-schwäb. Jura, Hohenlohe). Von 1940 – 1942 arbeitete Karl Horak im Auftrag des Staatlichen Instituts für Musikforschung Berlin mit an der Aufsammlung des Volksliedgutes in Südtirol.

Würdigt man das Lebenswerk von Karl Horak, das mehr als 30 selbständige Werke und über 300 Aufsätze umfaßt, so muß er zunächst wohl als kenntnisreicher und ungemein fleißiger Feldforscher apostrophiert werden. Er arbeitete weitgehend ohne technische Aufzeichnungshilfen, was in der Frühzeit seiner Forschungsfahrten in den Osten, die auch in Hinblick auf Transport- und Übernachtungsmöglichkeiten abenteuerlich waren, nicht

anders möglich war. Ebenso oblag ihm bei der großen Sammelaktion in Südtirol die Begehung der Berghöfe, wohin man mit den damals noch komplizierten Aufzeichnungsapparaturen nicht gelangte. Auch weiterhin verließ er sich hauptsächlich auf sein musikalisches Gehör und sammelte darüber hinaus schriftliche Dokumente. Wenngleich wir heute das Fehlen von Ton- und Filmaufnahmen in seinen Sammlungen bedauern, so sind es doch Quellen von unschätzbarem Wert. Sie sind nur teilweise veröffentlicht, sind teilweise als Abschriften in verschiedene österreichische Volksliedarchive und in das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg i.Br. eingegangen und befinden sich heute als geschlossene Sammlung im Volksmusikarchiv des Bezirkes Oberbayern.

Ein zweites ist hervorzuheben: Karl Horak hat mit seinen Aufzeichnungen von Anfang an den Blick auf den Zusammenhang von Musik und Volksleben gelenkt. Das war in einer Zeit intensiver Volksliedpflege durch Jugend- und Heimatbewegung, die sich primär an der Ästhetik des künstlerisch Wertvollen entzündete, keineswegs selbstverständlich. Horaks erste Veröffentlichungen in Pommers Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" (1927 und 1928) waren Juchezer, ein Kinderreim und ein Zuruf beim Pflaumenpflücken. Was hier im Keim schon sichtbar war, fand eindrucksvolle Bestätigung in seinen Forschungen zum Volkstanz, zu Brauchliedern, Balladen und Volksschauspielen.

Karl Horaks Persönlichkeit wäre jedoch unvollständig beschrieben, erwähnte man nicht auch seine Aktivitäten in der Volksmusikpflege. Er war viel zu sehr Lehrer, um nicht das Bedürfnis zu verspüren, sein Wissen in die Praxis umzusetzen und an junge Leute weiterzugeben, vor allem in seiner Wahlheimat Tirol. Dort war er freier Mitarbeiter im Landesjugendreferat sowie im Fortbildungsreferat der Landeslandwirtschaftskammer und im ORF. 1949 gründete er die Volkstanzgruppe Innsbruck, 1957 die Volkstanzlehrgänge in Rotholz und 1978 den gesamttirolischen „Verein für Volkstanzpflege". Dieses Zusammenwirken von Forschung und Pflege entsprach auch dem Konzept des österreichischen Volksliedwerkes, dem er sich ein Leben lang verbunden fühlte, und zu dessen Ehrenmitglied er 1989 ernannt wurde. Schon 1929 wurde er in das damals so genannte „Volksliedunternehmen beim Bundesministerium für Unterricht" berufen, nachdem er beim Preisausschreiben des in Gründung begriffenen Volksliedarchives in Eisenstadt den 2. Preis für seine respektablen Sammlungen aus dem Nordburgenland erhalten hatte. Von 1973 bis 1976 leitete er gemeinsam mit Leopold Schmidt und Leopold Nowak die Herausgabe des „Jahrbuches des österreichischen Volksliedwerkes"; seit 1974 war er Mitglied der Wissenschaftlichen Kommission des österreichischen Volksliedwerkes, viele Jahre lang als deren Vorsitzender; seit 1977 Leiter des Tiroler Volksliedarchives.

In drei Festschriften und mehreren weiteren Publikationen wurde Horaks Werk gewürdigt. In Innsbruck erschien zu seinem 70. Geburtstag eine von

Manfred Schneider herausgegebene Festschrift mit einem Geleitwort von Leopold Schmidt und einer Bibliographie bis zum Jahre 1978.[1] Zu seinem 80. Geburtstag widmete ihm das österreichische Volksliedwerk den Doppelband Nr. 36/37 seines Jahrbuches.[2] Zum gleichen Anlaß haben der Bezirk Oberbayern und das Burgenländische Volksliedwerk einen Nachdruck seiner Aufsätze und Sammlungen zur Volksmusik im Burgenland herausgebracht,[3] und ebenfalls als Veröffentlichung des Volksmusikarchives des Bezirks Oberbayern erschien der Band „Sammeln und Bewahren. Ausgewählte Arbeiten von Karl und Grete Horak".[4] Darin würdigt Otto Holzapfel, Leiter des Deutschen Volksliedarchives in Freiburg im Breisgau, die Veröffentlichungen des Ehepaares, und das Schriftenverzeichnis wird bis 1987 ergänzt.

Karl Horak war in mehreren internationalen Gremien vertreten, im Verein für Volkskunde sowie in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde als Mitglied der Kommission für Volkslied-, Volksmusik- und Volkstanzforschung und der Kommission für ostdeutsche Volkskunde.

Mit seinem Tod ist eine wichtige Epoche deutschsprachiger Volksmusikforschung zu Ende gegangen. Das Motto „Ehe sie verklingen ..." stand vielfach über der Forschungsarbeit seiner Generation, was ihren Wert vor dem Hintergrund aktuellerer Forschungsfelder heute manchmal fast verblassen läßt. Aber es besteht kein Zweifel, daß es diese Archive sind, auf die viele Generationen noch zurückgreifen werden. In ihnen sei auch das Andenken Karl Horaks respektvoll bewahrt.

Gerlinde Haid

Anmerkungen

1 Festschrift für Karl Horak. Hg. v. Manfred Schneider, Innsbruck 1980, 353 Seiten, Geleitwort von Leopold Schmidt, S. 713.

2 Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, redig. v. Gerlinde Haid, Bd. 36/37, Wien 1988.

3 Musikalische Volkskultur im Burgenland. Dargestellt in der Sammelarbeit von Karl und Grete Horak. Ein Rückblick auf 60 Jahre Volksmusikforschung. Bearbeitet von Harald Dreo, Wolfi Scheck und Ernst Schusser, Eisenstadt und München 1988 (Veröffentlichung des Volksmusikarchivs des Bezirks Oberbayern).

4 Hg. v. Wolfi Scheck und Ernst Schusser, München, 1988, 324 Seiten.

Günther Kapfhammer † (1937 – 1993)

Am 16. August 1993 starb Prof. Dr. Günther Kapfhammer, hauptamtlicher Vertreter des Faches Volkskunde der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg. Er verunglückte tödlich im Südwesten Frankreichs bei seinen Recherchen zu einem geplanten Filmprojekt über die Pilgerwege nach Santiago de Compostela.

Günther Kapfhammer wurde am 27. Januar 1937 in München geboren. Ab 1957 studierte er Volkskunde, Kunstgeschichte und Bayerische Landesgeschichte an den Universitäten München und Würzburg. 1965 promovierte er mit einer volkskundlichen Ortsmonographie über die niederbayerische Gemeinde St. Englmar. Noch im selben Jahr trat er als wissenschaftlicher Mitarbeiter in die Bayerische Akademie der Wissenschaften (Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte) ein, an der er bis 1975 tätig war. Schon seit den frühen 60er Jahren war Günther Kapfhammer freier Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks; ab 1971 übernahm er Lehraufträge für Landes- und Volkskunde an der Universität München. 1975 wechselte er an die Universität Augsburg, wo er sich fünf Jahre später mit einer Studie zur Mobilität der landwirtschaftlichen Wanderarbeiter in Bayern habilitierte. 1989 erfolgte die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor.

Es darf wohl als oberstes Anliegen Günther Kapfhammers betrachtet werden, in Forschung und Lehre eine auf interdisziplinären Ansätzen beruhende Volkskunde zu vertreten, die sich stets ihres möglichen ideologischen Mißbrauchs bewußt zu sein hatte, deren Auftrag es sein mußte, den traditionalistisch unkritischen Tendenzen einer Volks- und Heimattümelei entgegen zu wirken. In diesem Verständnis widmete sich Günther Kapfhammer in besonderem Maße der Wissenschaftsgeschichte dieses Faches; vor diesem Hintergrund ist auch das zuletzt begonnene Forschungsvorhaben „Ursachen von Fremdenhaß" zu sehen.

Sein Wissenschaftsverständnis war bei der gebotenen Verpflichtung zu empirisch faßbarer Objektivität immer geleitet von einer humanitär liberalen, zu Toleranz aufrufenden Geisteshaltung. Mit der daraus erwachsenen Konsequenz widmete sich Günther Kapfhammer der Friedensforschung, der unsere Gegenwart besonders bedrängenden Problematik nationaler und kultureller Identität, den Auswüchsen des Rechtsextremismus und – in der historischen Kontextualisierung dieses Phänomens – der Geschichte nationalistischer Strömungen. Während der letzten Jahre galt sein besonderes Interesse den Zeugnissen jüdischer Kultur und jüdischer Mobilität. Günther Kapfhammer verlieh damit der volkskundlichen Forschung innovative Impulse.

Wenn er sich den in konventioneller Sicht „klassischen" Bereichen der Volkskunde zuwandte, geschah dies unter einer methodisch klar strukturier-

ten, apodiktisch wertfreien Fragestellung. Brauchforschung bedeutete für Günther Kapfhammer in diesem Verständnis in erster Linie die kritische Analyse historischer Quellen, die allein schon – im Gegensatz zur folkloristisch betriebenen „Brauchtumspflege" – im Dienste einer Entmythologisierung stand. Günther Kapfhammers Intention zielte auf die Bewußtmachung der rechtlichen Grundlagen sowie der politischen Funktion von Brauchhandlungen, die er nicht selten als Akt verunglimpfender Aggression, in seiner Diktion als „antidemokratisch" entlarvte.

Den Ansprüchen der Region verpflichtet, betreute Günther Kapfhammer die noch laufenden Forschungsprojekte „Dokumentation des Brauches in Bayerisch-Schwaben" und „Wallfahrtsinventarisation in Schwaben".

Einen weiteren thematischen Schwerpunkt sah Günther Kapfhammer in der Erforschung mündlicher Erzähltraditionen und sprachlicher Kleinformen. Von seiner Hand stammen nicht nur Beiträge zur Geschichte, Migration und Kontamination von Erzählmotiven, er fungierte gleichermaßen als Herausgeber von Anthologien regionaler und städtischer Sagen und Schwänke. Die zuletzt unter dem Titel „Sagenhafte Geschichte. Das Bild Karls des Großen durch die Jahrhunderte" veröffentlichte Sammlung erschien kurz vor seinem Tode.

Günther Kapfhammers Gesamtoeuvre erfaßte in einer Fülle von Publikationen das breitgefächerte Spektrum volkskundlicher Arbeitsgebiete. In den nahezu drei Jahrzehnten seiner wissenschaftlichen Tätigkeit widmete er sich – neben den genannten Forschungsfeldern – gebietsspezifischen, soziokulturellen, sozialgeschichtlichen und ergologischen Studien sowie Einzelaspekten der Namenforschung. In Zusammenarbeit mit verschiedenen Instituten des wissenschaftlichen Films entstanden Beiträge zu handwerklichen Arbeitstechniken und regionalen Brauchmanifestationen.

Zu Gunsten der zukünftigen Berufsperspektiven seiner Studierenden war Günther Kapfhammer immer bemüht, den Kontakt zu außeruniversitären kulturellen Einrichtungen wie Museen und Medienanstalten zu pflegen und auch zur Teilnahme an volkskundlichen Kongressen anzuregen.

Die außerordentliche Wertschätzung und Beliebtheit, die er von Seiten der Studierenden erfuhr, basierten auf seiner fachlichen Kompetenz, seiner leidenschaftlichen Diskussionsfreudigkeit, seiner Begeisterungsfähigkeit und Aufgeschlossenheit für neue Ideen und Anregungen und nicht zuletzt auf seinem kollegialen, freundschaftlichen Wesen.

Barbara Wolf

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 535 – 560*

Literatur der Volkskunde

Klaus BEITL (Hg.), *Volkskunde-Institutionen in Österreich* (= Veröffentlichungen des österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XXVI; zugleich Bio-Bibliographisches Lexikon der Volkskunde, F. 5). Wien 1992, 144 Seiten.

Das hier anzuzeigende Buch ist internationaler, vom Wiener Museum für Volkskunde angeregter Kooperation zu verdanken. Genauer: Es rührt vom wissenschaftlichen Austausch zwischen österreichischen und slowakischen Volkskundlern und damit von der Notwendigkeit der Selbstdarstellung und Präsentation eines Faches. Tatsächlich ist es ein ausgesprochen nützliches Nachschlagewerk nicht nur für ausländische Fachkollegen, sondern auch für heimische Volkskundler und Studierende geworden, das einen schnellen Zugriff und Überblick auf volkskundlich-wissenschaftliche Institutionen (im Institutionenverzeichnis) bzw. deren Geschichte (im Texteil) ermöglicht. Dies ist nicht gerade wenig. Zu hoch ist allerdings der Anspruch, der von Klaus Beitl im Vorwort formuliert wird. Er will es als „Referenzwerk" in der derzeitigen wissenschafts- und kulturpolitischen Debatte sehen, in der Volkskunde ihren Platz zu behaupten und ihre „Fachidentität" zu belegen habe. Für den interessierten Laien mag dieser Anspruch bei Durchsicht des Bandes durchaus Bestätigung finden. Die Volkskunde hat eine relativ lange und ausgesprochen interessante Geschichte, und sie hat weiters eine Vielzahl – von nicht gerade immer mit Aktivitäten ausgezeichneten – Vereinigungen. Als wissenschaftlicher Volkskundler mag man diese Ansicht teilen, man ist gewohnt, Legitimität durch den Verweis auf Vergangenes herzustellen. Allerdings: Gegenwartsberechtigung läßt sich daraus in Wirklichkeit nicht ableiten, Inhalt und Qualität eines Faches müssen aus rezenten Forschungsergebnissen erschlossen werden. Entscheidend bleibt daher, ob eine fachintern halbwegs geteilte Definition des Forschungsgegenstandes formuliert, ob eine Akzeptanz von Seiten der Nachbardisziplinen vorhanden ist und ob eine wissenschaftlich motivierte Nachfrage durch eine interessierte Öffentlichkeit besteht. Damit einher geht notwendigerweise eine einigermaßen bestehende Übereinstimmung von Fremd- und Selbstbild. Gerade letzteres wird von Herbert Nikitsch in dem grundsätzlichsten Beitrag dieses Bandes problematisiert und an der Polarität „wissenschaftlicher" und „angewandter" Volkskunde aufgezeigt.

Wie gesagt, solchen Erwartungen kann der Band schon aufgrund seiner Aufgabenstellung nicht gerecht werden. Dies schmälert keineswegs seinen

Wert, zeigt aber den Rahmen der hier verwendeten Argumentationen deutlich auf. Ein anderer Rahmen scheint bei den sehr historisch ausleuchtenden Aufsätzen (nur der Beitrag von Margot Schindler macht hier eine Ausnahme) genauso wichtig: Ist Volkskunde nicht von Anfang an im wissenschaftlichen Gefüge ein peripheres Fach gewesen, das seine Bedeutung tatsächlich erst der zahllosen Beteiligung von Dilettanten verdankt, das seine kulturpolitische Wertigkeit erst durch die sog. Pflege erhielt? Derartig gestellte Fragen können allerdings durch eine Darstellung der Selbstsicht, wie in diesem Band vertreten, nicht ausreichend beantwortet werden.

Das bislang Angemerkte läßt sich unschwer aus dem Institutionenverzeichnis ableiten. Dort sind nahezu 100 einschlägige Institutionen (Universitätsinstitute, Museen, Forschungsstellen und Archive) verzeichnet und jeweils mit Forschungsschwerpunkten, Geschichte, den Mitarbeitern, den wichtigsten Publikationsorganen und einem Literaturverzeichnis übersichtlich aufgelistet. Ein nach Bundesländern gegliedertes Register erleichtert den Zugang und ermöglicht einen schnellen Überblick. Daß dabei die Auswahl großzügig getroffen wurde, ist durchaus zu begrüßen. Bei der Fülle der gebotenen Informationen haben sich allerdings immer wieder kleinere Fehler eingeschlichen, die bei einem solchen Band störend wirken. So wurde beispielsweise die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" bis 1919 unter diesem Titel publiziert (s. S. 107), die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde" gibt es erst seit 1947 (s. S. 64).

Der Beitragsteil gibt, wie erwähnt, einen etwas ungleichgewichtigen Eindruck, zumal auch von den Autoren recht unterschiedlich mit dem Anmerkungsteil umgegangen wird. Olaf Bockhorn faßt die im Vergleich zu anderen Wissenschaftsdiziplinen recht kurze, vom Zeitgeschehen sichtbar geprägte Geschichte der Universitätsinstitute in Wien, Graz und Innsbruck zusammen. Von ihm selbst als „Skelett" bezeichnet, kann Bockhorn doch auf das „Fleisch" einer von ihm in nächster Zukunft mitherausgegebenen Gesamtdarstellung verweisen. Franz Grieshofer erläutert plausibel (und mit nützlicher Bibliographie versehen) die Genese volkskundlicher Museen. Er trennt dabei, G. Wiegelmann folgend, zwischen den ersten Museen der Aufklärung und der Romantik (mit ihren Kunstgewerbemuseen), leitet zur Gründung des Österreichischen Museums für Volkskunde über und schließt mit einer Darstellung der volkskundlichen Abteilungen in den Landesmuseen. Mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat versehen, wird von Herbert Nikitsch erstmalig die Geschichte der außeruniversitären volkskundlichen Institutionen (etwa dem Österreichischen Volksliedwerk, den Heimatwerken) zusammengefaßt und diese in einen Kontext zu den wechselvollen und bestimmenden Zeitbedingungen gesetzt. Vom gegenwärtigen volkskundlichen Vereinsleben berichtet Margot Schindler in ihrem Beitrag. Dieses reicht vom altehrwürdigen und bald hundertjährigen „Verein für öster-

reichische Volkskunde" bis hin zu rezenten Gründungen unterschiedlichster Natur. Gelohnt hätte es sich allerdings, bestimmte Vereinskonstituierungen, die merkbare Konkurrenz stiften sollten (wie etwa der Österreichische Fachverband für Volkskunde), präziser zu untersuchen.

Der hier besprochene Band ist – leider – bereits selbst zu einem Teil von Fachgeschichte geworden. Denn das noch verzeichnete „Institut für Gegenwartsvolkskunde" wurde 1992 von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften aufgelöst. Der von Klaus Beitl in der Einleitung angestimmte „Mollakkord" hat daher tatsächlich Berechtigung. Die Fachvertreter werden allerdings zwangsläufig nicht nur nach Fremdverschulden, sondern auch, was niemand gerne tut, nach internen Ursachen zu suchen haben.

Reinhard Johler

Josef SEITER, *„Blutigrot und silbrig hell ..."*. Bild, Symbolik und Agitation der frühen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Österreich (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte, hg. v. H. Ch. Ehalt und Helmut Konrad, Sonderband 7). Wien – Köln, Böhlau Verlag, 1991, 231 Seiten, 169 Abb. im Text, 41 Farbabb. auf 8 Tafeln.

Der reich bebilderte und mit einem umfangreichen Anmerkungsteil ausgestattete Band beruht auf der Analyse von Quellenmaterial, das der Autor in in- und ausländischen Archiven, in öffentlichen wie privaten Sammlungen, in Dokumentationsstätten etc. aufspüren und anschließend katalogisieren, kategorisieren und wissenschaftlich „aufbereiten" mußte. Im Gegensatz zu anderen Phänomenen der frühen Arbeiter(bewegungs)kultur war der visuell-ästhetische Bereich („ein unabdingbares Konstituens der gruppeninternen, aber auch der öffentlichen Formierung") bislang nur marginal beschrieben und insbesondere der Verwendungs-, Wirkungs- und Ausdruckszusammenhang bildhafter, politisch-symbolischer Objekte der Arbeiterbewegung (als Objekte solidarischen Ausdrucks) nicht entsprechend untersucht worden. Dies geschieht im ersten Hauptteil, der sich mit der Bildsprache der frühen Sozialdemokratie beschäftigt und (nach Überlegungen zum ambivalenten Symbolbegriff) die wichtigsten Symbole, Embleme, Personifikationen und Allegorien der Arbeiterbewegung erörtert – schließlich stehen deren Gebrauch und Verständnis im Mittelpunkt dieser Untersuchung. Entstehungs- und Verwendungszusammenhänge werden aufgezeigt, Verknüpfungen mit früheren Epochen dargelegt. Zu den behandelten Motiven zählen u.a. die verschlungenen Hände, Hammer, Freiheit, Licht-, Tier- und Natursymbolik (hierher gehört die „Rote Nelke").

In der Folge werden drei gegenständliche Objektbereiche systematisch und umfassend präsentiert: Abzeichen, Medaillen und Plaketten, Bildpost-

karten. Genese, Chronologie und Typologie (nach Verwendung bei verschiedenen Gruppen oder zu unterschiedlichen Zwecken, etwa bei der Maifeier) sind speziell herausgearbeitet. Anschließend finden „Hersteller, Verleger und Vertreiber von Bildpostkarten und Parteidevotionalien" Behandlung, so daß insgesamt ein Bild der „visuellen Artikulation" der frühen sozialdemokratischen Bewegung in Österreich entsteht: somit können Abhängigkeiten von bürgerlichen Vorgaben, Parallelentwicklungen, Ansätze einer eigenen proletarischen Bildkultur verfolgt und Analysen der Bildsprache vorgenommen werden; ein Nachvollzug der vom Proletariat erlebten „Sozialisation der Sinne" ist möglich. Drei Phasen der Symbolformierung werden herausgestellt: eine frühe mit beschränkter Nutzung des Arbeiterwappens (Hammer) bzw. der verschränkten Hände als Zeichen für Arbeit und Solidarität; eine stärkere Inanspruchnahme von Allegorien und Personifikationen (mit z.T. bürgerlichen Vorbildern) zur Zeit der Konsolidierung in der 1890er Jahren; schließlich eine Spätphase mit konkreter und zugleich abstrakter Symbolisierung (so die Konzentration auf die rote Farbe).

Das Buch, für dessen vorbildliche graphische Gestaltung ebenfalls der Autor (nicht nur promovierter Kulturhistoriker, sondern auch Graphiker und Kunsterzieher) verantwortlich zeichnet, ist als ein wertvoller Beitrag zur Erforschung der Arbeiterkultur in Österreich anzusehen, zeigt aber auch, daß Symbolforschung abseits des „völkischen" Mißbrauchs durchaus wieder mit Gewinn betrieben werden kann.

Olaf Bockhorn

Volker HÄNSEL und Diether KRAMER (Hg.), *Die Zwerge kommen!* (= Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, Band 4). Trautenfels 1993, 240 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W-Abb.

Der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung auf Schloß Trautenfels versammelt 21 Beiträge unterschiedlichster Disziplinen und Darstellungsabsichten. Die fast durchwegs materialreichen Essays, u.a. aus soziologischer und kunsthistorischer, ethnologischer und archäologischer, literaturwissenschaftlicher und, nicht zu vergessen, „nanologischer" Perspektive bestätigen einen der Aufsatztitel: „Zwerge überall".

Zwerge, so der vorangestellte medizinische Beitrag (Harald Salfellner), sind Menschen, die kleiner als 130 cm sind. Auch ihre Körperproportionen können in unterschiedlicher Weise von der Norm abweichen, so unterscheidet die Medizinersprache – man traut seinen Augen kaum – z.B. beim „chondrodystrophen Zwerg" zwischen „Mopstyp" und „Dackeltyp" (S. 15). Zwerge sind Menschen, die sich die anderen Menschen gerne als

einer anderen Welt zugehörig denken: so können sie in Mythen und Sagen der Welt unter der Erde angehören, wie anschaulich vor allem das Motiv der „Zwerge als mythische Wesen im Überlieferungskreis der Bergleute" (Lieselotte Jontes) und die „Kleinen Anmerkungen zu kleinen Leuten in der Literatur vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert" (Bernd Steinbauer) zeigen. An den literarischen Zwergen – vom Nibelungen Alberich bis zum romantischen Klein-Zaches – wird auch deutlich, daß den seit der Antike immer wiederkehrenden Zwergenmoden unterschiedlichste Interessen zugrundeliegen und diese nur im historischen Wandel begriffen werden können; gleiches gilt natürlich für Lebensbedingungen und gesellschaftliche Stellung von Zwergwüchsigen.

Ganz offensichtlich zeigt dies ein Vergleich der sagenhaften chthonischen Zwerge, wie sie vor allem in Mittelalter und Romantik Konjunktur hatten, mit den Hofzwergen der Renaissance und des Barock. Deren Zahl wird für die drei Jahrhunderte zwischen 1450 und 1750 auf etwa 1000 Zwerge geschätzt. Für einen dieser vielfach anonym Gebliebenen, den „Admonter Zwergpagen Oswald Eyberger, gestorben 1752", ist die Quellenlage so gut, daß vom „Zwergl" im Hofstaat zweier Äbte des Benediktinerstiftes das Portrait eines selbstbewußten „Pagen, Reisebegleiters und Ratgebers" seines Herrn auf „ausgesprochenem Vertrauensposten" (S. 110) gezeichnet werden kann (Johann Tomaschek). Einer anderen Spezies von Barockzwergen, den Zwergenkarikaturen, v.a. Jacques Callots, in Graphik (Günther G. Bauer) und Gartenplastik (Heinz Verfondern) sind sorgfältige ausführliche Darstellungen gewidmet. In diesen grotesken Zwergenbildern eröffnet sich ein eklatanter Widerspruch zur eleganten Erscheinung des Admonter Zwergpagen, wie ihn eine lebensgroße Skulptur prachtvoll porträtiert. Diese kontroversen Seiten des Bildes vom Zwerg mußte möglicherweise selbst ein hochgestellter Hofzwerg repräsentieren, der zunächst ja auch als eine Art von sammelwürdiger Naturalie in den Hofstaat aufgenommen wurde. Dennoch war eine Stellung bei Hofe als skurriler Kammerzwerg eine der raren Möglichkeiten für Zwergwüchsige, gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten. Ein Leben in Würde zu führen gelingt, so der Soziologe Roland Girtler, vor allem männlichen Zwergen, indem sie das „Stigma des Absonderlichen" zum „Charisma" umkehren und im „Licht des Außeralltäglichen" als „Hofnarren, Philosophen und Zirkuskünstler" tätig werden (S. 19). Heinz Verfondern widerlegt schlüssig die These einer Kontinuität von den buckligen, großköpfigen „nani" in den Barockgärten zu den Zipfelmützenträgern der modernen Kleingärten – deren herausragendste Gemeinsamkeit ihr Standort unter freiem Himmel ist, indem er auf forcierte Quellendeutung und Mißachtung des kulturgeschichtlichen Kontextes hinweist, die zur diesbezüglichen These von Gustav Friedrich Hartlaub führten. So scheint auch die Interpretation zeiten- und kulturenumfassender Nanophilie aus „anthropologi-

schen", „urzeitlichen" und „sozialpsychologischen Konstanten", wie Harald W. Vetter mit C. G. Jung deutet (S. 121), zumindest zu kurz zu greifen.

Mit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts sind Zwerge auch zu Bilderbuchgestalten geworden. Allerdings, so Astrid Schall, kam „erst mit der Gründung des ersten deutschen Kleingartenvereins 1864 und der Produktion der ersten Gips- und Keramikzwerge 1872 ... ihre weite Verbreitung". Das Thema Gartenzwerg scheint denn auch das eigentliche der „Nanologen" zu sein. Davon wiederum scheint es nicht wenige zu geben, denn, so wird G. Nenning zitiert: „Wer dem Österreicher seinen Gartenzwerg nimmt, nimmt ihm seine Kultur" (S. 181). Anhand von Zwergen-Nippes und Zwergendarstellungen für Kinder beobachtet Alfred Aron eine stete Verjüngung der Zwerge – vom „kahlköpfigen Greis" der Jahrhundertwende zu den Walt-Disney-Zwergen der fünfziger Jahre (S. 196). Dies ist eine Tendenz, die sich im übrigen auch an anderen Gestalten der populären Mythologie des 19./20. Jahrhunderts, wie etwa dem Osterhasen, feststellen läßt. Zwerge waren um 1900 auch zu weitverbreiteten Werbefiguren und Namensgebern für vielerlei Produkte und Warenzeichen geworden – das erste, 1894, in Deutschland vergebene, trug den Namen des einstigen kurpfälzischen Hofzwerges Perkeo (S. 202). Weswegen allerdings die Zwerge so sehr zu Werbefiguren geeignet schienen, auch in Heinzelmännchen-Manier die beliebten Fabrikansichten besiedelten, bleibt im (chthonischen?) Dunkel, im Beitrag Andreas Hänsels und Arnold Jaritz' wird kurz die Vermutung geäußert, die zentrale Botschaft des Zwergen-Einsatzes sei gewesen: „Es geht alles wie von Geisterhand!" (S. 216)

Zwerge in der öffentlichen Diskussion, so der Beitrag über Zwerge in den Massenprintmedien (Michael Martischnig), das sind heute fast ausschließlich Gartenzwerge zwischen Ärgernis und Freudenquell. Doch die Perspektiven sind nicht schlecht: Die Herausgeber des Bandes sehen die Zwerge gegenwärtig nach einer Phase der „Rezession" wie „muntere Rehlein durch die Gegend springen" (S. 10). Ein Zeichen dafür könnte auch diese erstmalige und verdienstvolle Zusammenstellung nanologischer Erkenntnisse sein. Leider vermißt man einen Beitrag, der eine interpretierende Zusammenschau der vielfältigen Perspektiven auf das spannende und riesengroße Zwergen-Thema geliefert hätte. Ein analytischer Blick hätte sich im Gefüge der recht unterschiedlichen Essays sicherlich als nützlich erwiesen. Zudem wäre wünschenswert gewesen, daß die zugrundeliegende Ausstellung nicht nur durch üppige Mitarbeiter- und Leihgeberlisten, sondern vielmehr durch einen Katalog der ausgestellten Sach-Zeugen der „flüchtigen Zwergenwelten" in Erscheinung getreten wäre.

Martina Eberspächer

Brigitte BÖNISCH-BREDNICH, Rolf W. BREDNICH, Helge GERNDT (Hg.), *Erinnern und Vergessen.* Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (= Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen, Band 6 = Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen 5). Göttingen, Volker Schmerse, 1991, 633 Seiten.

Die 15 Plenar- und etwa drei Dutzend Sektionsvorträge, die 1989 im Rahmen des 27. Deutschen Volkskundekongresses in Göttingen gehalten wurden, liegen seit geraumer Zeit beinahe vollständig auch gedruckt vor. 47 Beiträge von 51 AutorInnen ermöglichen somit einen Nachvollzug der Tagung und ein Nachlesen der Referate, die zur Gänze zu hören auch den Teilnehmenden nicht möglich war, da Großveranstaltungen ohne parallel angesetzte Arbeitsgruppen im vorgegebenen zeitlichen Rahmen nicht mehr zu organisieren sind. Eine umfassende Besprechung des Bandes, der hier anzukündigen ist, erscheint dem Rezensenten weder möglich noch sinnvoll, auch weil Inhaltlich-Kritisches zum Kongreß bereits im Bericht von Eva Kausel enthalten ist (ÖZV XLIII/92 1989, S. 318 – 322).

Der von den Herausgebern sorgsam redigierte und durch zwei Register (Namen, Sachen) erschlossene, nicht nur wissenschaftlich gewichtige Band (der darob dazu neigt, sich in Einzelteile und -blätter aufzulösen) ist – in Anlehnung an die Sektionen – in acht Teile gegliedert, in denen von unterschiedlichen Gesichts- und Standpunkten aus den Prozessen des Erinnerns und Vergessens („Grundbedingungen menschlichen Lebens, in ihnen vollzieht sich – so könnte man sagen – der *Atem* des kulturellen Daseins", so Helge Gerndt in der Einleitung) nachgegangen wird. Was also Erinnern und Vergessen im Alltagsleben „leisten" und wohin die *Frage* nach diesen Prozessen führt (nochmals H. Gerndt), ist nachzulesen in: 1. Generelle Fragestellungen, 2. Private Erinnerung / Lebensgeschichtsforschung, 3. Verdrängte Erinnerung – Schwierige Zeiten, 4. Emigration und Umsiedlung, 5. Erinnerung und Konsum – Umgang mit Geschichte heute, 6. Berufswelt und Schichtenspezifik, 7. Erzähl- und Liedforschung sowie 8. Museum und Sachkulturforschung.

Utz Jeggles Gesamteindruck („ein großer Reichtum, nicht unbedingt an Theorien und systematischen Überlegungen, aber an Themen, Bearbeitungs- und Darstellungsformen, an Zugängen, auch an Abwegen, Umwegen, ja Irrwegen, aber eben Wegen, die auf der Suche und nicht am Ende sind" – Zeitschrift für Volkskunde 86, 1990) findet bei der Lektüre seine Bestätigung und läßt an dieser Stelle vorweg nach der Gangart durch das offensichtliche Labyrinth von Erinnern und Vergessen fragen, die in den zwei „österreichischen" Beiträgen eingeschlagen wurde. Man wird sie in beiden Fällen als kritisch-retrospektiv bezeichnen dürfen, wobei es jeweils, die Parallelität verblüfft, um ein historisches „Jubiläum" – also um kollektives Erinnern – geht.

Margot Schindler beschäftigt sich in ihrem Aufsatz „‚Wegmüssen' – Döllersheim 1938" mit den im „Bedenkjahr" 1988 gesetzten Aktivitäten, die der Erinnerung an die im Jahre der nationalsozialistischen Machtergreifung begonnenen und 1942 abgeschlossenen Umsiedlung von etwa 7.000 Personen gewidmet waren. Zur Anlage des Truppenübungsplatzes Allentsteig-Döllersheim waren 42 Ortschaften geräumt, ihre Bewohner zwangsausgesiedelt und nur zum Teil angemessen entschädigt worden. „Offizielles" Vergessen war nicht nur während des Krieges angesagt; noch heute ist das Gebiet militärisches Sperrgebiet (ein gutes Beispiel für die „Traditionspflege" im österreichischen Bundesheer), die Rückgabe an die Vertriebenen nicht vorgesehen. Die Veranstaltungen im Jahre 1988 (Ausstellungen, darunter die des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg, zu der Margot Schindler eine umfassende Begleitveröffentlichung – Wegmüssen. Die Entsiedlung des Raumes Döllersheim 1938/42 verfaßt hat; Filme; Diskussionen und Vorträge usw.) und die im Folgejahr getätigte Eröffnung des Aussiedlermuseums in Allentsteig (geplant und eingerichtet durch das ÖMV) hatten zumindest eine Wirkung: „Die Aussiedler haben ein Selbstbewußtsein bekommen. Sie haben sich aktiv am Erinnerungsprozeß beteiligt".

Aktiv beteiligt haben sich auch über 30.000 Tirolerinnen und Tiroler, und zwar am Landesfestzug 1984, Höhepunkt des Tiroler Gedenkjahres, in dem der hundertfünfundsiebzigsten Wiederkehr der „Volkserhebung" gegen Bayern und Franzosen unter Andreas Hofer im Jahre 1809 gedacht wurde. In seinem Beitrag „Verordnete Gedächtniskultur. Das Tiroler Gedenkjahr 1984 zwischen Anspruch und Wirklichkeit" setzt sich Ingo Schneider nicht nur kritisch mit den tirolischen Vorhaben zum „Jubiläum" auseinander, sondern auch mit der im 19. Jahrhundert einsetzenden Mythologisierung und Ideologisierung historischer Ereignisse und Personen. Trügerische Erinnerungen, verfestigt durch Formen „öffentlicher Erinnerungskultur", lassen sich allemal und auch heute noch, wie der Autor überzeugend nachweisen kann, mit konkreten politischen Absichten verbinden.

Auf weitere Aufsätze, auf Wege, Irr- und Umwege soll hier nicht eingegangen werden; ihre Zahl und Verschiedenheit macht auch so etwas wie eine Zusammenfassung schwierig. Die Ansätze sind der oben angeführten Gliederung zu entnehmen; sie reichen von psychoanalytischen Erklärungen über vom Individuellen zum Allgemeinen führende Deutungsmuster (Utz Jeggle, Andreas Kuntz u.a.) bis hin zu Erinnern und Vergessen als „Prinzipien zur Konstruktion von Kultur" (Martin Scharfe). Generell scheint dem „Vergessen" wissenschaftlich schwerer beizukommen zu sein als dem „Erinnern" – das hat schon Utz Jeggle in seinem Tagungsbericht betont; seine Frage, was der Kongreß für die Zukunft der Volkskunde bedeuten wird, findet naturgemäß im vorliegenden Band, der uns ins Jahr 1989 zurückversetzt, keine Antwort. Sie ist somit erneut zu stellen.

Olaf Bockhorn

Hans Ulrich SCHLUMPF (Hg.), Silvia CONZETT (Bearb.): *Filmkatalog der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde.* Basel, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1993, 252 Seiten, Abb.

Die Gründung der Abteilung Film der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde im Jahre 1942 war zweifellos ein Meilenstein in der Geschichte des wissenschaftlichen Filmschaffens auf dem Gebiet der Europäischen Ethnologie. Das dokumentiert eindrucksvoll der von ihrem derzeitigen Leiter Hans Ulrich Schlumpf herausgegebene und von Silvia Conzett bearbeitete Katalog, in dem sämtliche Eigenproduktionen sowie die Ankäufe für das Archiv der SGV zusammengefaßt sind. Vorrangig zur Information potentieller Entlehner, zur Orientierung über Inhalt und Qualität der verfügbaren Filme gedacht, bietet er in seinem chronologischen Aufbau zugleich einen Einblick in die Entwicklung der schweizerischen Filmproduktion. In insgesamt neun Abteilungen (die zehnte ist den angekauften Filmdokumenten vorbehalten) werden die jeweils zeitlich und damit z.T. auch thematisch zusammengehörigen Produktionen von den Anfängen der Institution bis zum Ende der achtziger Jahre vorgestellt. In einführenden „Leitseiten" wird auf die jeweiligen Themen- und Interessenschwerpunkte und die jeweils dominierenden kinematographischen Umstände und Voraussetzungen hingewiesen. Hierauf wird jeder Film übersichtlicherweise auf zwei Seiten vorgestellt: einem Kopfteil mit Angaben über Autoren, Mitarbeiter und Produktionstechnik folgt, nach einer prägnanten inhaltlichen Zusammenfassung, die detaillierte Schilderung von Filmszenen und -sequenzen, der abschließend eine kurze Würdigung des behandelten Filmes beigefügt ist.

Die in diesen (selbst)kritischen Resümees herangezogenen Kategorien – „filmische Dokumentation", „Film", „gestalteter Film" – transportieren zugleich in nuce die historische Bandbreite volkskundlicher Filmarbeit in der Schweiz und damit eine Entwicklung, die sich – wenn auch freilich längst nicht auf allen Etappen und z.T. nur in theoretischer Forderung – auch in Deutschland und Österreich zeigt (zur Theorie- und Methodendiskussion s. E. Ballhaus, Der volkskundliche Film. In: Hess. Blätter für Volks- und Kulturforschung 21/1987). Die filmische Dokumentation ist schweizerischerseits in den vierziger und fünfziger Jahren durch die thematische Konzentration auf den bergbäuerlichen Arbeitsbereich charakterisiert, wie er etwa in der Filmfolge zur „Waldarbeit im Prättigau" nachgezeichnet wird. Formal reflektiert sie in der für sie typischen „Aneinanderreihung von einzelnen Einstellungen, welche Vorgänge, Menschen und Objekte linear, ohne erkennbares Gesamtkonzept und ohne Verwendung spezifisch filmischer Mittel darstellt" (S. 10), jene nüchterne Definition des wissenschaftlichen Films als eines „Dauerpräparats von Bewegungsvorgängen", das exakt bestimmte Wirklichkeitsausschnitte unter dem Objektivitätskriterium

ihrer systematischen Vergleichbarkeit widerspiegelt und in der Auswahl vor allem die Bewahrung einmaliger oder verschwindender Vorgänge in den Mittelpunkt des Interesses rückt. Diese Standards wissenschaftlicher Filmproduktion – von traditionellen Filminstituten z.T. bis heute vertreten – haben ihre Gründe sicher auch in der Tatsache, daß am Beginn wissenschaftlicher Kinematographie deren Gebrauch v.a. im naturwissenschaftlichen Betrieb lag (wie es zumindest für Österreich der Fall war, s. die Beiträge von E. Maletschek, Aus den Anfängen der wissenschaftlichen Kinematographie – In memoriam Otto Storch, und von W. Stoitzner, Paul Schrott und das Institut für Kinematographie an der Technischen Hochschule in Wien, in: Wissenschaftlicher Film, Nr. 36/37, Juni 1987 bzw. Nr. 29, Dez. 1982). Doch wenn, in Berücksichtigung dieser – zweifellos ebenso wichtigen wie berechtigten – archivierenden Funktion des Mediums Film, Paul Hugger die Arbeit der seit 1962 vom ihm geleiteten Abteilung der SGV auf die Dokumentation verschwindenden „Alten Handwerks" konzentrierte (mit gleichzeitig erfolgender Etablierung der gleichnamigen monographischen Schriftenreihe, bis 1972 „Sterbendes Handwerk", derzeit 59 Titel), war zugleich wohl bewußt, daß eben diese Standards die Unterschiede der wissenschaftlichen Disziplinen und ihrer divergierenden Zielsetzungen ignorierten. Konsequenterweise hat Hugger bewußt die Zusammenarbeit mit schweizerischen Filmschaffenden gesucht und so eine Entwicklung gefördert, die im Einsatz filmischer Ausdrucksmöglichkeiten keinen Widerspruch zwischen sachlich korrekter wissenschaftlicher Dokumentation und dem „Suchen nach künstlerischer Qualität" (Hugger) sieht, und die mit den Mitteln ästhetischer Inszenierung eine sozial engagierte Filmproduktion zu realisieren sucht; ein Zugang, der, mit einem Satz des Herausgebers, auch „den einfachen Leuten, die über keinen Apparat verfügen, das Wort gibt".

Der schweizerische Katalog – in dessen Anhang die beschriebenen Filme nach Themen und Stichworten erschlossen und die wichtigsten persönlichen Daten der Filmhersteller und der wissenschaftlichen und produktionstechnischen Mitarbeiter aufgelistet werden – ist wie gesagt v.a. als Informations- und Nachschlagewerk gedacht. Er regt aber auch an – zu verstärkter Rezeption visueller Europäischer Ethnologie und zu Überlegungen über deren hiesigen Zustand. Daß man es hierzulande etwa noch nicht einmal zu einer Art Prioritätenkatalog gebracht hat, wie er seinerzeit in der Schweiz die Voraussetzung zu der beeindruckenden Fülle (wenngleich konservatorisch gemeinter und in vorliegender Beschreibung als noch nicht „gestaltet" bewerteter) volkskundlicher Filme zum „Alten Handwerk" war, ist kürzlich wieder auf der Sommerakademie '93 in Altmünster bedauernd und mit dem Hinweis auf die Funktion des Österreichischen Bundesinstituts für den wissenschaftlichen Film (ÖWF) als „Dienstleistungsinstitut" thematisiert worden (zu Arbeitsweise und Aufgabenbereich der hiesigen Filminstitution

s. L. Waltner, Das Referat Volkskunde und Völkerkunde am ÖWF in: Wissenschaftlicher Film 34/35, Juni 1986). Auch unter diesem Aspekt ist der Band, um mit dem Titel einer der bekanntesten schweizerischen Produktionen zu sprechen, ein „schöner Augenblick".

Herbert Nikitsch

Vilém FLUSSER, *Dinge und Undinge. Phänomenologische Skizzen.* Mit einem Nachwort von Florian Rötzer. München/Wien, Edition Akzente im Carl Hanser Verlag, 1993, 150 Seiten.

Das Nachdenken über Dinge und ihren Gebrauch zählt zu den verbindenden Themen der Kulturwissenschaften. Theoretische Entwürfe sind dabei selten und finden auch kaum einmal Eingang in die praktische wissenschaftliche Arbeit. Zu Unrecht, wie der vorliegende Essayband des 1991 verunglückten Philosophen Vilém Flusser zeigt. Er ist Ideenspeicher und Anleitung, an Dinge heranzugehen, zugleich; nachahmbar ist so ein Buch – dies gleich vorweg – keinesfalls. Flussers Dingverständnis und Flussers Sicht der Dinge decken sich nämlich kaum mit den gängigen Vorstellungen von der Existenz einer Sache, sondern zielen aufs Ganze: auf eine Kosmologie letztlich.

Die versammelten Essays zu vierzehn Dingen und zwei Undingen bewegen sich zwischen zwei Polen. Einer phänomenologischen Sichtweise, die sich bemüht, Dinge so zu sehen, als sähe man sie zum erstenmal, und einer ganz außerordentlichen Gabe, das Einfachste mit den grundlegenden Fragen des Daseins zu verbinden. So kann das Nachdenken über „Schöpflöffel und Suppe" zur existentiellen Philosophie gerinnen: das Dasein als Löffeln in der Ursuppe mit der Perspektive, nicht nur selbst zu löffeln, sondern auch „selbst dabei ausgelöffelt zu werden" (S. 139). Die Schrift handelt demnach nicht nur über Dinge, sondern sie nützt die Dinge, um in die Praxis hineinzusehen. Flusser tut dies nicht, um – wie der Kulturhistoriker etwa – aus der Betrachtung der Sache auf direktem Wege zu erfahren, wie es war oder wie es ist. Der Umweg führt, so auch Florian Rötzer in einem instruktiven Nachwort, über die Gesten; ihre Beschreibung „ist eine Möglichkeit, jene Formen herauszuarbeiten, wie Menschen in der Welt existieren, wie sie sich und die Welt konstruieren" (S. 146).

Aus der Ding-Bedingtheit der Menschen zieht Flusser den Umkehrschluß, daß die Dinge, welche wir hervorbringen, uns verändern. Nicht mehr die Sachproduktion ist daher das Problem, sondern die Art, wie die Dinge uns beherrschen, uns letztlich im Weg stehen. Das zeigen die Essays einerseits mit frappierend abgründigen Decouvrierungen der harmlosesten Dinge, andererseits in der Analyse der entdinglichten, nicht mehr „begreifba-

ren" Undinge, die dazu angesetzt haben, uns neu zu programmieren. Zu den scheinbar harmlosen Dingen würde man etwa den Teppich zählen, dessen Kulturgeschichte Flusser referiert, um schließlich in der Praxis des Knüpfens den Hang zum Schein festzumachen: „Teppiche werden an die Wände gehängt, um Wandschäden zu verbergen. Das ist nicht eine der schlechtesten Beschreibungen der gegenwärtigen kulturellen Lage" (S. 113) – einer Disziplin, in der sich Flusser als zynischer Meister erweist, möchte man anfügen.

Den Text über „Flaschen" wünschte man sich aufgrund dieser Qualitäten als Pflichtlektüre für alle kulturwissenschaftlich Arbeitenden. Weil die Betrachtung von Flaschen das Nachdenken über unsere Geschichtsanstalten, über unsere Museen und Kulturspeicher mit all ihren als Korrektur am großen Ganzen intendierten Sammelmoden auf das Grundsätzliche zurückführen. Flasche ist nicht gleich Flasche: „Die Vergangenheitsform des Aufgehobenen ist ‚Kultur', die des Vergessens ‚Abfall'. Kultur ist durch Gedächtnis vergegenwärtigte Vergangenheit, ‚Abfall' kann nicht vergegenwärtigt werden, sondern vergegenwärtigt sich selbst, ist also Vergangenheit im radikaleren Sinn, als es Kultur ist. In dem Maß, in dem die Kulturwissenschaften sich entwickeln, in ebendem Maß gewinnen wir seltsamerweise Vergangenheit im radikaleren Sinn dieses Wortes, weil nämlich die Kulturwissenschaften die Tendenz haben, nicht nur einen Teil des Vergessenen in Erinnerung zu rufen, sondern auch einen anderen Teil noch dichter zu verdecken." (S. 11)

Folgt man Flusser, dann ist selbst die Entsorgung von Ideen, wie auch die Kunst, die Massenkultur und überhaupt das Leben, ein Problem, nicht des Erzeugers, sondern des Verbrauchers. Allein schon weil wir die Möglichkeit besitzen, bei der Betrachtung der Dinge unseren Standpunkt zu wählen, nehmen wir ihn nicht wirklich ein. Aber so entlarvt die Doppelbödigkeit der realen Umwelt letztlich auch unser Gefangensein in der Kultur. Am Beispiel unserer modernen Begeisterung für Gärten heißt das in der Flusser eigenen Art, mit Sprache zu jonglieren: „Der Garten täuscht vor, daß ‚cultiver son jardin' noch möglich ist, daß man also aus dem Gemeinen und Politischen ins Gesonderte und Private zurückkann, ohne dabei aus der Kultur herauszufallen. Diese Täuschung ist der eigentliche Zweck des Gartens, sein Beitrag zur Erhaltung des etablierten Apparates. Denn ‚cultiver son jardin' ist heute nicht mehr möglich." (S. 51)

Das ist freilich keine erfreuliche Perspektive, nicht für den Leser, dem solche Metaphern die existentialistische Dingsicht mitunter erschreckend plausibel machen, und auch nicht für eine Wissenschaft, die den Glauben an die Fruchtbarkeit ihres Terrains gerne unangetastet sieht. Wer die scharfsinnig skizzierten Essays liest, wird letztlich weniger von den Ergebnissen der einzelnen Dingbetrachtungen begeistert sein als vielmehr von den überra-

schenden Konsequenzen der Methode: Es lohnt sich doch von Zeit zu Zeit, die Blickrichtung zu wechseln, auch wenn das im selben Augenblick eigentlich schon nicht mehr möglich ist.

Bernhard Tschofen

Gerhard SCHULZE, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, ^{3}1993, 756 Seiten.

Wie die Gegenwartskultur funktioniert und warum sie so aussieht, wie sie uns sich darbietet, ist eine der spannendsten Fragen der Kulturwissenschaft. Es ist zugleich eine der Fragen, bei der jede volkskundlich orientierte Wissenschaftspraxis auf soziologische Hilfestellung angewiesen ist. Das war in den achtziger Jahren so, als *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* des französischen Ethno-Soziologen Pierre Bourdieu neue Zugänge zur Erforschung der Denk- und Lebensgewohnheiten der gewandelten Gesellschaften des Konsumzeitalters in Diskussion brachten; und das wird auch in den nächsten Jahren so bleiben, weil mit dem hier zur Besprechung stehenden Band wieder ein Entwurf vorliegt, der zumindest nicht zu negieren sein wird.

Gerhard Schulze hat Großes vor. Das signalisieren nicht nur der inzwischen zum Schlagwort gewordene Titel mitsamt seinem nicht wenig anspruchsvollen Untertitel, sondern auch die Grundsätzlichkeit, welche der Autor seiner Arbeitsweise zugrundegelegt wissen will. Manches davon mag ein Schielen in Richtung Absatzzahlen verraten und manches klingt gar zu sehr nach Klappentext-Duktus: Schulze glaubt, daß man Bourdieu nicht nur *konsequent anwenden*, sondern auch *konsequent vergessen* müsse. Ich nehme an, daß er in Wirklichkeit sehr gut weiß, daß letztlich nicht eine seiner Thesen ohne das Bourdieusche Paradigma möglich wäre, und daß er auch weiß, daß selbst seine empirischen Grundlagen und seine Alltagswissen transportierenden Beobachtungen zur Gegenwartskultur an den Bourdieuschen Kategorien von Lebensstil, Geschmack und Habitus geschärft worden sind.

Ansonsten verlangt freilich gerade die Grundsätzlichkeit, mit der Schulze ans Werk geht, Respekt. Obwohl mit einer Diagnose, die zugleich These ist (*Ästhetisierung des Alltagslebens)*, beginnend, werden die einzelnen Kapitel ausführlich eingeführt und hergeleitet. So gewinnen die – gelegentlich etwas übertrieben anmutenden – Definitionen Schritt für Schritt an Terrain. Schulze widmet etwa der Beschreibung *alltagsästhetischer Schemata* in der Bundesrepublik Deutschland breiten Raum und arbeitet konkret drei derartige Zeichengruppen heraus: ein *Hochkultur-*, ein *Trivial-* und ein *Span-*

nungsschema. Diesen drei wechselnden Stilkonglomeraten stehen auf der Trägerseite *Milieus* gegenüber, welche nicht deckungsgleich, jedoch mit deutlichen Affinitäten, den einzelnen Schemata nahestehen. Schulze unterscheidet fünf Milieus – Niveau-, Harmonie-, Integrations-, Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungsmilieu –; in ihrer Beschreibung gewinnt diese Unterteilung nach im engeren Sinne lebenspraktischen Gesichtspunkten Plastizität und Plausibilität. Die Brauchbarkeit der von Schulze eingeführten Begriffe und Milieuzeichnungen scheint gegenüber älteren Versuchen dieser Art (etwa SINUS/Out-Fit) gerade in ihrer Offenheit, in ihrer – vereinfacht gesagt – Ableitung aus dem Kulturellen und nicht aus dem Sozialen zu liegen. Damit ist er auch dem Dilemma eines jeden Trennungsversuches von traditions- und fortschrittsorientiert oder der Versuchung zur x-ten Unterteilung des sog. Arbeitermilieus entkommen. Die milieuspezifischen Varianten alltagsästhetischer Erlebnisse werden also deklinier- und zuordenbar. Daß solche Skizzen – und ihre tabellarischen Umsetzungen zumal – gelegentlich zur Plakativität neigen können, ist verständlich und hängt wohl auch mit den Materialien der empirischen Untersuchung zusammen, wo eben konkret auf Zeichen und Manifestationen hin gefragt worden ist.

Nun sind Schulzes Beobachtungen zur Gegenwartskultur, etwa die Skizze zum Funktionieren des *Erlebnismarktes,* mit Sicherheit nicht von der Hand zu weisen; die Frage aber ist, ob nicht der hier getriebene Aufwand an Begriffen und Kategorien, das Modell letztlich etwas schwerfällig macht. Will sagen, daß die Dynamik, die einer Tendenz wie der Ästhetisierung des Alltagslebens unterliegt, nach leichter übertragbaren Kategorien verlangte. Hier zeigen sich m. E. die Grenzen der globalen Interpretation eines empirischen Korpus, der auf ein kultursoziologisches Standbild einer deutschen Großstadt (Nürnberg) vor der Wende zielte. Das Ganze erscheint so hoch spezifisch, obwohl letztlich oft doch nur manifeste Entwicklungen (vgl. Kap. 10 *Theorie der Szene)* benannt werden, daß eine Verstümmelung des Apparats in der forschenden Praxis der nächsten Jahre zu befürchten ist. Dabei wäre dem Buch alles andere zu wünschen, als daß sich aus dem 765-Seiten-Fundus im Diskurs letztlich nicht mehr hält, als die freilich treffend skizzierten Schlagworte der *Erlebnisgesellschaft* und der *Ästhetisierung.*

Die Stärken der Untersuchung zeigen sich dort, wo die Beschreibung an Dichtheit gewinnt, etwa in dem zusammenfassenden, erstmals eine historische Dimension ins Spiel bringenden Kapitel *Die Bundesrepublik Deutschland im kulturellen Übergang.* Hier sind auch die Kernsätze zu finden, welche inskünftig die Rede über milieuspezifische Kulturformen zumindest pluraler gestalten werden: *„Distinktion ist Nebenprodukt. Daß in verschiedenen Alters- und Bildungsmilieus verschiedene alltagsästhetische Typen herrschen, kommt nicht durch den Wunsch zustande, sich voneinander zu*

unterscheiden, sondern durch die unterschiedliche psychophysische Orientierung in einzelnen Alters- und Bildungskategorien" (S. 545f.). *Konsequent vergessen?* Mitnichten, der Wert der Untersuchung liegt vielmehr darin, daß hier mit der Theorie der *feinen Unterschiede* im Hinterkopf die gewandelten Formen ästhetischen Erlebens beschrieben und an deutschen Verhältnissen der Gegenwart konsequent durchgespielt worden sind.

Bernhard Tschofen

Alfred POHLER, *Vorarlberger Bauernhöfe.* Thaur bei Innsbruck, Wort & Welt 1993, 170 Seiten, Abb.

Zur Charakteristik von Bildbänden gehört es, bei der photographischen Dokumentation eines bestimmten Themenbereiches nicht nur auf die Qualität der Bilder, sondern auch auf die Ästhetik der Motive bedacht zu nehmen. Insofern sind sie gewöhnlich nicht repräsentativ für den jeweils behandelten Bereich, zumal einer stillschweigenden Übereinkunft von Gestaltern und Betrachtern zufolge die Vorstellungen von dieser Ästhetik sehr genau und ziemlich eng eingegrenzt sind.

Das hier zu besprechende Buch bildet keine Ausnahme von der Regel, und wenn auch der Titel an und für sich eine relativ breit angelegte hauskundliche Palette verspricht, ist man ob einer derartigen Übereinkunft kaum versucht, anzunehmen, daß man es tatsächlich mit einem Querschnitt durch die Erscheinungsformen landwirtschaftlicher Architektur Vorarlbergs zu tun hat. Tatsächlich beschränkt sich dieses Druckwerk, das sich als Pendant zu einer zweibändigen Publikation aus dem Land Tirol vom selben Gestalter versteht, auch zeitlich auf einen bestimmten Rahmen. Das heißt, dem Grundsatz folgend, daß nicht nur gut, sondern auch schön ist, was bewährt ist, sind ausnahmslos möglichst alte, gut erhaltene und kaum veränderte Häuser aufgenommen worden. Beispiele für bäuerliche Bauten der Nachkriegszeit – wahrscheinlich sogar des ganzen 20. Jahrhunderts – fehlen konsequenterweise völlig. Der Band folgt, durch einen entsprechenden Textteil unterstützt, dem für eine Bestandsaufnahme früherer Zeiten durchaus probaten Schema, das Land in Hauslandschaften einzuteilen, wobei diese in etwa einigen Tälern des Landes entsprechen. So kommt immerhin ein – wenn auch nicht ins Detail gehender – Überblick über schöne Repräsentanten alter bäuerlicher Bauformen in Vorarlberg zustande.

Abgebildet sind sowohl einzelne Höfe und homogene Ensembles als auch Inneneinrichtungen. Und besonders bei letzteren zeigt sich, daß kein besonderer Wert auf die Darstellung von Alltagszusammenhängen gelegt worden ist, die Funktion also trotz deren gelegentlicher Andeutung in historischem

Kontext eigentlich nicht interessiert. Wenn beispielsweise die Einrichtung des Heimatmuseums Schwarzenberg gezeigt wird (S. 72 – 77), so fallen keine Unterschiede zu anderen Bildern von offenbar noch bewohnten Häusern auf. Die Photographien der Stuben wirken in einer Art konstruiert, als habe man für die Aufnahme beispielsweise an den Platz des Fernsehapparates ein Spinnrad gestellt. Einer solchen Herangehensweise entsprechend ist der Band durchsetzt von einer salbungsvoll-ideologisierenden Überhöhung des Bauernstandes, wie sie nur von abseits des landwirtschaftlichen Alltagslebens Stehenden betrieben werden kann. Aber auch das ist ein häufig beobachtbares Merkmal der fast immer idyllisierenden Gattung der Photobildbände. Durch die stereotypen euphorisch-pathetischen Bild- und Ortsbeschreibungen ergibt sich der Eindruck eines Reisebüro-Kataloges, der anstelle von Urlaubsunterkünften mit stets gleichen Worten Bauernhöfe anpreist. Im Gegensatz zum wirklichen Katalog ist man hier allerdings bisweilen mit fehlerhaften geographischen Bezeichnungen konfrontiert.

Die beschriebenen Mängel sind Marginalien angesichts der wohl primären Intention des Buches, ansprechende Photographien anzubieten. Ich nehme an, daß sie dem volkskundlichen Laien, der der Autor ist, nicht ein Problem als solches sind; und den Lesern ob deren Erwartungshaltung zumeist wohl auch nicht. Für die Volkskunde aber ist der fraglos schöne Band, obwohl er eines ihrer Teilgebiete behandelt, von geringer Bedeutung, zumal kaum aktuelle Fachfragen berührt werden. Diesbezügliches Gewicht wird ihm höchstens durch die Begleitworte eines renommierten Volkskundlers, nämlich Karl Ilgs, zuteil. Auf ihn deutet auch der Umstand hin, daß ein – eigentlich ziemlich zusammenhanglos erscheinendes – Kapitel über die Einwanderung der Walser (S. 27 – 30) Aufnahme gefunden hat.

Christian Stadelmann

Werner SCHIFFAUER (Hg.), *Familie und Alltagskultur. Facetten urbanen Lebens in der Türkei.* Frankfurt am Main 1993. (Kulturanthropologie-Notizen, Band 41) 345 Seiten.

Dieser Band widmet sich der kaum erforschten Kultur der Mittel- und Oberschichten türkischer Großstädte, am Beispiel von Eskişehir, wobei ein besonderes Augenmerk auf dem Bereich der Familie liegt, wie schon der Titel verrät.

Die Frage, der in den verschiedenen Beiträgen nachgegangen wird, ist die nach dem Zusammenhang von Soziallage und Alltagskultur: Wie prägt die Position im sozialen Raum Weltbild und Wertstruktur und wie drückt sich dies wieder im familialen Leben aus, im Rollenverhalten, im Lebensstil und

in der materiellen Kultur? In dieser Formulierung ist impliziert, daß Kultur hier als lebendiger Prozeß der Deutung der Umwelt verstanden wird bzw. (umgekehrt) daß die Alltagskultur daraufhin befragt wird, welche Deutungen ihr implizit sind.

Zur Methode: In der westtürkischen Großstadt Eskişehir (ca. 400.000 EW) führten die ProjektteilnehmerInnen einen Monat lang als teilnehmende BeobachterInnen qualitative Studien in zehn Familien unterschiedlicher Soziallagen durch.

Im einleitenden Artikel von Werner Schiffauer über den sozialen Raum und die Alltagskultur werden Überlegungen zum Prozeß der kulturellen Dynamik (vgl. Bourdieu) generell und speziell in der urbanen türkischen Kultur angestellt; beginnend in der vormodernen osmanischen Stadt („Die osmanische Stadt war eine in Segmente fragmentierte Stadt, in der die einzelnen Gruppen nur einen instrumentellen Bezug zueinander hatten.", S. 22) über die Transformation des sozialen Raumes im 19. und 20. Jahrhundert („Im wesentlichen transformierte sich die urbane Gesellschaft von einer Statusgesellschaft [in der Abstammung zählte] in eine Klassengesellschaft [in der erworbener Status entscheidend wurde]. S. 33) bis zur Alltagskultur in der modernen türkischen Großstadt („Die Kultur der Segregation: Die Innen- und Außenwelten sind heute vielfältig ineinander geschachtelt und gruppieren sich vor allem ständig um. Sie verlieren in diesem Prozeß jedoch nicht an Konturen: Immer wieder werden klare Grenzen gezogen, die die einzelnen Bereiche voneinander scheiden und die durch Rituale und Formen zum Ausdruck gebracht werden.", S. 38).

Christopher Kubeseck stellt uns in seinem Beitrag die Großstadt Eskişehir als Beispiel für eine moderne Adaption an traditionelles städtisches Leben vor. Seine Beschreibung stützt sich anhand von interpretierten Kartenskizzen, historischen Reiseschilderungen und eigenen Beobachtungen auf den Zeitraum von 1892 – 1989. Es wird in Bezug auf Eskişehir nachgezeichnet, wie die ethnischen Quartiere allmählich aufbrachen: „heute lassen sich die Innenstadtviertel sehr klar bestimmten Klassenlagen zuordnen, während die Arbeiterviertel und gecekondus an der Peripherie nach wie vor landsmannschaftlich gegliedert sind." (Schiffauer, S. 33) Die städtebauliche Anordnung spiegelt also die segmentierte und segregative Organisation der städtischen Gesellschaft wider.

Sabine Mannitz stellt sich in ihrem Aufsatz der Frage, wie sich die Stadt den einzelnen Familienangehörigen ihrer Gastfamilie, die am Stadtrand von Eskişehir lebt, darstellt. Ergibt sich für den Einzelnen ein Sinn-Zusammenhang zwischen der Beziehung zum städtischen Raum und dem Entwurf des eigenen Lebens? Tatsächlich scheint dies der Fall zu sein, was die Autorin in eindrucksvoller Weise für jedes Familienmitglied (männlich – weiblich, Eltern – Kinder usw.) schildert.

Im Bericht von Doris Spohr werden die Raum- und Zeitstrukturen im Alltag einer „mittelständischen Familie" untersucht. Dies geschieht anhand der Darstellung der sozialen Beziehungen und der Lebensbereiche der einzelnen Mitglieder der Gastfamilie sowie ihrer Besuchsstrukturen, wobei Spohr zu dem Schluß kommt, daß die beschriebene Familie eine „Balance zwischen Individuum und Kollektiv" (S. 135) herzustellen im Stande war.

Mechthild Dörfler geht es in ihrem Artikel um den Versuch, einen türkischen Familienalltag als Ausschnitt städtisch-türkischen Lebens darzustellen und zu verstehen. Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft durchzieht wie ein roter Faden die Ausführungen, und es ist sowohl in räumlicher als auch sozialer Hinsicht die Gemeinsamkeit (bzw. das Bild einer kollektiven Identität), welche die größere Rolle spielt, gepaart mit einem ausgeprägten Sinn für Ordnung, die einen spezifischen Ausdruck gesellschaftlichen Denkens und Handelns offenbart.

Gerd Bertelmann will anhand der dörflichen Herkunft seiner Gastfamilie aufzeigen, inwieweit traditionelle Denkmuster bei Migranten der ersten Generation handlungsrelevant sind, wobei diese durchaus durchbrochen und erweitert werden können, wie dies im Falle seiner Gastfamilie durch die Person der Mutter geschehen ist. Außerdem geht es dem Autor darum, anhand ausgewählter Aspekte die Logik des alltäglichen Handelns in seiner Gastfamilie aufzuzeigen und anhand seiner Interpretationen Erklärungsansätze zu bieten, mit deren Hilfe sich die Widersprüchlichkeiten (als Ausdruck eines unterschiedlichen kulturellen Selbstverständnisses) auflösen lassen.

Nuria Acker stellt sich in ihrem Beitrag die Frage, wie sich die ethnische Zugehörigkeit, in ihrem Fall gehört die Gastfamilie der tscherkessischen Minderheit an, aus der Binnensicht einer Familie darstellt, wobei der Einfluß des städtischen Umfeldes und städtische Möglichkeiten auf den individuellen Umgang mit der ethnischen Identität besondere Beachtung erhalten. Acker entdeckt unterschiedliche Verhaltensweisen der Generationen im Umgang mit ihrer ethnischen Identität und konstatiert einen offenbaren Funktionsverlust der traditionellen Familie durch Modernisierung und Urbanisierung.

Lisa Hoffmann beschreibt eine Beamtenfamilie, die „besonders" ist und sich von den übrigen Gastfamilien unterscheidet. Die Haltung dieser Familie wird durch bestimmte Vorstellungen wie z.B. Offenheit, Aufgeschlossenheit, Gerechtigkeit und großes Bildungsinteresse bestimmt. „Anders" als die meisten Gastmütter verhält sich Frau Atilgan, was sich durch ihre souveräne Nutzung der Stadt und in der Arbeitsteilung im Haushalt ausdrückt. Für sie ist das Funktionieren der Familie wichtiger als das Festhalten an klassischen Geschlechterrollen, wie allgemein von den Familienmitgliedern die Ansicht vertreten und auch gelebt wird, daß das Individuum eigenständig und flexi-

bel handeln kann und muß: „Die (gesellschaftliche) Norm wird dem (familiären) Wert untergeordnet." (S. 223) Die Familie kann sogar nach einigen Krisen (Krankheit, Wegzug von Kindern usw.) durch ihre Fähigkeit, Veränderungen gegenüber offen zu sein und flexibel auf sie reagieren zu können, ihren Status der „Besonderheit" in den Augen der Autorin beibehalten.

Christiane Krause-Dresbach erhält durch ihre Gastgeber Einblick in das Alltagsleben eines jungverheirateten Paares. Die Autorin bemerkt einen deutlichen Bruch im Verhalten der jungen Frau seit ihrer Eheschließung (keine Caféhausbesuche mehr, keine alleinigen Reisen, Änderung des legeren Kleidungsstils in einen konservativeren etc.) und möchte anhand von Besuchsszenen Teile der sozialen Welt einer jungen Frau nach der Hochzeit rekonstruieren. Dabei wird deutlich, daß sich Serpil je nach Rahmen – ob es sich um Familien-, Männerbesuche (ihres Mannes) oder den Besuchstermin des Samstagabends mit ebenfalls frisch vermählten Paaren handelt – anders verhält. Dieser ausführlich beschriebene Samstagabendkreis bildet innerhalb einer Gruppe Gleichgesinnter neue kulturelle Formen und verstärkt die Konkurrenz, die Ausgrenzung und die Eigendefinition innerhalb der Gruppe und drückt gleichzeitig die Stellung in der Gesellschaft aus.

Kornelia Fein und Jöm Rebholz liefern eine vergleichende Beschreibung dreier Familien, deren Eltern als Lehrende bzw. in der Verwaltung an der Universität zu tun haben. Trotz dieser annähernd gleichen Soziallage unterscheiden sich die Familien in ihren Lebensstilen. Wie in diesen Lebensstilen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum Ausdruck kommen, das soll in diesem Beitrag herausgearbeitet werden. Laut Pierre Bourdieu, dessen Konzeption zur Klärung der Frage, wie sich die Lebensstilbeschreibungen der einzelnen Familien in ihrer Homogenität und Heterogenität erklären lassen, herangezogen werden, sind die verschiedenen Lebensstile Ausdruck dieser Unterschiede (alle gesellschaftlichen Handlungen wirken als Unterscheidungsmerkmale).

Im abschließenden Artikel von Kristine Koch-Konz wird die Familie Eray und ihr Streben nach sozialem Aufstieg dargestellt. Die besondere Schwierigkeit scheint darin zu liegen, daß die Überwindung der symbolischen Grenze von „unten" zu „oben" innerhalb eines Lebenslaufes versucht wird.

Dieser Wunsch nach einer Besserstellung läßt sich räumlich an innerstädtischer Migration und den sich ständig verbessernden Wohnsituationen nachvollziehen. Der angestrebte soziale Aufstieg der Familie ist eng verknüpft mit dem Begriff Bildung, wobei diese für die Erays auch einen strategischen Wert beinhaltet, der sich in materielle Güter (v.a. für die Töchter) und Sozialprestige umsetzen läßt.

Gerti Furrer-Petrisch

Jenő BARABÁS (Red.), *Magyar néprajzi atlasz (Atlas der ungarischen Volkskultur)*. Band VII – IX. Karten 440 – 634. Akademischer Verlag, Budapest 1992.

Nach jahrzehntelanger Arbeit sind die Schlußbände des Atlas der Ungarischen Volkskultur herausgegeben worden (Band VII – IX., Karten Nr. 440 – 634).

Die Karten des VII. Bandes (Nr. 440 – 507) schildern die Verbreitung der Hochzeits-, Weihnachts-, Neujahrs-, Faschings- und Fastenspeisen, fallweise auch der typischen Festspeisen verschiedener Glaubensgruppen. Die Struktur der Familie und der Verwandtschaft wird mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, wie sich dies aus der Vielfalt der Themen ergibt: Erbteilung um 1900; Wer gab die Aussteuer des erstgeborenen Kindes um 1900?; Eigentumszeichen an der Leibwäsche der Frauen um 1900; Sitzordnung in der Kirche um 1900; Anrede der Verwandten; Taufpaten (z.B. ihre Zahl um 1900); Vornamen usw.

Der VIII. Band (Karten Nr. 508 – 567) enthält Auskünfte über folgende Probleme: Wahl der Ehepartner (Exogamie und Endogamie, Geschlecht der Brautwerber, Verlobungsgeschenk des Bräutigams an die Braut um 1900: Geld, Ring, Fußbekleidung, Kopfbekleidung, Tuch, Messer, Süßigkeit usw.); Brautausstattung und Hochzeit (Formen des Transports der Brautausstattung; falsche Bräute im Hochzeitsbrauch; symbolische und magische Handlungen während der Hochzeit: Fruchtbarkeits- und Geburtszauber usw.); Weihnachtsgrün und Weihnachtsbaum; Krippenspiel; Faschingsbräuche; Hirtenfeste (deren Bräuche mit der Aufarbeitung von 76 Einzelmotiven auf 5 Karten dargestellt werden).

Im IX. Band (Karten Nr. 568 – 634) werden folgende folkloristische Erscheinungen dargestellt: Orakel des blühenden Zweiges; Jahresfeuer; Verbotene Tage (Brotbacken, Wäschewaschen); Tod und Begräbnis; Beerdigung der Mädchen (z.B. Elemente der Hochzeit bei solchem Begräbnis); Grabhölzer; Totenkult; Magie (z.B. Bauopfer, Speise und Trank für das Feuer); magische Heilung; Person mit übermenschlichen Fähigkeiten; Hausschlange; Luzientag; Kosmogonie (z.B. Tier, das die Erde hält; was wird im Mond gesehen?).

Zwecks Orientierung über den ausführlicheren Inhalt der Karten seien hier zwei Beispiele angeführt. Die Karte Nr. 599 zeigt uns, daß der Brauch, in den Hausunterbau Geld zu legen, vom Gebiet westlich des Burgenlandes bis Siebenbürgen allgemein verbreitet ist; in Siebenbürgen wird allerdings ins Fundament auch irgendein Tier eingebaut. Im ungarischen Sprachgebiet wird in die Lehmbeschmierung nur selten ein tierisches Produkt (z.B. Ei) beigemengt, und auch dann nur zusammen mit geringem Geld. In Siebenbürgen und in der Moldau besteht der Brauch, ins Gebäude einen Stab

einzumauern, womit die Länge des Schattens eines Vorbeigehenden abgemessen wurde. Damit wurde im vorliegenden Atlas ein überaus archaischer Brauch festgehalten. Die rumänische Zeitung Telegraful romîn (1856) berichtet aus Dörfern von Siebenbürgen und Südrumänien über herumziehende rumänische „Schattenkrämer", die ein Bündel von Stäben verschiedener Länge auf dem Rücken tragen; mit diesen Stäben wurde die Länge des Schattens verschiedener Personen gemessen.

Die Karte Nr. 527 beschreibt die Art und Weise, wie die neue Frau im Haus ihres Gatten empfangen wird. Im gesamten ungarischen Sprachgebiet wird ihr ein Besen vorgelegt oder in die Hand gereicht. In Transdanubien, im Zwischenstromgebiet Donau-Theiß sowie in Siebenbürgen wird ein Stuhl vor sie gestellt, in Süd-Transdanubien legt man Textilien auf ihrem Weg (Schutz vor dem Kontakt mit der Erde).

Selbstverständlich sind im Atlas verschiedene Varianten all dieser Bräuche angegeben, die auf siedlungsgeschichtliche, religiöse und ethnische Ursachen zurückzuführen sind. So treten etwa manche Gewohnheiten in Erscheinung, deren Verbreitungsgebiet eine mehr oder weniger schmale Zone entlang der österreichischen Grenze bildet. Unter den Speisen sind hierbei der Bohnensalat und die Schweinekopfspeise zu nennen, im Bereich des Volksglaubens der „Mann im Mond" (der dort Holz hackt) oder einige Bräuche des Luzientages. Diese bezeichne ich als norisch (Noricum)-voralpine Kulturerscheinungen, die in den Bänden I – VI in größerer Anzahl vorkommen.

Im Vorwort des VII. Bandes ist folgendes zu lesen: „Das im Atlas aufgearbeitete Material stammt aus neuen, einheitlichen Erhebungen. Deshalb bringt das Werk auch in dieser Hinsicht neue Kenntnisse. Die Erhebung wurde von volkskundlich geschulten Exploratoren mittels eines vierbändigen Fragebogens in den 60er Jahren in 417 Siedlungen durchgeführt, die im gesamten ungarischen Sprachgebiet proportional verteilt waren. Man war bestrebt, die Belegorte so auszuwählen, daß diese die Kultur in Ihrer Umgebung repräsentieren."

Das Erscheinen des Atlas wurde in erster Linie durch die Ungarische Akademie der Wissenschaften ermöglicht. Die einzelnen Karten wurden von den besten ungarischen Kennern des betreffenden Problems zusammengestellt. Der Inhalt jeder Karte sowie die Zeichenerklärung und das Vorwort sind auch in deutscher Sprache abgedruckt. (Zu der Struktur und Methode des Atlas s. meinen Aufsatz: Die ungarische ethnographische Kartographie. In: L. Mikoletzky (Red.), Bericht über den siebzehnten österreichischen Historikertag in Eisenstadt. Wien 1989, S. 239 – 249).

Schließlich sei auch an dieser Stelle festgehalten, daß Professor Jenő Barabás einen Löwenanteil am Zustandekommen des Atlas der Ungarischen Volkskultur hatte.

Béla Gunda

Leopold KRETZENBACHER, *Leben und Geschichte des Volksschauspiels in der Steiermark. Ausgewählte Aufsätze.* Graz 1992 (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Sonderband 23), 323 Seiten, 1 Verbreitungskarte, 4 Fig. im Text, 25 Abb. auf Taf. und im Text.

Zum 80. Geburtstag hat der Historische Verein für Steiermark seinem Ehrenmitglied und Jubilar, Leopold Kretzenbacher, dem österreichischen Nestor der „Ethnologia Europaea", einen Geschenkband gewidmet, in dem seine Arbeiten zum Volksschauspiel in der Steiermark ohne Veränderungen photomechanisch auf Glanzpapier nachgedruckt und mit einem Register (S. 316 – 323) versehen sind. Ist diese ehrende Geste an sich ein trefflicher Einfall, da beides, Volksschauspiel und Steiermark, den Autor trotz seiner europaweiten Wanderschaften und anderweitigen thematischen Ausgriffe immer wieder bewegt und beschäftigt haben und immer noch bewegen (gleichsam als Rückkehr zu seinen Anfängen), das Geschenk also ein sehr persönliches ist, so wird der Fachmann und interessierte Laie erstaunt feststellen, daß nur „seine wichtigsten nicht hier [= nicht in der Steiermark] erschienenen Aufsätze zum steirischen Volksschauspiel" (S. 1, „Statt einer Einleitung", von Gerhard Pferschy) erfaßt sind, was aus der Sicht des Historischen Vereins für Steiermark durchaus seine Logik und Berechtigung hat, für die übrige Welt aber die thematische Einheit des Bandes nicht ganz vollständig erscheinen läßt. Denn so sind bedeutende Frühstudien wie: „Frühformen des Paradeisspieles in Innerösterreich". Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 39 (1948) S. 137 – 152; „Barocke Spielprozessionen in Steiermark. Zur Kulturgeschichte der theatralischen Festfeiern in der Gegenreformation". Aus Archiv und Chronik 2 (1949) S. 13 – 25, 43 – 52, 83 – 91; „Jesuitendrama im Volksmund". Volk und Heimat. FS V. von Geramb. Graz etc. 1949, S. 133 – 166 nicht aufgenommen. Doch sind diese Forschungsergebnisse allerdings in die nachfolgenden Monographien wie „Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark". Wien 1951; „Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark". Klagenfurt 1952, und „Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südostalpenländern". Salzburg 1952, eingeflossen. Ansonsten ist schon so ziemlich alles beisammen, was bleibende Bedeutung hat. Die Studie „Zur Dreifaltigkeits-Darstellung im steirischen Paradeisspiel". ÖZV XLVI/95 (1992) S. 149 – 168 ist zu spät erschienen, um im vorliegenden Band noch Berücksichtigung zu finden.

So ist die Freude ungetrübt, daß man so manchen klassischen Artikel der Volksschauspielforschung, zuweilen entlegen erschienen, nun bequem zugänglich in Festschriftform vor sich hat. Der Gesamtband führt neuerlich zu Bewußtsein, wie kontinuierlich die Ausgangsregion und das Dissertationsthema zum Volksschauspiel den Jubilar durch sein vielschichtiges Forscher-

dasein begleitet haben, ja im Alterswerk des ins Refugium in Lebring Heimkehrenden sogar wieder einen deutlichen thematischen Schwerpunkt bilden (vgl. etwa die Monographie „Mürztaler Passion. Steirische Barocktexte zum Einort- und Bewegungsdrama der Karwoche". Wien 1988, Österr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Klasse, Sitz. ber. Band 501). Der Band umfaßt Studien aus 40 Forschungsjahren in chronologischer Folge: Die steirisch-kärntischen Prasser- und Hauptsündenspiele. Zum barocken Formwandel eines Renaissancethemas und dessen Fortleben im Volksschauspiel (S. 4 – 22, zuerst ÖZV 50, 1947, S. 67 – 95); Magdalenenlegende und Volksschauspiel (S. 23 – 40, Beiträge zur Volkskunde Tirols. FS H. Wopfner. Innsbruck 1948, S. 219 – 236 [nicht „336" wie im Inhaltsverzeichnis]); Die Steiermark in der Volksschauspiellandschaft Innerösterreichs (S. 41 – 88, ÖZV 5 1, 1948, S. 148 – 194); die klassische Studie zu „Bühnenformen im steirisch-kärntischen Volksschauspiel" (S. 89 – 113, Carinthia I 141, 1951, S. 136 – 160); Der Graf von Backenweil. Ein Heimkehrerspiel auf dem steirischen Barocktheater (S. 114 – 131, FS J. F. Schütz. Graz/Köln 1954, S. 101 – 118); Schlangenteufel und Satan im Paradeisspiel. Zur Kulturgeschichte der Teufelsmasken im Volksschauspiel (S. 132 – 154, L. Schmidt [ed.], Masken in Mitteleuropa. Wien 1955, S. 72 – 92); Legende und Spiel vom Traumgesicht des Sünders auf der Jenseitswaage. Zu Fortleben und Gehaltwandel einer frühchristlichen Legende um einen „sozialen" Heiligen (S. 155 – 184, Rhein. Jahrbuch für Volkskunde 7, 1956, S. 145 – 172); Adams Testament und Tod. Apokryphe und Totentanz im lebendigen Volksschauspiel der Steiermark (S. 185 – 205, Schweizer. Archiv für Volkskunde 54, 1958, S. 129 – 149); Altsteirischer Bergmannstanz. Knappenfeier und Landesrepräsentation im Schwert- und Reiftanzspiel (S. 206 – 215, Der Anschnitt 11, Esslingen 1959, H. 3, S. 20 – 24); Totentänze im Südosten (S. 216 – 247, Ostdeutsche Wissenschaft 6, 1959, S. 125 – 152); Jesuitentheater in Alt-Judenburg (S. 248 – 251, Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer 71 = Beilage zur „Südost-Tagespost" 13. 12. 1961, S. 1 – 2); Vom Mysteriendrama zum Volksschauspiel (S. 252 – 257, Das österreichische Volksstück. Wien 1971, S. 51 – 57); Christus soll nicht gegeißelt werden. Ein mittelalterlich-schwedisches Visionsmotiv in einem altsteirischen Passionsspiel (S. 259 – 269, ÖZV 75, 1972, S. 116 – 126); Das „Komödie Buch über das Leben des heil. Martyrer Christoph". Ein bisher ungedrucktes Volksschauspiel-Bruchstück aus der Steiermark (S. 270 – 287, Jahrbuch für Volksliedforschung 20, 1975, S. 133 – 150); Volksschauspiel (S. 288 – 299, H. Deutsch et al., Volksmusik in Österreich. Wien 1984, S. 97 – 105); Zur „Frau des Pilatus" (Matth. 27, 19) im österreichischen Christileiden-Spiel der Gegenwart (S. 300 – 315, ÖZV 40, 1986, S. 17 – 32).

Somit ist Bekanntes und weniger Bekanntes miteinander versammelt. Neben der ehrenden Jubiläums-Geste bleibt auch der praktische Ge-

brauchsnutzen solcher Sammelbände von nachgedruckten Einzelarbeiten mit einer gemeinsamen übergreifenden Themenstellung hervorzuheben. Der Verfasser hatte in den letzten Jahren mehrfach die Freude, solche Zusammenstellungen von Reproduktionen seiner Einzelarbeiten unter verschiedenen Gesichtspunkten in die Hand nehmen zu dürfen. Sie runden das Bild eines reichen Forscherlebens besser ab als so manche detaillierte Publikations-Bibliographie. Doch im Falle des Jubilars sind auch die Publikationen nicht vollständig erfaßt, enthalten doch die analytischen Werkregister von 1977, 1989 und 1992 (H. Gerndt/G. R. Schroubek, Vergleichende Volkskunde. Bibliographie Leopold Kretzenbacher. München/Würzburg 1977; G. Möhler, Vergleichende Volkskunde. Bibliographie Leopold Kretzenbacher II. München 1989 [hektogr.]; H. Gerndt/E. Grabner, Vergleichende Volkskunde. Bibliographie Leopold Kretzenbacher III. ÖZV 95, 1992, S. 433 – 434) nicht die wohl an die Tausendergrenze heranreichenden Buchbesprechungen, die ein getreuer Pegelmesser des „geistigen Umsatzes", des wissenschaftsethischen Engagements und des thematischen Interessenhorizontes einer Forscherpersönlichkeit darstellen. Denn auch auf diesem Sektor, der Fülle und Reichweite der Rezensionstätigkeit, steht der Nestor der Vergleichenden Volkskunde als konsequenter Vertreter einer ernstgenommenen „Ethnologia Europaea" auf weitem Feld allein da. Es bleibt zu hoffen, daß diese leicht zu füllende Lücke in Zukunft geschlossen wird. Denn die Bemühungen um eine bio-bibliographische Personen- und Institutionengeschichte sollte den herausragenden Fachvertretern doch eigenes Augenmerk schenken. Das Erscheinen dieser auch von der Aufmachung her ansprechenden gelungenen Festgabe mag dem Jubilar viel Freude bereiten.

Walter Puchner

Stefan SCHUMACHER, *Die rätischen Inschriften. Geschichte und heutiger Stand der Forschung* (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 79). Innsbruck 1992.

Wer sich mit dem Korpus der sogenannten rätischen Inschriften beschäftigt hat, kennt die unbefriedigende Editionslage: Die grundlegende Sammlung von Josua Whatmough (The Prae-Italic Dialects of Italy II, Cambridge/Mass. 1933, S. 3 – 64) ist in mancherlei Hinsicht überholt, und dies wird durch ein 1975 erschienenes Supplement (Alberto Mancini, Iscrizioni Retiche, Studi Etruschi 43, 1975, S. 249 – 306) nur teilweise wettgemacht. Da beiden Werken brauchbare Indices fehlen, müssen für manche Detailfragen mühsame und oft zeitaufwendige Sucharbeiten angestellt werden.

Der wenig erbauliche Status quo wird durch die vorliegende, aus einer Diplomarbeit an der Universität Innsbruck hervorgegangene Monographie großteils bereinigt. Die Arbeit stellt, so der Verfasser, nur ein Provisorium dar, das den aktuellen Forschungsstand festhält, ohne wesentlich darüber hinauszureichen (S. 15 f., 254); diese recht bescheidene Ankündigung gilt indessen einer Darstellung von hohem Wert.

Im ersten Teil wird die Forschungsgeschichte umfassend und kritisch aufgearbeitet (S. 19 – 108; Bibliographie: S. 279 ff.), die bei der Erforschung der ‚rätischen' Inschriften beschrittenen Wege und Irrwege sind nüchtern herausgestrichen. (Der an sich unglückliche, doch übliche Terminus ‚rätisch' wird auch von Schumacher beibehalten. Damit kann und soll aber keine sprachliche und/oder ethnische Homogenität suggeriert werden; die Zahl der in den ‚rätischen' Inschriften bezeugten Dialekte bzw. Sprachen bleibt ungewiß, und zudem ist der evozierte Zusammenhang mit den von antiken Autoren erwähnten *Raeti* nicht klar.) Was die sprachliche Deutung betrifft, haben weder kombinatorische noch etymologische Methode – Art und Umfang des etruskoiden Kolorits bleiben fraglich – zu rundum zufriedenstellenden Ergebnissen geführt.

Das Kernstück der Arbeit bildet zweifelsohne ein von Schumacher so benanntes *Corpus inscriptionum Raeticarum completum et emendatum* (CIRCE; S. 131 – 198), das schon deswegen willkommen ist, weil die Neufunde seit 1975 aufgenommen (und ausführlich behandelt: S. 199 ff.) sind; die Denkmäler sind neu geordnet nach Fundortbereichen (z.B. PU = Pustertal; darauf folgt eine Ordnungsnummer). Als ‚rätische' Inschriften definiert werden die vorrömischen Inschriften des Trentino, Süd- und Nordtirols, des Unterengadin sowie, soweit nicht venetisch, des nördlichen Veneto (S. 13); die Texte sind zum Großteil in den Alphabeten von Sanzeno (bzw. Bozen) und Magrè geschrieben. Nicht in das Korpus aufgenommen ist eine bisweilen als „weströtisch" bezeichnete Gruppe von Schriftdenkmälern aus der Gegend um Sondrio sowie der Val Camonica (‚kamunisch'). Gleichfalls nicht berücksichtigt bleiben, etwas überraschend, die Inschriften auf dem Helm A von Negau und von Vače (S. 14, 72 mit Anm. 77); wenngleich räumlich etwas abgelegen, sind diese beiden Zeugnisse nur schwer von den übrigen ‚rätischen' Denkmälern zu trennen – *xerisna* (Vače; das erste Zeichen ein ‚Pfeilzeichen'?) hat deutliche Parallelen in den behandelten linksläufigen Inschriften NO-13 (Monte Ozol; *ƒerisna),* SR-4 (Serso; ‚Rückseite': *xieris.n[x?)* und SR-6 (Serso; Z. 1: *-ieris[.]ṇa).*[1]

Die Prinzipien der Textpräsentation sind ausführlich vorgestellt (S. 112 ff.); es ist eine enge, ‚nicht-interpretierende' Transliteration durchgeführt. Unklare Sonderzeichen wie das „segno seghettato" sind ‚wertfrei' transliteriert – eine Vorentscheidung, welches Phonem zugrundeliegt bzw. zugrundeliegen kann, wird also nicht getroffen. Schumacher verzichtet

sowohl auf ‚innere' als auch auf ‚äußere' Deutungen, sodaß ein Maximum an objektiver Information zu jeder Inschrift (äußere Daten, Inschriftenträger, Position des Textes, Schriftrichtung, transliterierter Text, wichtige Literatur) für die noch anzuschließenden Arbeitsgänge (sprachliche und inhaltliche Interpretation) möglichst breiten Spielraum läßt.

Der Verfasser hat einen beträchtlichen Teil der Inschriften einer Autopsie unterzogen; dadurch ergeben sich in einigen Fällen neue, verbesserte Lesungen. Um nur einen Fall anzuführen, ist Pellegrinis Lesung der ‚Vorderseite' der Inschrift SR-4 (Serso) *tulie///.se[* (s. Mancini, StE 43, 1975, S. 292; die beigegebene Skizze steht übrigens mit der gebotenen Lesung nicht im Einklang), nicht aufrecht zu halten. Durch Autopsie erkennt Schumacher zwischen *l* und *i* einen Punkt, und das letzte Schriftzeichen ist kaum als *e* zu identifizieren. Allerdings hat sich wohl bei der von Schumacher gegebenen Transliteration *t²ul.ie///s.[x?* (S. 157) ein Druckfehler eingeschlichen; wenn man der Zeichnung bei Mancini vertrauen darf, ist dies zu *t²ul.ie///.s[x?* zu korrigieren.

Ausführungen zum geographischen und zeitlichen Horizont sowie zu den Inschriftenträgern (S. 243 ff.) sowie ein Abbildungsteil (S. 265 ff.) runden die Arbeit ab. Auf einen Index der Zeichensequenzen ist offenbar mit Absicht verzichtet: für ein tatsächlich brauchbares Register hätten die Texte wohl in irgendeiner Form segmentiert und somit auch (entgegen der sonstigen Vorgangsweise) interpretiert werden müssen. In einem abschließenden Ausblick umreißt der Verfasser die Aufgaben bzw. Zielsetzungen einer definitiven Edition und faßt die zahlreichen ungelösten Probleme, die die ‚rätischen' Inschriften aufwerfen, noch einmal kurz zusammen (S. 253 ff.).

Schumacher hat mit seiner Monographie ein sehr solides Arbeitsinstrument bereitgestellt, das ohne Zweifel Grundlage und Anregung für die weitere Forschung bilden wird.

Robert Nedoma

Anmerkung

1 Die recht beachtliche Verbreitung dieser im übrigen noch nicht schlüssig gedeuteten Sequenz ist eines von mehreren schwerwiegenden Argumenten gegen die von Heinz Klingenberg (Studium generale 20, 1967, S. 434) erwogene Deutung der Inschrift von Vače als germ. Personenname **Ansirēd.*

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band XLVII/96, Wien 1993, 561 – 568*

Eingelangte Literatur: Herbst 1993

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Robert Allgäuer, Gerhard Wanner (Red.), „Eidgenossen helft euern Brüdern in der Not!" Vorarlberger Beziehungen zu seinen Nachbarstaaten 1918 – 1922. Herausgegeben vom Arbeitskreis für regionale Geschichte. Feldkirch 1990, 203 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Antónia Barati, Péter Szuhay (Hg.), Pictures of the History of Gipsies in Hungary in the 20th Century. Budapest, Néprajzi Múzeum, 1993, 365 Seiten, 736 Abb., in ungar. und engl. Sprache.

Hans-Georg Beck, Vom Umgang mit Ketzern. Der Glaube der kleinen Leute und die Macht der Theologen. München, Verlag C. H. Beck, 1993, 198 Seiten.

Hans Belting, Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst. München, C. H. Beck, 1993, 700 Seiten, 294 Abb., 11 Farbtafeln.

Pal Beluszky, Marin Seger (Hg.), Bruchlinie Eiserner Vorhang. Regionalentwicklung im österreichisch-ungarischen Grenzraum. (= Studien zur Politik und Verwaltung 42), Wien/Köln/Graz, Böhlau, 1993, 303 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Dušan Bilandžić u.a. (Red.), Hrvatska. Zadanosti i usmjerenja. Zagreb 1992, 139 Seiten.

Rudolf Braun, David Gugerli, Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen. Hoffeste und Herrschaftszeremoniell 1550 – 1914. München, C. H. Beck, 1993, 378 Seiten, 27 Abb.

Evamaria Brockhoff, Josef Kirmeier (Hg.), Herzöge und Heilige. Das Geschlecht der Andechs-Meranier im europäischen Hochmittelalter. Katalog zur Landesausstellung im Kloster Andechs vom 13. Juli – 24. Oktober 1993, (= Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 24/93), München, Haus der Bayerischen Geschichte, 1993, 271 Seiten, Abb., Graph., Karten.

Geneviève Calame-Griaule (Red.), Cahiers de Littérature orale n° 32. Paris 1992, 201 Seiten, Abb., Graph.

Hugh Cheape, Tartan The Highland Habit. Edinburgh, National Museums of Scotland, 1991, 72 Seiten, zahlr. Abb.

Brigitta och Cia Conradson, Änglar och andra pepparkakor. Stockholm, Nordiska Museets Förlag, 1992, 63 Seiten, Abb.

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien. Band 2, De – Gy. Wien, Kremayr und Scheriau, 1993, 652 Seiten, Abb., Graph.

Gerhard M. Dienes, Karl A. Kubinzky, Liebenau – Geschichte und Alltag. Broschüre zur gleichnamigen Bezirksausstellung Herbst 1992. Graz, Verlag für Sammler, 1992, 79 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Simon Diner, Lioudmila Pirogova, Yvonne de Sike, Miniatures Russes sur Laque. „Mythes et légendes". Paris, L'Oiseau de feu, 1993, 119 Seiten, 75 Abb.

Marianne Direder-Mai, Leander Petzoldt (Hg.), Märchen aus Südtirol. Gesammelt von Dr. Willi Mai. Bozen, Athesia, 1991, 73 Seiten, Abb.

Josef Docekal (Bearb.), Österreichs Wirtschaft im Überblick 93/94. Die Österreichische Wirtschaft und ihre internationale Position in Graphiken, Tabellen und Kurzinformationen. Wien, Wirtschaftsstudio des Österreichischen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums, 1993, 71 Seiten.

Robert D. Drennan, Mary M. Taft, Carlos A. Uribe (Hg.), Prehispanic Chiefdoms in the Valle de la Plata, Volume 2. Ceramics-Chronology and Craft Production. Pittsburgh, University of Pittsburgh, 1993, 190 Seiten, Abb., Tab., Graph.

Georges Duby, Michelle Perrot, Geschichte der Frauen. In 5 Bänden, Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, Band I: Antike. Herausgegeben von Pauline Schmitt Pantel, 1993, 617 Seiten, Abb., Graph, Band II: Mittelalter. Herausgegeben von Christiane Klapisch-Zuber, 1993, 584 Seiten, Abb., Graph.

Mitja Ferenc, Gottschee – Das verlorene Kulturerbe der Gottscheer Deutschen. Katalog zur Ausstellung in Ljubljana von September bis Oktober 1993, Ljubljana 1993, 112 Seiten, Abb., Graph., in slowenischer und deutscher Sprache.

Petra Feuerstein, Hans-Christian Winters (Bearb.), Spielerische Seiten. Spiele und Spielbücher in der Herzog August Bibliothek. (= Kleine Ausstellungen 4), Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, 1992, 40 Seiten, Abb.

Elisa zu Freudenberg, Wolfram zu Mondfeld, Altes Zinn aus Niederbayern. 2 Bände, Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, Band 1: 1982, 262 Seiten, Band 2: 1983, 269 Seiten, Abb., Graph.

Henrik Glimstedt, Mellan teknik och samhälle stat, marknad och produktion i svensk bilindustri 1930 – 1960. Göteborg 1993, 259 Seiten, Graph., Tab.

Béla Gunda, A Tökeszékek Néprajzához. Sonderdruck aus: Különnyomat a Ház és Ember 7. 1991 kötetéböl. S. 155 – 162, 9 Abb.

Béla Gunda, Funktionen eines ungarischen Kleinmöbels. Sonderdruck aus: Ethnographica et Folkloristica Carpathica Tom. 7 – 8. Debrecen 1992, S. 387 – 414, 29 Abb., Graph.

Jacques Hainard, Roland Kaehr, Si ... Regards sur le sens commun. Neuchâtel, Musée d'ethnographie, 1993, 247 Seiten.

Anna Hansson, Känna, lyssna, lära. Breaking Through the Glass. Uddevalla, Nordiska Museets, 1992, 76 Seiten, Abb.

Brigitte Heck, Heidi Müller, Friederike Lindner, Guido Fackler (Bearb.), Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Katalog zur Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe und des Museums für Volkskunde vom 27. Februar bis 6. Juni 1993 Karlsruhe, Schloß und vom 6. November 1993 bis 6. März 1994 in Berlin, Museum für Volkskunde. (= Schriften des Museums für Volkskunde 18), Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1993, 252 Seiten, Abb.

Hans-Christian Heintschel, 1893 – 1993. 100 Jahre Robert Hamerling-Denkmal in Waidhofen an der Thaya. Begleitschrift zur Ausstellung im Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya. Waidhofen an der Thaya 1993, 59 Seiten, Abb., Tab., Graph.

John Hewson, A Computer-Generated Dictionary of Proto-Algonquian. (= Canadian Ethnology Service Mercury Series Paper 125), Hull, Canadian Museum of Civilization, 1993, 281 Seiten.

Anton Hofmeister (Bearb.), Marktgemeinde Apetlon Festschrift. Herausgegeben anläßlich der Erhebung zur Marktgemeinde. Apetlon o.J., 93 Seiten, Abb., Tab.

Helga Högl (Red.), Weinviertler Museumsdorf Niedersulz. Niedersulz, Verein Weinviertler Museumsdorf Niedersulz, o.J., 43 Seiten, Abb.

Werner Holzer, Rainer Münz (Hg.), Trendwende? Sprache und Ethnizität im Burgenland. Wien, Passagen Verlag, 1993, 374 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten.

Mihály Hoppál, Keith D. Howard (Hg.), Shamans and Cultures. (= Istor Books 5), Budapest/Los Angeles, Akadémiai Kiadó/International Society for Trans-Oceanic Research, 1993, 302 Seiten, Graph.

Waltraude Horak, Brigitte Urban, Elisabeth/Erzsébet – Majestät, Mensch und Mythos – Kaiserin von Österreich/Königin von Ungarn. Begleittext zur Ausstellung im Schloß Hof und Schloß Niederweiden im Marchfeld vom 4.4. – 31.10.1993. Marchfelder Schlösserverein 1993, 50 Seiten, Abb.

Ralph Hübner (Hg.), Who is Who in Österreich mit Südtirolteil. Zug/Schweiz, Who ist Who Verlag für Prominentenenzyklopädien, 11. Ausgabe 1993, 1984 Seiten, Abb.

Paul Hugger, Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance. Eine volkskundliche Annäherung. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band 10), Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1993, 63 Seiten, 15 Abb., 4 Karten.

Evan Imber-Black, Janine Roberts, Vertrauen und Geborgenheit. Familienrituale und alte Bräuche neu entdeckt. Aus dem Amerikanischen von Ulrike Bischoff. Düsseldorf/Wien/New York/Moskau, Econ Verlag, 1993, 400 Seiten, Tab.

Eva Irblich, Karl der Große und die Wissenschaft. Mit einem Beitrag von Herwig Wolfram. Katalog zur Ausstellung Karolingischer Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek zum Europa-Jahr 1993 vom 9.6. – 26.10.1993. Wien, Österreichische Nationalbibliothek, 1993, 131 Seiten, 48 Abb.

Utz Jeggle u.a. (Red.), Umbauen – Zur Kultur des Erneuerns. Materialien zu einer Ausstellung des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft vom 1.4. – 20.4.1980. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1980, 106 Seiten, Abb., Graph.

Utz Jeggle u.a., Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen. Eine Heimatkunde. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1989, 404 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Maria Kinz, Photoalbum 1918 – 1938. Der Alltag war nicht immer grau. Wien, Ueberreuter, 1993, 283 Seiten, zahlr. SW-Abb.

Donald B. Kraybill, Lucian Niemeyer, Old Order Amish. Their Enduring Way of Life. Baltimore/London, The John Hopkins University Press, 1993, 187 Seiten, zahlr. Abb.

Bernd G. Längin, Aus Deutschen werden Amerikaner. Die Geschichte der deutschen Einwanderung in der Neuen Welt (= Eckartschriften 126), Wien, Österreichische Landsmannschaft, o.J., 120 Seiten.

Alexandra Leeb, Die Flurdenkmale im Straßertal. Mit Beiträgen von Helga Papp. Straß im Straßertal 1993, 132 Seiten, 130 Abb., 6 Karten im Anhang.

John Lowerson, Sport and the English middle classes 1870 – 1914. Manchester/New York, Manchester University Press, 1993, 310 Seiten, Tab.

Maciej Łukowski, Witold Żukowski zarys biografii filmowej. Łodź, Towarzystow Kultury Filmowej, 1984, 19 Seiten.

Kurt Lussi, Der Feldmauser. (= Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde Abt. Film, Reihe: Altes Handwerk 60), Basel, Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1993, 36 Seiten, 17 Abb., Tab.

Gunther Martin, Damals in Döbling ... Gestalten und Schauplätze einer Wiener Stadtlandschaft. Wien, Edition Wien, 1993, 108 Seiten, Abb.

Wolfgang Mieder, Proverbs are Never out of Season. Popular Wisdom in the Modern Age. New York/Oxford, Oxford University Press, 1993, 284 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Johann Mühlbauer, Franz Sonntag (Red.), Bezirksbuch Braunau am Inn. Mattighofen, Moserbauer Verlags-GesmbH., 2. Aufl. 1993, 466 Seiten., Abb., Graph., Tab., Karten.

Otto Neurath, Gesammelte bildpädagogische Schriften. Band 3, Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1991, 674 Seiten, Graph.

Waltraud Neuwirth (Bearb.), Zauberfaden – Fadenzauber. Glas von Biedermeier bis Art Déco. Begleittext zur Ausstellung im Schloß Niederweiden im Marchfeld vom 4.4. – 31.10.1993. Marchfelder Schlösserverein 1993, 30 Seiten, Abb.

Miklós Nyakas, Hajdú-Bihar Megye Címerei. (= Hajdúsági Közlemények 16), Hajdúböszörmény 1991, 121 Seiten, Graph.

Miklós Nyakas, A Hajdúvárosok Országgyülési Képviseleti Jogának Elnyerése 1790 – 1791. (= Hajdúsági Közlemények 17), Hajdúböszörmény 1992, 106 Seiten, Abb., Graph.

Lennart Andersson Palm, Människor och Skördar. Studier kring agrarhistoriska metodproblem 1540 – 1770. Mit engl. Zusammenfassung. (= Institutet för lokalhistorisk forskning, skriftserie nr 4), Göteborg o.J., 335 Seiten, Graph., Tab.

Jewgenija Petrowa, Jochen Poetter (Hg.), Russische Avantgarde und Volkskunst. Katalog zur Ausstellung des Staatlichen Russischen Museums St. Petersburg und der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden vom 24.7. – 12.9.1993. Stuttgart, Gerd Hatje, 1993, 157 Seiten, zahlr. Abb.

Lisl Ponger, Fremdes Wien. Klagenfurt/Salzburg/Wien, Wieser Verlag, 1993, 299 Seiten, Abb.

Rudolf Post (Bearb.), Pfälzisches Wörterbuch. Band V, Lieferung 41, Schnittlauchlocke – Schwutt, Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 1993, S. 1345 – 1628,

Erich Rabl, Horn in alten Ansichten. Zaltbommel/NL, Europäische Bibliothek, 1993, unpag. 76 Abb. **(R)**

Ann Resare, Klädd i Hatt. Stockholm, Nordiska Museets Förlag, 1993, 62 Seiten, Abb.

Barbara Rettenbacher-Höllwerth, Unsere Mundart zwischen Gråsberg und Tauern. Mit Graphiken von Wolfgang Wiesinger. Salzburg, Institut für Kulturelle Sonderprojekte, 1992, 196 Seiten, Graph.

Ursula Rohringer (Bearb.), Porzellan, Glas. Katalog zur 1690 Kunstauktion des Dorotheums am 14. September 1993. Wien, 1993, unpag., Abb.

Elisabeth Roth, Volkskultur in Franken. Band II: Bildung und Bürgersinn. (= Mainfränkische Studien 49/2), Bamberg/Würzburg 1992, 471 Seiten, Abb.

Alistair Rowan, The Creation of Shambellie. The Story of a Victorian Building Contract. New Abbey, The Royal Scottish Museum, 1982, 64 Seiten, 25 Abb.

Karl-Heinz Rueß (Hg.), Göppinger Zinn. Mit Beiträgen von Frieder Aichele, Martin Mundorff und Karl-Heinz Rueß. Begleitband zur Ausstellung im Städtischen Museum Göppingen vom 3.10. – 11.11.1990, (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen 26), Göppingen 1990, 135 Seiten, 111 Abb.

Erwin M. Ruprechtsberger (Hg.), Bier im Atertum. Ein Überblick. (= Linzer Archäologische Forschungen Sonderheft VIII), Linz 1992, 39 Seiten, Abb., Graph.

Ladislav Šaban, Franjo Ksaver Kuhac Korespondencija I/2 (1863). Zagreb 1992, 129 Seiten, Abb.

Yasuo Sakuma, Ola Storsletten, Die Stabkirchen Norwegens. Meisterwerke nordischer Baukunst. Freiburg/Basel/Wien, Herder, 1993, 191 Seiten, zahlr. Abb., Graph.

Jennifer M. Scarce, Turkish Fashion in Transition. Reprint from Costume Number 14, 1980. Unpag., 12 Abb.

Jennifer M. Scarce, Middle Eastern Costume from the Tribes and Cities of Iran and Turkey. Edinburgh, The Royal Scottish Museum, 1981, 40 Seiten, Abb

Martin Scharfe u.a., Lebensspuren. Alte Erinnerungsbilder. Ausstellungsbegleitheft des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft zur Ausstellung im Schloß Hohentübingen vom 16.11. – 21.12.1980. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1980, 78 Seiten, Abb.

Martin Scharfe u.a., Heitere Gefühle bei den Ankunft auf dem Lande. Bilder schwäbischen Landlebens im 19. Jahrhundert. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft in Zusammenarbeit mit dem Württemberigischen Landesmuseum Stuttgart vom 13.4. – 5.6.1983. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1983, 101 Seiten, Abb., Graph.

Raimund Schmid, Troadkästen. Hölzerne Getreidespeicher des Bezirks Rohrbach. Rohrbach 1992, 80 Seiten, 90 Abb., 12 Graph., 16 Tab.

Ursula Schneider, Detlef Stender (Red.), „Das Paradies kommt wieder ..." Zur Kulturgeschichte und Ökologie von Herd, Kühlschrank und Waschmaschine. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Arbeit vom 26.5. – 3.10.1993, Hamburg, VSA-Verlag, 1993, 169 Seiten, Abb., Graph.

Mary Schoeser, Printed Handkerchiefs. London, Museum of London, 1988, 16 Seiten, 31 Abb.

Marcel Schwander, Fondue und Röschti. Grenzgänge zwischen Deutsch- und Welschschweiz. Zürich, Vontobel Holding, 1993, 56 Seiten, Abb.

Karl Schwarzinger, Katalog der ortsfesten Sonnenuhren in Österreich. Mit Erläuterungen zur Theorie der Sonnenuhren. Wien, Österr. Astronomischer Verein, 2. Aufl. 1993, 144 Seiten, 33 Abb. **(R)**

Peter Segemark, Johan Silvander, Leksaksbilar. Stockholm, Nordiska Museets Förlag, 1992, 62 Seiten, Abb.

Josef Volkmar Senz, Geschichte der Donauschwaben. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. Auflage München, Amalthea, 1993, 279 Seiten, Abb., Graph., Tab.

John E. Smart, Clothes for the job. Catalogue of the collection in the Science Museum. London, Her Majesty's Stationery Office, 1985, 67 Seiten, Abb., Graph.

Armin Sorge, Das Bauernhausmuseum Amerang des Bezirks Oberbayern. Seine Objekte, ihre Geschichte. (= Schriften des Bauernhausmuseums Amerang des Bezirks Oberbayern 4), Amerang 1993, 51 Seiten, Abb., Graph.

Charles W. Stewart, Holy Greed. The Forming of a Collection. New Abbey, The Royal Scottish Museum, 1980, 32 Seiten, 18 Abb.

Ingvar Svanberg, Mátyás Szabó, Etniskt liv och kulturell mångfald. En handbok i invandrardikumentation. Uddevalla, Nordiska Museets, 1993, 208 Seiten, Abb.

Naomi E. A. Tarrant, The Rise and Fall of the Sleeve 1825 – 1840. A catalogue of the costume and accessories in the Charles Stewart and Royal Scottish Museum collections. Edinburgh, Royal Scottish Museum, 1983, 66 Seiten, Abb.

Karl V. Teeter (Hg.), In Memoriam Peter Lewis Paul 1902 – 1989. (= Canadian Ethnology Service Mercury Series Paper 126), Hull, Canadian Museum of Civilization, 1993, 36 Seiten, 2 Abb.

John Telfer Dunbar, Highland Costume. Edinburgh, The Mercat Press, 1977, 62 Seiten, Abb.

Bernd Jürgen Warneken u.a., Wendemarken. Zum Symbolumbruch in Ostdeutschland. Ausstellungsbegleitheft des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft zur Ausstellung im Schloß Hohentübingen vom 15.11. – 22.12.1991. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1991, 89 Seiten, Abb.

Bernd Jürgen Warneken u.a., Als die Deutschen demonstrieren lernten. Die Kulturmuster „friedliche Straßendemonstration" im preußischen Wahl-

rechtskampf 1908 – 1910. Begleitheft des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft zur Ausstellung im Schloß Hohentübingen vom 24.1. – 9.3.1986. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1986, 187 Seiten, Abb., Graph.

Waltraud Weisi (Bearb.), Damals ... Alte Photographien aus dem Bezirk Deutschlandsberg. Deutschlandsberg 1992, 137 Seiten, zahlr. Abb.

Johann Rudolf Weiss, „Ah! Dieses Leben, diese Farbenglut!" Zwei Schweizer auf Gesellenwalz im Orient (1865 – 1874). Herausgegeben von Paul Hugger. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1993, 303 Seiten, Abb.

Oliva Wiebel-Fanderl, Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubenstradition. (= Kulturstudien Bibliothek der Kulturgeschichte 29), Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 1993, 334 Seiten, 9 Abb.

Badisches Wörterbuch. Begonnen und bearbeitet von Ernst Ochs. Lieferung 52, 3. Band, Seiten 545 – 576, Malter-stein – mätteln., Lahr, Verlag Moritz Schauenburg, 1993, 2 Karten.

Die Kunstsammlungen des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Florian. (= Österreichische Kunsttopographie Band XLVIII), Wien, Verlag Anton Schroll & Co, 1988, 338 Seiten Text, 970 SW-Abb. im Anhang.

Elementares und Anonymes. Zum Verlust des Selbstverständlichen. (= Denkmalpflege in Niederösterreich 11 zugleich Mitteilungen aus Niederösterreich 9/93), Wien 1993, 55 Seiten, Abb., Graph.

Gold aus Kiew. Katalog zur Ausstellung im Kunsthistorischen Museum Wien, Wien o.J., 433 Seiten, zahlr. Abb.

I segni dei mestieri: banchi, grida, insegne. Katalog zur Ausstellung im Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari. Roma, Leonardo-De Luca, 1992, 221 Seiten, zahlr. Abb.

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1992. 3 Bände. 16. Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 1992, 4807 Seiten.

Les Savoyards dans le Monde. Exposition réalisée par les Archives départementales de la Haute-Savoie. Conservatoire d'art et d'histoire – Annecy décembre 1991 – septembre 1992, o.O., o.J., 187 Seiten, Abb.

Stadtmuseum Zwettl – NÖ. Katalog. Zwettl, Museumsverein, 1992, 71 Seiten, Abb., Graph., Tab.

Verzeichnis der Mitarbeiter

HR Hon. Prof. Dr. Klaus Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Mag. Elisabeth Bockhorn
Anzbachgasse 63
A-1140 Wien

Univ. Doz. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Volkskunde
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Mag. Nora Czapka
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Martina Eberspächer M.A.
Herdweg 41
D-70174 Stuttgart

Dr. Werner Endres
Josef Adler Straße 17
D-93049 Regensburg

Judith Frisch-Wurth
Hovenweg 3
A-1220 Wien

Mag. Gerti Furrer-Petrisch
Donachgasse 15
A-6850 Dornbirn

OR Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Prof. DDr. h.c. Béla Gunda
Kossuth Universität
P.O.Box 36
H-4010 Debrecen 10

Dr. Gerlinde Haid
Feldweg 8/28
A-6111 Volders

Univ. Ass. Mag. Reinhard Johler
Institut für Volkskunde
Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Nicola Lepp M.A.
Mechtenbergstraße 54
D-45884 Gelsenkirchen

Univ. Prof. Dr. Oskar Moser
Wilhelm Raabe Gasse 19/3
A-8010 Graz

Dr. Robert Nedoma
Institut für Germanistik
Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

Mag. Herbert Nikitsch
Michaelerstraße 13/11
A-1180 Wien

Dr. Claudia Peschel-Wacha
Kanalstraße 6/5
A-1220 Wien

Univ. Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

OR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Univ. Ass. Dr. Ingo Schneider
Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Innrain 51 (Penthouse)
A-6020 Innsbruck

Dr. Magdalena Schwenter
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Mag. Christian Stadelmann
Sonnwendgasse 30/12
A-1100 Wien

Bernhard Tschofen M.A.
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 – 19
A-1080 Wien

Barbara Wolf M.A.
Fach Volkskunde, Philosophische Fakultät II
Universität Augsburg
Universitätsstraße 2
D-86135 Augsburg